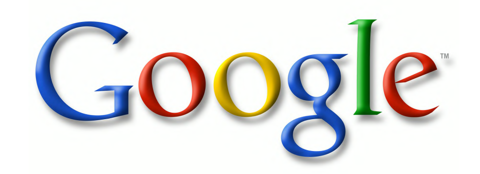
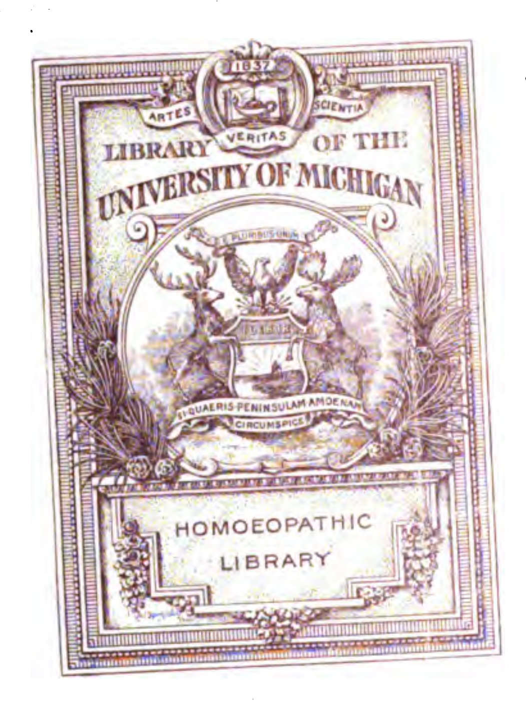
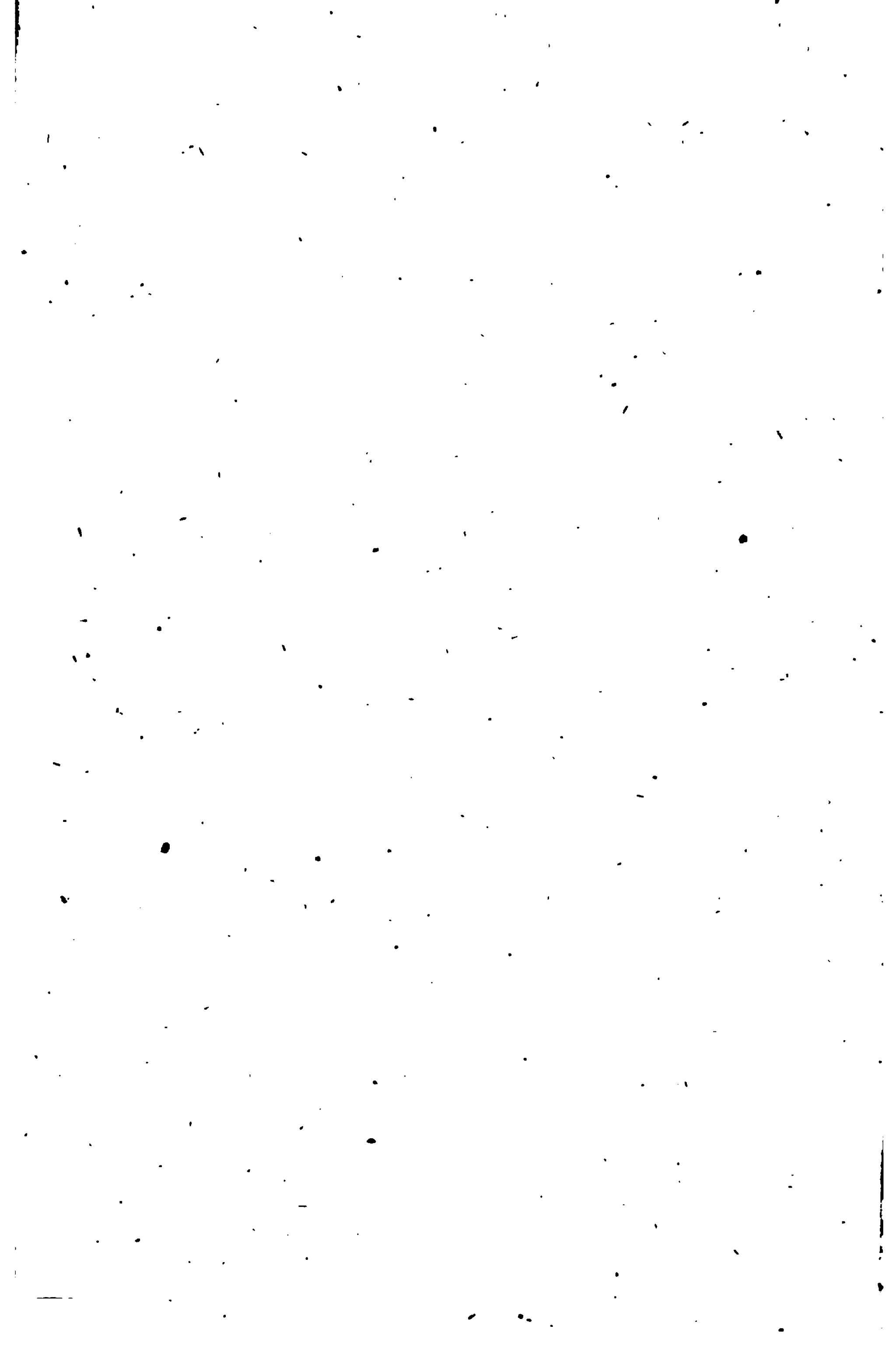




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
HOMOEOPATHIC
LIBRARY



# Rechtfertigung

der

von den Gelehrten misskannten,

verstandesrechten

# Erfahrungsheillehre

der

## alten scheidekünstigen Geheimärzte

und

treue Mittheilung des Ergebnisses einer 25jährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette

von

**Johann Gottfried Rademacher.**

---

**Zweiter Band.**

Vierte Ausgabe.

---

Berlin, 1852.
Druck und Verlag von G. Reimer.

# Inhalt des zweiten Theils.

---

## Viertes Kapitel.

Seite

Seite

## Fünftes Kapitel.



## Sechstes Kapitel.

Seite

## Nachtrag.

# Viertes Kapitel.

## Von den Universalmitteln.

### *Einleitung.*

Ehe ich die Wirkung und den Gebrauch der iatrochemischen Universalmittel auslege, wird es nöthig sein, die Begriffsbestimmung, die ich im zweiten Kapitel von einem solchen Mittel gegeben, zu rechtfertigen. Ich habe diesen Begriff folgendermassen bestimmt: Ein Universalmittel sei ein solches Mittel, welches in dem belebten Menschenleibe dasjenige, was, erkrankt, nicht unter der Heilgewalt irgend eines Organheilmittels stehe, zum Normalstande zurückführe. Das in dem belebten Menschenleibe durch die Universalmittel Heilbare nenne ich den Gesammtorganismus, im Gegensatze zu den einzelnen Organen, die, erkrankt, unter der Heilgewalt ihrer Eigenheilmittel stehen.

Sollte man diese Bestimmung etwas seltsam finden, so bemerke ich darüber Folgendes. In einer reinempirischen Begriffsbestimmung darf nichts Hypothetisches, sich auf eine vermeintliche oder vermuthliche Kenntniss des belebten Menschenleibes Beziehendes aufgenommen werden. Das Rationellempirische, das Vermuthliche über die Universalmittel werde ich am Ende dieses Kapitels dem Leser mittheilen, und zwar unter einer besonderen Ueberschrift, damit es auf keine Weise mit dem Reinerfahrungsgemässen vermischt werde. Solche

Vermischung gibt Verwirrung der Begriffe, deren sich freilich manche rationelle Empiriker nur zu oft schuldig gemacht, welche mich aber, der ich die Absicht habe, die reinempirische Heillehre der Alten dem Leser verständlich darzulegen, gar übel kleiden würde.

Alle Begriffsbestimmungen sagen uns nicht, was das zu bestimmende Ding sei, sondern bloss, welches sein Verhältniss zu andern Dingen sei, mit denen es der Verstand möglich verwechseln könnte.

Wenn die Scheidekünstler uns solche Körper, welche die Kunst bis jetzt noch nicht zu zerlegen vermochte, bestimmen, so sagen sie uns nicht, was sie sind, sondern bloss, wie sie sich zu andern Körpern verhalten. Also weiss ich auch nicht, was ein Universalmittel sei, wie und auf welche Weise es in dem erkrankten Leibe eine gesundmachende Wirkung äussert; ich scheide es aber von den Eigenheilmitteln der Organe. Ohne mich in das Hypothetische zu verlieren, weiss ich nicht anzugeben, was der Gesammtorganismus sei; ich weiss aber gar wohl, dass etwas in dem belebten Menschenleibe ist, welches erkrankt, nicht unter der Heilgewalt der Organheilmittel, sondern der Universalheilmittel stehet, und dieses ist meinem Verstande der Gesammtorganismus.

Die schulrechten Aerzte haben den Iatrochemikern hinsichtlich der Universalmittel offenbar einen nicht bloss irrigen, sondern selbst albernen Begriff aufgebürdet. Sie haben nämlich vorgegeben, als behaupteten jene, ein Universalmittel heile alle Krankheiten, und wer im Besitze eines solchen sei, der bedürfe keiner anderen Heilmittel.

Ich gestehe, dass schon ***Raymundus Lullius*** den schulrechten Aerzten Veranlassung zu dieser verkehrten Ansicht gegeben. Wenn er ein unendliches Namenverzeichniss von Krankheiten anfertigt, welche er mit einem und demselben Mittel heilen zu können behauptet *), so war bei den Galenikern und bei ihren Nachfolgern, welche Krankheit und Krank-

*) ***Raymundi Lullii Maiorcani Lib. de Medicinis secretissimis.*** Dieser Philosoph oder Narr ist wahrscheinlich einer von den Halbwissern der geheimärztlichen Sekte gewesen, weshalb ihn auch ***Paracelsus*** geringschätzt.

heitsform mit einander vermischten, zum wenigsten beide nicht verstandhaft von einander schieden, der Gedanke leicht zu entschuldigen, dass die Iatrochemiker wirklich alle Krankheiten mit einem und demselben Mittel heilen zu können vorgäben. Krankheit ist ein eigenes, ausserhalb der Grenzen unseres Verstandeswissens liegendes feindliches Ergriffensein des Lebens. Krankheitsform hingegen ist eine Gruppe von Zufällen, welche sich als gestörte Verrichtung einzelner Organe, und dem Kranken als Beeinträchtigung des Gesundheitsgefühles äussert. Krankheitsform ist also die sinnliche Offenbarung des Unbekannten und Unerkennbaren, welches wir Krankheit nennen.

Dass es Urleiden des Gesammtorganismus gibt, und diese sich von den Urleiden der einzelnen Organe unterscheiden, daran haben auch die schulrechten Aerzte wol nie gezweifelt. Eine Uraffektion des Gesammtorganismus greift aber den ganzen Leib nie so gleichmässig an, dass sie nicht in dem einen, oder dem anderen Organe mehr oder minder vorwalten sollte. Daher Schmerz, oder gestörte Verrichtung einzelner Organe. Wegen der Mitleidenheit der Organe untereinander kann aber ein solches Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus in einem Organe nicht Statt finden, ohne dass andere Organe mitleidlich dadurch berührt würden. Auf die Weise bilden sich gewisse Gruppen von Zufällen, welche eine nosologische Form darstellen, die, wie jeder leicht einsehen wird, je nachdem der Theil ist, worin die Affektion des Gesammtorganismus vorwaltet, anders und anders gestaltet sein muss.

Wie aber alle solche mögliche und denkbare Krankheitsformen gestaltet sein mögen, so können sie doch sämmtlich Offenbarung einer und der nämlichen Affektion des Gesammtorganismus sein und können mithin durch ein und das nämliche Mittel beseitiget werden.

Denen meiner Leser, welchen das Gesagte noch unverständlich sein möchte, will ich die Sache durch ein schulgerechtes Beispiel ganz anschaulich zu machen versuchen.

Unsere heutigen Aerzte, mit Ausschluss der homöopathischen,, nehmen einen krankhaften Zustand des Gesammtorganismus an, den sie den entzündlichen nennen. Dieser greift nun nie die ganze Körpermaschine sichtbar gleichmässig an,

sondern er waltet in dem einen oder anderen Theile erkennbar vor. Dadurch werden nosologische Formen gebildet, als *Cephalitis*, *Ophthalmie*, *Otitis*, *Glossitis*, *Angina*, *Pleuritis*, *Rheumatismus*, *Colic*, und wie das Heer solcher Zufallsgruppen von den Aerzten mag benennet sein. Alle diese verschiedenen nosologischen Formen, die noch überdies durch die Mitleidenheit, worin die Theile, in welchen die Affektion des Gesammtorganismus vorwaltet, mit anderen stehen, unberechenbar können verändert werden, weichen doch einer und der nämlichen Behandlung, der schulgerechten Blutentziehung, den sogenannten antiphlogistischen Mitteln, oder dem Calomel.

So wenig man nun sagen kann, dass unsere Aerzte unweise handeln, dass sie ein ganzes Heer von Krankheiten durch eine und die nämliche Behandlung heilen zu können behaupten, eben so wenig kann man auch die alten Geheimärzte des Aberwitzes zeihen, dass sie ein ganzes Heer von Krankheiten, oder alle Krankheiten (Krankheitsformen) mit einem und dem nämlichen Mittel heilen zu können behaupteten.

Sollte nun aber einer meiner Leser, trotz dieser deutlichen Auslegung, so halsstarrig sein, die alte Galenistische, von späteren Geschlechtern gutgläubig nachgebetete Meinung festzuhalten, so bitte ich diesen, nur ein beliebiges Werk des ersten besten Iatrochemikers aufzuschlagen. Er wird dann bald finden, dass diese Leute, nebst der Kenntniss der Universalmittel, sich auch ausgezeichnet guter Organheilmittel rühmten; und ich will ihm dann die Wahl lassen, entweder meine Auslegung als die wahre anzuerkennen, oder die alten Geheimärzte als vollkommne Tollhäusler anzusehen. Wozu sollten sie der Organheilmittel bedurft haben, wenn sie des Glaubens gewesen, mit ihren Universalmitteln alle Krankheiten heilen zu können? —

Endlich gebe ich jedem Zweifler noch Folgendes zu bedenken. Gesetzt, die Geheimärzte hätten auch, in der dunklen Urzeit der Entstehung ihrer Sekte, den ihnen von den Galenisten aufgebürdeten albernen Begriff von einem alle Krankheiten heilenden Universalmittel gehabt, so hätte doch ihre eigene Erfahrung sie nothwendig gar bald von dem Irrthume zurückbringen müssen; denn wie wir allesammt wissen, ist die

Natur nicht so gefällig, sich nach der Phantasie der Aerzte zu fügen, und so eigenwillig sie jetzt ist, wird sie es auch wol von jeher gewesen sein.

Ferner ist die Meinung der Galenisten und ihrer Nachfolger auch darin irrig, dass sie, wie man aus ihren indirekten Aeusserungen schliessen muss, die Universalmittel für isolirt dastehende Arzeneien ansehen, welche, in ihrer Wirkung mit keinem anderen Mittel verwandt, die angeblichen Wunder verrichten sollen. So ist es aber wahrlich nicht gemeint. Die Universalmittel sind keinesweges, hinsichtlich ihrer Wirkung, verinselte, verwandtlose Findlinge, sondern sie haben ihre Verwandten. Sie unterscheiden sich nur dadurch von ihren Verwandten, dass sie mächtiger, schneller in ihrer Wirkung sind und dass ihre Heilwirkung ausgezeichnet rein ist. Rein ist sie in der Hinsicht, dass sie weder den Gesammtorganismus, noch irgend ein einzelnes Organ feindlich angreift. Die Universalmittel sind also nicht bloss hinsichtlich ihrer mächtigen Heilwirkung, sondern auch hinsichtlich der Reinheit und Einfachheit ihrer Wirkung wichtig. Je mehr Nebenwirkungen ein solches Mittel hat, um so viel schwieriger ist seine Anwendung; als Erkennungsmittel würde aber ein unreines, oder gar feindliches Universalmittel gar schlecht zu gebrauchen sein.

Die drei, in der alten geheimärztlichen Zeit bekannten Universalmittel waren, so viel ich die Sache habe ergründen können: der würfelichte Salpeter, das Eisen und das Kupfer.

Man kann aber aus den Schriften der Iatrochemiker den Beweis nicht führen, dass alle Geheimärzte auch gerade den Gebrauch der drei Universalmittel gekannt hätten. So hat ***Raym. Lullius*** den würfelichten Salpeter nicht gekannt; wenn also ***Paracelsus*** dessen Heilkunst etwas gering schätzt, mag er nicht ganz Unrecht haben. ***Paracelsus***, der sich auf seiner ersten Wanderung (die man von seiner zweiten wohl unterscheiden muss) mit den in Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland hin und wieder zerstreuten ärztlichen Geheimforschern besprochen und sich wahrscheinlich ihre Heimlichkeiten angeeignet hatte, kannte den Gebrauch aller drei Universalmittel. Aber auch er spricht eben so wenig deutlich über dieselben, als sein Vorgänger und seine Nachfolger.

Von dem angeblichen Vater der iatrochemischen Sekte, von dem zweifelhaften *Hermes*, weiss ich nichts zu sagen, weil ich dessen Schrift nie habe auftreiben können. Aus einer Stelle derselben aber, die ich in *Bechers Physica subterranea* gefunden, muss ich wol schliessen, dass das Deutlichschreiben auch eben seine Sache nicht gewesen. Hätten die Iatrochemiker über ihre Universalmittel deutlich geschrieben, so hätten sie dieses nicht thun können, ohne ihre ganze Heillehre zu offenbaren. Ich habe aber im ersten Kapitel gezeigt, dass der damahlige unbillige, verfolgende Zeitgeist jeden klugen Mann von dem Deutlichschreiben abmahnen musste. Die räthselhaften, dunklen Andeutungen *Hohenheims* über die Universalmittel mögen allerdings wol die Forschbegierde mancher Leser aufgeregt haben; es konnte aber auch nicht fehlen, dass die Auslegung jener dunkelen Andeutungen ganz verschiedenartig ausfallen musste, je nachdem die Verstandeskräfte der Leser und ihre ärztliche Erfahrenheit verschieden waren. Daher findet man bei den Paracelsisten hinsichtlich der Universalmittel sehr abweichende Ansichten, und es kann immer möglich sein, dass die eigentlichen Chemiker, die nur zuweilen ein wenig in der Medizin pfuschten, und die man, obschon sie Doktoren der Medizin gewesen sein mögen, nicht mit gutem Gewissen zu den scheidekünstlerischen Geheimärzten zählen kann, ganz irrige Begriffe von den Universalmitteln gehabt haben, indem die Erfahrung ihre Begriffe nicht berichtigen konnte *).

Zu dem wahren Begriffe, den die eigentlichen Iatrochemiker, namentlich *Paracelsus*, von den Universalmitteln hatten, kann nur der gelangen, der den erkrankten Menschenleib selbst beobachtet, selbst zu heilen versucht. Diese Selbstbeobachtung macht ihm manche Aeusserung *Hohenheims* deutlich, und zwar so deutlich, dass er hintennach erstaunt, jene Aeusserung nicht gleich verstanden zu haben. Ueberhaupt waren *Hohenheims* Schriften für Beobachter der Natur, für Selbstforscher berechnet, nicht für galenistische Büchergelehrte. Den letzten mussten sie immerdar dunkel bleiben, indess sie gerade durch ihre ge-

*) Darum sind jedem, der sich mit der wahren Lehre der geheimärztlichen Sekte bekannt machen will, die Schriften der Paracelsisten fast ganz nutzlos.

heimnissvollen Andeutungen die Neugierde der ärztlichen Forscher aufregten. Das Geheimnissvolle regt die Neugierde forschlustiger Menschen auf, nicht das Deutliche. *Paracelsus* hat deutlich und offen gegen den Galenismus gekämpft, aber das, was er an dessen Stelle setzte, dunkel vorgetragen. Dadurch bildete er nicht sowol Paracelsisten, als vielmehr Naturforscher; und wenn ich die Frage aufstelle: würde er wol, hätte er seine Lehre deutlich vorgetragen, einen so bedeutenden Einfluss auf die Medizin gehabt haben als er wirklich gehabt? so könnte nur der meiner Leser diese Frage albern finden, der den menschlichen Geist nie selbst beobachtet, nie die Geschichte in Beziehung auf denselben gelesen, nie von dem Anhange gehöret, den jede Geheimelei gefunden.

Ich will nicht in Abrede stellen, dass das unendliche Namensverzeichniss von Krankheiten, in welchen die Iatrochemiker ihre Universalmittel wollten hülfreich befunden haben, theils auf Rechnung ihrer Eitelkeit, theils auf einen sie beseelenden neckischen Plagegeist zu schreiben sei, der sie drang, die Galenisten durch die Aufgabe eines ihrem bücherlichen Verstande unauflöslichen Räthsels zu ärgern. Es könnte aber auch wol in unsern Tagen ein Arzt, der die Geheimkunst der Alten bloss an den bücherlichen Quellen studiren wollte, durch jene neckische Plagerei in die Irre geführt werden. Er könnte sich nämlich vorstellen, die Universalmittel seien solche Arzeneien, die bei Uebung der Kunst keinen Tag zu entbehren wären. Damit ich, gleich vom Anfange an, jeden Leser vor solchem Irrthume warne, wird es hinreichend sein, mit wenigen Worten das Ergebniss meiner zwanzigjährigen Beobachtung auszusprechen. Ich gebe aber gern zu, dass, wenn ich, statt zwanzig, vierzig Jahre die alte Geheimkunst geübet, das Ergebniss meiner Beobachtung vielleicht anders lauten würde als jetzt. Bis jetzt habe ich beobachtet, dass reine Urleiden des Gesammtorganismus in unserem Himmelsstriche weit weniger sich finden als reine Urorgankrankheiten. Wenn diese jahrelang als feststehende Krankheiten herrschen, so erscheinen jene als zwischenlaufende und herrschen nur monatelang. Vermischte Krankheiten, aus einer Uraffektion des Gesammtorganismus und aus einem Urorganleiden bestehend, sind

ebenfalls häufiger als reine Uraffektionen des Gesammtorganismus, aber auch jene währen nur monate-, nicht jahrelang, und gehen dann leicht wieder in einfache Urorganleiden über. Wer also glauben wollte, ich habe, weil ich der Lehre der alten Geheimärzte gefolgt, beständig, entweder durch würfelichten Salpeter, oder durch Eisen, oder durch Kupfer alle Krankheiten bekämpft, der würde sich einen ganz verkehrten Begriff von jener Lehre machen. Aus dem vorigen Kapitel haben die Leser schon gesehen, dass ich mit einfachen Organheilmitteln die übelsten akuten Krankheiten geheilt habe. Ich sage aber noch zum Ueberflusse ausdrücklich, wer reine Urorganleiden und die davon abhangenden akuten Fieber nicht bloss behandlen, sondern wirklich heilen will, der muss die geeigneten Organheilmittel rein und allein anwenden.

Mir ist es wahrscheinlich, dass *Hippokrates* Uraffektionen des Gesammtorganismus in Griechenland weit häufiger beobachtet hat als sie in unserem Himmelsstriche vorkommen, und dass sich daher seine auf blosse Beobachtung gegründete Lehre von den kritischen Tagen schreibt. So ist, nach seiner Aussage, in den schnell verlaufenden Fiebern der vierte Tag der kritische, der bei bösartigen aber auch der tödtliche sein kann. Ferner theilt er die entscheidenden Tage in solche, welche wirklich entscheiden, und in solche, welche die künftige Entscheidung anzeigen. Da ist nun wieder der vierte Tag der Anzeiger, so, dass wenn an diesem eine günstige Veränderung eintritt, der siebente der wirklich glücklich entscheidende, wenn aber eine ungünstige Veränderung eintritt, der sechste der tödtliche sein wird.

Merkwürdig ist es mir gewesen, dass bei dem Gebrauche der Universalmittel in akuten Krankheiten der vierte Tag des Arzeneigebrauches gewöhnlich der Tag der Besserung ist, das heisst, der Tag, an dem das Gesundheitsgefühl wieder eintritt. Freilich ist hier der vierte Tag des Arzeneigebrauches der Tag der Besserung und bei *Hippokrates* war der vierte Tag, vom Anfange der Krankheit an gerechnet, der entscheidende, oder der anzeigende. Ich ahne aber irgend einen Zusammenhang zwischen dem Hippokratisch kritischen und dem beim Gebrauche der Universalmittel eintretenden Genesungstage; bis

jetzt habe ich jedoch diese Ahnung nicht auf dem Wege der Beobachtung zur verstandhaften Klarheit bringen können. Hätte ich die reinen Uraffektionen des Gesammtorganismus so häufig zu beobachten Gelegenheit gehabt als die reinen Urorganaffektionen, so würde ich vielleicht mehr von diesem dunklen Gegenstande sagen können als jetzt. Aber in diesem Falle würde auch meine ärztlich praktische Ausbildung weit unvollkommner geblieben sein, denn die kälteste Phantasie würde bei dem beständigen Anschauen der wundergleichen Wirkung der Universalmittel sich erwärmt haben, und als praktischer Schriftsteller hätte ich nothwendig, auch bei dem besten Willen, die Köpfe meiner jüngeren Amtsgenossen erhitzen müssen.

Jetzt bin ich in eine etwas rauhe Schule geschickt, ich habe die beschwerlichsten Urorgankrankheiten behandeln müssen, bei denen, wenn sie gleich zuweilen mit Urleiden des Gesammtorganismus verbunden waren, die Universalmittel entweder gar nicht, oder doch allein nicht halfen, indem ich nur heilen konnte, wenn ich das urergriffene Organ erkannte und auf selbiges das geeignete Organheilmittel fand. Dadurch ist in meinem Kopfe wol das wahre Gleichgewicht entstanden, welches mich als praktischen Schriftsteller befähiget, den Werth der iatrochemischen Universalmittel ohne Uebertreibung richtig zu schätzen.

Bei einer Abhandlung über die Universalmittel muss man mit Recht, ehe man ins Einzelne gehet, die Fragen beantworten: wie offenbaret sich die Uraffektion des Gesammtorganismus? gibt es Zeichen, durch welche wir dieselbe von der consensuellen Affektion des Gesammtorganismus unterscheiden können? und gibt es Zeichen, durch welche sich die drei Uraffektionen des Gesammtorganismus von einander unterscheiden?

Wenn jemand nur kurze Zeit die Universalmittel gebraucht hätte, und er wollte, bevor er seinen Verstand von der theilichten Verkrüppelung geheilet, mit welcher uns allesammt der Kryptogalenismus schon in der Jugend bemakelt hat, dem Publiko seine Erfahrungen mittheilen, so würde er sich wahrlich in einer grossen Verlegenheit befinden. Von der irrigen Ansicht ausgehend, dass alle Krankheiten sich von einander durch gewisse Zeichen unterscheiden, würde er ängstlich nach

solchen unterscheidenden Kennzeichen haschen, er würde die Zufälle, welche er bei einer geringen Anzahl von Kranken beobachtet, als allgemein gültige unterscheidende Zeichen aufstellen, und so, indem er der schulgerechten Ansicht fröhnte, den Leser in die Irre führen. Da ich aber zu gewissenhaft bin, meine Amtsgenossen absichtlich zu täuschen, da ich lange genug die Universalmittel gebraucht, und nicht den geringsten Belag habe, den äusseren Schein der Schulregel zu bewahren, so trage ich kein Bedenken, bestimmt zu erklären, dass ich keine allgemein sichere Zeichen kennen gelernt, durch welche ich die Uraffektion des Gesammtorganismus von der consensuellen unterscheiden könnte, eben so wenig solche, durch welche ich die drei Uraffektionen des Gesammtorganismus von einander zu unterscheiden im Stande wäre. Was ich Vermuthliches über diesen Punkt su sagen habe, werde ich bei der Auslegung des Gebrauches der einzelnen Universalmittel bemerken.

Da jede der drei Uraffektionen des Gesammtorganismus in jedem Organe oder Systeme vorwalten kann, so muss uns schon der gesunde Verstand sagen, dass wir vergebens nach unterscheidenden Zeichen suchen werden. Einen einzigen beständigen Zufall findet man bei allen Uraffektionen des Gesammtorganismus, nämlich, das beeinträchtigte Gesundheitsgefühl; alle andere Zufälle sind wandelbar, sie können vorhanden, oder nicht vorhanden sein. Da aber das getrübte Gesundheitsgefühl auch bei consensuellen Affektionen des Gesammtorganismus ebensowol vorhanden ist, so kann man diesen Zufall nicht als ein unterscheidendes Zeichen der Uraffektion des Gesammtorganismus ansehen. Ja, da manche Urleiden des Gesammtorganismus sich langsam einschleichen können, so verliert der Mensch in diesem Falle auch ganz allmählig das kräftige Gefühl der Gesundheit, ohne es selbst bestimmt zu wissen und ohne sich darüber zu beklagen, denn das Gesundheitsgefühl ist ein sehr relatives. Jedoch, wenn die Affektion des Gesammtorganismus, sie mag schnell überfallen, oder langsam überschleichen, bis zu einem gewissen Grade gesteigert ist, fühlt jeder ein Unwohlsein; die Verrichtungen aller Organe können noch wol ihren Gang gehen, aber das ***Boerhaavische Oblectamentum*** fehlt dabei.

Nebst dem beeinträchtigten Gesundheitsgefühle ist die Regelwidrigkeit des Blutkreislaufes der nächste, aber schon weit minder allgemeine Zufall. Abgesehen davon, dass die consensuelle Affektion des Gesammtorganismus, eben sowol als die Uraffektion, sich durch Aufregung des Gefässsystemes offenbaret, mithin der beschleunigte Pulsschlag keinesweges ein unterscheidendes Zeichen der letzten sein kann, muss es jedem, der nur ein wenig den kranken Menschenleib mit Aufmerksamkeit beobachtet und der gesehen hat, dass die Veränderung des Blutkreislaufes mit der Grösse und Wichtigkeit der Affektion des Gesammtorganismus nicht allezeit in einem bestimmten Verhältnisse stehet, begreiflich werden, dass die Regelwidrigkeit des Blutkreislaufes unmöglich ein sicheres unterscheidendes Zeichen der Uraffektion des Gesammtorganismus sein könne.

Niemand zweifelt wol daran, dass das, was wir Aerzte Fieber nennen, eine Affektion des Gesammtorganismus sei, welche bald als Uraffektion, bald als mitleidliche auftritt. Wie ist es denn aber möglich, dass man je in der Medizin auf den Gedanken hat kommen können, eine Begriffsbestimmung des Fiebers, oder eine allgemeine Beschreibung desselben zu geben? — Eine Begriffsbestimmung *(Definitio)* kann hier doch nicht das Wie des feindlichen Ergriffenseins des Lebens ausdrücken, denn dieses liegt ja ausserhalb der Grenzen der menschlichen Erkenntniss; also könnte sie bloss eine scheidende Bestimmung sein. Diese ist aber auch zu geben unmöglich, denn der Verstand kann das nicht scheiden, was die Natur ungeschieden gelassen. Wo hat diese die Marken zwischen der fieberhaften und nichtfieberhaften Affektion des Gesammtorganismus gesteckt? — Mir sind sie unbekannt.

Wollte man nun aber eine allgemeine Beschreibung des Fiebers geben, so müsste man einen Popanz von allerlei möglichen und denkbaren Zufällen zusammensetzen und dieses würde dann die wahrhaftige, allgemeine Beschreibung des Fiebers sein.

Will man eine Affektion des Gesammtorganismus, die sich durch beschleunigten Puls und veränderte Temperatur des Körpers offenbaret, als Fieber ansehen, so bin ich damit zufrieden,

begreife aber leicht, dass dieses bloss die nichts sagende und nichts bezweckende Annahme einer willkürlichen Krankheitsform ist. Wir würden bei einer solchen Formenbestimmung manchen an akuter Krankheit schwer und gefährlich Leidenden für fieberfrei, und manchen sich nicht krank Fühlenden für fieberkrank erklären müssen. Bei manchen akuten, gefährlichen Gehirnleiden, ja bei manchen akuten und gefährlichen Bauchleiden weichen in einzelnen Körpern Puls und Temperatur wenig vom Normalen ab, und bei reizbaren Körpern, z. B. bei weiblichen, sonderlich bei Kindbetterinnen, ist der Puls zuweilen sehr beschleuniget, ohne dass sie das Gefühl des Krankseins haben. Wollte man nun diese für fieberkrank und jene für fieberfrei erklären, so würde man sich wol in den Augen verständiger Nichtärzte lächerlich machen. Ich habe aber wirklich einst einen recht belesenen Arzt kennen gelernt, der sich unter meinen Augen einer solchen Thorheit schuldig machte; ihn hatte eine lange Praxis nicht aus seinem Büchertraume wecken können.

In dem belebten Menschenleibe ist die Befähigung der einzelnen Organe, durch allgemeine, geistige oder körperliche Reize zu vermehrten oder ungeregelten Verrichtungen aufgeregt zu werden sehr verschieden. Bei dem einen Menschen ist die Leber, bei dem andern die Lunge, bei dem dritten die Haut, bei dem vierten das Gehirn, bei dem fünften das Herz und das Schlagadersystem vorzüglich aufregbar. So werden das Herz und die Schlagadern bei einigen Körpern durch unbedeutende Krankheit dermassen aufgeregt, dass manche Sterbende kaum einen so schnellen, kleinen, ungeregelten Puls haben, als solche Menschen. Andre können schwer erkranken, ja sichtbare, bedeutende Verletzungen bekommen, ohne dass Herz und Schlagadern bemerkbar mitleidig ergriffen werden. Einige Menschen haben bei jedem leichten Unwohlsein aussetzenden Pulsschlag, ja ich habe eine Frau genau gekannt, deren Puls, wenn sie bettlägerig erkrankte, langsamer war als bei vollkommner Gesundheit. Wie thöricht würde es also sein, wie so ganz zwecklos für die Uebung der Kunst, den beschleunigten Pulsschlag als unterscheidendes Zeichen des Fiebers anzusehen.

Es wäre vielleicht hundertmahl besser für die Heilkunst und für die Menschheit gewesen, wenn man nie den Ausdruck, Fieber, in die Medizin eingeführt hätte. So hat man sich bemühet Fiebermittel zu suchen, man hat die Fieber eingetheilt, ihnen seltsame griechische oder lateinische Namen gegeben, und die Aerzte sind um kein Haar weiter in Heilung derselben gekommen. Hätte man den Gedanken von Fieber ganz fahren lassen, bloss Mittel auf den erkrankten Gesammtorganismus und andre auf die erkrankten Organe gesucht, so würden in hundert Jahren zwanzig verständige Aerzte die eigentliche Heilkunst in diesem Punkte weiter gefördert haben, als es jetzt alle Aerzte aller Lande in einem Zeitraume von mehr denn zweitausend Jahren gethan.

Uebrigens bin ich weit entfernt, dieser meiner Ansicht wegen, dem alten Sprachgebrauche in dieser Schrift zu entsagen. Ich habe mich des Ausdruckes Fieber bedient, und werde mich desselben bedienen, wie man sich mancher Ausdrücke im täglichen Leben bedient, mit denen der Verstand allerdings wol undeutliche, aber keine klare, streng abgemarkte Begriffe verbinden kann. Einen Zustand des Gesammtorganismus, bei dem das Gesundheitsgefühl, dem Kranken merkbar, getrübt und der Puls beschleuniget ist, wollen wir immerhin Fieber nennen.

Hinsichtlich der Wirkung der Universalmittel in rein consensuellen Affektionen des Gesammtorganismus bemerke ich, dass, da die Universalmittel das Urleiden der Organe nicht heben, sie auch nicht das von diesem abhangende consensuelle Leiden des Gesammtorganismus, nicht ein consensuelles Fieber heben können. Jedoch werden sie in manchen Fällen ohne auffallenden Nachtheil gegeben. Ich habe schon früher von einem Zustande des Gesammtorganismus bei consensuellen Fiebern gesprochen, den ich den Indifferenzstand genannt. Ich nenne diesen Zustand, der fieberhaft oder nichtfieberhaft sein kann, deshalb gleichgeltend, gleichbedeutend, weil es gleich gilt, ob man bei demselben das eine oder das andere Mittel reicht. Wie das Befinden eines gesunden Menschen durch das Einnehmen mancher Mittel (vorausgesetzt, dass diese nicht bar giftig sind, oder in ungemessener Gabe gereicht werden)

nicht merklich gestöret wird, so wird auch der Gesammtorganismus bei manchen consensuellen Fiebern durch den Gebrauch zweckloser Mittel nicht sonderlich gestört, vorausgesetzt, dass diese nicht feindlich auf das urerkrankte Organ wirken.

Darauf gründet sich die seltsame, oft ganz entgegengesetzte Behandlung verschiedener Aerzte einer und der nämlichen Krankheit. Der eine entziehet dem Menschen das Blut durch Aderlassen oder Egel, der andere reicht Wein oder Aether, der dritte lässt speien oder laxiren. Wenn die Kranken auch durch solche Behandlungen nicht gerade geheilt werden, so sterben sie doch nicht alle, und bei denen, die genesen, schreibt jeder Arzt seiner Heilart die Genesung zu. Dass hier zuweilen ein kleiner Irrthum mit unterlaufe, ist den Aerzten nicht bloss in unseren Tagen, sondern schon in früheren Jahrhunderten vorgeworfen worden.

Sie könnten diesen Irrthum leicht berichtigen, wenn sie unter der geringeren Volksklasse auf dem Lande, wo die Leute, unvermögend die hochbetaxten Arzeneien zu bezahlen, sich der heilenden Natur überlassen, nach der Dauer solcher selbstgeheilten Fieber forschen wollten. Sind es nicht gerade solche Organfieber, bei denen die groben Speisen der armen Leute dem urerkrankten Organe schaden, so ist die Dauer derselben nicht länger, zuweilen noch kürzer als die der ärztlich schulgerecht behandelten.

Zwischen Heilen und Behandlen ist ein grosser Unterschied. Der Begriff des Heilens schliesst die Abkürzung des Verlaufes der Krankheit mit ein; der Begriff des ärztlichen Behandlens ist unbestimmt und vieldeutig. Wenn gleich die Universalmittel bei echten Organfiebern, wegen des Indifferenzstandes des Gesammtorganismus, nicht offenbar schaden, so kürzen sie doch die Krankheit nicht ab; man kann sie also nicht als Heilmittel solcher Fieber ansehen. Je einfacher man bei diesen verfähret, je reiner und unvermischter man das geeignete Organheilmittel reicht, je sicherer und geschwinder geneset der Kranke.

Inwiefern aber die Universalmittel bei Untersuchung verborgener Organkrankheiten als Erkennungsmittel zu gebrauchen

sind, werde ich an einem schicklicheren Orte dieses Werkes auslegen.

Zum Schlusse dieser Einleitung erinnere ich noch einmahl daran; der Satz: es gibt drei Uraffektionen des Gesammtorganismus, von welchen die eine unter der Heilgewalt des würfelichten Salpeters, die andre unter der des Eisens, und die dritte unter der des Kupfers stehet, ist durchaus kein, von einer phantastischen, vermeintlichen Kenntniss des belebten Menschenleibes hergeleiteter, sondern ein echter, reiner Erfahrungssatz, der also keinesweges als ein unbedingt gewisser angesehen werden kann. Ich gebe die Möglichkeit zu, dass künftige Erfahrung ihn erweitern, oder verengern könne; meine eigene Erfahrung hat aber bis jetzt diese Möglichkeit noch nicht zur Wahrscheinlichkeit gebracht.

Uebrigens warne ich jeden, der Lust haben möchte, die Lehre der alten Geheimärzte am Krankenbette anzuwenden, in der Erweiterung, oder Verengerung dieses Satzes nicht gar zu hurtig zu sein. Es ist möglich, dass, wenn er nach einem Zeitraume von drei oder vier Jahren die drei Urkrankheitsstände des Gesammtorganismus auf zwei zurückgeführt, oder auf vier oder fünf vermehrt hat, er nach zwanzig Jahren, so gut als ich, nur drei als wahrhaft von einander geschiedene anerkennet.

# Erster Abschnitt.

**Würfelichter Salpeter (Natrum nitricum).**

*Hohenheim* ist der einzige, bei dem ich die Bereitung des würfelichten Salpeters deutlich gefunden. Bei *Becher* und *Pet. Poterius* fand ich nur dunkle Andeutungen. *Hohenheims* Bereitung stehet in seinen Archidoxen unter der Aufschrift *Elixir salis.* Er giesst nämlich auf Kochsalz Salpetersäure; da muss sich begreiflich die Salpetersäure mit dem Natron verbinden und die Salzsäure frei werden. Letzte scheidet er durch die Destillation von dem würfelichten Salpeter.

Denen, die Lust haben möchten, diese Bereitung bei *Hohenheim* selbst nachzusehen, ohne an dessen etwas dunkle Schreibart gewöhnt zu sein, bemerke ich Folgendes.

Er sagt nicht deutlich, dass er Salpetersäure auf Kochsalz giesst, sondern er nennet sie *Aqua solvens.* Sollte also jemand glauben, es sei Brunnenwasser gewesen, so gebe ich ihm zu bedenken, dass, nach anderen Stellen, *Hohenheim* die *Aqua solvens* zum Auflösen der Metalle gebraucht *). Ferner beweiset das Ergebniss des Prozesses selbst, dass er weder Brunnenwasser, noch Schwefelsäure, sondern Salpetersäure, mit jenem Ausdrucke bezeichnet. Er sagt: nach der Destillation bleibe *in fundo retortae* ein Oel zurück und dieses sei das *Elixir salis.* Oel nannte man aber in der altche-

*) Z. B. *Tom. I.* Seite 814 löset er Marcasit in der *Aqua solrens* auf.

mischen Welt, eine concentrirte Auflösung schwer krystallisirbarer Salze; so ist ja noch in den Apotheken aus alten Recepten das *Oleum tartari* bekannt. Hätte nun *Hohenheim* Brunnenwasser, oder Schwefelsäure auf das Kochsalz gegossen, so würde er nach der Destillation nicht ein Oel, sondern entweder Kochsalz-, oder Glaubersalzkrystalle gefunden haben. Weil er aber ein Oel fand, so folgt, dass er Salpetersäure auf das Kochsalz geschüttet habe. Das salpetersaure Natron krystallisirt schwer, und von diesem konnte er ein Oel *in fundo retortae* behalten. Der Zusatz eines Goldpräparats zu dem *Elixir salis* darf niemand verwirren, denn *Hohenheim* setzet es fast zu allen seinen geheimen Mitteln. Daraus kann man schon abnehmen, dass der Goldzusatz eines jener Irrlichter ist, durch welche die Geheimärzte die Galenisten täuschten, durch welche aber die Geweihten nicht leicht konnten getäuscht werden, so wenig als jetzt ein Arzt, der sich mit der seltsamen Schreibart jener Leute ein wenig vertraut gemacht hat, dadurch geirret wird. Dass aber *Hohenheim* den ärztlichen Gebrauch des salpetersauren Natrons recht gut kannte, erhellet daraus, dass da, wo er von der durch chemische Kunst gesteigerten Heilwirkung des Kochsalzes spricht, er das zum höchsten Grade der Heilwirkung gesteigerte Kochsalz im Durchfalle als vorzüglich heilsam preiset. Das Kochsalz als Kochsalz heilet nicht den Durchfall, wol aber das in würfelichten Salpeter umgewandelte Kochsalz.

In dem weitläuftigen chemischen Werke des Berliner Scheidekünstlers *Neumann*, welches in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgekommen, findet man die Bereitung des würfelichten Salpeters eben so angegeben als in den *Hohenheimischen* Archidoxen, nur mit dem Unterschiede, dass dort der Prozess vollkommen deutlich beschrieben ist. Heut zu Tage ist es wol am klügsten, dass man das Natron geradezu mit Salpetersäure sättiget, so hat man einen guten kubischen Salpeter.

Früher haben manche Aerzte, denen die chemischen Wahlverwandtschaften nicht sonderlich geläufig sein mochten, den würfelichten Salpeter zuweilen verschrieben, ohne es selbst zu wissen. Sie verschrieben nämlich eine Auflösung von einer

Mischung *Natrum sulphuricum* und *Kali nitricum*. Da bekamen sie, wenn sie nicht gar zu viel *Kali nitricum* zusetzten, einen Trank, der aus *Natrum sulphuricum*, *Natrum nitricum*, und *Kali sulphuricum* bestand. Dass sie davon in manchen Fällen recht gute Dienste müssen gesehen haben, daran ist wol kein Zweifel. Diese Mischung ist aber, man mag das Verhältniss des *Kali nitrici* zu dem *Natro sulphurico* nehmen wie man will, jederzeit laxirend. Je mehr *Kali nitricum* man zusetzt, um so mehr *Natrum nitricum*, aber auch um so mehr *Kali sulphuricum* erzeugt sich. Je weniger *Kali nitricum* man zusetzt, um so mehr *Natrum sulphuricum* bleibt in der Mischung; also jedenfalls hat ein solcher Trank laxirende Eigenschaften, durch welche die wundervolle Wirkung des kubischen Salpeters vielmahls musste getrübt werden. Hätte sich die Sache so nicht verhalten, dann würde gerade die frühere Unbekanntschaft der Aerzte mit den chemischen Wahlverwandtschaften längst die Aufmerksamkeit derselben auf den kubischen Salpeter nicht bloss gelenkt, sondern gezwungen haben. So viel ich aber die Literatur kenne, ist er als Heilmittel mit ärztlicher Bewusstheit früher nie gebraucht worden, wiewol er in manchen chemischen Büchern des vorigen Jahrhunderts, gleich andern in der Medizin ungebräuchlichen Salzen, aufgeführt wird. *Macquer* in der zweiten, im Jahre 1778 erschienenen, Ausgabe seines chemischen Wörterbuches, sagt, nachdem er mehre Bereitungen des kubischen Salpeters angegeben, ausdrücklich von ihm: *Ce sel au reste n'est utile ni dans la Médicine, ni dans la Chymie, ni dans les Arts.* Während meiner Lebzeit ist seine Heilwirkung eben so wenig erkannt worden; denn das, was Herr Prof. *Dierbach* *) von ihm sagt, stammt, wie ich sehe, einzig von mir her. Herr Kreisphysicus Dr. *v. Velsen*, sein Gewährsmann, hat es von mir, und Herr Dr. *Meyer* von Herrn Dr. *v. Velsen.*

Ich habe die Wirkung dieses Mittels ursprünglich nicht von den alten Geheimärzten gelernt, sondern im Jahre 1814 ganz zufällig auf folgende Weise entdeckt. Ich hatte früher

---

*) Die neuesten Entdeckungen in der *Materia medica* von *J. H. Dierbach* S. 534.

gegen den *Rheumatismus acutus* die Heilart des *R. Brocklesby* *), der bekanntlich dieses Uebel durch Aderlassen und grosse Gaben *Kali nitricum* heilet, am besten befunden, auch nicht gesehen, dass der Salpeter in grossen Gaben den Darmkanal so feindlich angriff, als in meiner Jugend manche Aerzte dieses befürchteten. Nun traf es sich, dass ich einst ein Fräulein vom *Rheumatismus acutus* befreien sollte, dessen Magen etwas reizbarer sein mochte als die Magen derer gewesen, welche ich bis dahin behandelt hatte. Das *Kali nitricum* machte ihr etwas Magenschmerzen, und ob ich gleich Einen Aderlass bei ihr angewendet, so schien mir doch die mehrfache Wiederholung desselben ihrem etwas schwachen Körper nicht sonderlich dienlich zu sein. Ich hatte schon früher bemerkt, dass Mittelsalze, die das Natron zur Basis hatten, milder wirkten als die, welche das *Kali* zur Basis hatten. So wirkt *Natron sulphuricum* milder als *Kali sulphuricum*, *Natron tartaricum* milder als *Kali tartaricum*, ja das Seignetsalz, bei dem doch nur die überschüssige Säure des Weinsteins mit Natron gesättiget ist, wirkt milder als Weinstein und als *Kali tartaricum*. Ich kam also auf den Gedanken, ob *Natron nitricum* nicht ebenfalls milder auf den Magen wirken möchte als *Kali nitricum*. Ich liess Natron mit Salpetersäure sättigen und gab diesen Trank dem Fräulein.

Hinsichtlich seiner nicht feindlichen Wirkung auf den Darmkanal hatte ich richtig vermuthet, allein hinsichtlich seiner Heilwirkung auf den ganzen Krankheitszustand fand ich etwas, was ich nicht vermuthen konnte, nämlich eine Heilwirkung, die mir, der ich die *Brocklesbysche* Salpeterheilart oft genug erprobt, fast an Wunder zu grenzen schien. Der Rheumatismus wurde gleich besser und verschwand zusammt dem Fieber in etlichen Tagen. Von weiterem Blutlassen war keine Rede mehr, und das Fräulein genas geschwinder und gemächlicher als ich je jemand durch die *Brocklesbysche* Heilart hatte genesen sehen. In einigen ähnlichen Fällen leistete mir das Mittel ähnliche gute Dienste, und da ich es nicht sowol als

---

*) D. *Richard Brocklesby* ökonomische und medizinische Beobachtungen u. s. w. übersetzt von D. *Chr. Gottl. Selle.*

ein Muskelheilmittel, sondern vielmehr als ein ausgezeichnetes Fiebermittel ansah, so war der Gedanke wol zu entschuldigen, dass ich vielleicht eins der alten geheimgehaltenen Fiebermittel gefunden. Ich kannte nämlich schon damahls die Geheimärzte nicht bloss aus der Geschichte der Medizin, sondern *Petrus Poterius* war mir schon früh in die Hände gefallen. Diesen hatte ich gelesen, ihn aber hinsichtlich seines Fiebermittels (*Antipyreti*) nicht verstanden; denn hätte ich ihn verstanden, so würde ich begriffen haben, dass gerade er am deutlichsten sich darüber ausspricht, dass die consensuellen Fieber einzig durch Heilen des urergriffenen Organs können gehoben werden *).

In der einfältigen Meinung also, dass ich ein gar herrliches Fiebermittel gefunden, fing ich an, es im Fieber zu gebrauchen. Damahls hatten schon etliche Jahre *Continuae remittentes* geherrscht, die ich nicht gut unter eine krankheitslehrige Kategorie bringen konnte. Weder *Roborantia fixa*, noch *volatilia*, noch geistige, das Arteriensystem aufregende Mittel halfen; schwächende, kühlende, oder ausleerende eben so wenig. Milde belebende Mittel, als Campher in der Gabe von zehn Gran bis zum Skrupel in vierundzwanzig Stunden, *Balsamum vitae H.* in geringen Gaben, und Muskatennuss oder Blüte thaten gute Dienste. Letzte wendete ich dann an, wenn eine Neigung zum Durchfalle entweder anfänglich gleich da war, oder sich in der Folge zu dem Fieber gesellte. Durch diese milde Behandlung bewirkte ich, dass die Krankheiten nicht unter meinen Händen schlimmer wurden; ich war aber, wenn sie nach zehn, vierzehn, oder zwanzig Tagen aufhörten, sehr zweifelhaft, ob sie durch meine, oder bei meiner Behandlung vergangen waren; ja, weil ich von jeher eine Neigung gehabt, der Kunst zu misstrauen, so war mir Letztes noch etwas wahrscheinlicher als Erstes.

Auf diese Weise hatte ich nun schon etliche Jahre bei Behandlung der akuten Fieber lavirt, und geglaubt, es sei doch besser, selbige zaudernd aus dem ersten Stadio, wenn gleich

---

*) *Petri Poterii Opera omnia medica et chemica. Lib. I. de febribus. Cap. XIV.*

langsam, in das Stadium der Genesung zu führen, als sie stürmend schlimmer zu machen; denn, aufrichtig gesprochen, ich habe es von jeher nicht sonderlich erbaulich finden können, dass die Fieber unter der ärztlichen Behandlung schlimmer wurden, wiewol es fast scheinet, als seien manche Aerzte und zwar nicht die ungelehrtesten der Meinung, es müsse so sein und könne nicht anders sein.

Da ich zuerst die Heilkraft des würfelichten Salpeters kennen lernte, waren jene Fieber so geartet, dass ich, wegen des hinzukommenden Durchlaufes, der nicht gut dabei that, sie bloss mit mässigen Gaben Muskatenblüte behandelte. Nun hatte ich eine weibliche Kranke, bei der sich das Fieber über die gewöhnliche Zeit verzog, dieser gab ich einen Trank von *Natrum nitricum.* Da sie etwas einfältig war, und wahrscheinlich von der Behandlung der akuten Fieber noch etwas weniger verstand als ich damahls, so fragte sie mich am folgenden Tage, warum ich ihr doch nicht gleich diesen Trank gegeben; er habe so fühlbar wohlthätig auf sie gewirkt, dass sie, wenn es so fortgehe, in ein paar Tagen wieder gesund sein werde. Ich wusste wahrhaftig nicht, was ich, ohne unwahr zu sein, aus dem Stegreif antworten sollte, überhörte also diesen Vorwurf, war jedoch in meinem Herzen froh, dass die Frau gerade zu der grossen Klasse derer gehörte, die ich umsonst bediene. Hätte sie zu den Wohlhabenden gehört, so würde ihr der Gedanke sehr nahe gelegen haben, dass ich sie mit unwirksamen Mitteln bloss hingehalten, um ihr auf eine ehrbare Weise das Geld aus der Tasche zu holen; die Verdächtigung ärztlicher Börsenschneiderei würde also die erste, gar labende Frucht meiner nützlichen Entdeckung gewesen sein. Uebrigens hatte das eigene Gefühl die Frau nicht getäuscht, sie genas wirklich in drei Tagen. Ich erprobte jetzt das Mittel bei mancherlei Krankheitsformen, bei *Angina*, *Pleuritis*, Scharlachfieber, Durchlauf, Ruhr, Husten, Rheumatismus, Asthma, und Gott weiss, bei welchen anderen Krankheitsformen; es ging alles gar herrlich und überraschend schnell.

Nur das Wechselfieber wollte nicht so gefällig sein, dieser Wunderarzenei zu weichen; auch bei chronischen Fiebern mit alten, deutlich erkennbaren Leiden irgend eines Organs, haperte

es. Hinsichtlich des Wechselfiebers hatte ich schon damahls längst meine eigenen, vermuthlichen Gedanken, welche ich im vorigen Kapitel dem Leser mitgetheilt, und wenn ich gleich hinsichtlich der Urorganleiden noch gar rohe, echt galenische Begriffe hatte, so waren diese doch hinreichend, mir das Nichtwirken bei den chronischen Fiebern, welche mir vorkamen, zu erklären. So übte ich nun die Kunst acht bis neun Monate gar lustig und ohne Kopfbrechen. Es ging mir damahls, ohne dass ich es selbst ahnete, wie einem unkundigen Reiter, den man auf ein frommes, gemächliches, zugerittenes Pferd setzt; er trabt, galoppirt, traversirt, courbettirt und dünkt sich ein ganzer Stallmeister zu sein: gibt man ihm aber einmahl eine harttrabende, eigensinnige, halsstarrige Mähre, so ists am Ende mit seiner vermeintlichen Reitkunst. Nun, auch mir wurde gar bald das halsstarrige Ross vorgeführt, das waren die Leberfieber, die ich im vorigen Kapitel beschrieben; bei diesen wollte das unfehlbare Fiebermittel nicht helfen und ich musste andern Rath suchen.

Schon früh war ich der Meinung, die Heilwirkung der Mittel beruhe auf unwandelbaren Naturgesetzen. Diese Gesetze könne der menschliche Verstand zwar nicht ergründen, aber er könne doch von Beobachtungen und Versuchen allgemeine Sätze abziehen, die, ohne gerade auf unbedingte Unfehlbarkeit Anspruch zu machen, von grossem Nutzen bei künftiger Behandlung der Krankheiten sein müssten.

Ferner war ich der Meinung, die Heilwirkung eines Mittels, welche man in einer so hinreichend grossen Zahl von Fällen beobachtet, dass keine zufällige Täuschung möglich, (welche bei wenigen Fällen allerdings möglich ist) sei etwas Thatsächliches, welches nie durch irgend eine theoretische Beweisthümelei könne unwahr oder ungeschehen gemacht werden. Das Nichtheilwirken dieses Mittels, bei scheinbar ähnlichen Fällen, müsse also seinen guten Grund haben, und diesen Grund könne man nicht nach einer auf angebliche Kenntniss des belebten Menschenleibes basirten Theorie, sondern nur durch vergleichende Beobachtungen ausmitteln.

In Erwägung der Kürze und Unsicherheit des menschlichen Lebens, der Abhängigkeit, in der wir praktischen Aerzte

von den vorkommenden Krankheiten stehen, schien es mir zweckmässig, meine wirklich merkwürdigen bestätigenden Beobachtungen über die Heilwirkung des kubischen Salpeters, nebst den Beobachtungen über die Nichtwirkung desselben beim gastrischen Fieber, einigen Aerzten mitzutheilen. Unter diesen war mein ärztlicher Freund Herr Kreisphysikus *von Velsen* in *Cleve*, der auch hernach diesen Gegenstand in *Horns* Archiv zur Oeffentlichkeit gebracht, und vorzüglich mein ehemahliger Lehrer, der Staatsrath *Hufeland*. Diesem überschickte ich, nach vorläufiger Anfrage, schriftlich und ausführlich meine damahligen Erfahrungen, damit er sie privatim einigen verständigen Heilkünstlern bekannt machen möchte; ausdrücklich jedoch ihn bittend, meine Mittheilung nicht in seinem Journale zur Oeffentlichkeit zu bringen. Abgesehen davon, dass jene Schreiberei mehr ein *Postscenium practicum* als eine ordentliche journalrechte Abhandlung war, glaubte ich, eine voreilige Bekanntmachung meiner unvollkommnen, durch vergleichende Beobachtung nicht geläuterten, durch die Zeit nicht gereiften Erfahrungen, könne der Kunst wenig frommen.

Damahls schrieb ich aber dem St. R. *H.* etwas verwegen, ich wolle selbst die Sache genau untersuchen. Ach! wie oft habe ich hintennach über meinen kecken Muth lächeln müssen, wie oft an des *Horaz* Spruch gedacht: *Prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus.* Hätte ich die unsägliche Mühe gekannt, welche mir diese Untersuchung machen würde, hätte ich begriffen, dass ich mich von der schulgerechten Kunst scheiden, dass ich die in meinem Kopfe festgewurzelten krankheits- und heilmittellehrigen Kategorien ausreuten, dass ich die langweiligen, dunklen Schriften der Geheimärzte nur zu oft danklos durchstöbern müsste, wahrhaftig! ich glaube nimmer, dass ich das Unternehmen begonnen hätte.

Damahls hatte ich noch nicht die Schriften der Iatrochemiker gelesen. *Paracelsus* und *Helmont* hatte ich früher bloss aus Neugierde einmahl durchlaufen, wie ich auch den *Schwedenborg* und *Jacob Böm* durchlaufen habe. Durch solche flüchtige, stückweise, wählische Leserei bekommt man aber nur einen sehr verworrenen Begriff von den Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller.

*Ettmüller*, der ohne in die Geheimlehre der Iatrochemiker eingedrungen zu sein, manche ihrer Mittel anführt, und überhaupt mit mehr Achtung von ihnen spricht als manche andere Gelehrte, hatte mich längst auf selbige aufmerksam gemacht. Der Gedanke tauchte bei mir auf, ob der kubische Salpeter wol eins jener berüchtigten iatrochemischen Grossmittel sein möchte. *Petrus Poterius*, der einzige Schriftsteller der Art, den ich damahls besass, regte meine Neugierde mehr auf als dass er sie befriediget hätte. Er schreibt wirklich, was die Bereitung der Mittel betrifft, so dunkel, dass ich bis diesen Augenblick nicht rathen kann, ob sein *Antipyretum* der kubische Salpeter ist.

In der literärischen Abgeschiedenheit, worin ich als kleinstädtischer Arzt mich befinde, ist es etwas ungemächlich, alte Bücher aufzutreiben. Ich bat damahls den in Köln wirkenden Professor *Rougemont*, mir die Werke des *Helmont* und *Paracelsus* bei einem Antiquar zu kaufen. Seine wenig tröstliche Antwort lautete aber: er habe den *Helmont* gar nicht finden können, den *Paracelsus* zwar gefunden, der Antiquar aber sechzehn Laubthaler dafür gefodert, und auf die Bemerkung des Uebertriebenen in dieser Foderung, bloss mit einem, den Missschätzer alter Bücher bemitleidenden Blicke geantwortet. *Rougemont* war aber, ohne dass ich ihn darum bat, so gefällig, mir aus seiner Bibliothek die Werke des *v. Helmont* und einen, etliche Bücher des *Paracelsus* enthaltenden Quartband zu schikken. Im letzten fand ich, ausser manchen die Medizin nicht berührenden Büchern, die *Archidoxa*, und da ich von der Chemie so viel behalten hatte, dass man aus Kochsalz durch eine einfache Wahlverwandtschaft kubischen Salpeter bereiten könne, so fesselte in den Archidoxen die Ueberschrift *Elixir salis* gleich meine Aufmerksamkeit. Ich sah bald, wie ich oben bemerkt, aus dem Ergebnisse des Prozesses selbst, dass die *Paracelsische Aqua solvens* Salpetersäure müsse gewesen sein, welches sich mir hernach, da ich die Werke des *Paracelsus* von einem ehrlichen Manne etwas billiger erhandelt, durch Vergleichung mehrer Stellen bestätigte, gleichwie ich den mir anfänglich grosse Zweifel erweckenden Zusatz von Gold gar bald für ein, wo nicht eigenthümlich *Paracelsisches*, doch gemeines iatrochemisches Wirrsal erkannte.

Nachdem ich mich nun überzeugt, dass der kubische Salpeter eines der Grossmittel dieses seltsamen, so verschiedenartig beurtheilten Mannes sei, so lag der Gedanke mir sehr nahe, dass seine Kunst doch wol etwas mehr als marktschreierische Aufschneiderei gewesen. Ich fing an, den mir schon eine Zeitlang höchst verdächtigen Urtheilen alter und neuer Gelehrten vollends zu misstrauen, und beschloss, die geheimärztliche Lehre, deren Erfinder *Paracelsus* wol eigentlich nicht ist, deren Veröffentlicher und Verbreiter er aber ist, selbst zu erforschen und zu erproben, denkend, dass ich einzig auf diesem Wege den richtigen Gebrauch des kubischen Salpeters lernen würde. Die Leser sehen also aus dieser treuen Erzählung, dass die Heilwirkung dieses Salzes mir nicht von den Iatrochemikern offenbaret ist, sondern dass, gerade umgekehrt, die ganz zufällig entdeckte Heilwirkung desselben mich erst zum Erforscher und dann zum Anhänger der geheimärztlichen Lehre gemacht hat.

Aus dieser Erzählung dringt sich uns von selbst folgende für die Heilkunst, besonders für praktische Schriftsteller sehr nützliche Lehre auf. Ueber acht Monate hatte ich die ganze volle, wundergleiche Wirkung des kubischen Salpeters auf den erkrankten Menschenleib gesehen, da erschienen gastrische Krankheiten, da erschienen Gehirnkrankheiten, dei denen er entweder gar nicht, oder nur als Nebenmittel diente. Wäre ich also acht Monate später auf den Einfall gekommen, ihn zu gebrauchen, so würde ich seine volle Wirkung nicht gesehen, ich würde ihn als ein gutes Antiphlogisticum, das sich von manchen andern der Art nicht sonderlich unterscheide, betrachtet, und ihn wahrscheinlich nicht weiter gebraucht haben. Von welchen Zufälligkeiten hängt also die Entdeckung der Heilwirkung der Mittel ab.

Ferner: hätte ich, nachdem ich acht Monate lang die Wirkung desselben in mancherlei Krankheitsformen erprobet, meine Erfahrungen sofort der gelehrten Welt mitgetheilt, und aus diesen Erfahrungen allgemeine praktische Sätze für dessen Gebrauch gezogen, so hätten die Leser, vorausgesetzt, dass in ihrem Wirkungskreise nicht gerade zur Zeit, da ihnen diese

Mittheilung wurde, ähnliche reine Uraffektionen des Gesammtorganismus geherrscht, mich entweder für einen groben Lügner, oder doch zum wenigsten für einen einbildischen, seiner Sinne nicht recht mächtigen Menschen halten müssen; und doch wäre ich in Wahrheit beides nicht, ich wäre bloss ein voreiliger Schreiber gewesen. Daraus folgt, dass, wenn wir die Heilwirkung eines Mittels nicht bloss in etlichen, sondern in gar vielen Fällen erprobet haben, wir am besten thun, vorläufig zu schweigen, in einem Zeitraume mehrer Jahre unsere Erfahrung durch vergleichende Beobachtungen zu berichtigen, und sie erst dann dem ärztlichen Publico mitzutheilen. Wer aber die Geduld nicht hat, so lange zu warten, dem rathe ich, die beobachteten Thatsachen nackt bekannt zu machen, ohne aus selbigen allgemeine praktische Sätze für den künftigen Gebrauch des Mittels zu ziehen. Das hat aber auch seine grosse Unvollkommenheit. Da jeder krankhafte Zustand des Menschenleibes sich durch Zufälle offenbaret, Gruppen von Zufällen aber nosologische Formen bilden, die Erzählung nackter Thatsachen also nur als sinnlich erkennbare Beseitigung nosologischer Formen kann vorgetragen werden, so wird der Unerfahrene das Mittel, wenn es ihm in ähnlichen Krankheitsformen nicht hilft, geradezu als nichtsnützig verwerfen; oder er wird es unter eine heilmittellehrige Kategorie reihen und es so nach einer blossen Phantasie anwenden. Es bleibt also jedenfalls dem Zufalle überlassen, ob die durch Erzählung nackter Thatsachen bekannt gemachte Heilwirkung eines Mittels der Kunst und durch sie der Menschheit nutzen oder nicht nutzen wird. Es wäre zu wünschen, alle Aerzte dächten es sich deutlich, dass, insofern die Heilwirkung der Arzeneien auf unwandelbaren Naturgesetzen beruhet, hundert für die ausgezeichnete Heilwirkung eines Mittels sprechende Beobachtungen mehr werth sind als tausend dagegen sprechende. Jene hundert beweisen, dass es einen krankhaften Zustand des Menschenleibes in der Natur gibt, der durch das in Rede stehende Mittel schnell und sicher zum Normalstande zurückgeführt wird; diese tausend hingegen beweisen bloss, dass die versuchenden Aerzte den krankhaften Zustand verkannt, dass sie eine gewisse Gruppe von Zufällen als Zeichen und Bürgen

eines solchen unsichtbaren Zustandes gutgläubig angenommen. Ob aber unser Zeitalter die Wahrheit meiner Rede anerkennen wird, mag ich nicht vorher bestimmen.

Jetzt wende ich mich zu dem kubischen Salpeter selbst, und werde zuerst im Allgemeinen von der Gabe reden, in der man ihn mit Vortheil gebrauchen kann.

Man kann ihn innerhalb vierundzwanzig Stunden von einer Drachme bis zu einer Unze geben. Wenn man einen mittlen Grad der Reizbarkeit des Darmkanals als den normalen annimmt, so kann man behaupten, dass der kubische Salpeter den Darmkanal nicht zur vermehrten Bewegung reizt, vorausgesetzt, dass man ihn nicht in ungeheuern Gaben reiche. Jedoch, da bei Gesunden im Darmkanal ein sehr verschiedener Grad der Empfänglichkeit für mancherlei Reize stattfinden kann, so ist es möglich, dass grosse Gaben (eine Unze in 24 Stunden) manchen den Darmkanal ein wenig zur vermehrten Bewegung, ohne schmerzhafte oder krankhafte Gefühle zu verursachen, aufregen, und dass bei anderen Gesunden selbst noch grössere Gaben dieses nicht thun.

Bei dem Gebrauche desselben in krankhaften Zuständen muss man aber den Darmkanal besonders beachten. Durch Krankheit tritt nicht bloss der Gesammtorganismus, sondern auch einzelne Organe und sehr häufig der Darmkanal in ganz neue Verhältnisse zur Aussenwelt, so dass die Versuche, die man mit den Mitteln an Gesunden macht, uns wenig ihre Wirkung bei Kranken verbürgen. Der Darmkanal ist das Organ, dessen Verhältniss zur Aussenwelt durch Krankheit am oftesten verändert wird; woher es denn kommt, dass Mittel, welche einen Gesunden nicht durchläufig machen, bei einem Kranken zuweilen als *Laxantia*, ja als *Purgantia* wirken. Wollte man im Allgemeinen den Satz als wahr aufstellen, dass die Grösse der Arzeneigabe mit der Heftigkeit der Affektion des Gesammtorganismus in geradem Verhältnisse stehen müsse, so würde man, wenn diese Affektion, im Darmkanale vorwaltend, sich als Durchfall äusserte, mit dem kubischen Salpeter arg in der Klemme sitzen. Bei solchen Umständen ist es nicht bloss nöthig, ihn in ganz mässiger Menge (zu anderthalb Drachmen in 24 Stunden) anzuwenden, sondern es ist auch

nöthig, diese Portion in einem schleimigen Oeltranke in getheilten stündlichen Gaben zu reichen. Ueberhaupt muss man bei Bestimmung der Arzeneigaben den Satz, dass das Viel auch nothwendig viel helfen müsse, zwar nicht als einen ganz falschen, aber doch als einen solchen ansehen, der bei Uebung der Kunst grosse, sehr grosse Beschränkung erleidet.

Im Allgemeinen hat mich die Erfahrung gelehret, dass zwei Drachmen in 24 Stunden alles leisten, was man verlangen kann, und dass grössere Gaben nur ausnahmsweise brauchen gegeben zu werden, wovon ich weiter unten besonders handeln werde.

Die Mittel, mit denen er hinsichtlich seiner Heilwirkung in näherer oder entfernterer Verwandtschaft stehet, sind folgende.

1) *Kali nitricum.* Dieses ist hinsichtlich der Mächtigkeit seiner Heilwirkung auf den Gesammtorganismus am nächsten mit dem *Natro nitrico* verwandt, ohne jedoch ihm gleich zu kommen. Es ist darin aber weit unvollkommner, dass es bei etwas gesteigerter Reizbarkeit des Darmkanals diesen feindlich, zuweilen heftig angreift. Da ich, wie ich schon oben gesagt, bevor ich den kubischen Salpeter kannte, das *Kali nitricum* häufig gebraucht habe, so gehöre ich nicht zu denen, die die feindliche Wirkung desselben auf den Darmkanal zu sehr hervorheben; jedoch kann ich nicht bergen, dass es zuweilen zu zwei Drachmen in einem achtunzigen schleimigen Tranke stündlich löffelweise gereicht, zum grossen Nachtheile des Kranken heftigen Durchfall erregt, weshalb ich mich in einzelnen Fällen genöthiget gesehen, es ganz bei Seite zu setzen und mich mit verwandten, minder mächtigen Mitteln zu behelfen. Ohne also dem *Kali nitrico* zu nahe treten zu wollen, behaupte ich bestimmt, dass das *Natrum nitricum*, sowol hinsichtlich der Mächtigkeit, als hinsichtlich der Reinheit der Heilwirkung auf den Gesammtorganismus, ein weit vollkommneres *Universale* ist als jenes.

2) *Ammonium muriaticum.* In meiner Jugend schienen manche Aerzte den Salmiak, hinsichtlich seiner Heilwirkung auf den erkrankten Gesammtorganismus, fast dem *Kali nitrico* gleich zu stellen, wiewol ich zugebe, dass sie sich nicht ganz

bestimmt darüber aussprachen. Er stehet aber dem *Kali nitrico* weit, und dem *Natro nitrico* noch viel weiter nach. Seine Wirkung als Organheilmittel kann begreiflich hier nicht in Betracht kommen, ich habe davon schon früher gesprochen.

3) Verschiedene Mittelsalze. Die, deren Gebrauch ich kenne als: *Kali sulphuricum, tartaricum, aceticum, Natrum sulphuricum, tartaricum, aceticum*, der *Tartarus natronatus* und *boraxatus*, die *Magnesia sulphurica* und *tartarica*, die *Calcaria muriatica* und vielleicht auch wol andere wenig gebräuchliche Mittelsalze, deren Namen ich bloss kenne, sind mit dem *Natro nitrico* in entferntem Grade verwandt, stehen ihm aber hinsichtlich der Heilwirkung auf den Gesammtorganismus unberechenbar nach. Jedoch sind manche derselben (wovon ich im vorigen Kapitel gehandelt) unentbehrliche Organheilmittel. Ob das *Ammonium nitricum* ihm aber hinsichtlich der Heilwirkung auf den Gesammtorganismus näher komme als die genannten Mittelsalze, kann ich nicht sagen, weil ich es nie gebraucht.

4) *Mercurius.* Dieser ist in Betreff seiner Heilwirkung auf den Gesammtorganismus nahe mit dem kubischen Salpeter verwandt; welche Verwandtschaft auch, zum Theil mit, der Grund seines jetzt häufigen Gebrauches in ganz verschiedenförmigen Krankheiten ist. Seine feindliche Wirkung aber auf verschiedene Organe, als auf die ganze innere Mundhöhle, auf Mandeln und Speicheldrüsen, wahrscheinlich auf das Pankreas, und wer weiss auf welche andre Bauchorgane, unterscheidet ihn sehr von dem kubischen Salpeter. Die durch ihn verrichtete Heilungen geschehen nicht bloss durch eine dem Salpeter verwandte Heilkraft auf den erkrankten Gesammtorganismus, sondern auch auf antagonistische Weise, durch feindliches Angreifen verschiedener Organe; von welchem Gegenstande ich aber schicklicher in einem anderen Kapitel reden werde. Die Meinung, in Betreff seiner dem Salpeter verwandten (entzündungswidrigen, antiphlogistischen) Heilkraft ist in der Medizin bekanntlich getheilet; einige Aerzte nehmen sie an, andre verwerfen sie. Ich sehe mich genöthiget, den ersten beizutreten, werde aber die Gründe, die mich dazu bestimmen, im Verfolge des Kapitels, wo ich von der Wirkung des Kupfers

auf den erkrankten Gesammtorganismus handle, dem Leser vorlegen.

Ehe ich nun zum besonderen Gebrauche des kubischen Salpeters übergehe, muss ich den Leser auf eine, in allen solchen fieberhaften Zuständen, in denen er heilend wirkt, bemerkbare Erscheinung aufmerksam machen. Er bewirkt nämlich gleich einen gewissen Grad von wohlthätiger Veränderung im Körper, welche der Arzt zwar nicht sehen, der Kranke aber fühlen kann. Dieses wohlthätige Gefühl vermehrt sich fast bis zu dem der Genesung, ohne dass der Puls bedeutend langsamer wird. Die Verminderung der Geschwindigkeit desselben tritt jedenfalls später ein als die Rückkehr des Genesungsgefühls. Diese Beobachtung scheinet mir zu beweisen, dass er nicht als ein eigentliches direkt beruhigendes Mittel auf das Herz und die tastbaren Gefässstämme wirkt. Ferner hat mich diese Beobachtung auch in der Meinung bestärkt, dass bei derjenigen Affektionsform des Gesammtorganismus, welche wir Fieber nennen, die vermehrte Aktion des Herzens und der Schlagadern etwas sehr Ausserwesentliches sei.

Wenn ich jetzt von den einzelnen Krankheitsformen spreche, in denen ich den kubischen Salpeter heilend gebraucht, so muss ich mich zuerst vor allen unebenen, gehässigen Auslegungen meiner Rede schützen. Ich erkläre also auf das bestimmteste: da die unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus etwas Unsichtigeres ist, welches sich nur durch gestörte Verrichtung der Organe dem Arzte, und durch Beeinträchtigung des Gesundheitsgefühles dem Kranken offenbaret, diese Offenbarung aber nicht anders geschehen kann, als durch Bildung von Krankheitsformen; so ist es mir auch unmöglich, meine Erfahrung anders auszusprechen als durch Erzählung der Beseitigung von Krankheitsformen. Daraus soll aber niemand den Schluss ziehen, der kubische Salpeter sei das trefflichste *Antihystericum*, *Antipyretum*, *Antidysentericum*, *Antiscarlatinum* u. s. w. Nein, meine werthen Amtsbrüder! ich kenne keine Antimittel auf nosologische Formen. Sobald die nämlichen nosologischen Formen, bei denen wir den kubischen Salpeter die herrlichste Heilwirkung äusseren sahen, Offenbarungen eines anderen krankhaften

Zustandes des Gesammtorganismus sind, so können sie nicht mehr durch kubischen Salpeter, aber wol durch Eisen, oder durch Kupfer beseitiget werden.

Ich bitte also meine rationellempirischen Leser, die, wie ich längst gemerkt, bei aller Rationalität eine geheime Neigung zur Krankheitsformenbehandlung haben, diese Neigung, welche sie, wie ich an mir selbst erfahren, nicht so Knall und Fall ausreuten können, beim Lesen meines Buches zum wenigsten etwas zu unterdrücken.

---

Hysterie. Gegen diese habe ich das Mittel, wenn nicht gerade Magen und Därme voll Säure steckten, vielmahls heilsam befunden. Wenn es aber wahr ist, dass manche Hysterie, besonders bei jungen vollsaftigen Mädchen und Frauen, bloss in einer reinen Salpeterkrankheit bestehet, so ist es eben so wahr, dass sie in vielen anderen Fällen Bauch-, oder Gehirnorgankrankheit ist, und man den Weibern nur einzig dadurch ein lebensfrohes Dasein wiederverschaffen kann, dass man ihnen das urerkrankte Organ, von dem die Hysterie abhängt, gesund macht. In Fällen, wo dieses unthunlich ist, bleibt unsere ganze ärztliche Behandlung nur Flickwerk. Jedoch auch in solchen Fällen, wo die Hysterie von dem Urleiden eines Organs abhängt, der Salpeter also als wirkliches Heilmittel nicht nutzen kann, tritt zuweilen ein vorübergehender krankhafter Zustand des Gesammtorganismus ein, der durch das *Natrum nitricum* beseitiget wird; wo es dann, hinsichtlich des ganzen Krankheitszustandes bloss als erleichterndes Mittel dienet. Deshalb sehe ich auch wol, dass manche hysterische Weiber eine conzentrirte Auflösung des kubischen Salpeters (welche in den hiesigen Apotheken unter dem Namen Salpetertropfen verkauft wird) für den Nothfall im Hause haben. Ja eine achtbare Frau meiner Bekanntschaft hat eine entfernte Freundinn, die an hysterischen Kopfschmerzen leidet, die ich aber übrigens nicht kenne, seit zehn Jahren mit den Salpetertropfen versehen. Ich denke, diese muss sich wol bei den Tropfen besser befinden als bei anderer Arzenei, sonst würde sie selbige längst haben fahren lassen, da hysterische Weiber

im Allgemeinen eine grosse Neigung haben, mit der Arzenei zu wechseln.

Zahnschmerz. Es gibt ein Zahnweh, welches bloss eine in den Zahnhöhlen, oder in den Umkleidungen der Wurzeln eines oder mehrer Zähne vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist. Dieses Uebel, welches bei weitem nicht immer eine in Eiterung übergehbare Entzündung ist, wird durch manche Mittel, die gewöhnlich gegen das Zahnweh gebraucht werden, als durch das Auflegen von Pfeffer oder Meerrettig auf die Wange, durch Nelkenöl und andere an die Zähne und das Zahnfleisch gebrachte scharfe Substanzen, nicht bloss nicht gehoben, sondern noch vermehrt, und zwar so, dass nicht bloss Herz und Arteriensystem merklich aufgeregt werden, sondern dass bei reizbaren Körpern selbst leichte Zuckungen der Muskeln entstehen. Der innere Gebrauch des kubischen Salpeters in etwas reichlicher Gabe (zu einer halben Unze tags) und das Auflegen von Zinksalbe auf die Wange haben mir hier oft sichtbaren Nutzen geschafft. Wer Blutegel an das Zahnfleisch setzen will, der thue es, sie helfen aber in solchen Fällen nicht immer; zum wenigsten bin ich mehr als ein Mahl zu Hülfe gerufen, wo dieses Hausmittel schon vergebens gebraucht war. Ueberhaupt sind die Fälle, von denen ich spreche, etwas ernsthafter Art, denn in kleinen Städten rufen die Menschen nicht um jeder Kleinigkeit willen den Arzt.

Kopfrose. In dieser gibt man den kubischen Salpeter mit grossem und auffallendem Nutzen, wenn sie nicht ein Urleiden des Kopfes, oder gastrischen Ursprunges, oder Symptom einer Affektion des Gesammtorganismus anderer Art ist. Sie kann aber alles dieses sein; darum halte ich es für sehr unsicher, sie mit feindlichen, stark ausleerenden Mitteln zu bekämpfen. Ja, nach einem ungefähren Ueberschlage dessen, was ich in diesem Punkte erfahren, kommt es mir fast vor, als sei die Kopfrose in den wenigsten Fällen eine in den äusseren Theilen des Kopfes vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus salpetrischer Art gewesen.

Angina. Diese Krankheit kommt so oft vor, dass man sie als die gemeinste ansehen kann. Es gibt Aerzte, die den Kranken durch Aderlassen und Egel das Blut abzapfen und

Gott weiss wie vielerlei Mittel in den Magen schicken. Ich halte das aber für ganz überflüssige Anschläge; der kubische Salpeter schafft wol allein Hülfe. Wird man gleich, am ersten oder zweiten Tage gerufen, so kann man mit zwei Drachmen kubischen Salpeter jeden Tag ausreichen. Wird man am dritten gerufen und ist das Uebel schon sehr gesteigert, so thut man am besten, den kubischen Salpeter zu einer halben, bis ganzen Unze innerhalb 24 Stunden zu reichen. Gurgeln lasse ich schon längst nicht mehr in diesen Arten der *Angina*. Wer sich mit Milch gurgeln will, der kann es thun. Ist die Entzündung schon weit gediehen, wenn man hinzukommt, so muss man, wie uns das die Alten schon lehrten, dafür sorgen, dass der Kranke nachts einnehme und möglichst wenig schlafe; denn schläft er, so kann er beim Erwachen anfänglich gar nicht mehr schlingen und hat die grösste Mühe, den Hals wieder in etwas gängig zu machen. Ist aber die Entzündung noch stärker, so, dass der Kranke seinen Speichel nicht ohne grosse Schmerzen verschlucken kann, so braucht man ihn nicht mehr vom Schlafe abzuhalten, denn die Entzündung verbietet ihm von selbst das Schlafen. Beschleicht ihn nämlich der Schlummer und er will unwillkürlich den Speichel verschlucken, so weckt ihn der Schmerz; schluckt er nicht, so läuft der Speichel in den Kehlkopf und verursacht Husten, auf diese Weise ist es bar unmöglich, dass er auch nur zehn Minuten lang schlafen kann. In solchen dringenden Fällen halte ich es doch für zweckmässig, nebst dem inneren Gebrauche des kubischen Salpeters auch äusserliche Mittel zu Hülfe zu nehmen. Ich bediene mich seit langer Zeit der Galmei- oder Zinksalbe und lasse sie auf Leinwand gestrichen um den Hals legen. In neuer Zeit bin ich aber gewahr worden, dass eine Digitalissalbe noch weit bessere Dienste leistet.

Bei der *Angina* kann man sich, vorausgesetzt, dass dem Kranken durch consensuelles Ergriffensein des Masseters der Mund nicht geschlossen sein, sichtbar überzeugen, dass der kubische Salpeter allein hinreicht, eine solche Entzündung, die an sich leicht in Eiterung übergehet, zu zertheilen. Der rothe Harn, den man als eins der Zeichen entzündlicher Fieber ansiehet, fehlet zuweilen bei der durch kubischen Salpeter heil-

baren *Angina*; ich habe oft genug gesundheitsgemässen Harn bei heftiger Entzündung des Halses und bei sehr lebhaftem Fieber gesehen.

Uebrigens bemerke ich noch, dass man sich hüten muss, solche von einer Uraffektion des Gesammtorganismus abhangende Halsentzündung mit gastrischer zu verwechseln. Letzte ist zuweilen mit keinem einzigen Zufalle verbunden, der auf krankhafte Gallenergiessung in Magen und Darmkanal schliessen liesse, sondern sie ist lediglich consensuelles Symptom eines urergriffenen Bauchorgans. Sie kann auf so wunderliche und vielfache Art erscheinen, dass es kaum zu beschreiben ist. So sah ich z. B. im Winter 1832, wo spät im Herbste Leberleiden vorherrschend geworden waren, Halsentzündungen erscheinen, bei denen man nur unbedeutende Geschwulst und Röthung der Mandeln und des äussersten die Mandeln berührenden Randes des Gaumensegels gewahr wurde. Und doch klagten die Leute über so starken Schmerz beim Schlucken, wie dieser sonst nur bei sehr heftigen und weit gediehenen Entzündungen zu sein pflegt. Dabei war lebhaftes Fieber und etwas gelbgefärbter Harn. Diese *Angina* hob sich in einem oder zwei Tagen mit dem Brechnusswasser zu dreissig Tropfen alle zwei Stunden gereicht. Eine Frau, die oft mit entzündlichem Halsweh geplagt, sich immer selbst durch Salpetertropfen geheilt hatte, konnte dieses Mahl nicht damit zum Zwecke kommen, ich half ihr aber mit Brechnusswasser.

Diese *Angina*, welche bloss Symptom einer Leberberührtheit war, selbst in etlichen Fällen mit schmerzhafter Leberaffektion abwechselte, hatte hinsichtlich des in hohem Grade schmerzhaft behinderten Schluckens, und hinsichtlich der unbedeutenden wahrnehmbaren Entzündung, die grösste Aehnlichkeit mit der, welche zuweilen von einem kleinen Pöckchen in der Haut einer Mandel entsteht*). Bei dieser ist aber

*) Obgleich diese Trugangina ein unbedeutendes Ding ist, so kann sie doch sehr lästig werden, und einen jungen Arzt zur Anwendung mancher ganz zwecklosen Mittel verleiten, besonders wenn das Pöckchen an der hinteren Seite einer Mandel sitzt, also unsichtbar ist. Vor vielen Jahren habe ich einst persönlich die Bekanntschaft dieses Uebels gemacht. Bei vollkommner Gesundheit fühlte ich zuerst geringen Schmerz beim Schlucken; nach zwei

das Gurgeln sehr schmerzhaft, ja fast unthunlich; bei jener, von der ich jetzt spreche, konnten sich die Leute gurgeln, wenn sie Liebhaberei daran fanden, wiewol das Gurgeln nicht half. Ueberdies verschwand sie auch nicht, wie die Pöckchen-angina, in ein paar Tagen von selbst, denn ich bin zu Leuten gerufen worden, die schon fünf bis sechs Tage daran gelitten und ziemlich auf einem Punkte geblieben waren. Das Fieber war meistens lebhaft und der Puls bei manchen sehr ungeregelt; ja ich habe eine nichthysterische Jungfrau behandelt, deren Puls so schnell, klein und aussetzend schlug, dass gar viele Menschen sterben können, ohne, selbst nahe vor dem Tode, einen solch wahnen Puls zu haben. Dass man aber, wenn diese symptomatische Angina gehoben war, das Urleberleiden nicht als ganz gehoben ansehen konnte, sondern dafür sorgen musste, dass der nun frei und schmerzlos schluckende Mensch auch gründlich bauchgesund wurde, brauche ich wol kaum zu bemerken.

Bange Leute machen von einer Angina grosses Aufheben; denn weil sie sehr grosse Unbequemlichkeit davon haben, so glauben sie, sie müssten sterben. Ich habe aber bis jetzt noch keinen daran sterben sehen. Das weiss ich wohl, wenn

---

Tagen war dieser so stark, dass ich gar keine Speise mehr hinunterbringen konnte und dass ich, um einen Löffel Flüssigkeit zu schlucken, wol dreimahl ansetzen, und noch dabei seltsame Gesichter schneiden musste. Zwei Tage und eine Nacht musste ich in dieser gezwungenen Enthaltsamkeit verharren, konnte auch nicht schlafen, weil ich meinen Speichel nicht schlucken konnte, dieser mir also bei jedem Versuche zum Schlafen in den Larynx lief und mir Husten verursachte. Da ich, besah ich das Innere meines Halses im Spiegel, nichts Krankhaftes erkennen konnte, und jeder Versuch zum Gurgeln mir den Schmerz unglaublich steigerte, so begriff ich leicht, von welchem winzigen Dinge das lästige Ungemach abhing, und fasste meine Seele in Geduld. Am zweiten Tage des vollkommnen Unvermögens zu schlucken war ich doch etwas flau, legte mich Abends aufs Sofa, schlief ein, erwachte gegen Mitternacht, fühlte nicht die leiseste Spur mehr von meinem Halsleiden, hatte aber starken Hunger. — Hätte ich nicht schon früher die Trugangina durch ein paar Fälle, bei denen die geringe Ursache des schmerzhaft behinderten Schlingens sichtbar war, kennen gelernt, das Ding würde mich doch, da ich selbst davon ergriffen wurde, stutzig gemacht haben.

man die Art der Entzündung verkennt, wenn man eine Eisen-, oder Kupfer-, für eine Salpeteraffektion des Gesammtorganismus ansiehet, solchen Kranken das Blut abzapfet, und ableitungsweise sie tüchtig purgirt, so können sie wol sterben; aber sie sterben dann doch nicht durch die Angina, sondern durch die alberne Formenbehandlung. Eben so kann wohl ein Mensch bei einer consensuellen Angina sterben, wenn man nicht im Stande ist, das urergriffene Organ, von dem das consensuelle Halsleiden abhängt, gesund zu machen, aber er stirbt doch nicht durch, sondern bei der Angina; hätte er kein Halsweh gehabt, würde er ebenfalls gestorben sein.

Die Beängstigung, welche manche Kranke bei heftiger Halsentzündung haben, die aber vorübergehend ist, scheint mir nicht von der Verbreitung der Entzündung auf den Larynx abzuhangen, sondern von der Geschwulst der Mandeln, des Gaumens und der hinteren Nasenhöhlen, und von der Unmöglichkeit, den durch die Entzündung erzeugten zähen Schleim zu entleeren. Ich schliesse das daraus, weil die Kranken gewöhnlich erst dann beklommen werden, wenn sie sich aus Müdigkeit dem Schlummer hingeben. Uebrigens will ich nicht gerade dagegen streiten, dass die Bekleidung der Stimmritze zuweilen nicht auch ein wenig mit leiden sollte.

Die verborgene Angina, von der *Hippokrates* spricht, die sich durch keine sichtbare Geschwulst äussert, ist entweder eine Entzündung der Speiseröhre gewesen, oder eine consensuelle, von einem Urbauch-, oder Gehirnleiden abhangende Affektion des Schlundes. *Fernelius* sah einen Kranken an einer solchen unsichtbaren Angina innerhalb achtzehn Stunden sterben. Einen sehr merkwürdigen Fall von symptomatischer, schnell tödtlicher Angina beobachtete ich im Jahre 1832. Ein funfzigjähriger Mann, von sehr ungesunder, schmutziggelber Gesichtsfarbe, der lange Jahre abwechselnd an Bauchbeschwerden gelitten, die sich bald als Kolik, bald als chronischer Durchfall äusserten, hatte, da ich ihn zuerst sah, unbedeutende Entzündung der Mandeln, etwas Steifheit des Nackens, ganz mässiges Fieber, war nicht bettlägerig, und hatte die ersten Spuren des Unwohlseins seit zwei Tagen bemerkt. Die Steifheit des Nackens vermehrte sich aber in der folgenden Nacht,

verbreitete sich über den ganzen Rücken. Die Kinnlade, ohne sich eben ganz zu schliessen, wurde doch auch steif, so, dass der Mund nicht weit mehr konnte geöffnet werden. Das Schlingen wurde im Verlaufe des Uebels nicht beschwerlicher als es von Anfang an gewesen, und da war es so, wie es bei der leichtesten *Angina tonsillari* zu sein pflegt. Am Anfange des dritten Tages erfolgte der Tod. Dieses war ein echter Starrkrampf, aus innerer, mir aber unbekannter Ursache, wie er sich zuweilen zu Wunden gesellet. Wahrscheinlich ist er wol in des Kranken alten Bauchleiden begründet gewesen; denn so gut wie von alten Leberfehlern Schlagfluss, Lähmung, Fallsucht, Zittern und andere Uebel entstehen, eben so gut kann auch wol einmal Starrkrampf daraus werden. Dieser hing doch bestimmt nicht von der unbedeutenden *Angina* ab, vielmehr ist es wahrscheinlich, dass die leichte Entzündung der Mandeln schon ein Symptom des nahenden Starrkrampfes gewesen. Ich bekenne aber gern, dass ich so etwas anfänglich nicht ahnete. Wie manche Menschen klagen bei einer *Angina tonsillari* über Steifheit des Nackens, und über weit lästigere als jener Kranke, ja wie manchen ist durch consensuelles Leiden des Käumuskels die Kinnlade ganz geschlossen, ohne dass es uns einfiele, aus diesen gemeinen Zufällen etwas Bedenkliches zu vermuthen. Mein Kranker konnte, da ich ihn zuerst sah, den Mund ohne Mühe so weit aufsperren, dass ich seine ganze Mundhöhle und seinen Schlund genau zu besichtigen befähiget wurde. Wie konnte ich da denken, dass der *Trismus* im Anzuge sei! Bei Wunden hat es die Erfahrung gelehrt, dass Steifheit des Nackens ein höchst verdächtiger Zufall und leicht ein Vorbothe des Starrkrampfes sei; aber dass ein Nichtverwundeter, der bloss über etwas Halsweh und Steifheit des Nackens klagt, den Anfang dieses furchtbaren Uebels haben könne, ist etwas ungewöhnliches, zum wenigsten habe ich nie einen ähnlichen Fall erlebt. Die Erkenntniss des Uebels war bei meinem zweiten Besuche schon so deutlich, dass niemand es hätte verkennen können. Der Verlauf desselben war auch gerade wie der des Wundstarrkrampfes. Der ganze Rücken wurde so steif wie ein Stück Holz. Schlucken konnte der Kranke noch immer, wiewol mit einiger Beschwerde,

den Mund konnte er zwar nicht weit aufsperren, aber doch ordentlich öffnen, um Getränk zu sich zu nehmen. Das Schliessen des Mundes ist aber auch bei dem Wundstarrkrampfe ein wandelbarer Zufall.

Vor etlichen Jahren trug sich hier der Fall zu, dass ein gesundes, starkes Dienstmädchen von einem Hühnerhahne nahe über dem Auge in die Stirn gebissen wurde. Zu dieser unbedeutenden Wunde gesellte sich der Starrkrampf. Ich sah sie den Tag vor ihrem Tode. Der Wundarzt hatte alles gethan, was in solchen Fällen erfahrene Meister rathen, aber leider ohne Hülfe. Dem Mädchen war der Mund geschlossen gewesen; da ich sie aber sah, konnte sie ihn ohne Mühe so weit öffnen, um Getränk und Arzenei zu nehmen.

Sollte mich nun jemand fragen, wie ich in Zukunft bei einem nichtverwundeten Menschen den anfangenden Starrkrampf mit symptomatischer Angina von einer einfachen Angina mit geringer rheumatischer Affektion der Nackenmuskeln unterscheiden wolle, so antworte ich einfältig darauf: ich weiss es nicht. —

Man hat in dem Gesammtwissen unserer Kunst unzählige Mittel gegen die Angina. Ein Krankheitsfall hat es mir einmal vor vielen Jahren deutlich gemacht, warum wir denn so gar mancherlei haben. Ich wurde einst zu einer ehrlichen Bürgerfrau gerufen, die an der *Angina tonsillari* litt, und zwar so heftig, dass wenn sie einen Löffel voll Flüssigkeit schlucken wollte, diese ihr zur Nase herauslief. Da ihr der Mund nicht geschlossen war, ich also den Hals besichtigen konnte, so urtheilte ich aus dem Ansehen der Mandeln, aus der Dauer der Entzündung und aus der gänzlichen Unmöglichkeit des Schluckens, dass sich ein Abszess gebildet, der bald durchgehen werde. Dieses nun der, nicht ohne Furcht vor Sterben, in grosser Noth schwebenden Frau auszulegen, würde lächerlich gewesen sein. Ich verschrieb also gar ehrenfest ein Rezept, das bestand in Altheesalbe, mit der sie äusserlich den Hals schmieren musste. Am anderen Tage sah ich sie wieder; sie behauptete, die Salbe, welche ich ihr verschrieben, sei eine wahrhafte Wundersalbe. Nachdem sie sich ein einziges Mahl damit habe schmieren lassen, sei sie gleich eingeschlafen,

habe mehre Stunden hintereinander geschlafen, und beim Erwachen sich von allen Leiden befreit gefühlt.

Was meinen meine Leser, sollte es nicht, hinsichtlich der Bräunemittel, manchen Aerzten der alten Welt gegangen sein wie dieser Frau? sollten sie nicht die selbstige Oeffnung der Mandelabszesse, bei der, wenn sie im Schlafe geschiehet, der Eiter verschluckt wird, wo dann eine anscheinend zauberische Heilung erfolgt, für eine wundervolle zertheilende und heilende Wirkung ihrer Mittel gehalten und so sich selbst und die Nachwelt getäuscht haben? — Ausser einer Unzahl von zusammengesetzten Umschlägen, Gurgelwässern, Tränken und Salben, auf welche man bei früheren Schriftstellern stösst, ungerechnet das Aderlassen am Arme und unter der Zunge, das Schröpfen im Nacken und die Blasenpflaster, findet man allein beim *Dioscorides* sieben und zwanzig *Simplicia* gegen die Bräune, worunter etliche recht schmutzige sind, als Hunde- und Menschenkoth (*Lib.* 2 *Cap.* 73) und sein Uebersetzer *Mathiolus* thut noch vier hinzu. Nach diesem soll, unter andern, der Kranke den Rauch von auf Glühkohlen gestreuten Bernstein durch einen Trichter einathmen, und dieses ein *Praestantissimum auxilium* sein (*Lib.* 1 *Cap.* 93). Ich glaube, wer heut zu Tage halskranke Menschen, die ohnedies Ungemach genug auszustehen haben und arg in der Presse sitzen, noch obendrein mit Bernsteinrauch verqualmen wollte, den würden die Leute weit eher für einen übergeschnappten Narren als für einen verständigen Meister halten.

Uebrigens haben bekanntlich ältere Schriftsteller unter dem Namen *Angina*, Entzündung der Unterkinnladen-, Unterzungen- und Ohrendrüse, der Zunge, der Mandeln, des Gaumens, ja selbst des Nackens begriffen*), ohne jedesmahl in dem Einzelfalle den entzündeten Theil besonders anzugeben. Ob manche derselben dieses aus Nachlässigkeit, oder aus Mangel anatomischer Kenntniss versäumt, kann ich nicht sagen.

Zum Schlusse dieses Artikels muss ich noch vom Zapfen

---

*) Dieses Letzte stammt wol eigentlich von *Hippokrates* her, oder, wie einige Gelehrte meinen, von *Thessalus* — *Hipp.* von den Landseuchen 2. Buch am Ende des 2. Abschnittes.

reden. Ich habe, so lange ich Arzt gewesen, mit einer besonderen Krankheit desselben nie zu thun gehabt. Bei Anginen, wenn sie nur einigermassen ernsthaft sind, ist bekanntlich das *Velum palatinum*, mithin auch der Zapfen entzündet und geschwollen. Letzter wird aber mit dem Gaumen und Mandeln zugleich gesund. Dass er zuweilen, wahrscheinlich durch chronische Entzündung, sich verlängert, und bedeutend verlängert, habe ich bloss gelesen, nie selbst gesehen*), ich weiss auch, dass man in alten Zeiten ein besonderes Instrument erfunden hat, den verlängerten zu kürzen. Das waren aber doch nur seltene Fälle. Wie kommt es denn, dass das Volk immer vom geschossenen oder gefallenen Zapfen spricht? Wo ich in meinem Leben seit Kindesbeinen gewesen, habe ich davon gehört. Da ich zuerst mich hier niederliess, sagten mir die an Angina Leidenden, wenn ich wegen der hoch gesteigerten Entzündung sie fragte, warum sie doch nicht zeitiger die Kunst in Anspruch genommen: sie haben anfänglich geglaubt, der Zapfen sei ihnen bloss geschossen. Durch die Länge der Zeit ist in meinem Wirkungskreise das Zapfenschiessen mit anderen Albernheiten aus der Mode gekommen.

Ich habe in meinem Leben von allerlei Volksmitteln

*) (Zusatz vom Jahre 1841.) Seit ich Obiges geschrieben, sind mir zwei Fälle von Urleiden des Zapfens, welches sich als merkliche Verlängerung dem Auge darstellte, vorgekommen. Da beide Fälle aber neu waren, so heilten sie sich durch ein Gurgelwasser von Alaun gar bald. Ich begreife aber, dass eine solche Zapfenverlängerung, wenn sie durch Vernachlässigung zum eigentlichen chronischen Uebel geworden, andere Hülfen nöthig machen kann. Aus den zwei Fällen, welche ich gesehen, bei denen das Gaumsegel gar nicht betheiligt war, wo sich der verlängerte Zapfen in einem sicht- und fühlbaren Zustand der Erschlaffung befand, muss ich schliessen, dass nicht leicht jemand dieses Uebel vernachlässigen wird, denn nach der Aussage beider Betheiligten, ist es ein sehr lästiges Ding, sie hatten immer ein Gefühl, als stecke ihnen ein Brocken im Schlunde, den sie hinunter schlucken müssten. Es ist möglich, dass diese Krankheit des Zapfens früher viel häufiger gewesen als jetzt, und dass daher die Volksrede vom geschossenen Zapfen stammt; sind doch auch andere Krankheiten, die früher häufig erschienen, jetzt selten geworden, ja fast ganz verschwunden, z. B. das Frieselfieber und das Podagra; hingegen kommen Urherzleiden, Hämorrhoiden der Blase und die unglückliche Dysphagie mir jetzt weit häufiger vor als früher.

gegen den geschossenen Zapfen gehört In dem Orte, wo ich als Knabe meine erste wissenschaftliche Bildung erhielt, war ein Handwerker, der sich grossen Ruf im Zapfenlichten erworben. Er packte auf dem oberen Theile des Kopfes dessen, den er heilen wollte, einen Schopf Haare, und zog selbigen tüchtig in die Höhe, so, dass der Kranke arge Schmerzen davon hatte. Dieses sollte nun, wie es hiess, unfehlbar helfen. Damahls kam meinem kindischen, unmedizinischen Verstande eine solche Behandlung recht widersinnig vor; wie sehr bin ich aber in der Folge einst überrascht worden, da ich diese nämliche Raufkur bei einem sehr berühmten Arzte des funfzehnten Jahrhunderts fand. ***Bartholomaeus Montagnana,*** (*Consil.* 88) nachdem er gegen den geschossenen Zapfen trockne Schröpfköpfe auf die Pfeilnaht empfohlen, führt also fort: ***Violenter etiam sursum attrahantur cappilli ejus*** (des Kranken), ***ita, ut cutis capitis exfolietur a cranio suo: per tale enim ingenium statim uvula mirabiliter sublevetur. Vidi ipsum fieri, et instanter profuit; sed non debet fieri nisi in casu arduo magnae suffocationis.***

Die Frage: ob manche Volksmittel ursprünglich von den alten Aerzten herstammen, von den Nachfolgern derselben verworfen und vergessen, sich unter dem Volke durch mündliche Ueberlieferung erhalten, oder ob, umgekehrt, die alten Aerzte sie ursprünglich vom Volke erhalten, und sie, bloss verlateint, für ihre Erfindung ausgegeben, möchte nicht bloss sehr schwer, sondern unmöglich zu beantworten sein.

Glossitis. Die eigentliche Entzündung der Substanz der Zunge (von einer Hautentzündung derselben ist jetzt nicht die Rede) gehört zu den selteneren Krankheiten; es sind zuweilen mehre Jahre hingegangen, ohne dass sie mir ein einziges Mahl vorgekommen. In den Fällen, die ich zu behandeln hatte, war immer die Entzündung nur in einer Seite. Dieses kann man gerade nicht durch das Gesicht entdecken, denn dem Auge erscheinet die ganze Zunge geschwollen und das Schlucken ist wegen der consensuellen Affektion der Organe des Schlundes sehr erschweret. Fühlet man aber mit dem Finger die Zunge, so wird man gleich gewahr, dass in einer Seite eine harte Geschwulst von der Grösse einer Wall-

nuss, oder eines Taubeneics ist. Ich habe den kubischen Salpeter bei der Glossitis eben so heilsam befunden als bei der Angina. Ohne Aderlassen, Scarifiziren und Blutegel, hob er dieses Zungenleiden bald. Die allgemeine Geschwulst der Zunge wich zuerst; war dieses geschehen, so konnte man in einer Seite die entzündete Stelle ganz deutlich wie einen Ball fühlen. Dieser wurde dann gar bald weicher und kleiner, und das ganze Zungenleiden, zusammt dem Fieber, war in einem Zeitraume von vier Tagen gehoben. Uebrigens habe ich, weil in den Fällen, die ich behandelt, die Geschwulst schon bedeutend war, den kubischen Salpeter zu einer halben Unze in vier und zwanzig Stunden gegeben. Ich bin einst zu einem Landmann gerufen, bei dem die Entzündung schon in Eiterung übergegangen war, der Abszess barst nämlich schon am folgenden Tage. Der Mann hatte wirklich grosse Unbequemlichkeit von diesem Zufalle, und seine Frau glaubte, er werde sterben; es war aber nicht die geringste Gefahr dabei, denn nachdem der Abszess geborsten, war die ganze Sache abgethan.*)

L a r y n g i t i s. Diese habe ich, so lange ich den kubischen Salpeter kenne, nie zu behandeln gehabt, ja ich habe so lange ich lebe nur einen einzigen Fall der Art, vor ungefähr 36 Jahren bei einem funfzigjährigen Manne gesehen. Reichliches Aderlassen, Blutegel, Quecksilber, (damahls meine einzigen Waffen) waren nicht mächtig genug, ihn zu retten; er erlebte kaum den dritten Tag. Das Uebel war wirklich furchtbar, die Beängstigung, mit abwechselndem, geringem, unvollkommnem Nachlasse, ungeheuer, so dass der Kranke nicht im Bette dauern konnte; dabei ein Ton des Hustens, der dem Tone eines am Croup leidenden Kindes ähnlich war.

Uebrigens bemerkte ich bei Lungenaffektionen mancherlei Art oft genug einen mehr oder minder schmerzhaften Zustand des Luftröhrenkopfes, der selbst durch äusseren Druck ver-

---

*) Im Jahre 1838 kam mir der zweite Fall einer Zungenentzündung vor, die, da man meine Hülfe ansprach, schon im Abszediren begriffen war. Die Oeffnung des Abszesses erfolgte bald, und auch hier war nichts Bedenkliches bei der Sache, obgleich die Kinder des siebzigjährigen Kranken den Tod desselben für unabwendbar hielten.

mehrte, und der dem kubischen Salpeter gar gemächlich wich, ohne dass es mir eingefallen wäre, diesen mit dem Namen *Laryngitis* zu belegen.

Häutige Bräune. Diese ist mir viel seltener vorgekommen als manchen anderen Aerzten, und von den wenigen damit befallenen Kindern ist der grösste Theil gestorben. Wenn die Krankheit landgängig wäre, würden die Menschen die Gefahr gar bald kennen lernen und bei Zeiten Hülfe suchen. In seltenen sporadischen Fällen können sie aber unmöglich die Gefahr kennen, vorausgesetzt, dass sie nicht gerade medizinische Volksbücher gelesen. Ueberdies ist die Krankheit sehr verrätherisch, und kann auch wohl ziemlich verständige Leute berücken. Ich erinnere mich des Falles, dass der Croup sich zu einem vierzehntägigen Katarrhalhusten, und eines anderen, in dem er sich zu einem vierwöchentlichen gesellte. Wenn er alsbald in der ordentlichen Form auftritt, suchen die Leute am zeitigsten Hülfe.

Ich kann nur behaupten, einen einzigen Fall wirklich ausgebildeter, aber schnell entstandener häutigen Bräune durch kubischen Salpeter geheilt zu haben. Die Leute riefen mich zeitig, und die Krankheit war echt salpeterischer Natur, wie alle damahls herrschende Krankheiten dieser Art waren. Ich glaube aber, dass es mit dem Croup gehet wie mit allen anderen Krankheiten, er ist nicht immer derselben Natur.

Zu einer Zeit, da hier gastrische Fieber herrschten, die man durch Neutralisiren der sauren Stoffe im Darmkanale sicher und bald heilen konnte, wurde ich einst zu einem vierjährigen dicken Jungen gerufen. Er hatte lebhaftes Fieber mit allen Zeichen der häutigen Bräune. Ich gab ihm zwei Tage lang reichlich kubischen Salpeter ohne den mindesten Erfolg, im Gegentheil, die Croupzufälle verschlimmerten. Jetzt glaubte ich, ob ich gleich keine erkennbare Zeichen gastrischer Affektion gewahr werden konnte, ich sei berechtiget, aus dem Genius der herrschenden Krankheit und aus dem Nichtheilwirken des kubischen Salpeters auf einen consensuell entzündlichen, in einem Urleiden des Bauches begründeten Zustand der Luftröhre mit einiger Wahrscheinlichkeit zu schliessen. Ich setzte also zu dem Salpetertrank eine gute Portion ge-

brannte Bittersalzerde, und siehe! das furchtbare Uebel wich in zwei Tagen. Uebrigens sind solche gastrisch consensuelle Entzündungen bei weitem nicht so gefährlich als reine, in einem Theile vorwaltende Affektionen des Gesammtorganismus; sie machen weder so leicht Ausschwitzung plastischer Lymphe, noch gehen sie so leicht in Eiterung über. Darum war auch in dem erzählten Falle durch die zweitägige ärztliche Verkennung der Natur des Uebels nichts verspielt.

Der Ton des Hustens beim Croup, den einige mit der Stimme eines jungen bellenden Hundes, andere mit der eines jungen krähenden Hahnes vergleichen, der aber von den Tönen beider Thiere doch noch wol etwas verschieden sein möchte, ist, meines Erachtens, ein höchst unsicheres Zeichen. Ich habe ihn mehrmals bei Lungenaffektionen der Kinder bemerkt und ihn in ein paar Tagen bei dem Gebrauche des kubischen Salpeters verschwinden sehen; wäre ich also einbildisch, so würde ich behaupten, den Croup im ersten Zeitraume oft genug durch jenes Mittel geheilt zu haben. Da ich aber von Natur keine sehr lebhafte Einbildungskraft habe, so kann ich auch so etwas nicht mit gutem Gewissen behaupten. Ja es ist mir selbst sehr zweifelhaft, ob man dieses furchtbare Uebel im ersten Zeitraume mit Sicherheit erkennen könne. Aus den wenigen Fällen, die ich beobachtet, bei denen ich die Entstehung von den Müttern erfragte, vermuthe ich, dass es, wo nicht immer, doch oft, wie ein einfacher Katarrhalhusten anfängt.

Von der in der Luftröhre erzeugten Membran habe ich manches gelesen, lege aber wenig Werth auf Beobachtungen solcher Fälle, bei denen sie in den durch Erbrechen und Laxiren entleerten Stoffen soll erkannt sein. Hier hat die Einbildungskraft des Beobachters gar zu grossen Spielraum, als dass man sich eines billigen Zweifels erwehren könnte. So erinnere ich mich unter andern des Falles, dass der Arzt so viel Stücke Membran in den durch Stuhlgang und Erbrechen entleerten Stoffen wollte gefunden haben, dass es mir fast vorkam, als könne man, setzte man alle die Stücke zusammen, gemächlich die ganze Luftröhre eines Ochsen damit auskleiden. Ich selbst habe nur ein einziges Mahl die Membran gesehen,

die ein vom Croup tödtlich ergriffenes Kind den Tag vor seinem Ende, nicht durch Erbrechen, sondern bloss durch Husten auswarf. Ich habe aber nicht mit eigenen Augen gesehen, dass sie das Kind aushustete, sondern die Mutter hatte sie mir als eine Seltsamkeit aufbewahret. Weil aber diese Mutter, eine ehrliche Bäuerinn, nie medizinische Volksbücher gelesen, also auch nie von einer in der Luftröhre erzeugten krankhaften Haut gehört, so ist nicht die geringste Vermuthung denkbar, dass sie mich habe täuschen wollen.

Ich sah einst bei der Oeffnung eines an Pleuritis Verstorbenen die durch Ausschwitzen plastischer Lymphe erzeugte Membran. Die mir von der Mutter gezeigte hatte aber nicht die geringste Aehnlichkeit mit jener pleuritischen; sie hatte vielmehr grosse Gleichheit mit dem *Panniculo adiposo,* das die Schlächter gern auf dem Kalbfleische sitzen lassen, weil sie durch Aufblasen desselben dem nüchternen Fleische ein sonderlich gutes Ansehen geben. Da die Mutter mir die Croupmembran reichte, war diese zwei Stunden vorher ausgehustet. Sie war in ein Klümpchen zusammengerollt; als ich sie auseinander legte, zeigte sich Breite und Dicke ganz ungleich. Nach ungefährer Schätzung (denn einen Massstab führte ich nicht bei mir) mochte die grösste Breite einen Viertel-, die geringste einen Achtelzoll betragen. Ueber die Dicke kann ich nicht einmahl, weil sie so sehr ungleich war, etwas Ungefähres bestimmen, sie war aber so, dass ich der Meinung wurde, wenn die ganze innere Fläche der Luftröhre mit dieser Membran bekleidet wäre, so würde doch noch Raum genug überbleiben, um der Luft freien Zutritt zu den Lungen zu lassen. Uebrigens war sie, nach ungefährer Schätzung, reichlich zwei, vielleicht auch wol drittehalb Zoll lang (ich kann es so genau nicht bestimmen), weiss von Farbe, durchsichtig und sehr elastisch. Ich habe mich bei Betrachtung dieser Afterhaut des Gedankens nicht erwehren können, dass der Tod, der beim Croup zuweilen unvermuthet, plötzlich, bei anscheinender Besserung erfolgt, von einer bloss mechanischen Ursache abhangen könne. Wenn nämlich die Aftermembran durch Beschwichtigung der Entzündung lösbar wird, und nun durch die Erschütterung des künstlich erregten Erbrechens,

oder durch einfachen unkünstlichen Husten theilweise wirklich gelöset wird, so kann sich ein solcher gelöster Theil zusammenrollen, bis zur Bifurkation der Luftröhre hinunterfallen, und hier, wenn er gross genug ist, Erstickung verursachen. Es gehört wahrlich wenig dazu, ein durch mehrtägige Leiden erschöpftes Kind zu ersticken.

Dass übrigens grosse Beängstigung mit aufgetriebenem, rothbläulichem Gesichte, begleitet von dem, dem Croup eigenen Tone des Hustens und Inspirirens, und vom lebhaften Fieber, nicht immer das Vorhandensein der häutigen Bräune verbürgt, hat mich schon vor sechs und dreissig Jahren folgender Fall gelehrt.

Ich wurde zu einem sechsjährigen Mädchen gerufen, welches das Masernfieber hatte, bei dem sich aber der Ausbruch des Exanthems über die gewöhnliche Zeit verzögerte, was bekanntlich bei dieser Krankheit nicht selten der Fall ist. Da diese Kranke am selbigen Tage alle Zufälle der häutigen Bräune bekommen hatte, welche ich damahls schon durch einen tödtlich abgelaufenen Fall in der Wirklichkeit hatte kennen gelernt, so fürchtete ich, das Kind möchte ebenfalls in die Ewigkeit gehen. Diese Besorgniss bestimmte mich aber doch nicht zu einer stürmischen Quecksilberkur, wiewol ich damahls ein ausserordentlich grosser Freund von diesem Gewaltmittel war, sondern mein Skeptizismus, hinsichtlich der Unfehlbarkeit der Pathognomik, brachte mich auf den Gedanken, zwei Tropfen Mohnsafttinktur mit vier Unzen Wasser mischen, und davon das Kind um die andere Stunde einen halben Esslöffel voll nehmen zu lassen. Dieses geschah am Nachmittage; da ich am anderen Morgen die Kleine wieder sah, waren mit dem Ausbruche der Masern die Beängstigung, der Croupton des Hustens und des Atheinholens, kurz, alle vermeintliche Zeichen der *Angina membranacea* verschwunden. Das Kind hatte gutartige Masern und hustete dabei wie alle andere Masernkinder.

Es ist, so lange ich Arzt bin, so viel über die häutige Bräune geschrieben, dass jemand, der nur die Hälfte davon hintereinander lesen wollte, ganz wirre im Kopfe werden müsste:

ob man aber bis jetzt das Wahre getroffen, mag ich nicht entscheiden.

Augenentzündung. Gegen diese habe ich den kubischen Salpeter oft genug mit ausgezeichnetem Nutzen gegeben. Dass ich ihn aber oft heilend gegeben, beweiset nicht, dass die in den Augen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus salpetrischer Art häufig ist, sondern ich habe seine heilende Kraft oft gesehen, weil ich ihn schon zwanzig Jahre gekannt. Selbst das, was minder häufig vorkommt, kann ein beschäftigter Praktiker in zwanzig Jahren oft genug sehen, um sich von der Heilwirkung eines Mittels hinlänglich zu überzeugen. An sich ist die in den Augen vorwaltende, unter der Heilkraft des Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus seltener als in denselben vorwaltende Affektionen des Gesammtorganismus anderer Art, seltener als echte Urleiden derselben, seltener endlich als consensuelle. Jedoch muss der Leser wohl bedenken, dass hier vieles, vielleicht alles von dem Laufe der epidemischen Constitution abhängt. Ich habe, wie oben gesagt, in den letzten zwanzig Jahren meist mit Urleiden der Bauch- und Gehirnorgane zu kämpfen gehabt, und im Durchschnitt mehr Eisen- und Kupfer-, als Salpeteraffektionen des Gesammtorganismus gesehen. Meine künftige Erfahrung und die künftige anderer Aerzte kann anders lauten, das gebe ich gern zu; jedoch dringt sich mir der Gedanke auf: wenn die in den Augen vorwaltende salpetrische Affektion des Gesammtorganismus nur halb so häufig wäre als Augenentzündungen häufig sind, so würde man unter der geringen Volksklasse, die eben nicht sehr eilig ist Hülfe zu suchen, die auch dazu das Vermögen nicht hat, und die auf dem platten Lande nur bei gänzlicher, bestätigter Armuth die Arzenei unentgeltlich erhält, allenthalben auf ganz, oder halb blinde Menschen stossen. Da das aber in der Wirklichkeit nicht der Fall ist, auch früher nie der Fall gewesen sein kann, denn ich erinnere mich, selbst aus meiner Jugend nicht, viel blinde Menschen gesehen zu haben, so wird die salpetrische Affektion des Gesammtorganismus wol nie häufig in den Augen vorgewaltet haben. Das Warum? lässt sich nicht gut auslegen; denn wer kann die bewunderungswürdige Einrichtung, die die ewige

Weisheit unserem gebrechlichen Leibe gegeben, verstandhaft ergründen?

Dass Ophthalmie oft genug eine in den Augen vorwaltende nichtsalpetrische, sondern vielmehr anderartige Affektion des Gesammtorganismus sei, scheinen manche Aerzte nur mit Mühe zu begreifen. Aderlassen, Blutegel, magere Diät und sogenannte entzündungswidrige Mittel sollen und müssen nach ihrer Meinung helfen, und doch helfen sie zuweilen nicht. So ist es jetzt und so wird es wol von jeher gewesen sein. ***Hippokrates*** (***Aphorism.*** 31 ***Lib.*** 6) sagt schon, dass das Weintrinken schmerzhafte Augen heile, und ***Lazarus Riverius*** (***Observ.*** 25 ***cent.*** 3) erzählt uns davon ein nettes Stückchen. Ein Bauer, der an Ophthalmie lange gelitten, die ihm von seinem Arzte angerathene magere Diät lange beobachtet, und nichts als blosses Wasser getrunken, aber nicht dadurch besser wird, erhält von einem andern Bauer den Rath, er solle einmahl tüchtig Wein trinken. Gleich nach dem ersten Becher fühlet er schon Erleichterung, und nachdem er etliche Tage die Weinkur fortgesetzt, ist er ganz wieder hergestellt. ***Riverius*** sagt, er habe noch von zwei anderen ähnlichen Fällen gehört.

Dass aber Ophthalmie auch häufig ein Urleiden der Augen sein müsse, dafür spricht die unendliche Menge Heilmittel, welche die Aerzte gegen Augenentzündung preisen. Beim ***Dioscorides*** findet man schon zwei und vierzig, und wie viel noch bei anderen älteren und neueren Schriftstellern! Das merkwürdigste Heilmittel von allen, hat ohne Zweifel ***Jac. Sylvius*** (***Consil.*** 67 ***Lib.*** 7 ***Consil. Cratonis et alior. med. a Scholtzio edit.***). Es lautet wörtlich also: ***Ex iis quae longa experientia cognovimus, laudamus inter caetera, ut juvenis aliquis puellus aut juvencula suavem habentes anhelitum, insufflent leniter in oculum laborantis mane jejuni, ubi prius os abluerint aqua pura, in qua hora una aut altera macerata fuerit semen foeniculi, nux mosch. et cinnamomum. Postea vero lingua lambent oculum, mandent autem prius semen foeniculi et euphrasiam.*** Eine ähnliche Leckkur findet man bei ***Jo. Baptista Montanus*** (***consil.*** 84): ***Puer vel puella octo annorum jejuno stomacho mastichet rosam unam recentem, et post masticationem statim oculos lambat.*** Hier zu Lande würden nicht einmahl ganz

arme Leute ihre Kinder zu einer solchen ekelhaften Augenleckerei hergeben wollen.

*Delirium tremens.* Dieser Krankheitsname ist eine Erfindung unserer Zeit, welche überhaupt sehr reich an solchen bewunderungswürdigen, von grossem Scharfsinne zeugenden Namenerfindungen ist. Ich denke, Wein und Branntwein werden wol von jeher einzelne Menschen, die diese Getränke gar zu übermässig und anhaltend gebrauchten, verrückt gemacht haben, und die Aerzte werden diesen Irrsinn auch wol eben so gut erkannt haben als wir, ohne dass sie es eben für nöthig gehalten, demselben einen besonderen Namen zu geben. Sollte aber jemand glauben, nicht bloss die Erfindung des Namens, sondern auch die Erfindung der Heilmittels (des Mohnsaftes) sei das Eigenthum unserer Zeit, so bemerke ich diesem Folgendes.

Bei *Greg. Horst* (*observ.* 25 *Lib.* 2) findet man einen Krankheitsfall beschrieben, in welchem der Verfasser den Mohnsaft mit sonderlich gutem Erfolge gebraucht hat. Die Geschichte ist aber etwas zu lang, um sie wörtlich abzuschreiben. Der kurze Inhalt ist folgender. Zu einem Manne, der durch unmässiges Trinken ganz toll geworden, wird *Horst* am sechsten Tage der Krankheit gerufen. Er sagt: *pro primo statim ad narcotica confugi, propter nimiam caloris et spirituum effervescentiam et mobilitatem in subjecto calido et sicco; quam ob causam sine ulteriore deliberatione sequentem Syrupum exhibui. ℞ Syrupi papav. erratici* ℥i *Laudani opiati gr.* iii *Aquae Lactucae* ℥β *M. D.* Nachdem der Kranke diese Arzenei auf ein Mahl verschluckt hatte, fiel er in Schlaf, schlief die ganze Nacht durch, und erwachte verständig.

Was ich aus eigener Beobachtung von dem krankhaften Zustande weiss, in welchen zuweilen unmässige Trinker fallen, ist Folgendes. Es gibt zweierlei Arten Trinker. Die der ersten Art missbrauchen täglich die geistigen Getränke, jedoch nicht gerade so, dass sie ganz ihrer Sinne beraubt werden. Sie schweben gleichsam zwischen Himmel und Erde; dass sie berauscht sind, siehet jeder, sie können aber gehen, schwatzen, streiten und alberne Streiche treiben. Diese Trinker werden, mit seltenen Ausnahmen, alt vor der Zeit, verschleissen nach

und nach körperlich und geistig. Ich habe viele der Art in meinem Leben gekannt, aber sie noch nie, wenn sie bei dieser gewöhnlichen Trinkordnung blieben, in den krankhaften Zustand fallen sehen, den ich gleich beschreiben werde.

Die zweite Art ist die der periodischen Säufer, sie sind, in Verhältniss zu jenen, selten. Ein solcher Mensch enthält sich Wochen, ja Monate lang aller geistigen Getränke; überfällt ihn aber der Saufparoxismus, dann trinkt er so lange anhaltend geistige Getränke in grosser Menge, bis er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, einschläft. Beim Erwachen fängt er wieder an zu trinken, und setzt dieses fort, bis zur schlafähnlichen Besinnungslosigkeit. So gehet es nun in einem unaufhaltsamen Wirbel von der Trunkenheit in die Besinnungslosigkeit, und von dieser, wenn sie etwas schwindet, wieder in die Trunkenheit. Auf die Dauer muss begreiflich jede Natur, auch die stärkste, solchen unaufhörlichen, gewaltsamen Eingriffen erliegen. Es tritt dann ein wahrhaft krankhafter Zustand des Gesammtorganismus ein, der sich im Allgemeinen durch beschleunigten Pulsschlag, belegte Zunge und gestörtes Gesundheitsgefühl kund gibt; aber im Einzelnen, bei verschiedenen Körpern in ganz verschiedenen Organen, die Verrichtung dieser mannigfach störend, vorwalten kann. So waltet er bei dem einen in dem Magen vor, und dieser hat anhaltendes mehrtägiges Erbrechen, kann keinen Schluck Wasser bei sich behalten; bei dem anderen im Gehirn, und dieser ist wahnsinnig; bei dem dritten in den Muskeln, und dieser zittert so heftig, dass er fast unfähig zu willkürlichen Bewegungen ist; bei dem vierten in einem der Baucheingeweide, und dieser hat Kolik, oder gelbsüchtige Zufälle, oder anderes Bauchleiden. Gewöhnlich währet der krankhafte Zustand bis an den vierten, fünften, oder sechsten Tag; dann kehret die Natur wieder ins normale Gleis zurück, und der Säufer ist bis zum nächsten Paroxismus ein recht nüchterner, verständiger Mensch. Jedoch kann diese Affektion des Gesammtorganismus auch in den Tod übergehen.

Je stärker der Mensch ist je länger hält er das Trinken aus, ehe jener krankhafte Zustand eintritt. Da aber durch die öftere Wiederkehr des Trinkanfalles die Körpermaschine

in ihrem innersten Getriebe gekränkt werden muss, so muss auch nothwendig der Anfall immer kürzer und kürzer werden, und der krankhafte Zustand immer früher und früher eintreten. So habe ich einen Herren von mittlen Jahren gekannt, der, da ich mich hier niederliess, vierzehn Tage, bis in die dritte Woche trinken konnte, ehe die Natur unterlag. Die Paroxismen verkürzten sich aber nach und nach so, dass er endlich nach einem zweitägigen Trinken schon krank wurde. Da es so weit mit ihm gekommen war, ging einst der krankhafte Zustand des Gesammtorganismus in den Tod über. Erst erbrach er sich ein paar Tage unaufhörlich, und dieses war die gewöhnliche Erscheinung; dann hörte das Erbrechen auf, der Puls wurde aber nicht wie gewöhnlich ruhiger, sondern er blieb schnell und wurde vom vollen kräftigen zum kleinen schwachen, die belegte Zunge reinigte sich nicht, wie gewöhnlich, sondern blieb schmutzig und wurde trocken, und die Muskelkraft, statt sich zu mehren, minderte. Da fünf Tage, die gewöhnliche Zeit in der bei diesem Manne die Natur wieder in den Normalstand zurückzukehren pflegte, verflossen waren, machte ich die Ehefrau und ihre Freunde auf die bedenkliche Lage, worin er schwebte, aufmerksam. Man traute meinem Urtheile in dieser Sache und sorgte dafür, dass er eine testamentarische Disposition zu möglichsten Gunsten seiner Gattin machte. Uebrigens dachte er selbst, der so viele Jahre dem Trunke ergeben gewesen, der so oft den Strauss, welcher mir jetzt gefährlich schien, glücklich überstanden hatte, nicht ans Sterben. Er nahm keine Arzenei, und so viel ich seinen neckischen Charakter kannte, musste ich denken, er mache deshalb so gutwillig sein Testament, um uns hintennach mit unserer irrigen Besorgniss zum Besten zu haben. Wie wenig er ans Sterben dachte, sah ich daraus, dass er, um die Reinlichkeitsliebe seiner Gattin zu kränken, aus Bosheit das Bett beschmutzte. Er hatte nämlich nicht den Durchlauf, hatte nicht, wie ein Todtkranker, den Koth unter sich gehen lassen, sondern in einem unbewachten Augenblicke sich aufgerichtet, war in eine Ecke des zweischläferigen Bettes gekrochen, und hatte dort seine Noth verrichtet. Es ist wirklich kaum glaublich, auf welch seltsame Menschen man in dieser Welt

stösst. Mir muss niemand mehr sagen, dass irgend eine Charakterzeichnung eines Schauspiel- oder Romandichters übertrieben, unrichtig, unwahrscheinlich sei; zu jeder Zeichnung, die nur die tollste Phantasie gebären kann, findet sich das Urbild in der Wirklichkeit. — Der widerhaarige Gesell, von dem ich jetzt spreche, hat aber nie das Vergnügen gehabt, mich wegen meiner irrigen Beurtheilung seines Zustandes necken zu können, denn ein paar Tage nach Beschickung seines Testaments starb er zum grossen Glücke seiner Familie.

Meine zwar nicht bestimmte, aber vermuthliche Voraussage gründete sich einzig darauf, dass ich aus der allmähligen Verkürzung des Trinkanfalles und aus dem balderen Eintritte des krankhaften Zustandes des Gesammtorganismus auf einen durch den Missbrauch geistiger Getränke abgenutzten Organismus schloss: wozu noch kam, dass die Selbsthülfe der Natur ausblieb, und dass die Hülfe der Kunst, wegen Verkehrtheit und wegen thörichter Sicherheit des Mannes, nicht anwendbar war. Ich habe Brust und Bauch des Leichnams geöffnet, den Kopf aber nicht, weil die Frau Fürbitte einlegte, und weil auch nicht zu vermuthen war, dass man in diesem etwas Krankhaftes finden würde, denn er war immer ein gescheiter, witziger, satirischer, etwas boshafter Kopf gewesen. Ich fand nun in beiden Höhlen auch nicht das mindeste sichtbar Krankhafte. Die Masse Fett, mit der sie aber ausgefüllet waren, grenzte ans Unglaubliche. Es ist überhaupt ein Irrthum, wenn manche Aerzte glauben, der Missbrauch geistiger Getränke verursache Krankhaftigkeit einzelner Organe. Wo man diese findet, ist sie wol bloss zufällig von anderer Einwirkung entstanden, wie man sie auch in solchen Körpern findet, die mässig gelebt haben. Ich habe grosse Neigung zu glauben, dass der Missbrauch geistiger Getränke eine Abgenutztheit in dem feineren Organismus bewirkt, den bis jetzt keine Zergliederungskunst ergründet hat, auch wol nie ergründen wird. Der Körper des Trinkers tritt nach und nach in das nämliche Verhältniss zu den geistigen Getränken, wie der Körper eines alten, abgelebten Menschen.

Das Verhältniss der geistigen Getränke zum Körper verändert mit den Jahren auf folgende Weise. Wenn ein Mann

in der Jugend, im zwanzigsten Jahre, sich dem Trunke ergibt, so kann er anfänglich wenig trinken ohne berauscht zu werden; nach und nach gewöhnet sich aber die Natur an diese feindliche Einwirkung und er kann es allmählig zu einer wahren Meisterschaft bringen. Hat er nun dieses Ziel erreicht, so bleibt er Jahre lang scheinbar auf dem nämlichen Punkte stehen; es ist eine grosse Menge geistiger Getränke nöthig, um ihn zu berauschen. Nach diesem Stillstande verändert aber das Verhältniss auf umgekehrte Weise; er verträgt nach und nach immer weniger ohne berauscht zu werden. So kommt es denn, dass er im funfzigsten Jahre, ohne in Trunkenheit zu fallen, ein noch geringeres Maas geistiger Flüssigkeiten zu trinken vermag, als mancher siebzigjährige Mann, der, ohne gerade weinscheu zu sein, von je her mässig gelebt. Man kann also im eigentlichen Sinne behaupten, dass die Trinker vor der Zeit alt werden.

Was nun den kubischen Salpeter betrifft, so würde es erfahrungswidrig sein, wenn ich behaupten wollte, er sei für und für Heilmittel in jener krankhaften Affektion des Gesammtorganismus, welche das anhaltende Sausen veranlasst. Diese kann in verschiedenen Körpern, ja in einem und demselben Körper zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedener Art sein, wovon ich in der zweiten Abtheilung dieses Kapitels mehr sagen werde. Eins kann ich aber hier kühn versichern, dass sie in den meisten Fällen, sonderlich bei Trinkern, die noch nicht im Abnehmen sind, salpetrischer Art ist. Zwei oder drei Drachmen kubischen Salpeter tags gegeben, schaffen fühlbare Linderung der Beschwerden, beschwichtigen die Aufgeregtheit aller Organe, und kürzen überhaupt den ganzen Krankheitszustand um zwei Drittel seines Verlaufes ab. Ich brauche aber klugen Aerzten kaum zu erinnern, dass, wenn die Affektion des Gesammtorganismus, im Magen vorwaltend, sich durch anhaltendes Erbrechen offenbaret, es nothwendig ist, ein gutes Magenmittel dem kubischen Salpeter zuzusetzen; denn wenn dieser gleich wieder ausgebrochen wird, kann er unmöglich heilende Einwirkung auf den Gesammtorganismus haben. Am besten ist zu diesem Zwecke das *Natrum aceticum*, jedoch werden andere Mittel, von denen wir früher gesprochen, auch wol dienlich

sein. Man braucht sie nicht länger zu geben als bis zum beschwichtigten Erbrechen.

Mir ist es zuweilen etwas anstössig gewesen, dass man eine solch edele Gottesgabe, wie der kubische Salpeter ist, an wahrhaft viehische Menschen vergeuden muss, die sich selbst krank machen, und die man doch nur heilet, damit sie sich desto eher und sorgenloser ihrer garstigen Neigung hingeben können. Ich verschrieb einem periodischen Säufer, der in seinem krankhaften Zustande gewöhnlich an Kolik litt, einen Trank von *Natrum nitricum*. Diesen Trank hielt er so hoch, dass er ihm förmlich den Namen seiner Saufmedizin beilegte, und ich glaube wahrhaftig, dass er seitdem noch weit heftiger getrunken hat als vorher, weil er sich jetzt, wenn es Noth that, weit besser zu helfen wusste.

Oben ist gesagt, dass ich jenen krankhaften Zustand des Gesammtorganismus, von dem jetzt die Rede ist, nur bei periodischen Trinkern gefunden. Es ist dieses aber so zu verstehen, dass ich ihn bloss ganz deutlich ausgesprochen bei diesen gefunden, denn auch die gewöhnlichen Trinker, die sich täglich berauschen, ohne es gerade bis zur Sinnlosigkeit kommen zu lassen, können zuweilen wol einmahl, von ihrer Trinkordnung abweichend, über die Schnur hauen, dann fühlen sie sich auch den andern Tag krank; allein dieses bald vorübergehende Unwohlsein ist mit jenem beschriebenen nicht zu vergleichen und der Arzt wird nicht leicht zum Helfen dabei aufgefodert werden. Jedoch habe ich einst bei einem solchen gewöhnlichen Trinker eine so seltsame Beobachtung gemacht, dass es wol der Mühe werth ist, sie dem seelenkundigen Leser mitzutheilen.

Der Mann, bei dem ich die zu erzählende Erscheinung beobachtete, war in mittlen Jahren und dem täglichen Trinken von Kindheit an ergeben. Seine Mutter, die, ohne selbst zu trinken und ohne unverständig zu sein, eine solch seltsame Närrin war, dass man wol ein Buch über sie schreiben könnte, hatte ihn schon, da er noch Knabe war, das Branntweintrinken gelehrt. Der Schnapps war ihm also von Kindheit an zum Bedürfniss geworden, den Wein trank er wahrscheinlich zum Wohlgeschmack, und altes, geistiges Bier zur Abkühlung. Uebrigens hatte er gesunden Verstand und war ein guter Mensch.

Einst bat mich seine Frau schriftlich, möglichst bald zu ihm zu kommen: er befinde sich in einem Zustande, der ihr grosse Sorge mache, den sie mir aber nicht beschreiben wolle, den ich selbst sehen müsse. Da ich gerade den folgenden Tag, fünf Wegstunden von hier, auf Belgischem Gebiete mit einem achtbaren Amtsgenossen aus N** bei einem Kranken zusammenkommen musste, es in der Mitte des Winters war, die Wohnung des Mannes mir zwar am Wege, aber doch eine starke Wegstunde zur Seite lag, es also baar unmöglich war, an Einem Tage beide Kranke zu besuchen, mit einem Kollegen zu rathschlagen (welches bekanntlich auch Aufenthalt verursacht), und abends wieder zu Hause zu sein: so beschloss ich, im Hause des Kranken, dessen Geschichte ich jetzt erzähle, zu übernachten, hatte also in dem langen Winterabend Zeit genug, die seltsame, mir zum ersten Mahle auf die Weise vorkommende Erscheinung zu beobachten. Dass der Mann in Abwesenheit seiner Frau arg seine Trinkordnung überschritten hatte, wusste ich schon von dem Bothen, der mir den Brief überbracht, also erwartete ich bloss, ihn in einem krankhaften Zustande, der Folge eines mehrtägigen Rausches zu finden. Meine Erwartung wurde aber, da ich abends hinkam, sehr getäuscht, ich fand ihn nämlich munter und wohl; die Folge des Trinkstrausses hatte, wie es schien, die Natur schon ausgeglichen. Er musste selbst den Tag ausserordentlich mässig gelebt haben, denn ich konnte wirklich keine Spur von Aufregung, Erhitzung, geschweige von Berauschung an ihm merken. Ob diese Mässigkeit auf Rechnung meiner erwarteten Ueberkunft, oder auf Rechnung des gar zu frischen Andenkens der überstandenen Trunkunbequemlichkeiten zu schreiben war, kann ich nicht sagen.

Nachdem ich ihn hinlänglich untersucht, erklärte ich in Gegenwart seiner Gattinn, ich wisse nichts krankhaftes an ihm zu erkennen; vielleicht sei er die vorigen Tage unwohl gewesen, jetzt sei er es aber nicht.

Er gab mir Beifall und sagte, es fehle ihm wirklich nichts, aber seine Gattinn sei so ängstlich, dass sie sich seinetwegen ohne Noth nur zu oft Sorge mache. Er würde es bedauern, dass ich ganz unnöthig den weiten Weg gemacht, wenn er

nicht dächte, es müsse mir selbst, schon in M** beschäftiget und acht Stunden lang auf den gefrorenen Heidewegen zerstaucht, behaglicher sein, bei ihm zu übernachten, als noch drei Stunden länger auf nicht viel besseren Wegen in der Dunkelheit nach Hause zu kutschen. — Die Rede des Mannes war wirklich sehr verständig, das sagten mir meine zerstossenen Glieder, und ich erwiederte darauf: da mein Amtsgenosse aus N** lange habe auf sich warten lassen und mir dadurch viel Zeit verloren gegangen sei, so würde ich wahrscheinlich, auch ohne den Brief seiner Gattin, Einlager bei ihm genommen, um mich einmahl mit Ihm, dem lang Entbehrten zu letzen.

Die Hausfrau, welche diese höfliche Rede und Gegenrede ohne einzufallen überhörte, dachte ohne Zweifel, ich würde gar bald von selbst gewahr werden, wo der Knoten stecke. — Wir setzten uns jetzt traulich zusammen und plauderten über dieses und jenes. Indem ich ihn nun im Verlaufe des Gespräches nach dem Befinden seiner Schwiegerinn fragte, kam er dadurch auf seinen Schwager zu sprechen. Er sagte mir unwillig, dieser habe sich vor etlichen Tagen (es war gerade die Zeit, wo der Erzähler sehr trunken gewesen) gar unanständig und feindlich gegen ihn betragen. Er sei nämlich im dunklen Spätabend auf den Hausplatz gekommen, habe ein furchtbares Jaulen erhoben, und ein Dienstmädchen, welches dort zu thun gehabt, misshandelt. Bei dieser Erzählung fing ich an Unrath zu merken; denn sein Schwager war ein verständiger, gesetzter Mann, wohnte als wohlhabender Gutsbesitzer sechs bis sieben Wegstunden von dort, und würde dem Erzähler wahrhaftig nicht auf den Platz laufen, um zu jaulen und die Magd zu misshandeln. Ich liess die Erzählung aber hingehen, wartend, ob noch mehr Narrheit zum Vorschein kommen werde.

Bald erzählte er mir nun: an selbigem Abend habe ein Spitzbube sich ins Haus geschlichen und sich unter das Bett versteckt. Er, der Erzähler, habe denselben aber mit Hülfe seines Jägers. hervorgezogen. — Hier konnte ich mich nicht enthalten, ihn auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam zu machen, dass sich ein Dieb in ein Haus schleichen sollte, ohne dessen Gelegenheit und dessen Bewohner zu kennen. Wenn

er aber diese kennete, und wüsste, dass vier handfeste Männer darin schliefen, und dass es mit geladenen Gewehren gut versehen sei, so würde er gewiss noch grösseres Bedenken tragen, sich einzuschleichen. Höchst wahrscheinlich sei der Erzähler an jenem Abend eingeschlafen, habe einen sehr lebhaften Traum gehabt, und die geträumte Begebenheit halte er jetzt für eine wirkliche; er sei nicht der erste in dieser Welt, dem so etwas widerfahren. Auf diese Rede fragte er mich ganz kurz und bestimmt: ob ich ihn für verrückt halte? liess mir aber keine Zeit zum Antworten, sondern zog die Klingel und befahl dem eintretenden Mädchen, den Jäger zu rufen. Diesen fragte er nun: ob er nicht, gemeinschaftlich mit ihm, an jenem Abend einen Spitzbuben unter dem Bette hervorgezogen habe? Ja, betheuerte der Jäger, so sei es; die Miene desselben und die der Hausfrau sprachen aber so deutlich das Gegentheil aus, dass ich über den Geisteszustand des Erzählers keinen Zweifel mehr haben konnte.

Bis eilf Uhr Abends habe ich nun bei den Eheleuten gesessen und mit ihnen geplaudert, am anderen Morgen mit ihnen gefrühstückt, aber kein unverständiges Wort weiter von dem Manne gehört. Bloss die zwei Gedanken: sein Schwager habe Unfug auf dem Hausplatze getrieben, und ein Räuber sei unter dem Bette hervorgezogen worden, die sich in dem Traumleben der Trunkenheit erzeugt hatten, waren so warm und lebendig in das Wachleben der Nüchternheit übergegangen, dass ich nicht zweifle, der Mann, der an sich ehrlich und wahrheitsliebend war, würde vor jedem Tribunal die Wahrheit seiner Behauptung eidlich erhärtet haben.

Der Gattinn, die mir ihre Besorgniss äusserte, dass jene irrigen Vorstellungen der Anfang einer vollkommenen Verrücktheit sein möchten, erklärte ich, sie könne sich deshalb vollkommen beruhigen. Diese jetzt so lebhaften Vorstellungen würden gar bald matter und immer matter werden, und endlich ganz verschwinden. Sie müsse fürs erste nur im Gespräche alles vermeiden, was dieselben wieder anregen könnte. Mein Urtheil hat sich auch vollkommen bestätiget. Die Vorstellungen sind gar bald abgestorben, und niemand ist auch später so unzart gewesen, ihn an diese Täuschung zu erinnern.

Wahrlich! der menschliche Kopf ist doch ein ganz unergründliches Gemächte. Man könnte gar nachdenkliche Betrachtungen über diesen Fall anstellen, ich will das aber den Lesern überlassen.

In alter und neuer Zeit hat man Versuche gemacht, die Menschen von der Trunksucht zu heilen. Es ist noch nicht manches Jahr her, da habe ich, ich weiss nicht mehr in welchem Journal, gelesen: wer den Branntwein mit Schwefelsäure gemischt tränke, der bekäme dadurch einen Abscheu vor allem Branntwein. Beim *Albertus Magnus* habe ich gelesen: wer Wein tränke, in welchem man einen Aal habe sterben lassen, der werde ein Jahr lang, und vielleicht für immer allen Wein verabscheuen. Ich kenne aber ein Mittel gegen die Trunksucht, welches weit sicherer ist als alle solche alte und neue Schnurrpfeifereien, und das ist der feste Wille, sich aller geistigen Getränke zu enthalten. Es ist ein grosser Aberwitz mancher Aerzte, dass sie glauben, ein an den täglichen Gebrauch geistiger Getränke Gewöhnter könne diese nicht ohne Nachtheil seiner Gesundheit auf Ein Mahl gänzlich meiden, es sei nöthig, ihm anfangs täglich eine geringe Menge derselben zuzugestehen.*) Wer dem Trunke ergeben, sich von diesem Laster oder von dieser Krankheit heilen will, der muss keine Winkelzüge machen, sondern Knall und Fall alle geistigen Getränke meiden. Sollte er in den ersten Tagen eine gewisse Leere und Flauheit im Magen spüren, so kann er ja Calmus, Knoblauch, oder andere reizende Substanzen in geringer Gabe verschlucken; gar bald wird er aber einer solchen Nachhülfe nicht mehr bedürfen. Wäre es wahr, dass die plötzliche und gänzliche Entziehung geistiger Getränke nachtheilig auf das Befinden wirkte, so müsste man ja keinen Trunkenbold, der am hitzigen Fieber krank würde, ohne Wein oder Branntwein heilen können. Man heilt die Säufer aber eben so gut ungeistig als andere Menschen; das ist doch wohl der beste Beweis, dass die plötzliche Entziehung der geistigen Getränke nicht bloss unschädlich, sondern wohlthätig und heilsam ist.

---

*) Diese Meinung stützte sich wol früher einzig auf das Ansehen des *Hippocrates* (*Aphoris. II.* 50). Später haben sie manche Aerzte, die sich um *Hippocrates* wenig bekümmerten, auf guten Glauben nachgesprochen.

So oft ich einen anerkannten Säufer von einer chronischen, oder akuten Krankheit geheilet, habe ich es für meine Pflicht gehalten, ihn ärztlich von seiner bösen Gewohnheit abzumahnen, und ihm begreiflich zu machen, dass er jetzt, da er durch die Krankheit des geistigen Trankes entwöhnet sei, mithin das Bedürfniss zum Trinken nicht mehr fühle, nur muthwillig und absichtlich sich in das alte Laster zurückstürzen könne. Ich kann aber mit Wahrheit behaupten, dass (vielleicht ausgenommen die Menschen, von deren nachfolgendem Leben und Treiben ich keine Kunde haben konnte) meine Ermahnung bei allen fruchtlos gewesen ist. Ein paarmahl glaubte ich wirklich, etwas recht Gutes gestiftet zu haben, die Trinker enthielten sich ein Jahr, und länger, aller geistigen Getränke; aber leider hörte ich später, dass sie wieder in den alten Fehler zurückgefallen waren und es ärger trieben als früher.*) Wie unbedeutend die Veranlassung sein kann, die einen solchen vermeintlich Geheilten rückfällig macht, wird folgende Geschichte zeigen.

Der Herr v. X** ein unmässiger täglicher Branntweintrinker seit vielen Jahren, mit dem ich nie in einiger Verbindung gestanden, ausser dass ich vor langer Zeit als zweiter Arzt zu seinem wasserköpfigen Kinde gerufen war, besuchte mich einst in Gesellschaft seines Schwagers auf einer Durchreise. Im Laufe des Gespräches sagte letzter zu mir: geben Sie doch meinem Schwager ein gutes Mittel für seine Augen, sein Gesicht ist ja so schwach, dass er nur mit Mühe lesen und schreiben kann. — Meine Antwort war: ich weiss kein Mittel auf die Augenschwäche des Hern v. X., die kommt bloss von seinem täglichen unmässigen Branntweintrinken, die wird mit der Zeit immer schlimmer, ja sie kann endlich zur gänzlichen Blindheit werden. Er siehet ja das lebendige Beispiel an seinem sehr guten Freunde dem Baron v. D**; der hat schon weit und breit die Kunst aller Brillenschleifer in

*) Vom Jahre 1840.
Jetzt muss ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, dass (nach sehr glaubwürdigen Zeugnissen) meine Ermahnung bei zweien wirklich gefruchtet, diese sollen sich schon mehre Jahre aller geistigen Getränke enthalten haben.

Thätigkeit gesetzt, und ist jetzt so weit, dass er die Leute auf der grossen Landstrasse über den Haufen läuft.

Diese Rede war freilich nicht sehr höflich, aber sie enthielt Wahrheit und meine Ueberzeugung. Uebrigens war mit dieser Antwort die Sache abgethan, das Gespräch wendete sich zu anderen Gegenständen. Es mochte reichlich ein Jahr nachher sein, da bittet mich die Gemahlinn des Herren schriftlich, bald herüber zu kommen, ihr Mann sei in sehr üblen Umständen; sein Arzt verlange, sich mit mir zu berathen. Da ich hinkam, fand ich aber den Kranken in einem solchen Stande, dass ich fast glauben musste, mein kluger und alter Kollege habe bloss meine Ueberkunft verlangt, um einmahl ein paar Stunden mit mir zu verplaudern, denn von einer ernsten Berathung über den Zustand des Kranken konnte wirklich nicht mehr die Rede sein. Dieser war abgezehrt von schleichendem Fieber, schwarzgelbsüchtig, und geistig so verschlissen, dass er, vollkommen schwachsinnig, an dem, was um ihn vorging, keinen Antheil mehr nahm. Er ist auch drei Tage darauf gestorben. Seine Gemahlinn erzählte mir damahls Folgendes. Ein Jahr vorher, da mich ihr Mann gelegentlich besucht, und ich eine medizinische Wahrheit ganz ohne Schminke, ihm nicht ermahnend aufgedrungen, sondern unabsichtlich in die Rappuse geworfen, habe diese Wahrheit so ernstlich mahnend auf ihn gewirkt, dass er sich vorgenommen, das Branntweintrinken ganz aufzugeben. Acht Monate diesem Vorsatze treu, habe sich eine auffallende Veränderung in seinem Körper gezeigt. Seine unstäten Glieder haben wieder Festigkeit bekommen, seine Gemüthsstimmung sei gleichmässig und heiter geworden, er habe mit Vergnügen seine Landwirthschaft und seine Büsche nachgesehen; ja er sei so weit gekommen, dass er die, eine Wegstunde von dem Gute entlegene Stadt zu Fusse, ohne zu ermüden habe besuchen können. Indem nun seine Erneuerung und Verjüngung also sichtbar fortgeschritten, habe er sich einst im Busche den Fuss gestossen und eine unbedeutende Hautwunde bekommen. Der hingerufene Wundarzt (selbst als arger Schnappstrinker bekannt) habe ihn, da die kleine Wunde den aufgelegten Mitteln schlecht gehorchen wollte, gefragt, ob er auch Schnapps trinke.

Auf die Antwort, dass er denselben früher häufig, jetzt aber seit acht Monaten gar nicht mehr trinke, den Kopf missbilligend geschüttelt und geäussert, es könne doch unmöglich gut sein, dass jemand, der so lange den Branntwein gewohnt gewesen, ihn ganz meide; ja er habe nicht undeutlich zu verstehen gegeben, dass die verzögerte Heilung der kleinen Wunde wahrscheinlich der gar zu strengen Enthaltsamkeit zuzuschreiben sei.

Durch diese mehrmahls geäusserte Vermuthung sei zuerst in dem Herren der Gedanke geweckt worden, täglich ein oder etliche Gläser Schnapps bloss als Heilmittel zu trinken; aber gar bald sei er durch die Branntweinkur wieder in die alte Trunksucht verfallen und habe so ungeheuer gesoffen, als, müsse er das seit acht Monaten Versäumte gewissenhaft nachholen. Vier Wochen nach diesem Rückfalle habe er schon in alle Winkel des Hauses, worin er gewöhnlich gekommen, oder doch möglich kommen konnte, selbst auf den Abtritt, Krüge voll Branntwein gestellt, damit, wo er sich auch im Hause befände, er diesen Labetrunk gleich zur Hand haben möchte. Nachdem er dieses ungefähr drei Monate so getrieben, sei er in den gegenwärtigen kläglichen, hoffnungslosen Zustand gefallen.

So lange ich Arzt bin, habe ich manche junge Leute, die bloss durch böse Beispiele verführt eine Ehre darin suchten, viel trinken zu können, mit der Zeit sehr ehrbar und mässig werden sehen. Ihr eigener Verstand, die Folgen mancher im Rausche begangenen Ausschweifungen, und vielleicht auch das gute Beispiel anderer brachten sie von ihrer Verirrung zurück. Aber von den eigentlichen anerkannten Säufern, die in reiferen Jahren dieses Laster übten, habe ich nur drei gekannt, die durch den festen Willen von der Trunksucht sich geheilet haben. Durch welche Veranlassung dieser feste Wille in ihnen erzeugt sei, kann ich nicht sagen. Zwei von diesen waren gewöhnliche, tägliche Trinker, und weder von ihrem Trinken, noch von ihrer Besserung wüsste ich etwas Bemerkenswerthes zu sagen. Der dritte war ein periodischer Trinker, und der ist im Jahr 1832, nachdem er seit fünfundzwanzig Jahren mässig und ehrbar gelebt, in ziemlich hohem Alter (zwischen 70 und 80) gestorben. Da ich mich hier im Jahre 1797 niederliess,

war er wohlhabender Bauer und hatte sich durch sein Trinken zur Fabel der ganzen Umgegend gemacht. Ich kannte ihn damahls nicht persönlich, später aber, während er als Rentner in einem benachbarten Dorfe gar anständig lebte, um so viel besser. Er war wirklich ein recht mässiger, verständiger Mann und ein guter Hausvater. Ich habe es für unzart gehalten, mir von ihm selbst seine früheren Verirrungen erzählen zu lassen; was ich aber davon weiss, stammt aus der glaubwürdigsten Quelle, nämlich von seinen eigenen, erwachsenen Kindern, und es stimmt ganz mit dem früheren, fast fabelhaften Gerüchte überein.

Wie ein Vogel, der brüten will, sich vorher sein Nest zubereitet, so bereitete er sich auch sein Nest, wenn der Trinkanfall nahte. In dem Bettkasten, worin er nach Art der hiesigen Landleute schlief, waren an der Hinter- und Fusswand zwei gleichlaufende Bretter wie Bücherbretter angebracht. Diese stellte er voll gefüllter Branntweinkrüge, und wenn das Nest also bereitet war, legte er sich hinein. Nun trank er so lange, bis er taumelig wurde und einschlief; beim Erwachen fing er wieder an zu trinken bis zum Taumel, und so trieb er es Tag und Nacht durch, ohne Speise und ungeistigen Trank zu sich zu nehmen, bis die Natur unterlag. Das Zeichen, woraus die Seinen die Beendigung des Anfalles zuerst gewahren konnten, war die Bereitwilligkeit, eine ihm angebotene Tasse Kaffee, oder Suppe, kurz, etwas, was nicht Fusel war, zu sich zu nehmen. Durch öftere Wiederkehr des Anfalles war denn doch sein Gehirn etwas gekränkt worden, denn man hatte ihn mehrmahls, bald nach einem solchen, auf dem Felde zu den Korngarben sprechend gefunden. Die Dichter können freilich, ohne verrückt zu sein, ihre Rede an leblose Dinge richten, wenn aber ein Bauer sich mit den Korngarben unterhält, spuket es ihm gewiss im Kopfe. Jedoch hat die Natur diese kleinen Verstandesirrungen immer wieder von selbst ausgeglichen; denn, wie gesagt, ich habe den Mann später, da er sich von seiner Trunksucht geheilt hatte, als einen recht verständigen, klugen und guten Hausvater kennen gelernt.

Man hat früher solche Mittel gesucht, deren Gebrauch den Menschen befähigte, viel Wein zu trinken, ohne dadurch

berauscht zu werden. Solche Mittel mochten ehemahls in Deutschland dem, der viel in Gesellschaften ging, wol wünschenswerth sein, denn man ist selten zusammengekommen, ohne sich zu berauschen. Da der Fürst von Lignitz (wie uns sein Hofmarschall, Ritter von Schweinichen in seinem Memorienbuche erzählt) mit seinem Gefolge unter Trompeten- und Paukenschall Land auf Land ab zog, in den städtischen Gasthöfen ohne Geld zu haben zehrte, so dass häufig die Magistrate, um der lästigen Gäste los zu werden, die Zeche bezahlten (sie ausquittirten), so rechnet der Hofmarschall fast bei jeder Stadt auf, wie oft er dort berauscht gewesen. (Ich habe da zwei, drei, vier Räusche gehabt). Das war wahrhaftig eine wunderliche Zeit.

*Felix Plater* sagt in seinen Beobachtungen (*Lib. I. pag.* 41.): Man habe ihn oft gefragt, wie er es doch mache, da er häufig zu Fürsten, Edelleuten und anderen reichen Menschen gerufen werde, bei denen man üppig lebe, und viel trinke, seine Gesundheit durch solches Zechen keinen Schaden gelitten, sondern er zu einem hohen und kräftigen Alter gelangt sei. Das Kunststück sei sehr einfach. Er habe sich bei den, viele Stunden währenden Gastmählern, die erste, auch wol die zweite Stunde alles Trinkens enthalten. Nur wenn sein Magen mit Speise erfüllet gewesen, habe er erst zu trinken begonnen, und dann tüchtig mitmachen können, ohne davon einiges Ungemach zu verspüren.

Man sieht daraus, dass früher das Geschäft des praktischen Arztes ein weit schwierigeres war als heut zu Tage; er musste nicht bloss die Leute gesund machen, sondern auch mit ihnen zechen. Gegenwärtig ist es keine Mode mehr, dass vornehme und reiche Leute den Arzt, wenn er einmal aus Geschäftszwang an ihrer Tafel speiset, zum Trinken nöthigen. Er hat seine volle Freiheit, viel oder wenig, oder gar keinen Wein zu trinken; wir bedürfen also des *Platerschen* Kunststückes nicht weiter. Ja, soviel ich die heutige Welt kennen gelernt, werden reiche und vornehme Leute den Arzt, der ihnen gut in ihren Nöthen hilft und dann ehrbar in seinem eigenen Hause tafelt, um kein Haar geringer schätzen als den, der ihnen ihren Wein austrinkt. Uebrigens möchte das Kunststück des *F. Plater*

nicht gerade allen Magen zusagen; denn manchen Menschen, zu denen ich selbst gehöre, wird, auch durch mässiges Weintrinken die Verdauung gestört.

Dass das Bedürfniss zu trinken, welches die eigentlichen täglichen Trinker haben, in einer durch die vortägige Aufregung begründeten Flauheit und Abspannung zu suchen sei, glauben wir, und wol nicht mit Unrecht. Es ist aber möglich und mir zum wenigsten wahrscheinlich, dass auch bei solchen Menschen, welche man nicht zu den eigentlichen Trinkern zählen kann, die zwar nicht täglich Wein trinken, aber in ihrem eigenen Hause, oder in den Häusern anderer Menschen jede Gelegenheit willig ergreifen, sich, wo nicht zu berauschen, doch sich merklich aufzuschrauben, ein eigener körperlicher Zustand Statt findet, der mit jener Flauheit und Abspannung der täglichen Trinker einige Verwandtschaft hat. Dieser Zustand findet sich häufiger bei jungen als bei älteren Leuten. Es ist möglich, dass der menschliche Leib später zu seiner vollkommenen Ausbildung gelangt, als man gewöhnlich glaubt, und dass gerade das Unvollkommene in seiner Ausbildung, bei körperlichen und geistigen Anstrengungen das Gefühl von Flauheit verursacht, welches sich durch Hinneigung zu geistigen Getränken offenbaret. Wenn man vierzig-, funfzig-, sechzigjährige Menschen siehet, die enthaltsamer leben als jüngere, so ist man geneigt, dieses ihrer Erfahrung und erworbenen Lebensklugheit zuzuschreiben; ich glaube aber, dass diese Meinung nicht ganz richtig ist.

Solche Leute haben mir selbst gestanden, dass sie in jüngeren Jahren gern Wein getrunken, ja dass er ihnen ein wahres Labsal gewesen, jetzt fühlten sie aber nicht das mindeste Bedürfniss mehr, Wein zu trinken, und wenn sie es thäten, geschähe es bloss bei Gelegenheit der Mode wegen, und dann sehr mässig, obgleich sie, ohne berauscht zu werden, noch wol eben so viel vertragen könnten als früher. Es ist also etwas unkristlich und unärztlich wenn ältere Heilmeister jüngere Kollegen, die einmal gelegentlich hinsichtlich des Trankes sich etwas übernehmen, gar zu scharf beurtheilen. Ach, werthe Leser! wer weiss es, wie wenig sich vielleicht Leib und Geist solcher jüngeren Amtsgenossen zu dem Geschäfte

eigenen mag, das sie ergriffen haben, ohne ein Haar mehr davon zu kennen als seine lustige Aussenseite; wer weiss es, wie vielleicht ein geheimes, ihnen selbst unbewusstes Gefühl sie mahnet, ihren Geist und Körper künstlich aufzuschrauben. Durch diese Erinnerung will ich aber nicht die Unmässigkeit in Schutz nehmen, ich glaube vielmehr, dass Mässigkeit den Arzt weit besser kleidet als Unmässigkeit.

Ueber die Wirkung des Weins auf das Gehirn in den verschiedenen Lebensaltern habe ich oft nachgedacht, aber die Verschiedenheit dieser Wirkung mir nie ganz genügend erklären können. Ich spreche aber hier nicht von der eigentlichen Trunkenheit, sondern von der geistigen Aufregung, welche einfältige und ungebildete Menschen etwas aufdringlich und lästig, aber vielseitig gebildete und witzige Köpfe zu ausnehmend unterhaltenden Gesellschaftern macht.

Wenn ich in meiner Jugend eine mässige Portion Wein trank, so war die ganze Welt um mich verändert; die Menschen waren zu Engeln des Lichts geworden und vor mir lag die Zukunft wie ein freundliches Eden. Je nachdem ich älter geworden, hat der Wein aufgehört, diese Wirkung auf meinen Kopf zu äussern, und wollte ich jetzt in dem edelsten mich berauschen, so bin ich überzeugt, Welt und Menschen würden in dem nämlichen Gewande vor meinen Augen stehen, als sie vor mir stehen, wenn ich Wasser, Thee, oder Limonade getrunken. Woher rührt dieser Unterschied in der Wirkung, den nicht ich allein bei mir beobachtet, den auch mehre ältere Bekannte durch ihre eigenen Beobachtungen mir bestätiget haben?

Ich glaube, dass der Hauptgrund nicht in der durch die Zeit veränderten Organisation unseres Gehirns, sondern bloss in unserer Doppelerziehung in unserer jugendlichen nämlich, und in unserer männlichen zu finden ist.

Man sucht uns von Kindheit an zu rechtlichen, tugendhaften Menschen zu bilden; man beschränkt sich nicht bloss darauf, uns mit kalten Ermahnungen zu unterhalten, sondern man zeigt uns unter der Geschichte und Dichtung Zauberbeleuchtung eine Reihe edler Menschen, die durch Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit, Menschen-, und Vaterlandsliebe, Auf-

opferung und Todesverachtung, gleich strahlenden Feuergebilden in dunkler Nacht, unsere Augen so blenden, dass wir die Dichtungs- oder Geschichtsläuterung jener Charaktere übersehen, ja kaum ahnen. Ueberdies liegt bei unserem wissenschaftlichen Bestreben der Gedanke im Hintergrunde, dass wir durch gründliche Vorbereitung zu unserm Geschäfte und durch gründliche Erlernung desselben den Beifall der Menschen erwerben, durch das Gegentheil unbeachtete, armselige Wesen bleiben würden. Aeltern und Erzieher tragen nicht wenig dazu bei, diesem Gedanken seine Frische zu bewahren, er soll der Sporn sein, der bei den unserem Leibe und Geiste übel zusagenden Beschäftigungen uns in reger Thätigkeit erhalte. Da wir nun eine solche dichterische Ideenwelt in unserem Kopfe tragen, so ist leicht einzusehen, dass, wenn der Wein unser Gehirn aufregt, diese innere Welt von magischem Lichte heller bestrahlet hervortritt, und dass wir die wirkliche äussere Welt, von der wir noch wenig kennen, mit jener inneren Dichterwelt verwechseln. Hätten wir, von krämerischen Aeltern geboren, sobald unsere kindischen Füsse uns tragen konnten, hinaus gemusst, wie Schiller sagt, in das feindliche Leben, erlisten, erraffen; hätten wir, statt mit *Quintius Cincinnatus* den Acker zu pflügen, statt mit *Leonidas* in den Thermopyläen zu kämpfen, statt mit *Mucius Scaevola* uns die Hand zu verbrennen, Katzen- und Hasenbälge oder Hadern verschachert, so würden, wenn der Wein unser Gehirn aufgeregt, die Menschen uns wahrlich nicht als gute Engel erscheinen. Ja hätte man, statt uns die Welt als eine billige Vergelterinn unseres wissenschaftlichen Bestrebens vorzugauklen, sie uns treu, wie *Bartholinus* seinem augenkranken Verwandten geschildert*), so würde selbst im Weinrausche die Zukunft nicht als ein Schlaraffenland vor uns liegen; denn das bürgerliche Leben würde sich uns darstellen wie es wirk-

*) Da dieser wegen seiner wehen Augen nicht sehr heftig studiren konnte und fürchtete, er möchte nicht gelehrt genug werden, um einst in der Welt sein Glück zu machen, so tröstete ihn *Bartholin* mit folgenden Worten: *Crede mihi. Raro magna fortuna magnam eruditionem sequitur. Saepius mediocria probantur, saepe etiam valde exilis rerum cognitio ad Deos evexit albae gallinae filios.* — *Thom. Bartholini Epist. Cent.* 4. *Epist.* 54.

lich ist, nämlich, als eine von Menschengewühl umstandene Glücksbude, zu der man sich nur durch tüchtige Püffe Platz machen, und aus der man für seinen guten Einsatz gar leicht etwas Schofelwaare ziehen kann.

Dass aber im reiferen männlichen Alter der Wein keine magische Wirkung mehr auf unser Gehirn hat, dieses ist einzig unserer zweiten, höheren Bildung zuzuschreiben, die wir in der Realschule des bürgerlichen Lebens erhalten. Das bürgerliche Leben stutzt ja unserer jugendlichen Phantasie nicht bloss säuberlich die Schwingen, sondern reisst ihr selbst die Schlagfedern auf eine verzweifelt plumpe und schmerzhafte Art mit Stumpf und Stiel aus; was Wunder also, dass später auch der edelste Wein die schmählich gerupfte nicht wieder befiedern kann.

Ich habe schon vor langer Zeit den Gedanken gehabt, es könne nicht unbelehrend sein, durch Versuche auszumitteln, ob der kubische Salpeter die Aufregung, die der Wein auf das Gefässsystem und Gehirn hat, ganz oder zum Theile aufzuheben im Stande sei. Weil ich aber zu der Zeit, da sich dieser Gedanke erzeugte, schon über die Jahre hinaus war, in denen der Wein eine frohe, freundliche Erregung hervorbringt, so hielt ich mich auch selbst nicht mehr für diesen Versuch geeignet. Ich schlage ihn jetzt meinen jüngeren wissbegierigen Amtsgenossen vor.

Zuerst ist nöthig, dass der, der ihn machen will, den Wein, welchen er dazu angewendet, durch den Gebrauch genau kenne. Er muss wissen, wie viel er von demselben vertragen kann, um froh aufgeregt zu werden, ohne die Grenzen des eigentlichen Rausches zu berühren. Von diesem Weine muss er nun die doppelte Portion in dem nämlichen Zeitraume zu sich nehmen, worin er gewöhnlich die einfache zu trinken pflegte, und zugleich eine Auflösung von einer Unze kubischen Salpeter in getheilten Gaben verschlucken. Er wird dann bald gewahr werden, ob letzter die Wirkung des Weines auf das Gehirn ganz, oder zum Theile aufhebt. Es verstehet sich aber von selbst, dass, wer rein experimentiren will, bei diesem Versuche alle äussere Aufregungen meiden muss; dazu rechne ich grosse lärmende Gesellschaft, Musik, Gesang, Mittheilungen

über anziehende Gegenstände, Aerger, Zorn und andere Gemüthsbewegungen. Möglich scheint es mir allerdings, dass der kubische Salpeter die aufregende Wirkung des Weines auf das Gehirn zum Theil aufheben könne; dass er aber die reizende Wirkung desselben auf das Herz und die Schlagaderstämme aufheben, oder bedeutend mindern sollte, ist mir nicht sonderlich wahrscheinlich. So viel ich ihn habe kennen gelernt, hat er keine direkte Einwirkung auf das Herz und die Schlagaderstämme; seine merkbare Wirkung auf diese Organe scheint mir eine indirekte oder secundäre.

Indem ich aber meinen jüngeren Amtsgenossen vorschlage, einen Versuch, zu dem ich mich selbst nicht mehr befähiget halte, an ihren Köpfen zu machen, so soll der Zweck dieses Versuches wahrlich nicht sein, den unmässigen Trinkern ein Rauschschutzmittel aufzusuchen. Das wäre gewiss ein recht nichtsnütziger Zweck; wer so etwas haben will, der suche es sich selbst. Ich denke aber, man kann nie zu genau die Wirkungen der Mittel auf den belebten Menschenleib und das Verhältniss dieser Wirkungen gegen einander ergründen. ***Nunquam absistendum ab observationibus et experimentis*** sagt ***F. Hoffmann***, und wahrhaftig! der Alte hat Recht. Wer jederzeit fragt: wozu soll es nutzen, der bleibt ewig ein Esel.

Husten. Es gibt Husten, welche durch den kubischen Salpeter sicher und bald geheilt werden. Die Zeichen aber, aus denen ein durch das besprochene Mittel heilbarer zu erkennen ist, weiss ich nicht anzugeben. Wollte ich sagen, starkes Fieber, oder schmerzhafte Gefühle im Brustkasten, oder beide zusammen seien die begleitenden Zufälle desselben, so würde ich unwahr sprechen. Bei dem als Husten sich offenbarenden Urleiden der Lunge sind beide Zufälle, lebhaftes Fieber und Schmerz im Brustkasten nicht selten vorhanden, und doch heilt sich ein solcher Husten nicht durch kubischen Salpeter, sondern durch Spiessglanzgoldschwefel, oder durch Tabakextrakt, und mit dem Husten verschwinden dessen begleitende Zufälle. Manche Husten, welche durch den kubischen Salpeter bald und sicher geheilt werden, sind nur von sehr geringem Fieber begleitet.

Man thut am besten, wenn man keine überwiegenden

Gründe hat, anders zu handeln, sich nach der epidemischen Constitution zu richten. Haben wir die herrschende Krankheit einmahl als solche erkannt, welche in einer unter der Heilgewalt des Salpeters stehenden Affektion des Gesammtorganismus bestehet, so ist auch Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die vorkommenden Husten dieser Art sind, und der Erfolg wird in vielen, jedoch nicht in allen Fällen, diese Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit machen.

Wer aber über die wahrscheinlichen Zeichen eines solchen salpetrischen Hustens etwas wissen will, dem bemerke ich Folgendes. Vorausgesetzt, man habe sich überzeugt, dass in einem gegebenen Falle keine Leber-, Nieren-, oder Gehirnaffektion vorhanden sei, so gibt der mehr oder minder rothe Harn bei mehr oder minder lebhaftem Fieber grosse Vermuthung, dass man es mit einem salpetrischen Husten zu thun habe. Sobald man aber nur einige Vermuthung hat, dass eine solche in den Lungen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus vorhanden sei, so ist es immer klug und der Vorsicht gemäss, den Salpeter zu geben. Ist nämlich wirklich ein solcher Zustand vorhanden, so heilet der Salpeter; ist er nicht vorhanden, so gewinnen wir durch das Nichtheilen in zwei bis drei Tagen die Ueberzeugung, dass wir es entweder mit einem Urleiden der Lungen, oder mit einem consensuellen derselben, oder mit einer anderartigen, in den Lungen vorwaltenden Affektion des Gesammtorganismus zu thun haben, und wir sind jedenfalls auf negativem Wege der Erkenntniss näher gerückt.

Aber ich sage auf das bestimmteste: das angegebene Zeichen ist kein gewisses, sondern bloss ein vermuthliches. Theils ist bei manchem durch Salpeter heilbaren Husten der Harn nicht roth gefärbt, theils macht nicht bloss die Salpeter-, sondern auch die Eisen- und Kupferaffektion des Gesammtorganismus, wie ich hernach zeigen werde, rothen und nicht selten recht dunkel rothen Harn und lebhaftes Fieber. Ferner machen Urleber-, Urnieren- und Urgehirnaffektionen ebenfalls gar leicht rothen Harn, und im Vorläuferzeitraume ist Husten oft der einzige Zufall solcher Organberührtheiten.

Da ich jetzt vom Husten rede, werden die Leser auch

wol von mir erwarten, dass ich ihnen meine Erfahrungen über den Keuchhusten mittheile. Die kann ich leider in wenig Worten zusammen fassen, wenn ich sage: ich weiss keine Hülfe darauf. Dass er nicht in einzelnen Fällen salpeterischer Art, sonderlich im Anfange sein könnte, will ich gerade nicht bestreiten, habe aber selbst keine Erfahrung darüber. Bis jetzt bin ich nicht so glücklich gewesen, das Organ zu entdecken, von dessen Uraffektion dieser Husten abhängt. Ein Urleiden der Lunge ist er bestimmt nicht, denn alle Lungenheilmittel leisten nichts darin. Zwar sagt ein sehr achtbarer Schriftsteller unserer Zeit, der Tabak sei heilsam im Keuchhusten; da er aber hinzusetzt, dass vier Wochen hingehen, ehe der Husten gehoben sei, so ist das schon der beste Beweis, dass der Tabak nicht Heilmittel des Keuchhustens ist; denn Husten die jener wirklich heilet, heilet er bald und man siehet seine heilende Wirkung gleich ganz unwidersprechlich. Ich habe das Extrakt des grünen Tabaks oft genug gegen den Keuchhusten versucht, aber keine Wirkung davon in dieser Krankheit gesehen, welche ich mit gutem Gewissen Heilwirkung nennen könnte.

Wäre der Keuchhusten Offenbarung eines Urlungenleidens, oder wäre er Offenbarung des Vorwaltens einer Affektion des Gesammtorganismus in den Lungen, so müsste man in beiden Fällen nach einer solchen Epidemie allenthalben lungensüchtige Kinder sehen; das siehet man aber gerade nicht, sondern man siehet weit, weit häufiger Bauchaffektionen als Folgen des Keuchhustens. Den Wasserkopf, den ich in einem Falle, und die Ansammlung des Wassers in den Gehirnhöhlen, welche ich in einem anderen sah, schrieb ich bloss dem Springen eines Wassergefässes im Gehirn zu; denn wie zuweilen durch den Husten ein Blutgefäss in der Conjunktiva des Auges gesprengt und das Blut in das Zellgewebe ergossen wird, welches den Kindern ein gar abscheuliches Ansehn gibt, so gut wird auch wol durch die Gewalt des Hustens auf oder in dem Gehirn ein Wassergefäss bersten können.

Die Leber wird oft consensuell ergriffen, und man siehet sich genöthiget, sie durch geeignete Mittel in Ordnung zu halten. Auch die Milz leidet bei etlichen Kindern, und weil diese

in engem Consens mit den Nieren stehet, wird in solchen Fällen leicht die Harnabsonderung gestöret, es entstehet Wassergeschwulst der Füsse und des Bauches.

Durch die richtige Behandlung solcher consensuellen Leiden kommt man den bösen Folgen des Keuchhustens zuvor, aber man heilt ihn nicht dadurch. Der leichtgläubige Arzt kann hier in grosse Täuschung fallen. Die consensuellen Leiden der Leber oder Milz werden auf die Dauer in manchen Fällen zu Urleiden, und der in seiner Form veränderte, zum gewöhnlichen, aber hartnäckigen Husten umgewandelte Stickhusten hängt dann bloss von dieser zum Urleiden gewordenen Bauchaffektion ab. Wenn nun in solchen Fällen der Arzt aus der durch *Hepatica* oder *Splenica* vollbrachten Heilung des Hustens schliessen wollte, der anfängliche Stickhusten habe von einem Urleiden der Leber oder Milz abgehangen, so würde das ein grosser Irrthum sein.

Der Stickhusten ist eine blosse Krankheitsform, und es ist noch lange nicht ausgemacht, dass diese Form jederzeit in dem Urleiden eines und des nämlichen Organs begründet sei. Mir ist vielmehr das Gegentheil wahrscheinlich und zwar deshalb, weil sich mir die Heilwirkung solcher Mittel nicht bestätiget hat, die von kundigen und glaubwürdigen Aerzten empfohlen waren. Entweder müssten diese Aerzte ihrer Sinne nicht mächtig gewesen, oder ich selbst müsste meiner Sinne nicht mächtig sein, oder wir müssten mit verschiedenartigen, unter einerlei Form sich offenbarenden Krankheiten zu thun gehabt haben. Da ich nun weder das Erste, noch das Zweite für wahr halten kann, so sehe ich mich genöthiget, das Dritte als wahr gelten zu lassen.

Sollte auch wol das Zwerchfell der Sitz des Stickhustens sein? Ich kann nicht darüber urtheilen, weil ich kein Eigenheilmittel auf dieses Organ kenne.

Mir ist es zuweilen wahrscheinlich gewesen, dass er, als consensuelles Leiden, von dem Urleiden eines der Nervenplexus des sympathischen Nerven abhange. Aber welches Plexus? das mögen die Götter wissen. Ueberhaupt ist die Erkenntniss dieser Nervenorganberührtheit die schwache Seite der Lehre der alten Geheimärzte: so viel ich aber weiss, sind

auch die schulgerechten Aerzte aller Farben nicht sonderlich stark in diesem Punkte, oder man möchte ihre Stärke darin finden, dass sie jene Organe und ihre Erkrankungen ganz übergehen, oder höchstens einmahl ein Wort vom Sonnengeflechte fallen lassen. Psychische Einwirkungen heilen bekanntlich am ersten die Krankheiten der Nervenorgane und unter diesen Einwirkungen stehet Schreck und Furcht oben an. So lesen wir denn auch im Hufelandischen Journale, dass ein Kind durch einen Sturz aus dem Fenster vom Stickhusten geheilt sei, und *Thomas Willis* erzählt uns, dass in seinem Lande die Frauen ihre am Stickhusten leidenden Kinder zur Mühle trügen und sie dort in einen Sack steckten, wo dann die armen Kleinen in dem dunklen Sacke durch den Lärm des Rädergetriebes so heftig erschreckt würden, dass der Husten verschwände. Ich denke aber, *Thomas Willis* wird wol nicht oft dabei gestanden haben, wenn die Weiber diese Kur unternahmen und es mag auch wol manches Kind ungeheilt wieder aus dem Sacke gezogen sein; denn wenn es nicht zu läugnen ist, dass geistige Einwirkungen Organberührtheiten, sonderlich der Nervenorgane heilen können, so ist es noch weniger zu läugnen, dass solche gewaltsame psychische Heilungen unsicher, ja selbst gefährlich sind.

Ich habe einst bei einer Stickhustenepidemie (des Jahres erinnere ich mich so genau nicht mehr) in einzelnen Fällen durch Belladonna wahrhaft und bald geheilet, jedoch auch zugleich erfahren, dass die rechte Heilgabe des Mittels im Allgemeinen nach dem Alter der Kinder gar übel auszumitteln war, vielmehr bei jedem einzelnen Kinde musste gesucht werden. Dadurch ist mir nun der Gebrauch schon damahls sehr verleidet worden. Was hilft mir ein Mittel, dessen Gabe ich in jedem einzelnen Falle erst ängstlich aufsuchen muss? Soll ich vielleicht den Müttern dieses Aufsuchen überlassen? Nein! nein! das geht nicht, am wenigsten bei den armen Leuten deren doch in der ganzen Welt weit mehr sind als der reichen und denen auch muss geholfen werden. Bei verständigen Menschen kann man die Tinktur, oder eine Auflösung des Extrakts geben und tropfenweise aufsteigen lassen, bis man die wahre Heilgabe gefunden; aber thut das einmahl,

werthe Leser! in den Hütten armer Leute, sonderlich wenn mehre Kinder zugleich in einer Hütte am Husten sind. Solche rohe, ungeschlachte Menschen wären im Stande, einem Kinde, dessen Husten ihnen gerade sehr hinderlich wäre, das ganze Fläschchen auf einmahl in den Hals zu schütten.

Bei einer anderen Stickhustenepidemie habe ich aber auch die Belladonna ganz unwirksam befunden, sie leistete wirklich nicht das mindeste.

Von allen gegen diese Krankheitsform empfohlenen Mitteln hat mir keines bessere Dienste geleistet, als das von dem Hofrath *Raum* zu *Riga* erprobte Extrakt der Küchenschelle (*Extr. Pulsatillae nigr.*). Ob es aber der wahre Stickhusten gewesen, in welchem ich diese vortreffliche Heilwirkung gesehen, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Ich will diesen im Jahre 1828 hier herrschenden Husten beschreiben, das heisst, auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen diesem und anderen von mir erlebten Statt fand. Hinsichtlich der heftigen erstickenden Anfälle war er von anderjährigen Stickhusten gar nicht zu unterscheiden; aber in folgenden Punkten wich er ein wenig davon ab.

1) Er verbreitete sich bei weitem nicht so sehr unter dem Volke als andere Keuchhusten.

2) Es wurden drei erwachsene Menschen von Kindern angesteckt und bekamen den Husten in der nämlichen Form wie die Kinder. Früher habe ich auch wol, jedoch äusserst selten gesehen, dass Erwachsene angesteckt wurden, bei diesen erschien aber der Husten unter der Form eines gewöhnlichen heftigen Hustens, nicht unter der des Stickhustens.

3) Bei andern Keuchhusten endigte der Anfall immer mit Erbrechen. In dem besprochenen erbrachen sich einige Kinder, andere nicht.

4) Bei andern Keuchhusten hebt das Erbrechen den Anfall; dieses ist ja so allgemein bekannt, dass selbst die Mütter bei heftigen, Erstickung drohenden Anfällen den Kindern den Finger in den Schlund stecken, um sie zum Erbrechen zu bringen und dadurch die Beendigung des Anfalles zu beschleunigen. Bei dem besprochenen Husten brachen manche Kinder während des Anfalles, ohne dass dieser dadurch gehoben

wurde. Ich weiss dieses nicht bloss durch die Aussage der Mütter, sondern ich habe in dem Hause eines meiner Freunde selbst gesehen, dass ein fünfjähriges Mädchen sich während des Anfalles nicht ein wenig, sondern tüchtig und zweimahl erbrach, ohne dass der heftige Anfall sich daran störte, dieser tobte aus und endigte dann ohne Erbrechen.

Möglich ist es, dass die Pulsatilla in anderen Keuchhusten das nicht leistet, was sie in dem beschriebenen leistete; hier war sie aber wirkliches, sichtbares Heilmittel. Die Heilung geschah ungefähr innerhalb acht Tage, und zwar so, wie sie bei allen andern heftigen Husten, die anfallsweise die Menschen ergreifen, sich zu machen pflegt. Die erste gleich sichtbare Besserung bestand in einer Verminderung der Zahl der Anfälle, ohne dass die Heftigkeit jedes einzelnen Anfalles minder geworden wäre. Nur erst, wenn die Zahl der Anfälle bedeutend vermindert war, minderten diese hinsichtlich ihrer Heftigkeit und dann war auch die Sache gar bald beendiget. Bei den drei erwachsenen Menschen gab ich das Extrakt der Pulsatilla in der Gabe von vier Gran viermahl tags; Kindern, wie Herr Hofrath R. es bestimmt. Uebrigens lässt sich über die Gabe solcher Extrakte, die von Pflanzen bereitet werden, welche gerade nicht allenthalben wachsen, die der Apotheker also von dem Materialisten beziehen muss, wenig Kluges sagen. Es ist nicht anzunehmen, dass die Bereitung der Extrakte und ihre davon abhangende Wirksamkeit allenthalben gleich sei, mithin muss der Arzt, der sie anwenden will, die richtige, wirksame Gabe durch den Gebrauch ausmitteln. Was er aber ausgemittelt hat, ist andern Aerzten, die entweder ein kräftigeres, oder ein unkräftigeres Extrakt in ihren Apotheken finden, ganz nutzlos. Ich liebe es nicht, von solchen Pflanzen, welche hier nicht heimisch sind, die Extrakte zu gebrauchen; mit der Pulsatilla habe ich einmal eine Ausnahme gemacht und es hat mir wirklich nicht leid gethan. Ob sich bei künftigen Keuchhusten ihre Heilwirkung bestätigen wird, muss ich abwarten, bin aber wirklich in diesem Punkte sehr kleingläubig.

### Zusatz vom Jahre 1836.

Im Jahre 1834 leistete mir die Pulsatilla beim Keuchhusten eben so gute Dienste als im Jahre 1828, allein auch

dieser Husten war nicht von der recht bösen Art, wie ich ihn wol früher, namentlich einst nach einer Masernepidemie erlebte. Seit dem Jahre 28 habe ich die Pulsatilla in anderen sehr angreifenden Husten bei Erwachsenen wundervoll heilsam befunden. Es waren dieses Husten, von denen ich bloss eine verneinende Erkenntniss hatte; das heisst, ich erkannte wol, dass sie nicht von einem Urleiden der Lunge, der Leber, der Milz, des Pankreas abhingen, also wahrscheinlich in der Urerkrankung eines der Bauchnervenplexus begründet sein müssten. In diesem Frühjahr bekam eine 82jährige Frau, nachdem ich ihr ein herrschendes Leberfieber, von dem sie ungewöhnlich heftig ergriffen wurde, geheilt, bei der Genesung einen so angreifenden Husten, dass man fast um das Leben der schwachen Frau besorgt sein musste. Die fruchtlose Anwendung mehrer Bauchmittel, worunter auch Nierenmittel waren (sie hatte nämlich Sand in den Nieren; ich kenne ihren Körper genau, denn ich bin seit 38 Jahren ihr Arzt) drang mir den Gedanken auf, bei dem Gesundwerden der Leber könne wol der *Plexus renalis* erkrankt sein. Ich verschrieb 16 Pulver, jedes von drei Gran *Extr. Pulsatillae;* sie nahm täglich vier, und wie sie die 16 Pulver verzehrt hatte, war der Husten gehoben.

Später gab ich einem jungen Manne von steinsüchtiger Art, der, wie die Untersuchung des Harns ergab, Sand in den Nieren hatte, gegen einen schon ziemlich lange bestandenen kurzen Husten die Pulsatilla ganz ohne Nutzen: Mohnsaft hingegen zu einem halben Gran für die Gabe viermahl tags, bändigte gleich den Husten und beförderte den Abgang des Nierensandes.

Vor etlichen Jahren gab ich einem 10jährigen Jungen, der, ohne früher lungenkrank gewesen zu sein, an einem kurzen trocknen Husten litt, über ein unheimliches Gefühl in der Nabelgegend klagte, und dessen Harn schmutzig goldfarben war, der ohne gerade vollkommen bettlägerig zu sein, schleichendes Fieber und garstige Gesichtsfarbe hatte, auch, nach Aussage der Mutter, schon stark abgemagert war, ganz vergebens mehre Bauchmittel. Das Nichtheilwirken derselben bestimmte mich, die Pulsatilla zu reichen, und diese hob nicht allein bald den kurzen Husten, sondern auch gleichzeitig das

unheimliche Gefühl in der Nabelgegend. Der schmutziggoldfarbne Harn wurde normal, das schleichende Fieber und die garstige Gesichtsfarbe verschwand, kurz, der Junge wurde ganz gesund. — Ich führe hier bloss nackte Thatsachen an, kann auch nichts anders anführen, denn ich kenne das Bauchnervenorgan nicht, von dessen Erkrankung der durch Pulsatilla heilbare Husten abhängt: die allgemeine Vermuthung jedoch, dass er von der Urerkrankung eines der Bauchnervenplexus des sympathischen Nerven abhange, enthält nicht bloss eine Möglichkeit, sondern einen ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Asthma. Manche Menschen sind bei dem periodischen Asthma ernstlich krank, ihr Puls ist voll und schnell und ihr Harn dunkelroth. In diesen Fällen ist gewöhnlich eine Affektion des Gesammtorganismus salpetrischer Art bei dem Uebel und steigert dasselbe. Ich habe mehrmals das *Natrum nitricum* mit sonderlich gutem Nutzen gegeben; die Kranken fühlten gleich Erleichterung, die Aufregung des Gefässsystemes beruhigte sich, der rothe Harn wurde blasser, und der ganze Anfall kürzer; in anderen Fällen leistete das Mittel aber gar nichts. Der Grund dieser Verschiedenheit ist leicht einzusehen; in solchen Fällen, wo das Asthma von einer Uraffektion der Luftröhre, oder des Larynx abhängt, können wir es nur durch ein gutes Eigenheilmittel auf diese Organe heben, in solchen, wo es, consensueller Art, von einem Urleiden eines anderen Organs abhängt, werden wir es nur durch Beruhigung dieses Urleidens heben. Der fieberhafte Zustand kann dabei rein consensueller Art, mithin dem kubischen Salpeter unbezwingbar sein. Ja der rothe Harn ist dann nicht Zeichen einer salpeterischen Affektion des Gesammtorganismus, sondern eines consensuellen Nierenleidens, und wird nicht durch kubischen Salpeter, sondern durch ein gutes Nierenheilmittel entfärbt.

Blutspeien. Das *Natrum nitricum* ist ein gar gutes Heilmittel, wenn eine salpetrische Affektion des Gesammtorganismus sich durch Blutung in den Lungen offenbaret. Ein solcher Zustand findet sich nicht selten bei jungen Leuten, sonderlich beim weiblichen Geschlechte, die übrigens keine Fehler in den Lungen haben. Das Aderlassen ist in den

wenigsten Fällen nöthig, macht, wenn es oft angewendet wird, solche in der Ausbildung begriffene Körper baufällig und führet sie gerades Weges zur Schwindsucht. Dass aber consensuelles von einem Urbauchleiden abhangendes Blutspeien, welches gar häufig in der Praxis vorkommt, nicht durch kubischen Salpeter kann gehoben werden, ist wol kaum nöthig zu bemerken.

Lungensucht. Zu dieser, sonderlich zu der *Phthisis tuberculosa*, gesellet sich zuweilen eine Affektion des Gesammtorganismus salpetrischer Art, die sich durch vermehrtes Unwohlsein des Kranken, durch volleren Puls und durch rothgefärbten Harn offenbaret. Hier schafft der kubische Salpeter sichtbar Nutzen, indem er diesen Zustand beseitiget. Er ist kein *Antiphthisicum*, aber durch Beseitigung jenes krankhaften Zustandes des Gesammtorganismus macht er die Heilung der Lungensucht möglich. Wird jener Zustand nicht beachtet und nicht gehoben, so ist die Heilung unmöglich. Er ersetzt nicht allein, sondern er übertrifft in seiner Wirkung die kleinen Aderlässe, deren sich die Aerzte, wahrscheinlich weil sie nichts besseres kannten, in solchen Fällen bedient haben.

Pneumonische Fieber. Unter diesem Namen begreife ich das, was die Alten unter *Pleuritis*, *Peripneumonie* und *Pleuroperipneumonie* begriffen. Dass die Meinung, als ob in der Pleuritis die Pleura, in der Peripneumonie die Lunge, und in der Pleuroperipneumonie beide Organe entzündet seien, auch weiter nichts als eine Meinung sei, die uns bei Uebung der Kunst zu nichts diene, haben schon vor mehr denn hundert Jahren verständige Aerzte begriffen, aber der Mode wegen die alten Wörter beibehalten *).

Es sind mir in den letzten zwanzig Jahren keine Pneumonien salpetrischer Art vorgekommen. Im ersten Jahre, da ich den kubischen Salpeter gebrauchte, habe ich einige zu behandeln gehabt, und gesehen, dass diese wenigen dem kubischen Salpeter auch ohne Aderlassen wichen. Jedoch gestehe

*) In der ganz alten Welt sah *Demetrius*, Anhänger des *Herophilus*, Peripneumonie und Pleuritis als Lungenentzündung an, die nur dem Grade nach verschieden sei. Seine Worte, die *Cael. Aurelianus Lib. II. Cap.* 25 *de acutis* anführt, lauten also: *Peripneumonia est tumor in toto pulmonis corpore, ex parte enim si fuerit, pleuritis dicitur.*

ich ehrlich, wenn ich zu einem solchen Kranken den dritten oder vierten Tag der Krankheit gerufen würde, und das Brustleiden wäre heftig, so würde ich zur Ader lassen. Diese Aeusserung mag aber vielleicht mehr meine Unerfahrenheit als meine Erfahrenheit in dieser Krankheit bekunden; denn im Allgemeinen habe ich den kubischen Salpeter als ein weit mächtigeres Mittel kennen gelernt, alle innere Entzündungen, welche die Schule echte, aktive, auch noch wol, in Nachklang der verschollenen Erregungstheorie, sthenische nennt, zu zertheilen, als das Aderlassen.

Es könnte aber meinen jüngeren Lesern, denen die Pneumonien fast täglich vorkommen, meine Aeusserung, als habe ich diese Krankheit seit zwanzig Jahren wenig oder gar nicht gesehen, etwas seltsam bedünken, und sie könnten denken, ich habe selbige verkannt. Diesen lege ich folgendes ans Herz. Entweder zertheilt sich die Brustentzündung, oder sie gehet in Eiterung über, oder sie tödtet durch Lähmung oder Brand. Wollt Ihr mich nun, werthe Kollegen! nicht für ein solches Glückskind ansehen, dass unter meinen zäuberischen Händen alle echte Entzündungen, ohne Anwendung der entzündungswidrigen Hülfen, sich von selbst zertheilt hätten, so werdet Ihr annehmen müssen, dass ein guter Theil der verkannten Pneumonien, entweder in Eiterung, oder in den Tod hätten übergehen müssen. Wenn Ihr nun je zu einem an Pneumonie Leidenden so spät gerufen seid, dass Euer Aderlassen die Eiterung nicht mehr kehren konnte, so werdet Ihr Euch doch wol überzeugt haben, dass ein grosser Grad von Dummheit dazu gehören würde, den Uebergang der Entzündung in Eiterung zu verkennen.

Stirbt aber einer an der Heftigkeit einer echt entzündlichen (salpetrischen) Pneumonie, wir mögen uns nun vorstellen, dieses geschehe durch Lähmung oder durch Brand, wo würde wahrlich noch mehr als Dummheit dazu gehören, solches zu verkennen. Ich habe nur ein einziges Mahl solch einen Kranken den Abend vor seiner letzten Nacht gesehen; wollte mich aber lieber drei Mahl henken lassen, als ein Mahl an einer solch verdammten Krankheit sterben.

Ihr könntet hier sagen, werthe Amtsgenossen! ich gefalle

mir in Uebertreibungen. Auch Ihr hättet solche brustkranke Menschen, bei denen Euer Blutlassen nicht hülfreich gewesen, sterben sehen, aber sie seien eines sanften Todes verschieden.

Ich glaube wirklich, meine Freunde! dass Ihr Euch täuscht. Wenn Ihr solche Leiden des Gesammtorganismus, die unter der Heilgewalt des Eisens, oder des Kupfers stehn, und, in den Lungen vorwaltend, sich als Pneumonie offenbarten, für salpetrische Affektion haltend, mit Aderlassen angegriffen habt, so habt Ihr nach dem ersten oder nach dem zweiten Aderlass die Menschen zuweilen unvermuthet eines sanften Todes sterben sehn; vorausgesetzt, dass sie nicht nach dem Blutlassen unsinnig geworden, in welchem Falle wir kunstmässig zu sagen pflegen, die Krankheit habe einen nervösen Charakter angenommen. Oder Ihr habt Leber- und Milzaffektionen, die nicht selten mit consensuellen, schmerzhaften Brustleiden und blutigem Auswurfe verbunden sind, ja zuweilen einzig durch diese consensuellen Brustleiden sich dem Arzte sinnlich offenbaren, für echt entzündliche Pneumonien gehalten, wo Ihr dann auch zuweilen nach dem zweiten Aderlass (seltener nach dem ersten) ein sanftes Hinscheiden des Kranken gewahren konntet. — Aber glaubt es mir, an echter entzündlichen Pneumonie sterben, ist ein ganz anderes Ding.

Wären die echten entzündlichen Pneumonien so häufig, als ein grosser Theil der Praktiker (nach ihrer Behandlung zu schliessen) glaubt, so müsste man unter der geringen Volksklasse auf dem Lande, die entweder aus Armuth die Hülfe der Kunst gar nicht, oder erst spät sucht, allenthalben auf lungensüchtige Menschen stossen. In der Wirklichkeit findet sich das aber nicht so; im Gegentheil, die meisten Schwindsuchten kommen von chronischen Bauchleiden, ein anderer Theil von vernachlässigten Katarrhalhusten, ein dritter von elterlicher Erbschaft, und nur wenige, sehr wenige von vernachlässigter Pneumonie.

Affektionen der Leber mit consensuellen Husten, Seitenstechen und blutigem Auswurfe, werden häufig für Lungenentzündungen gehalten und mit Aderlassen und dem antiphlogistischen Heilapparat behandelt. In diesem Punkte kann ich mich unmöglich täuschen, denn ich habe in meinem Leben

zu viel also behandelte und vermeintlich geheilte Menschen unter meinen Händen gehabt. Geheilt waren sie wahrhaftig nicht; sie hatten garstige Missfarbe, kurzen Husten, beschleunigten Puls, manche hatten Nachtschweisse, sie befanden sich in einem quinenden Zustande und wurden nur durch Bauchmittel wieder gesund. Suchen solche Leute aber nicht in Zeiten Hülfe, oder finden sie nicht die passende, so wird das consensuelle Lungenleiden zum Urleiden dieses Organs, es entstehet Eiterung in demselben und eine unheilbare Schwindsucht macht den Beschluss.

Es ist seit gar alter Zeit der Gebrauch gewesen, dass ein grosser Theil Aerzte ziemlich blindlings, oder doch nach höchst unsicheren Zeichen sich richtend, bei jedem fieberhaften Seitenstechen zur Ader gelassen, und obgleich von Zeit zu Zeit kluge und vorsichtige Meister gegen solchen Unfug geeifert, so ist es doch bis jetzt so ziemlich in der Medizin beim Alten geblieben. *Guil. Ballonius* sagt (*Lib.* 1. *epid. et ephem. pag.* 79): *Incredibile est dictu, quam multos trita vulgataque medendi via, ac praesertim in pleuritide perdidit: nam audito lateris doloris nomine, si quis aliud praeter venaesectionem remedium tentet, anathema esto.* Und weiter unten in der nämlichen Stelle: *Nulla est causa tam exilis, tamque parum efficax, quae non dolorem in latere excitet: ac aequumne est, tanquam causa eadem sit, ac idem malum, remediorum idem usurpare, et omnibus eundem cothurnum attribuere?*

*Jo Heurnius* (*ad aphor. Hipp.* 33 *Sect.* 6) sagt: *In corporibus frigidis ac pituitosis saepe gravissimi dolores laterum a flatibus oriuntur fotibus mitigandi*; *si venam pertuderis necabis. Vidi formosum mulierem, quae, cum flatibus obnoxia esset, ac cum coenasset liberalius, noctu in acerbum lateris dolorem conjecta fuit, illico a secta vena periit.* Die Alten hatten viel mit Winden zu schaffen, diese Meinung des Verfassers wollen wir nicht bekritteln; abgesehen von derselben, lautet aber die reine Beobachtung: dass durch Bauchaffektionen (die freilich zuweilen Winde verursachen) entzündungsähnliche Brustleiden entstehen können, welche durch Aderlassen nicht beseitiget werden, sondern bei denen dasselbe gefährlich ist. Mir selbst sind mehre Fälle in meinem Leben vorgekommen, die mit

dem des *Heurnius* grosse Aehnlichkeit hatten und bei denen die Wirkung des Aderlasses auch um kein Haar preislicher war.

*F. Hoffmann*, in seiner *Med. Rat. system.* in dem Kapitel *de Pleuritide*, sagt in der Nachschrift zu der letzten Krankengeschichte: *Id autem ex casu hoc in usum practicum convertere licet: quod origo peripneumonici mali etiam esse possit in primis viis, si stomachus flatibus et spasmis detinetur, qui sanguinem nimia copia ad partes superiores, imprimis thoracem, urgent. Tum quidem, si candide aeger delictum confitetur,* (*Hoffmann* denkt hier an Missbrauch von Speise und Trank) *occasio datur, cito praescindendi gravem futurum morbum, si commode evacuantibus, lenioribus emeticis, laxantibus aut clysteribus, primae viae a sordibus depleantur.* Und in der Nachschrift zu der vierten Geschichte sagt er: *Saepius observavi, ex solo dolore colico praecedente, qui clysteribus et aliis congruis facile solvi potuisset, ortam fuisse peripneumoniam in robustis et crasso sanguine plenis, praesertim senis.*

Jeder Mensch trägt die Fesseln seines Zeitalters, auch *F. Hoffmann* macht hier keine Ausnahme. Er legt offenbar viel zu grosse Wichtigkeit auf Diätfehler. Wo bloss und allein Speise und Trank die Bauchaffektion und die von dieser abhangende pneumonische Brustaffektion machen, da ist wahrlich bald zu helfen; so etwas ist aber kaum werth, dass man verständige Leute darauf aufmerksam macht. Weit ernsthafter sind solche, von unbekannten Einflüssen abhangende Affektionen der inneren Substanz, oder des convexen Theiles der Leber, welche sich nicht durch vermehrte oder eigenschaftlich veränderte Gallenabsonderung, sondern, leider nur zu oft, einzig durch die pneumonische consensuelle Affektion offenbaren. Wahrlich! wenn solche Krankheiten anfangen zu herrschen, kann ich den Arzt nicht tadeln, der einmahl einen Missgriff macht; denn in dem einzelnen Falle ist es bar unmöglich, die Natur der Krankheit richtig zu erkennen, und der Klügste kann daneben greifen. Nur durch Vergleichung mehrer Fälle in verschiedenen Zeiträumen der Krankheit kann man zu der richtigen Beurtheilung einer solchen herrschenden Trugpneumonie gelangen. Uebrigens bewirken gerade diese Leberaffektionen am ersten solche Erscheinungen, von denen *F. Hoff-*

*mann* spricht; denn wie sie consensuell die Därme berühren und Kolik machen, so können sie auch consensuell Lunge oder Brustkasten berühren und pneumonische Zufälle machen, ja diese consensuellen Zufälle können in einem und dem nämlichen Körper abwechseln. Das sind denn wol die Pneumonien, von denen *Hoffmann* sagt, dass sie auf Kolik folgen.

Ich habe, wie oben bemerkt, zu wenig Gelegenheit gehabt, die Wirkung des kubischen Salpeters in der sogenannten echten entzündlichen Pneumonie durch Erfahrung kennen zu lernen, wenn ich also nicht zu sagen wage, dass das Aderlassen ganz dabei könne entbehret werden, so weiss ich aber doch wol, dass die öftere Wiederholung desselben durch den kubischen Salpeter sehr wird beschränkt werden.

Vor vierzig Jahren, da ich noch an kein *Natrum nitricum* dachte, sah ich, dass die Heilung der Pneumonie durch Aderlassen in allen den Fällen, wo man den Kranken nicht täglich besuchen kann, eine höchst unvollkommene und unausführbare Sache sei, und kam deshalb auf den Gedanken, nach einmahligem Aderlassen das Quecksilber zu reichen, welche Heilart damahls zwar nicht unbekannt, aber doch in Pneumonien noch wenig gebräuchlich war. Diese Quecksilberbehandlung, welche ich aus blosser Noth ergriff, um nämlich den Landleuten, die man in ihren entlegenen und zerstreuten Wohnungen doch unmöglich täglich selbst sehen kann, besser dadurch zu helfen, (über welchen Gegenstand man im 10ten Bande des Hufelandschen Journals einen Aufsatz aus jener Zeit von mir findet) will mir jetzt nicht mehr recht gefallen. Gesetzt, der kubische Salpeter sei um kein Haar mächtiger, solche echt entzündliche Pneumonien zu zertheilen, als das Quecksilber, sondern diesem nur gleich, so würde es doch jedenfalls gerathen sein, ein dem Organismus befreundetes Mittel dem feindlichen vorzuziehen. Uebrigens ist auch das Quecksilber bei Entzündungen, abgesehen von seiner bekannten Unbequemlichkeit, nicht ganz sicher; über welchen Gegenstand ich aber an einem schicklicheren Orte mehr sagen werde.

Denen meiner Leser, die bei entzündlichen Pneumonien einzig das Heil in wiederholtem Aderlassen zu finden glauben, bemerke ich noch, dass reichliche Blutentziehungen nicht immer

die Zertheilung der Entzündung verbürgen. Ich habe bei den praktischen Schriftstellern manche Fälle gelesen, in denen trotz dem Aderlassen die Entzündung in Eiterung überging, mir aber solche Fälle nicht gerade schriftlich bemerkt, es würde mir auch jetzt grosse und langweilige Mühe machen, selbige wieder aufzufinden, denn in den Registern der Bücher kann man so etwas wol suchen, aber ob man es darin findet, ist eine andere Frage. Da ich, um die oben angeführte Stelle in *F. Hoffmanns Med. Rat. system.* zu suchen, dieses Buch noch auf dem Tische liegen habe, sehe ich gleich, dass die fünfte Krankengeschichte des Kapitels *de febribus pneumonicis* einen solchen Fall enthält. Hier wird *Hoffmann* nicht spät, sondern gleich gerufen, und er sagt: *Ego vocatus, venaesectione repetita et pulveribus antipleuriticis, nitrosis et cinnabarinis, nec non potu infusi theiformis, a periculosis liberavi ipsum symptomatibus. Remansit autem tussis quaedam cum lenta febre, virium languore corporisque marcore, respiratione tamen non adeo difficili.* Nun, nach acht Wochen ist die erzeugte Eiterbeule geborsten — der Kranke auf Ein Mahl über ein Mass Eiter losgeworden, hat darauf noch einen Monat lang Eiter ausgeworfen und ist nach und nach wieder zur Gesundheit gelangt.

Wäre nun so etwas einem blutscheuen Arzte begegnet, so könnte man denken, der habe die Aderlassbehandlung nicht verstanden; aber *Hoffmann* war wahrhaftig nicht blutscheu; also ist dieser Fall doch wol beweisend, dass der Uebergang der Entzündung in Eiterung nicht unbedingt durch wiederholtes Aderlassen abzuwenden sei. Jedem sinnigen Arzte muss mithin ein Mittel schätzbar sein, welches, ohne feindliche Nebenwirkung, mächtigere Kräfte besitzt, echte Entzündungen innerer Gebilde zu zertheilen, als irgend ein anderes bis jetzt bekanntes.

Ich rathe meinen jüngeren Amtsgenossen, hinsichtlich des Aderlassens bei Pneumonien, nicht blindlings der Meinung oder der Mode unseres Zeitalters zu folgen, sondern auch das zu lesen und zu erwägen, was frühere gute und erfahrene Meister darüber gesagt. Zum *Helmont* möchte ich sie nun gerade nicht in die Schule schicken, aber *Ernst Stahl* kann ich ihnen mit gutem Gewissen empfehlen. Theils in dem *Collegio practico* desselben, theils hin und wieder in den Dissertationen findet

man treffliche Bemerkungen und gar nachdenkliche Andeutungen über den besprochenen Gegenstand, und seiner Dissertation *De venaesectione in febribus acutis* könnten auch wol manche ältere Praktiker noch mit Nutzen lesen *).

Ich komme jetzt auf die Affektion des Gesammtorganismus, welche im Bauche vorwaltet.

Schmerzen des Darmkanals, welche bald als sogenannte Magenschmerzen, bald als Kolik auftreten, sind in manchen Fällen salpetrischer Natur, vorzüglich muss man in unserem Lande an diese Wahrheit zur herbstlichen Zeit denken. Wenn ich aber über die Natur der Magen- und Bauchschmerzen im Allgemeinen, wie sie Jahr aus Jahr ein vorkommen, urtheilen soll, so muss ich nach meiner Erfahrung sagen, dass sie in den wenigsten Fällen eine in dem Darmkanale vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus sind, sondern in den meisten entweder ein Urleiden der Därme, oder ein consensuelles, welches von einem Urleiden eines anderen Bauchorgans, der Leber, der Milz, des Pankreas, oder des Gekröses abhängt. Wir bedürfen also in den meisten Fällen der Eigenheilmittel auf die Bauchorgane weit dringender als der Universalmittel. Aber gerade diese Beobachtung könnte am ersten einen jungen Arzt auf die irrige Meinung bringen, als müsse das immer so sein und könne nicht anders sein. Es kann aber nicht bloss anders sein, sondern es ist auch nicht selten anders; denn im Herbste besonders, und auch im Winter, heilt man zuweilen Koliken überraschend schnell durch den kubischen Salpeter, die durch Darmheilmittel eher verschlimmert als verbessert werden.

Ich habe manche Aerzte gefunden, die bei der Kolik aus der Empfindlichkeit des Bauches für äussere Berührung und aus dem lebhaften Fieber eine Entzündung der Därme, oder des Bauchfelles erkennen wollten. Ja als junger Mann, selbst in diesem Irrthume verstrickt, zapfte ich solchen bauchkranken Menschen ein-, zwei-, dreimahl das Blut ab. Da ich aber

*) In der neueren Literatur ist die Abhandlung von *B. Danvin* über die Anwendung des *Tart. stib.* in der Peripneumonie bemerkenswerth. (Neue Sammlung auserlesener Abhandl. zum Gebrauche prakt. Aerzte B. XV St. 1.) Man findet hier das Verhältniss der bei wiederholtem Aderlassen Geheilten und Gestorbenen, nach *Lännec, Chomel* und *Louis* angegeben.

älter wurde und gute Organheilmittel kennen lernte, sah ich, dass ich nicht selten in ein paar Stunden und zuweilen selbst durch eine oder zwei Arzeneigaben solche heftige Bauchschmerzen hob, dass dann die Empfindlichkeit des Bauches mit dem Schmerze verschwand und das Fieber von selbst aufhörte. Weil ich nun unmöglich glauben konnte, dass eine wirkliche Entzündung der Därme in einer oder in ein paar Stunden so gründlich zu heben sei, so gewann ich die Ueberzeugung, dass die Zeichen, aus denen ich früher die *Enteritis* hatte erkennen wollen, höchst unsicher sein müssten.

Ruhr. Diese Krankheit hat in den letzten zwanzig Jahren das Clevische Land so sehr verschonet, dass sie es nur ein einziges Mahl und zwar die Hauptstadt ein wenig besucht hat. Ich habe, so lange ich Arzt war, sechs ordentliche Epidemien verschiedener Art beobachtet: nämlich im Jahre 1796 in Cleve, 1800 und 1802 in Goch, 1808 in dem jetzt niederländischen Grenzstädtchen Gennep, 1810 und 1811 in Goch. Ueberdies habe ich, mit Ausschluss weniger Jahre, jeden Herbst mit Ruhren zu thun gehabt, und bei diesen sich nicht verbreitenden Herbstruhren manche merkwürdigere und belehrendere Fälle beobachtet als in den eigentlichen Epidemien.

Bevor ich von dem Gebrauche des kubischen Salpeters spreche, muss ich nothwendig meine Beobachtung über die zwei ganz verschiedenen Hauptformen dieser Krankheit voranschicken.

Diese zwei Formen unterscheiden sich dadurch, dass die eine ein Ergriffensein des ganzen Darmkanals, die andere bloss ein Ergriffensein des Mastdarmes ist. Wir wollen die erste also Darmruhr und die andere Mastdarmruhr nennen. Vier der von mir behandelten Epidemien waren Darmruhren; eine derselben, welche ich als französischer Bezirksarzt, aber nicht als bloss Bericht erstattender, sondern als wirklich behandelnder beobachtet, unterschied sich von den drei anderen dadurch, dass im Allgemeinen die Reizbarkeit des Darmkanals bei weitem nicht so hoch gesteigert war als bei jenen, weshalb ich sie in der Mehrzahl bloss mit der Tinktur der Krähenaugen heilen konnte, und zwar im Durchschnitt in acht Tagen, da in den drei andern Epidemien fast die doppelte Zeit zur Heilung

erfodert wurde. Uebrigens war sie auch, hinsichtlich der Gefahr und hinsichtlich der Schwierigkeit der Behandlung, mit jenen nicht zu vergleichen.

Die zwei Mastdarmruhrepidemien behandelte ich im Jahre 1810 und 1811 und hatte damahls Gelegenheit, sie auch in verschiedenen jenseits der Maas gelegenen Ortschaften zu beobachten. Sie war dort gerade so geartet als hier.

Bei der Darmruhr ist der Darmkanal vom Magen bis zum After ergriffen, jedoch waltet das Ergriffensein des Afters im ersten Zeitraume etwas vor, und offenbaret sich durch ganz kothlosen, blutigen, schrappseligen Abgang mit mehr oder minder Stuhlzwang. Die ganz reine Darmruhrform, bei der gar kein Vorwalten im Mastdarm Statt findet, bei der dünnkothige Stoffe abgehen, die, wegen eines consensuellen Ergriffenseins der Gallengänge, grau von Farbe sind, hat die grösste Aehnlichkeit, ja Gleichheit, mit einem gewöhnlichen fieberhaften Durchfalle. Sie unterscheidet sich von diesem bloss dadurch, dass sie in hohem Grade gefährlich ist, sie kann in vier Tagen tödten. Höchst wahrscheinlich ist sie aber wol nie allgemein oder landgängig geworden; ich habe zum wenigsten noch nie davon gelesen und sie selbst nur in einzelnen, seltenen Fällen bei Darmruhrepidemien beobachtet. Die *diarrhoea maligna*, von der uns *Bartholinus* eine kurze und leider sehr unvollkommene Beschreibung hinterlassen (*Hist. anatom. Cent. II Hist.* 65) scheint eine ganz andere Krankheit der Därme gewesen zu sein.

Die Mastdarmruhr sitzt bloss im Mastdarm, der übrige Darmkanal ist nur wenig, vielleicht nur mitleidlich ergriffen. Das ist die Ruhr, von der die Schriftsteller sagen, dass bei der Besserung harte Kothklumpen abgehen.

Uebrigens sind die Zeichen, durch welche man beide Ruhrarten in dem Einzelfalle unterscheiden könnte, höchst unsicher. Macht man aber von der Mehrzahl der Fälle einen Abzug, so wird folgender Unterschied wol der Wahrheit am nächsten kommen.

### Darmruhr.

#### Vorläuferzeitraum.

Währet Ein bis drei Tage, oder wol noch länger. Es gehet entweder grauer gebundener Koth ab, oder grauer flüssiger. Dabei ist Unbehaglichkeit, Mattigkeit, Bauchschmerz, oder ein Gefühl von Flauheit und Leere im *Epigastrio*.

---

#### Erster Zeitraum der ausgebildeten Krankheitsform, oder Zeitraum der Mastdarmzuschnürung.

1. Die Stühle sind mehr oder minder häufig, kothlos, dunkelblutig mit Schrappsel gemischt. Die Menge des bei jedem Stuhle Ausgeleerten ist weit beträchtlicher als bei der Mastdarmruhr. Wird die Krankheit vernachlässiget, oder übel behandelt, so gehet in der Folge, abwechselnd mit dem Blute, allerlei buntgefärbter Schleim ab, nicht selten schleimiges gallertartiges Zeug wie dunkelgrünes Glas.

2. Der Stuhlzwang ist mässig.

### Mastdarmruhr.

#### Vorläuferzeitraum.

Ist sehr kurz. Wenn die Menschen am Morgen Unbehaglichkeit im Bauche fühlen, haben sie am Abend schon die Ruhr mit blutigem Abgange, und wenn sie Abends so etwas fühlen, können sie schon in derselben Nacht, oder am folgenden Morgen die Ruhr haben. Nicht wenige werden auch ohne die geringste Warnung ergriffen.

---

#### Erster Zeitraum der ausgebildeten Krankheitsform, oder Zeitraum der Mastdarmzuschnürung.

1 Die Stühle sind sehr häufig, wol doppelt so häufig als in der Darmruhr. Der Abgang kothlos, blassblutiger Schleim in geringer Menge, oder bloss weisser Schleim mit blutigen Streifchen durchzogen, oder hellrothes Wasser mit weissem Schrappsel; selten dunkelblutig mit Schrappsel.

2. Der Stuhlzwang ist heftig, und kann von selbst, oder durch üble Behandlung bis zum

3. Erbrechen ist häufig.

4. Abgesehen von dem, jedem Stuhle vorangehenden Bauchkneipen, findet man heftige Bauchschmerzen selten. Der Bauch ist empfindlich für die Betastung.

5. Harnstrenge ist ein gemeiner Zufall.

---

Zweiter Zeitraum der ausgebildeten Krankheitsform, oder Zeitraum der Mastdarmslösung.

1. Tritt bei einer zweckmässigen Behandlung den dritten oder vierten Tag ein und es erfolgt dünner, kothiger Abgang. Ohne Diätfehler kehret selten oder nie die Mastdarmzuschnürung zurück, sondern der kothige Durchfall bleibt fortan kothig, mit Bauchkneipen vor den Stühlen.

Vorfalle des Mastdarms gesteigert werden.

3. Erbrechen findet selten Statt.

4. Abgesehen von dem, jedem Stuhle vorangehenden Bauchkneipen, findet sich starker, anhaltender Bauchschmerz weit häufiger. Der Bauch ist jedenfalls empfindlich für die Betastung.

5. Harnstrenge gehört zu den ungemeinen Zufällen.

---

Zweiter Zeitraum der ausgebildeten Krankheitsform, oder Zeitraum der Mastdarmslösung.

1. Sein Eintritt ist unbestimmbar, er kann erst den sechsten, achten, zehnten Tag, ja wol noch später beginnen. Es gehet dann entweder ordentlich geformter, oder breiiger Koth ab. Auch ohne Diätfehler kann aber die Mastdarmzuschnürung sich aufs neue einstellen, und die wandelbaren, bald kothigen, bald bloss blutig schleimigen Entleerungen können mehre Tage abwechseln. Ist die Krankheit sich selbst überlassen, so verbreitet sich der krankhafte Reiz im Mastdarme nach und über

2. Nach der bisherigen Behandlung hat man ungefähr zehn Tage Werk, den dünnflüssigen Abgang gesundheitsgemäss zu machen, vorausgesetzt, dass der Kranke nicht früher stirbt. Bittere und zusammenziehende Mittel, Wein und Weingeist vermehren die Zahl der Stühle und machen den Koth dünner, so dass man, nach der bisherigen Weise, fast bloss auf den Mohnsaft beschränkt blieb.

3. Bei Schwangeren habe ich noch nie einen Missfall gesehen.

---

Zeichen der Gefahr und des nahenden Todes.

1. Der Tod erfolgt immer im zweiten Zeitraume der

den ganzen Darmkanal, erregt in diesem eine vermehrte Absonderung der Säfte und eine vermehrte wurmförmige Bewegung, die sich durch dünnkothigen Durchfall offenbaret. Auf die Weise wird durch die Krankheit selbst ein antagonistischer Reiz auf die dünnen Därme gebildet, der die Mastdarmzuschnürung aufhebt. Der nach lang verzögerter Mastdarmlösung erscheinende dünnkothige Abgang führt zuweilen grosse, harte Kothklumpen aus.

2. Je kürzer die Mastdarmzuschnürung gewähret, je weniger hat man mit dem Durchfalle zu thun. Nach gehobener Mastdarmzuschnürung ist die Krankheit in vielen Fällen ganz gehoben, es gehet dann gleich geformter, oder breiiger Koth ab. Der Durchfall aber, der bei lange verzögerter Mastdarmlösung überbleibt, ist zuweilen hartnäckig. Columbowurzel, oder Catechu, besonders letzte, sind ausgezeichnet heilsam.

3. In zwei Epidemien habe ich fünf Missfälle gesehen, und zwar mit tödtlichem Ausgange.

---

Zeichen der Gefahr und des nahenden Todes.

1. Der Tod erfolgt im ersten Zeitraume der ausgebildeten

ausgebildeten Krankheitsform. Die seltenen Fälle, in denen die Natur den ersten Zeitraum ganz überspringt, sind sehr gefährlich, aber nicht jederzeit tödtlich.

Krankheitsform, oder in der Mittelzeit zwischen dem ersten und zweiten Zeitraume.

2. Eiskalte Hände, die sich wie Frösche anfühlen, sind ein sicheres Zeichen des unglücklichen Ausganges. Dieses Zeichen erscheint einen, auch wol zwei Tage vor dem Tode.

2. Kälte der Hände stellt sich auch vor dem Tode ein, aber es ist nicht eine schauderhafte Froschkälte, sondern eine gewöhnliche, wie bei andern Sterbenden, auch erscheint sie kurz vor dem Tode, höchstens zwölf Stunden vor demselben. Ich habe bei einem einzigen diese Kälte wieder verschwinden und ihn genesen sehen.

3. Manche Kranke verbreiten kurz vor dem Tode einen unglaublich aashaften Geruch.

3. Den aashaften Geruch habe ich noch bei keinem Sterbenden bemerkt.

4. Kindern ist die Krankheit nicht gefährlicher als Erwachsenen.

4. Kindern ist die Krankheit, wahrscheinlich wegen der grösseren Reizbarkeit ihres Mastdarmes, sehr gefährlich.

5. Alte Leute (70, 80jährige) und jüngere, welche bei vollkommner Gesundheit von einer ganz geringen Gabe geistiger Getränke berauscht werden, laufen, wenn die Krankheit sie ernsthaft ergreift, immer Gefahr. Die Heilung durch Mohnsaft ist bei diesen zum wenigstens unthunlich.

5. Alte Leute und jüngere Schwächlinge laufen, wenn die Krankheit sie ernsthaft ergreift, eben so grosse Gefahr; denn Mohnsaft verschlimmert die Krankheit, und die Laxirmethode, welche sie heilet, kürzet die Dauer zu wenig ab, als dass die Erhaltung der Alten und Schwachen wahrscheinlich sein könnte.

Das sind nun im Allgemeinen die unterscheidenden Zufälle beider Ruhrarten. Ich erinnere es aber ausdrücklich noch einmahl, dass in dem Einzelfalle sich sehr übel die Art bestimmen lässt. Das wahrscheinlichste Zeichen, dass man es mit einer Darmruhr zu thun habe, ist wol ein kothiger Durchfall im Vorläuferzeitraume; ganz sicher ist aber dieses Zeichen nicht. — Blassblutiger Schleim in kleiner Menge bei jedem Stuhle mit starkem Zwange entleert, gibt die Vermuthung, dass man es mit einer Mastdarmruhr zu thun habe. Dieses Zeichen ist aber auch höchst unsicher, denn es findet sich zuweilen bei ganz leichten Darmruhren.

Bis jetzt gab es zwei Haupttheilarten der Ruhr; die eine heilte durch Mohnsaft, die andere durch Laxirmittel. Ich spreche aber hier nicht von der ganz alten Medizin, denn die hatte andere Gedanken, auf welche ich mich vorläufig nicht einlassen darf.

Einige praktische Schriftsteller verwerfen den Mohnsaft als ein Mittel, welches die Krankheit nicht bloss nicht heile, sondern verschlimmere, ja tödtlich mache, und sie erheben die Laxirmittel als einzige wahrhafte Hülfe. Andere behaupten, Laxirmittel verschlimmeren die Krankheit und nur Mohnsaft heile sie.

Was kann man nun zu diesem Widerspruche sagen? — Wenn man billig sein will, nur Folgendes. Die wenigsten Schriftsteller haben Gelegenheit gehabt, die besagten zwei Hauptarten der Ruhr zu beobachten, oder wenn sie selbige auch beobachtet, haben sie doch versäumt, auf das Organ zu achten, dessen Verrichtung in jeder Art vorzugsweise gestört war. Als Kryptogalenisten, das heisst, als Leute, die da glaubten, es gebe nur Eine Form dieser Krankheit, haben sie die Behandlung der Epidemie, oder der Epidemien, die ihnen vorgekommen, als allgemein anwendbar, wo nicht mit ganz bestimmter, doch mit also zu bedeutender Rede gepriesen. Höchstens haben sie die phantastische Verschiedenheit einer materiellen Ursache der Ruhr erwähnt, und sie nach dieser, bald rheumatisch, bald gallig, bald faulig benamset.

Abgesehen aber von der möglichen Verschiedenartigkeit der Affektion des Gesammtorganismus, beruhet doch der für

die Praxis wichtige Hauptunterschied darauf, ob die Affektion des Gesammtorganismus bloss im Mastdarme, oder im ganzen Darmkanale vorwalte.

Man muss aber wol bedenken, dass die besagten zwei Arten der Ruhrform in ihren äussersten Enden zwar sehr von einander unterschieden sind, dass sie aber durch unmerkliche Schattungen sich einander näheren können. Wenn es gleich wahr ist, dass es Darmruhr- und Mastdarmruhrepidemien gibt, so ist es eben so wahr, dass bei Darmruhrepidemien die Krankheit sich in einzelnen, wenn gleich zuweilen wenigen Körpern, der Form der Mastdarmruhr mehr oder minder nähert, und dass sie sich, eben so bei Mastdarmruhrepidemien, in einzelnen Körpern der Darmruhr nähert.

Bei der Darmruhr, mit Ausschluss der leichteren Art (wie ich z. B. im Jahre 1808 erlebt), ist die Erregbarkeit des ganzen Darmkanals unglaublich gesteigert. Nach gelöster Striktur des Mastdarms, ja bei dem so weit beschwichtigten Durchfalle, dass schon breiiger Koth abgehet, kann ein einziges Glas Wein, ein wenig Pomeranzentinktur, oder ein anderes unschuldiges bitteres Mittel den Durchfall wie ein starkes Purgirmittel vermehren. Wenn man nun in einen solchen kranken Darmkanal Laxirmittel bringt, was kann davon Gutes kommen? Diese werden allerdings, im ersten Zeitraume gegeben, die Mastdarmstriktur lösen; allein was ist damit gewonnen? Bei dieser Ruhr sterben ja nicht die Menschen im ersten Zeitraume, in dem der Mastdarmstriktur, sondern im zweiten, des kothigen Durchfalls, und wenn man durch Laxirmittel die ungeheuer erhöhte Erregbarkeit des Darmkanals noch mehr aufschraubt, so wird man den kothigen Durchfall noch weit rebellischer machen, und weit eher den Tod als die Genesung des Kranken befördern.

Beruhiget man hingegen durch Mohnsaft den krankhaft aufgeregten Darmkanal, so lässt in zwei bis vier Tagen die Mastdarmstriktur nach und es erfolgt dünner kothiger Abgang, der nach und nach bei dem fortgesetzten Gebrauche des Mohnsaftes, gewöhnlich innerhalb zehn Tage, erst breiig und weiter fest wird, wo denn die Krankheit beendiget ist.

Wenn nun die Brech- und Laxirkur bei dieser Ruhr barer

Unsinn ist, und der Arzt, den der üble Erfolg solch widersinniger Heilart nicht eines besseren belehret, ein durch vorgefasste Meinungen ganz verschrobener und verblindeter Kopf sein muss, so ist es aber doch auch eben so wahr, dass die Mohnsaftkur zwar unter den schlechten die bessere, aber übrigens nichts weniger als eine gute und vollkommene zu nennen ist.

Der Mohnsaft, man mag über dessen Wirkungsart eine Theorie machen, welche man wolle, ist immer ein das Leben feindlich angreifendes Mittel; alte Leute vertragen ihn nur in sehr geringer Gabe, ohne davon ein Gefühl der Mattigkeit, Hinfälligkeit und Betäubung zu spüren, und diese geringe Gabe reicht nicht hin, den Durchfall zu stillen. Den vierzehntägigen, anhaltenden Gebrauch des Mittels, den die Widerspenstigkeit des Darmkanals nöthig macht, vertragen sie aber gar nicht. Auch unter den Menschen von mittlen Jahren gibt es einzelne, die, hinsichtlich des Mohnsaftes, den alten abgelebten gleich sind. Gewöhnlich sind dieses solche, die bei vollkommner Gesundheit durch sehr kleine Gaben geistiger Getränke berauscht werden.

Der Gedanke, den ich einmahl hatte, durch gleichzeitigen Gebrauch des Schwefeläthers die feindliche Wirkung des Opiums bei solchen Körpern aufzuheben, war in Thesi gut, bei der Ausführung ergab sich aber, um so viel ich die feindliche Wirkung des Mohnsaftes durch Aether neutralisirte, um so viel benahm ich ihm auch seine den Darmkanal beruhigende Kraft; mithin blieb ich, hinsichtlich der Heilung der Krankheit, auf dem nämlichen Punkte stehen, welches dann auch zu nichts anderem als zum Tode führen musste. Da nun ferner die Heilung der Ruhr durch Opium vierzehn Tage erfodert, so muss schon die vierzehntägige, oft bedeutende Ausleerung, das Fieber, die nächtlichen Stühle, die davon abhangende Störung der Nachtruhe, Mangel an Esslust, und die so gänzlich darniederliegende Verdauung, dass nicht selten die Speisen nach kurzer Zeit ganz unverändert durch den After wieder abgehen, manchen Menschen, vereint mit der feindlichen Wirkung des Mohnsaftes, verderblich werden.

Bei jeder, auch der besten Heilart, kann ein unvorher-

gesehener Zufall, alte Fehler der Organe, oder die Unmöglichkeit, die dienlichen Mittel zweckmässig anzuwenden, wol einmahl den Tod eines Kranken befördern, ohne dass dieses gegen den Werth der Heilart zeuget. Wenn aber der durch allgemeine Beobachtung des belebten Menschenleibes belehrte Verstand von einer Heilart vorher einsiehet, dass ein Theil der Kranken, sei es auch nur der kleinste, unmöglich durch selbige könne erhalten werden, so muss man eine solche Heilart doch mit vollem Rechte eine krüppelhafte und unvollkommne nennen.

Dieses Urtheil, über die Opiumbehandlung der Ruhr, könnten manche Leser als die Frucht meiner Eigenliebe ansehen, denkend, ich fühle einen geheimen, mir selbst unbewussten Drang, dem von mir in die Medizin eingeführten Mittel, dem kubischen Salpeter, durch Verunglimpfung des Mohnsaftes den Vorrang zu verschaffen. Diesen Lesern betheure ich aber, dass zehn Jahre, bevor ich vom kubischen Salpeter auch nur das geringste mehr wusste, als aus der Scheidekunst seinen Namen und seine Bestandtheile, ich das nämliche Urtheil über die Opiumbehandlung, in einem Buche, welches ich damahls über die Ruhr geschrieben (was aber wol den wenigsten meiner Leser bekannt sein wird) nicht zweifelhaft, sondern bestimmt ausgesprochen habe.

Jetzt wollen wir von der Mastdarmruhr reden.

Hier waltet die Affektion des Gesammtorganismus im Mastdarme vor, der übrige Darmkanal ist wenig, vielleicht bloss consensuell etwas ergriffen, mithin ist die Erregbarkeit des letzten auch nicht sonderlich erhöhet und in manchen Fällen vom Normalstande wenig verschieden.

In den Därmen findet unwidersprechlich ein Entgegenstreben zwischen dem Mastdarme und dem übrigen Darmkanale Statt, und zwar so, dass im gesunden Zustande die Wirkung des Mastdarmes immer etwas das Uebergewicht hat. Bei der natürlichen gesunden Darmausleerung fühlet jeder zuerst eine vermehrte Bewegung in der Mitte des Bauches, also in den dünnen Därmen, dadurch wird die Schliessung des Mastdarmes überwunden und der Koth fortgeschafft. Wäre dieses Entgegen-

streben nicht, so würde der Koth ja anhaltend von dem Menschen laufen.

Durch die krankhaft vermehrte Wirkung des Mastdarmes ist dieses regelmässige Verhältniss der bewegenden Kräfte des Darmkanals gestöret, so, dass wenn der Mensch Mahnung zum Stuhlgange spüret, die, solche Mahnung verursachende vermehrte Bewegung der Dünndärme die krankhaft vermehrte Schliessung des Mastdarmes nicht überwinden kann; daher wol Drängen zum Abgehen im Mastdarme und Abgang von Blut und Schleim aus diesem Organe, aber kein Kothabgang.

Reichen wir nun Laxirmittel, so reizen diese, wenn es nicht eigentliche Purganzen sind, ausschliesslich die Dünndärme, weniger den Grimmdarm, und gar nicht den Mastdarm. Sie vermehren also die wurmförmige Bewegung der Dünndärme, und durch diese künstlich vermehrte Bewegung wird das gestörte Verhältniss zwischen dem Mastdarme und dem übrigen Darmkanale gewaltsam wieder hergestellet, die Zusammenziehung des ersten überwunden und die Ausleerung des Kothes erzwungen. So geschiehet nun die Heilung der Mastdarmruhr durch Laxirmittel.

Jeder verständige Arzt siehet leicht ein, dass diese Heilart nicht eine gerade, sondern eine gegnerische (antagonistische) ist, und dass sie auch nur in der Mastdarmruhr mit Vortheil angewendet werden kann, weil in dieser die Därme, und wahrscheinlich auch der Grimmdarm nicht bedeutend erkrankt sind. Man braucht hier nicht, wie bei der Darmruhr, zu fürchten, dass man die krankhaft gesteigerte Reizbarkeit der Dünndärme durch den künstlichen Reiz der Laxirmittel noch mehr steigere und die Krankheit gar zur unheilbaren mache, weil man es mit keiner krankhaft vermehrten Reizbarkeit dieses Organs zu thun hat.

Dass früher manche Aerzte sich eingebildet haben, solche durch Laxirmittel heilbare Ruhren seien gallig, und die Laxirmittel heilen durch Entleerung der scharfen Galle, thut nichts zur Sache. Man muss die Erfahrungen der Aerzte beachten, nicht ihre meist vom Geiste der Zeit abhangenden Ansichten.

Wenn es uns aber, die wir verstandhaft, bloss nach vergleichenden Beobachtungen die Sache beurtheilen, ganz gleich-

gültig sein kann, wie jene Aerzte theoretisirt haben, so können wir doch nicht läugnen, dass die seltsame Meinung von einer in den Därmen liegenden scharfgalligen Ruhrursache, theils der richtigen Anwendung der ausleerenden Mittel, als antagonistischer Reizmittel, Eintrag thun, theils (was das schlimmste ist) andere Aerzte in grosse Täuschung stürzen musste. Diese Täuschung geschah auf folgende Weise.

Gerade bei der Darmruhr, in der die Laxirmittel gar nicht passen, sehen wir am ersten solche Stoffe von den Menschen gehen, welche die Meinung von einem galligen Ruhrstoffe zu bestätigen scheinen. Weil hier der ganze Darmkanal erkrankt ist, wird das gallenabsondernde Organ am leichtesten mitleidlich ergriffen; daher schon im Vorläuferzeitraume grauer, kothiger Abgang. Im zweiten Zeitraume der ausgebildeten Krankheit lässt früher oder später diese mitleidliche Zusammenziehung der Gallengänge nach, dann ergiesst sich eine gute Portion dunkelgrüner Galle in die Därme, die, mit dem Darmschleime vermischt, zuweilen wie dunkelgrünes Glas aussiehet. Je widersinniger die Krankheit vom Anfange an behandelt wird, um so länger währt die mitleidliche Zusammenschnürung der Gallengänge, und um so reichlicher ist in der Folge bei der Lösung derselben die Gallenergiessung.

Da aber diese Gallenergiessung im zweiten Zeitraume der Krankheit, wo schon die Lösung der Mastdarmzuschnürung geschehen ist, Statt findet, so wird begreiflich, wegen der stark vermehrten wurmförmigen Bewegung der Därme, der gallige Stoff schnell genug fortgeschafft, und eine künstliche Anspornung des Darmkanals ist weit eher schädlich als nützlich. Meine Leser werden mir aber zugeben, dass der Anblick solcher garstigen dunkelgrünen Stoffe die Meinung von einer scharfen galligen Ruhrursache manchen Aerzten sehr einleuchtend machen und sie in einen grossen Irrthum verstricken musste.

Da nun bei der echten Mastdarmruhr die Laxirmittel, als antagonistische Reizmittel auf die Dünndärme angewendet, wirkliche Heilmittel sind, so fragt es sich jetzt: ist diese antagonistische Heilart eine vollkommne? Ich antworte darauf: sie ist nichts weniger als vollkommen. So wahr es ist, dass die Heilung der Darmruhr durch Opium unvollkommen ist,

eben so wahr ist es auch, dass die Heilung der Mastdarmruhr durch Laxirmittel unvollkommen ist. Jedoch gilt von der letzten, was von der ersten gilt, sie war bei dem bisherigen Stande unseres praktischen Wissens die beste unter den schlechten.

Wie es leichte Darmruhrepidemien gibt, deren ich, wie gesagt, selbst eine behandelt habe, so wird es ohne Zweifel auch wol leichte Mastdarmruhrepidemien geben. Ich selbst habe zwar keine behandelt, der ich diesen Beinamen hätte geben können; aber einzelne leichte Fälle in den behandelten Mastdarmruhrepidemien, und einzelne leichte Fälle in Herbsten, wo die Ruhr nicht überhand nahm, lassen mir keinen Zweifel, dass es solche Epidemien geben könne und wirklich schon gegeben habe. So ist die Ruhr, welche *Zimmermann* beschreibt und für eine gallige hält, eine solche leichte Mastdarmruhr gewesen. Bei leichten Mastdarmruhren wird man das Unvollkommne der Brech-, oder Laxirbehandlung nicht gewahr, denn ein paartägiger Gebrauch schwacher Laxirmittel hebt die Zusammenziehung des Mastdarmes, also auch Blut und Schleimabgang, es erfolgt breiiger, oder selbst steifer Koth, und die Krankheit ist geheilet. Ein Lobpreiser der Brechmittel wird auch bei solchen Ruhren oft Gelegenheit finden, die Wunderwirkung seines Allheils bestätiget zu sehen. Wer aber Erfahrungen, die er bei leichten Mastdarmruhrepidemien gemacht, als bei ernsthaften anwendbar anpreisen wollte, würde sich dadurch schlechten Dank von den Praktikern verdienen.

Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, stellet es sich vor, wie ungeheuer das Missverhältniss zwischen den bewegenden Kräften des Darmkanals sein kann. Ganz milde Laxirmittel, als Mittelsalze oder Schwefel (letzter ist ja auch schon gegen die Ruhr empfohlen) helfen nicht, sie lösen nicht die Schliessung des Mastdarmes, heben nicht den Stuhlzwang, mindern nicht die zahllosen Stühle. Ich habe oft von einer achtunzigen Abkochung einer halben Unze Sennesblätter mit einem Zusatze von einer, auch wol von zwei Unzen Glaubersalz stündlich einen Löffel voll nehmen lassen, und die Flasche wurde fast ganz verbraucht, ehe die Zuschnürung des Mastdarmes nachliess und kothiger Abgang erfolgte. Wenn der

nun erscheint, so ist die Sache aber noch nicht abgethan, sondern ehe man es sich versiehet, tritt Zusammenziehung aufs neue ein und man ist wieder auf dem nämlichen Punkte, von dem man ausging. Nun muss man abermahls Laxirmittel so lange reichen, bis kothiger Abgang erfolgt. Die Freude währet aber auch nicht lange; der Mastdarm schliesst sich abermahls, und abermahls muss man zu den Laxirmitteln greifen. So kann man acht, zehn, ja wol vierzehn Tage laviren, ehe das arzeneiisch erzwungene Gleichgewicht zwischen dem Mastdarme und dem übrigen Darmkanale gesundheitsgemäss, das heisst, ohne arzeneiische Nachhülfe normal bleibt.

Es könnte aber jemand denken: sobald durch das erste Laxirmittel die Zusammenziehung des Mastdarmes gelöset sei, brauche man ja nur das nämliche Laxirmittel anhaltend zu reichen. Durch fortwährende Einwirkung des gegnerischen Reizes auf die Dünndärme müsse der rebellische Mastdarm am ersten zum Normalstande zurückgebracht werden.

Das lautet allerdings sehr verständig, ist aber in der Wirklichkeit nicht ausführbar. Die Mittelsalze, welche nicht bloss anfänglich, sondern auch auf die Dauer bloss die Dünndärme zu reizen scheinen, sind, wie gesagt, bei ernsthaften Mastdarmruhren zu unmächtig. Die milderen Laxirmittel aus dem Pflanzenreiche, namentlich Sennesblätter und Rhabarber, prickeln anfänglich auch bloss die Dünndärme zur vermehrten Bewegung, lässt man sie aber einen Gesunden, dessen Mastdarm nur etwas ungewöhnlich reizbar ist, anhaltend gebrauchen, so reizen sie im Verfolge auch den Grimm- und Mastdarm und verursachen mehr oder minder Stuhlzwang. Rhabarber thut dieses aber leichter als Sennesblätter. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn das Laxirmittel, welches die Menge der blutigen Stühle wie durch einen Zauber mindert und vielleicht auf ein Viertel der Zahl zurückführt, beim anhaltenden Gebrauche das Gute, was es bewirkt, wieder selbst aufhebt. In diesem Umstande liegt die praktische Nothwendigkeit, den Gebrauch der Laxirmittel auszusetzen, sobald sie die Zusammenziehung des Mastdarmes gelöset haben. Nur wenn man den antagonistischen Reiz auf die Dünndärme verflauen und die Zusammenziehung des Mastdarmes aufs neue erscheinen

siehet, muss man letzte nicht überhand nehmen lassen, sondern gleich wieder zu den Laxirmitteln greifen, und so fortarbeiten bis die Krankheit gehoben ist.

Die Heilung geschiehet in folgender Ordnung. Anfänglich ist der auf das antagonistisch wirkende Laxirmittel folgende Zeitraum der Erleichterung kurz, nach und nach werden die guten Zeiträume aber immer länger und gehen endlich in Gesundheit über. Nun siehet, denke ich, jeder verständige Mann von selbst ein, dass diese Heilart eine höchst unvollkommne ist; denn einmahl ist die Mastdarmruhr zwar nicht durch die Masse der entleerten Säfte (welche vielmehr gering ist), aber wol durch den beständigen Drang zum Stuhlgange, durch die gestörte Nachtruhe und in manchen Fällen durch starke Bauchschmerzen Alten, Kindern und Schwachen höchst verderblich; zum andern ist die Zeit, die zu ihrer Heilung erfodert wird, die aber so wandelbar ist, dass ich nicht einmahl eine durchschnittliche anzugeben wage, in manchen Fällen zu lang, als dass Alte und Schwache sie überbringen könnten.

Mohnsafteinspritzungen in den After müssten, könnte man denken, den antagonistischen Reiz der Laxirmittel auf die Dünndärme herrlich unterstützen und das Gleichgewicht zwischen den bewegenden Kräften des Darmkanals gar bald wieder herstellen. Gut lautet dieses freilich, ist aber bei der Uebung nicht so zuverlässig als es den Schein hat, und überdies bei umgreifenden Epidemien im Allgemeinen kaum anwendbar.

Der Mastdarm ist in vielen Fällen so reizbar, dass die eingespritzte Flüssigkeit gleich wieder herausgedrängt wird, und wenn sie auch ein wenig im Mastdarm bleibet, ist doch die Zeit ihres Verbleibens gar zu kurz, als dass viel Heil davon zu erwarten wäre. In einigen Fällen habe ich bei den Mastdarmruhrepidemien die Mohnsafteinspritzungen mit Vortheil angewendet, in den meisten aber ohne Nutzen.

Es scheint, dass sie bei der höchsten Steigerung der krankhaften Reizbarkeit des Mastdarmes, wo sie gerade am nöthigsten sein würden, unanwendbar sind. Wären sie aber auch wirklich in jedem Falle anwendbar, so würde doch bei einer ordentlichen Epidemie schon die Zahl der Kranken den all-

gemeinen Gebrauch derselben unthunlich machen. Im Jahre 1810 z. B. nahm die Ruhr so schnell im hiesigen Orte überhand, dass sie acht Tage nach ihrem ersten Erscheinen schon in vierzig Häusern, und in manchen derselben mehr als Ein Kranker war, welche Zahl begreiflich weiterhin noch vermehrte. Wenn man nun bedenkt, dass eine einmahlige tägliche Einspritzung wegen des gar kurzen Verweilens der Flüssigkeit im Mastdarme wenig nutzen kann, man also mehrmahls tags einspritzen muss, so würde man wol besondere Spritzmeister nöthig haben. Wir haben hier zwei Wundärzte, und daran hat Stadt und Umgegend übrig genug. Wenn nun funfzig Ruhrkranken viermahl tags Opium sollte in den Mastdarm gespritzt werden, so müsste jeder Wundarzt hundert Einspritzungen täglich verrichten, dabei aber auch seine gewöhnlichen Geschäfte in Stadt und Umgegend versehen; wie würde das möglich sein? Ferner würden auch dem geringen, ja manchem Mittelbürger die Kosten einer solchen Spritzkur viel zu hoch und unerschwinglich sein. Nach unserer Preussischen Taxe kostet das Setzen eines Klystirs acht bis zwölf Groschen, mithin würden vier Einspritzungen täglich über einen Thaler kommen; das können die geringen Leute nicht bezahlen.

Die Verschiedenheit der Meinungen, hinsichtlich der Einspritzung, hängt, meines Erachtens, von der Art der Krankheit ab, welche die Aerzte behandelt haben. Ich selbst denke seit den Epidemien von 1810 und 1811 anders darüber als früher. Die Aerzte der alten Welt, deren Einspritzungen aber meist in schleimigen, oder in zusammenziehenden Dingen bestanden, waren unter sich auch nicht einig; so ist *Ballonius* z. B. gegen die Klystire, aber seine galenischen Gründe scheinen mir etwas albern und ich mag sie nicht nacherzählen.

Lieber will ich versuchen, meinen jüngeren Lesern die Unmöglichkeit einer Heilung der Mastdarmruhr durch Mohnsaft begreiflich zu machen. Vorher bemerke ich aber nochmahls, dass unser durch Beobachtung belehrter Verstand beide Ruhrarten unterscheiden kann, weil sie sich streng geschieden in der Natur finden, weil in einzelnen Epidemien die eine oder die andere nicht einbildisch, sondern so deutlich vorwaltet, dass bei einer Mastdarmruhrepidemie die Darmruhr-

fälle selten, und umgekehrt, bei Darmruhrepidemien die Mastdarmruhrfälle selten sind. Dieses vorausgesetzt, muss man aber nicht glauben, dass sich die Natur immer so strenge an eine solche Scheidung der Formen binde; es gibt vielmehr unberechenbare Schattungen zwischen beiden, und auf dieses Ineinanderschmelzen der beiden Formen gründen sich wahrscheinlich die verschiedenen Heilarten verschiedener Aerzte; vorausgesetzt, dass man nicht manches auf Rechnung des wandelbaren Zeitgeistes und auf die von selbigem abhangende theilichte Verkrüppelung des ärztlichen Verstandes schreiben will.

Ich kann mich unmöglich auf die Mittel- und Uebergangsformen der beiden Ruhrarten einlassen, sondern darf, um den jüngeren Lesern deutlich zu bleiben, bloss von derjenigen Mastdarmruhr sprechen, welche mir am häufigsten vorgekommen. So bald ein Arzt sich die zwei Hauptformen deutlich denkt und ihre Heilarten zu würdigen weiss, wird er sich ohne viel Mühe in alle Mittelformen zu finden wissen. Denkt er sich aber jene beiden Formen nicht deutlich geschieden, so beklage ich ihn wenn es zum Treffen kommt. Er wird thun, was der eine Schriftsteller räth und was der andere räth, und das Ende wird sein, dass er alle Schriftsteller zum Henker wünscht und sie für Lügner hält, oder, hat er eine höfliche Natur, für ärztliche Seiltänzer*).

Nun zur Sache! ich stelle folgende zwei Sätze fest.

1) Der Mohnsaft mindert die wurmförmige Bewegung der Därme nach unterwärts, welche Bewegung eine nothwendige

---

*) **E. Stahl** in seiner *Dissertatio de Dysenteria* sagt: *Plaustra librorum jam suppetunt, qui diserte atque confidentissime praescribant, non solum quid in quibuslibet, et imprimis difficillimo quolibet, morbis, agere conveniat; sed etiam quibus materiis seu medicamentis illud certo perpetrari possit: nec ibi fere penuria aliqua, sed abundantia invenitur, ut vel ipsa copia fastidium facere videatur, aut certe perplexum et incertum reddere possit. Quando vero opus tandem est veritate promissorum, et urgent morbi: vana ibi vel omnia, vel certe impeditissima, graviter prorsus confundere animum, et patientium imprimis, non magis exspectationi, quam praecipue necessitati deesse; miserum omnimodo est et merito dolendum.* Sollte man nach dieser, treffende Wahrheit enthaltenden Rede nicht denken, der gelehrte Verfasser müsse, hinsichtlich der Ruhr, etwas gar vortreffliches und praktisch Brauchbares im Hinterhalte haben? —

Bedingung der Bauchentleerung ist. — Dies ist ein auf blosser Erfahrung beruhender Satz; keine sogenannte Theorie über die Wirkungsart des Opiums kommt bei demselben in Betracht.

2) Der Mohnsaft mindert diese Bewegung gleichmässig im ganzen Darmkanale, nicht ausgeschlossen den Mastdarm.

Diesen Satz kann ich selbst nicht als einen streng wahren ansehen, denn das Opium möchte wol vorzugsweise in den dünnen Därmen seine dem *Motum peristalticum* hemmende Wirkung äussern, weniger in den dicken und unter diesen am wenigsten im Mastdarme. Da aber das Problematische, was in dem Satze liegen möchte, jedenfalls nicht gegen, sondern für meine auszulegende Ansicht spricht, so verzichte ich freiwillig auf diesen Vortheil, und nehme, der gemächlicheren Auslegung wegen, den Satz als einen unbeschränkt wahren an.

Ich will nun, um jedem deutlich zu werden, das Verhältniss zwischen der Bewegung des Mastdarmes und der des übrigen Darmkanals in willkürlichen Zahlen darstellen. Die Grösse der Bewegung des Mastdarmes sei gleich 10, die des übrigen Darmkanals gleich 5, die tägliche Verminderung dieser Bewegung durch den Opiumgebrauch gleich 1. Dieses nun vorausgesetzt, würde sich eine Mastdarmruhr bei dem Gebrauche des Mohnsaftes innerhalb fünf Tagen folgendermassen gestalten.

| Tag | Darmkanal | Mastdarm |
|---|---|---|
| 1ter | = 4 | = 9 |
| 2 | = 3 | = 8 |
| 3 | = 2 | = 7 |
| 4 | = 1 | = 6 |
| 5 | = 0 | unbestimmbar. |

Wollte man denken, sobald die Bewegung des Darmkanals auf Null gebracht sei, müsse die des Mastdarmes = 5 sein, so würde sich dieses nur als wahr bestätigen, wenn kein Antagonismus zwischen dem Mastdarme und dem übrigen Darmkanale Statt fände. Weil dieser aber wirklich Statt hat, so muss vielmehr eine unberechenbare Vermehrung der Bewegung eintreten.

Wenn die eine Hälfte des Gesichtes gelähmet ist, so sehen wir, dass die gegnerischen Muskeln das Gesicht schief ziehen, und zwar ziehen sie es so weit herüber, dass sie hinsichtlich

ihrer Einpflanzungen es vermögen. Die Muskelfasern des Mastdarmes sind aber, mit Ausnahme des äusseren Schliessmuskels, keinem Knochen eingepflanzt, mithin muss, durch Aufhebung der Wirkung ihrer Gegner, die Vermehrung ihrer krankhaften Bewegung ganz unberechenbar sein.

Bestätigt sich dieses nun wirklich also in der Erfahrung? Allerdings, werthe Amtsgenossen! es bestätiget sich. Sobald durch Mohnsaft die Bewegung der Därme (wahrscheinlich der Dünndärme) auf Null gebracht ist, wird die Wirkung des Mastdarmes so heftig, dass gar nicht mehr von einer Zahl der Stühle die Rede sein kann, sondern dass sich der Kranke in einem unaufhörlichen Stuhlzwange befindet. Siehet der Arzt alsdann den Missgriff noch nicht ein, und reizt er nicht durch ein Laxirmittel die Dunndärme zur gegnerischen Bewegung, so stülpt sich der Mastdarm um und wir haben den Vorfall desselben, wodurch aber begreiflich der Stuhlzwang nicht gemindert wird. Ich selbst habe einen tüchtigen *Prolapsum* noch nicht beobachtet, was ich der Art sah, war Kleinigkeit; aber vor vielen Jahren hat ein junger Kollege, der, nach seinem eigenen Geständnisse, übel mit der Krankheit fertig werden konnte und der den Schriftstellern auch eben nicht viel Gutes nachsagte, mir diesen Zustand als einen sehr kläglichen beschrieben.

Ich glaube, dass ich jetzt meinen jüngeren Amtsgenossen die Unmöglichkeit, die Mastdarmruhr durch Mohnsaft zu heilen, ganz anschaulich gemacht habe, und dass sie nun um so besser das verstehen werden, was ich noch über diesen Gegenstand zu sagen habe. Die vollkommen reine Mastdarmruhr, bei der die Dünndärme gar nicht, sondern nur einzig der Mastdarm erkrankt ist, kann wol durch eine einzige Gabe Mohnsaft ganz unglaublich vermehrt werden. Eine mir nahe befreundete Frau, die mehre Jahre vorher die Darmruhr im Vorläuferzeitraume auf mein Anrathen durch Mohnsaft unterdrückt hatte, versuchte einst, da die Mastdarmruhr herrschte, und sie die ersten Spuren der Krankheit an sich gewahrte, das alte Kunststück, welches ihr früher so gut gethan. Sie hatte einen grossen Abscheu vor der Krankheit, und weil sie mich, da ich ausserhalb der Stadt beschäftigt war, nicht erst befragen konnte, nahm sie,

um keine Zeit zu verlieren, eine ganz mässige Gabe Mohnsafttinktur. Etliche Stunden nach dem Einnehmen sah ich sie; sie hatte aber schon einen solch furchtbaren, unerträglichen Stuhlzwang, dass sie wie wahnsinnig im Zimmer herumlief und um Hülfe schrie.

Bei solchen vollkommen reinen Mastdarmruhren, die aber verhältnissmässig selten sind, jedoch bei weitem nicht so selten als die vollkommen reinen Darmruhren, wird uns die Schädlichkeit des Opiumgebrauches im eigentlichen Sinne aufgedrungen. Allein, wie ich oben gesagt, in vielen Fällen sind die Dünndärme ein wenig mit erkrankt, und diese Fälle sind, hinsichtlich des Mohnsaftgebrauches, am täuschendsten*).

Hier siehet man anfänglich, so lange die Bewegung der Dünndärme nicht ganz auf Null zurückgebracht ist, die Zahl der Stühle durch das Opium täglich minder werden, ist aber nach etlichen Tagen die Bewegung der Dünndärme auf Null gebracht, so tritt das ungeheuerste Mastdarmleiden ein. Wie ist es möglich, denkt da der Arzt, dass ein Mittel, welches zwei, drei, vier Tage die Krankheit gemindert hat, sie auf einmahl ungeheuer verschlimmern kann? Wie es dieses kann, habe ich so eben durch Zahlen augenscheinlich gemacht, und absichtlich einen Fall von nicht vollkommen reiner Mastdarmruhr dargestellt, wie solche Fälle mir bei den Epidemien durch die Bank vorgekommen sind. Jeder siehet leicht ein, dass die Zeit der eintretenden Verschlimmerung von dem Grade der Erkrankung der Dünndärme abhängt. Je geringer dieser Grad ist, je eher wird die Bewegung derselben auf Null gebracht und je eher tritt das furchtbare Mastdarmleiden ein. Je grösser dieser Grad der Erkrankung der Dünndärme ist, um so später erscheint das Mastdarmleiden. Es versteht sich aber von selbst, dass hier eine gleiche Gabe Mohnsaft vorausgesetzt wird.

Im Jahre 1811, da die Mastdarmruhr, nachdem sie hier ausgetobt, das jenseitige Maasufer heimsuchte, wurde ich dort

---

*) Ob in solchen Fällen die Erkrankung der Dünndärme eine bloss consensuelle sei, will ich nicht entscheiden; es lassen sich Gründe dafür und dawider aufstellen.

zu einem zehnjährigen Kinde gerufen, um über den bedenklichen Zustand desselben mit einem jüngeren Amtsgenossen mich zu besprechen. Dieser Arzt hatte sich, wie er sagte, bei einer früheren Ruhr von der Schädlichkeit der ausleerenden Mittel und von der Heilsamkeit des Mohnsaftes durch eigene Erfahrung überzeugt. Auch bei dem Kinde, worüber wir uns jetzt besprechen sollten, war in den ersten Tagen auf den Gebrauch des Mohnsaftes die Zahl der Stühle vermindert. Statt dass aber, wie bei der Darmruhr, nach etlichen Tagen die Zusammenschnürung des Mastdarms sich lösen und Kothabgang erfolgen sollte, war ein heftiger Stuhlzwang eingetreten. Jetzt war der achte Tag der Krankheit und das Kind hatte schon vier Tage in dieser Presse gelegen. Von der Zahl der Stühle konnte nicht mehr die Rede sein, auch nicht mehr vom Gebrauche des Nachttopfes oder Steckbeckens; der unaufhörliche Drang nöthigte das Kind, die schleimblutigen Ruhrstoffe auf untergelegte Tücher zu entleeren.

Da ich meinem Kollegen den Vorschlag that, der Kranken eine Abkochung von Sennesblätter mit Seignettsalz zu geben so sah er mich befremdet an, glaubte, das Laxirmittel müsse wie bei der Darmruhr die Stühle vermehren, und da in dem vorliegenden Fall diese Vermehrung schon von selbst auf den höchsten Punkt gekommen, werde es durch seinen Reiz einen Vorfall des Afters verursachen. Nachdem ich ihm aber ehrlich gestanden, dass ich früher zwar der nämlichen Meinung gewesen, später aber, durch Erfahrung besser belehrt, wisse, dass vermöge des, zwischen dem Mastdarme und dem übrigen Darmkanale Statt habenden Antagonismus, die Laxirmittel, mit Umsicht als gegnerische Reizmittel gebraucht, nothwendig die Zahl der Stühle vermindern müssten; so war er, von Natur verständig und wissbegierig, nicht bloss willig, meinen Vorschlag auszuführen, sondern selbst neugierig die verheissene Wirkung des Laxirmittels zu sehen. Er fand auch hernach vollkommen meine Berechnung bestätiget, ja er versicherte mir, der Stuhlzwang habe schon ein wenig gemindert, kurz bevor die Wirkung des Laxirmittels sich durch kothigen Abgang sichtlich offenbaret habe. Das Kind ist auch wieder recht gesund und bald gesund geworden; denn die Ruhr, an der es litt,

war nicht von der schlimmsten Art, sondern hatte bloss durch den Missbrauch des Mohnsaftes ein solch böses Ansehen bekommen. —

Denen meiner Leser, welchen meine, auf blosse Beobachtung des im Darmkanale Statt habenden Antagonismus sich stützende Erklärung der Heilwirkung der Laxirmittel und der Unmöglichkeit einer Heilung der Mastdarmruhr durch Mohnsaft wenig gefallen möchte, gebe ich gern zu, dass vielleicht jeder Andere eine weit scharfsinnigere Erklärung vortragen könne; alle Auslegungen jedoch, die bloss den Scharfsinn der Ausleger bekunden, ohne den Praktikern die wirkliche Heilung der Krankheit zu erleichtern, sehe ich als ein nutzloses Verstandesspiel an. Jetzt, nachdem ich alles Nöthige vorausgeschickt, werde ich von der Heilung der Ruhr durch kubischen Salpeter reden.

Es ist nicht neu, dass man die Ruhr für eine Affektion des Gesammtorganismus (für ein Fieber) hält und die Bauchleiden für ein Vorwalten dieser Affektion in den Därmen (für Symptom des Fiebers). Von den ältern Schriftstellern, die dieser Meinung waren, nenne ich nur den allbekannten *Sydenham*. — Da aber die Aerzte kein Mittel kannten, mit dem sie, ohne den reizbaren Därmen wehe zu thun, das Fieber bekämpfen konnten, so war ihr Gedanke auch weiter nichts als ein guter Gedanke, der für die Praxis äusserst wenig Werth hatte; denn mit den besten, verständigsten Gedanken können wir ja keine Krankheiten heilen, sondern nur mit guten Arzeneien, durch welche wir einzig befähiget werden, unsere Gedanken zu verwirklichen.

Ich habe schon in meiner Jugend der Meinung solcher Schriftsteller Beifall gegeben, welche das Darmleiden als ein Symptom des Ruhrfiebers ansehen. Da ich aber gewahrte, dass die auf diese Ansicht begründete Behandlung (ich wollte damahls mit Salmiak heilen) das nicht leistete, was ich davon erwartete, ja da ich sah, dass bei ihr die Krankheit eher schlimmer als besser wurde, so glaubte ich gar bald, diese Ansicht als ganz irrig verwerfen zu müssen.

Ich sah nun die Ruhr als ein Urleiden des Darmkanals, das Fieber als eine von diesem Urdarmleiden abhangende con-

sensuelle Aufregung des Gesammtorganismus an, und da nach dieser Ansicht die Heilung durch Mohnsaft erträglich gut von Statten ging, so blieb ich bei derselben. Ich bekenne aber gern, dass mir auch damahls manche Erscheinungen ganz unerklärlich waren, z. B. die grosse Menge Mohnsaft, die ich nöthig hatte, den Darmkanal zu beruhigen, da ich doch jeden anderen Durchfall, war er nicht gerade ein chronischer, oder consensueller, mit geringen Gaben meistern konnte. Ferner war es mir unerklärlich, warum ich so lange Zeit nöthig hatte, den Durchfall zu stillen, da doch jeder andere Durchfall dem Mittel in wenig Tagen gehorchte. Weiter war mir unerklärlich, dass das Fieber anfänglich beim Gebrauche des Mohnsaftes vermehrte, dass es nicht in Verhältniss zu den verminderten Stühlen abnahm, und dass es nur bei ganz beseitigtem Darmleiden endigte. Endlich stellte ich mir auch noch die Frage, warum die Ruhr, die doch, nach gehobener Mastdarmzusammenschnürung wie jeder andere Durchfall aussehe, den Menschen so krank mache, und ihn in so kurzer Zeit tödten könne, da doch jeder andere Durchfall dieses nie thue? Damahls musste ich diese Räthsel auf sich beruhen lassen, von der Zeit und vom Zufalle erwartend, ob und welche Lösung mir auf die Dauer werden würde.

Die Lösung ist mir nun durch den würfelichten Salpeter geworden. Da ich dieses Mittel kennen lernte und sah, dass es bei akuten Fiebern die symptomatischen Darmleiden beschwichtigte und diese mit dem Fieber gleichzeitig hob, so tauchte der frühere Gedanke wieder bei mir auf: die Ruhr könne wol eine Affektion des Gesammtorganismus und das Darmleiden ein blosses Vorwalten dieser Affektion im Darmkanale sein. Ich fing an zu ahnen, dass das Misslingen meiner früheren Heilversuche nicht meiner und anderer Aerzte irrigen Ansicht, sondern vielleicht bloss der Unvollkommenheit der bis dahin bekannten Heilmittel zuzuschreiben sei. Weil ich jetzt ein vollkommnes Universalmittel hatte, musste es sich bald ausweisen, ob ich früher Recht oder Unrecht gehabt.

Bei dem ersten ordentlichen Ruhrkranken bestätigte sich schon auf eine überraschende Weise die Wahrheit meiner Ansicht. Der kubische Salpeter wirkte dem Kranken fühlbar

wohlthätig und hob die Krankheit in einem Drittel der Zeit, welche eine Mohnsaftheilung würde erfodert haben. Nachdem ich mich nun durch eine hinreichende Anzahl ernsthafter Fälle überzeugt hatte, dass die Heilung jenes ersten weder dem Zufalle, noch der Individualität des Kranken zuzuschreiben, sondern wirklich und einzig durch den kubischen Salpeter bewirkt sei, so fragte mich einst brieflich mein alter ärztlicher Freund, der Herr Kreisphysicus *D. v. Velsen*, da die Ruhr in der Stadt *Cleve* anfing zu herrschen: ob in meinem Wohnorte, oder in dessen Nachbarschaft sich die Ruhr auch schon zeige, und ob ich Gelegenheit gehabt, die Natur derselben zu ergründen.

Verbreitet hatte sich dieselbe nun zwar nicht, ich hatte aber den Herbst schon zehn Fälle zu behandeln gehabt, wusste also, dass sie salpetrischer Art sei; und da *Cleve* nur zwei starke Wegstunden von hier ist, war es eben nicht wahrscheinlich, dass sie dort anders sollte geartet sein als hier. Ich rieth also meinem alten Freunde den Gebrauch des *Natri nitrici*, (auf welches ich ihn schon im Allgemeinen im Jahr 1816 aufmerksam gemacht) als eines Heilmittels, welches alle bis jetzt bekannte weit übertreffe, gab ihm auch einige Anschläge hinsichtlich dessen Anwendung in dieser Krankheit, so viel es sich nämlich brieflich im Fluge thun liess. Seine Erfahrung bei dieser Epidemie bestätigte nun die meine, und er hat die Beschreibung der Epidemie und seiner Behandlung 1819, in *Horns* Archiv für medizinische Erfahrung im 2ten Hefte, der ärztlichen lesenden Welt mitgetheilt.

Diese Abhandlung hat hernach den Herrn Dr. *Meyer* in *Bückeburg* bewogen, den kubischen Salpeter ebenfalls bei der Ruhr anzuwenden. Er sagt im 64sten Bande 4ten Stücke des Hufelandschen Journals der praktischen Heilkunde: „Der Erfolg meiner „ersten Versuche fiel so günstig aus, dass während einer grossen „Ruhrepidemie im Sommer 1822, dem neuen Mittel (auch in „der weit ausgedehnten Praxis meines Herrn Collegen, des „Landphysicus Dr. *Zägel*) nicht nur der Vorrang zugestanden „wurde, sondern auch der Missbrauch vieler Hausmittel sei„nem glänzenden Rufe weichen musste. Viele Hunderte von „Kranken, die jener Epidemie unterlagen, verdanken dem „*Natro nitrico* eine schnelle und vollständige Genesung, und

„keine zwei von hundert wurden ein Opfer der Krankheit (zum „Theile schwächliche Subjekte, bei denen gleich zu Anfang die „complizirte Form derselben einen bösartigen Verlauf ankündigte „oder Vernachlässigung des Uebels Statt gefunden hatte)."

Weiter sagt er, dass bei der Mehrzahl der Kranken der unausgesetzte Gebrauch des kubischen Salpeters hingereicht habe, die wesentlichen Zufälle und Krankheitserscheinungen binnen einem bis zwei Tagen gänzlich zu entfernen. Und als Beweis, dass nicht bloss der ärztliche, sondern auch der gemeine Menschenverstand die ausgezeichnete Heilwirkung dieses Mittels erkannt habe, setzt er noch in einer Anmerkung hinzu: „Es war nichts seltenes, dass auswärtige Ruhrkranke „sich geradezu, oder wenn sie keines Arztes habhaft werden „konnten, an den Apotheker wandten und die (kubischen „Salpeter enthaltende) sogenannte weisse Mixtur fordern „liessen."

Die Leser sehen daraus, dass des besprochenen Mittels Heilkräfte in der Ruhr nicht bloss von dem Entdecker derselben, sondern auch schon von zwei unparteiischen Aerzten anerkannt ist.

Da aber das, was bis jetzt die Herren *v. Velsen* und *Meyer* darüber gesagt, bei manchen Epidemien zwar hinreichend belehrend sein wird, bei anderen hingegen sich als unzureichend ausweisen möchte; so hoffe ich, nicht den Vorwurf einer gar zu kleinlichen Ausführlichkeit zu verdienen, wenn ich unseren jüngeren Amtsbrüdern den Gebrauch des Mittels so auslege, dass sie sich bei allen denen Epidemien, bei welchen es Heilmittel ist, in jedem vorkommenden Falle zu helfen wissen.

Hinsichtlich der beiden Ruhrarten und der Unsicherheit der Unterscheidungszeichen derselben bemerke ich vorläufig: wenn gleich bei der Salpeterbehandlung eine verstandhafte Unterscheidung beider Formen nöthig ist, so kann man doch durch ein Verkennen der Form in dem Einzelfalle, in einem, oder in zwei Tagen, keinen sonderlichen Schaden anrichten; weiter findet sich durch die Behandlung in zweifelhaften Fällen die Unterscheidung von selbst.

Zuerst also von der Darmruhr. Bei dieser kann die Reizbarkeit der Därme in verschiedenen Graden krankhaft gesteigert

sein. In verschiedenen Epidemien kann im Allgemeinen dieser Grad verschieden sein, aber auch in einer und der nämlichen Epidemie die Reizbarkeit der Därme in einem oder in etlichen Körpern mächtig von der epidemischen Norm abweichen *).

Nun bezeichnet aber das Wort Reizbarkeit oder Erregbarkeit das Verhältniss des Gesammtorganismus oder einzelner Organe zur Aussenwelt. Von dem Grade dieser Reizbarkeit hängt eines und desselben Mittels wohlthätig heilende, oder feindliche, die Krankheit verschlimmernde Wirkung ab. Am auffallendsten ist dieses in dem erkrankten Darmkanale wahrzunehmen. Es ist also bar unmöglich, eine allgemein wohlthätige und heilende Gabe des *Natri nitrici* anzugeben.

Bei einem gesunden Menschen bewirkt eine Unze desselben, innerhalb vierundzwanzig Stunden in getheilten Gaben gereicht, keine merkbar vermehrte Darmbewegung; aber daraus folgt nicht, dass man es auch bei der Darmruhr in solcher Gabe mit Vortheil reichen könne. Hier ist die Reizbarkeit der Dünndärme so krankhaft erhöhet, dass zuweilen eine halbe Unze innerhalb vierundzwanzig Stunden gereicht, schon stürmischen Durchfall erregt.

Die wahre Mittelgabe ist anderthalb bis zwei Drachmen in einer achtunzigen Auflösung von einem Scrupel Traganth, von der der Kranke stündlich einen Löffel voll nimmt. Ist aber die Reizbarkeit des Darmkanals sehr gesteigert, so thut man am besten, anderthalb Drachmen *Natrum nitricum*, in acht Unzen Wasser aufgelöset, mit einer Unze arabischen Gummi und drei Drachmen Mohnöl zu verbinden, denn durch diese Verbindung wird der feindlichen Einwirkung des Mittels auf die krankhaft reizbaren Därme vorgebeugt.

Der Fall, bei dem ich zuerst diese Vorsicht lernte, hat

*) In der Epidemie des Jahres 1808, bei der die Brechnuss, wegen der minder gesteigerten Reizbarkeit des Darmkanals im Allgemeinen Heilmittel war, habe ich eine Frau behandelt, deren Darmreizbarkeit von dieser epidemischen Norm so sehr abwich, dass die Brechnuss alle Zufälle der Krankheit unglaublich steigerte; ich musste sie fahren lassen und zum Mohnsaft greifen, welcher dann auch die Kranke wieder herstellte.

etwas ausgezeichnet Merkwürdiges, weshalb ich ihn dem Leser erzählen werde.

Eine siebzigjährige Frau wurde von der Ruhr ergriffen, in einem Herbste, da diese sich nicht verbreitete. Es war eine vollkommen reine Darmruhr, das heisst, eine solche, bei der gar keine Zuschnürung des Mastdarmes, kein Schleim- und Blutabgang Statt fand, bei der aber, wie bei den meisten Darmruhren, die Gallengänge mitleidlich ergriffen und die Gallenabsonderung gehemmt war, weshalb grauer, dünnflüssiger Koth entleeret wurde. Ich habe schon oben gesagt, dass diese Ruhr, die ich aber nur einzeln gesehen, höchst gefährlich ist, wol innerhalb vier Tage den Kranken tödten kann. Ueberhaupt bedeutet in allen akuten Krankheiten das Ueberspringen des ersten Stadiums selten etwas Gutes. Die Kranke hatte nicht eben sehr häufige Stühle, bloss bei der Mahnung zum Abgange etwas widrige Gefühle im Bauche, kein Erbrechen, aber sehr schnellen, schwachen Puls und ein Gefühl von grosser Mattigkeit. Ich gab ihr einen achtunzigen Trank von zwei Drachmen *Natrum nitricum* und einen Scrupel Traganth (stündlich einen Löffel). Mit diesem hatte ich bis dahin die mir vorgekommenen Ruhrfälle glücklich und bald beseitiget. (Ich spreche hier von der ersten Zeit, oder von meiner Lehrzeit des Salpetergebrauches.)

In diesem Falle half aber der Trank nicht allein gar nicht, sondern der Durchlauf vermehrte, und am zweiten Tage wurden Hände und Gesicht der Kranken kühl, bläulich, der Puls schneller und kleiner als am vorigen Tage, die Entkräftung nahm sichtbar zu, und eine gleichgültige Gemüthsstimmung, bei dieser zwar alten aber sehr rührigen Frau, liess mich nicht viel Gutes ahnen. Ich sah den Missgriff ein, liess einen achtunzigen Trank von anderthalb Drachmen *Natrum nitricum*, einer Unze arabisches Gummi und drei Drachmen Mohnöl bereiten und der Kranken stündlich einen Löffel davon reichen. Nun schickte sich alles zur Besserung an; der bedenkliche Zustand verschwand noch am nämlichen Tage, und am folgenden war schon die Zahl der Stühle um zwei Drittel vermindert, der Koth nicht mehr grau, sondern gelb und breiig, und die ganze Krankheit dann, ohne weitere Zufälle in etlichen Tagen

beseitiget. Dieser Fall war wegen der bläulichen Färbung des Gesichtes und der Hände merkwürdig; ich sah diese bei der Ruhr noch nie, als vielleicht im Todeskampfe selbst, wo man sie auch wol bei anderen Krankheiten bemerkt.

Nun muss ich auf eine Erscheinung aufmerksam machen, welche manchen Unerfahrenen täuschen könnte. Beim Gebrauche des kubischen Salpeters mindert die Zahl der Stühle bald, und das Missbehagen im Bauche und im ganzen Körper bessert, dem Kranken fühlbar. Sobald aber die Zuschnürung des Mastdarmes nachlässt und kothiger Abgang erfolgt, entstehet bei einigen Menschen, aber lange nicht bei allen, ein vermehrter Durchfall. Hat man die Gabe des Salpeters nicht zu reichlich genommen, so braucht man in dem Tranke nichts abzuändern, denn diese Vermehrung des Durchlaufs kehrt, bei dem fortgesetzten Gebrauche der Arzenei, innerhalb etlicher Stunden in die gewöhnlichen Schranken zurück. Der Grund dieser anscheinenden Verschlimmerung ist folgender.

Die Darmruhr hat ein Vorläuferstadium, welches, wie gesagt, etwas lang ist, und welches sich entweder durch wenige dünnkothige Stühle, oder durch Rummeln im Bauche, oder durch Kneipen, oder auch wol durch ein seltsames, dem Hunger ähnliches Gefühl im Epigastrio offenbaret. Alles, was nun die Menschen in diesem Zeitraume essen, wird nicht verdauet, und wenn die Zuschnürung des Mastdarmes eintritt, bleiben die unverdauten Nahrungsmittel im Darmkanale. Wahrscheinlich erleiden diese eine saure Gährung, zum wenigsten klagen manche Menschen in diesem Zeitraume über saures Aufstossen und über ein brennendes Gefühl im Bauche. Sobald nun die Zusammenziehung des Mastdarmes bei dem Gebrauche des kubischen Salpeters sich löset, entlediget sich die Natur von selbst der verdorbenen Nahrungsmittel, ja, diese gehen nicht selten unverdauet von dem Kranken. Weit entfernt also, dass die anscheinende Verschlimmerung eine wirkliche Verschlimmerung sein sollte, ist sie vielmehr eine nützliche und zur Heilung nothwendige Selbsthülfe der Natur, welche man nicht hemmen muss. Sind aber die unverdauten, verdorbenen Stoffe entleeret und der vermehrte Durchlauf mindert nicht von selbst in ein paar Stunden, so ist dieses

ein Beweis, dass die Salpetergabe verhältlich zu dem Grade der krankhaften Darmreizbarkeit zu gross ist. Man thut am besten, den Salpeter, hat man ihn in grösserer Gabe gereicht, gleich auf die Taggabe von anderthalb Drachmen einzuschränken und nach Umständen ihn mit Gummi und Oel zu verbinden *).

In Fällen, wo das Vorläuferstadium sich durch reichlichen kothigen Durchfall und Appetitlosigkeit offenbaret hat, ist eine Ansammlung verdorbener Stoffe nicht möglich, überdies wird durch einen solchen Vorläuferdurchfall die Erkenntniss der Darmruhr am sichersten verbürgt. Man kann in diesen Fällen, wo die Erkenntniss sicher ist, den schleimigöligen Salpetertrank gleich geben, dann hat man nicht nöthig, mehre Rezepte für Einen Kranken zu schreiben. Im Falle man aber nur einigermassen unsicher ist, mit welcherlei Ruhr man es zu thun habe, rathe ich, lieber die einfache Salpeterauflösung mit etwas Gummi zu reichen.

Das Erbrechen, welches bei der Darmruhr eine gemeine Erscheinung ist, stillet sich, wenn es nicht sehr heftig ist, oder schon lange angehalten, durch einen Zusatz von funfzehn Gran *Magisterium Bismuthi* zu dem achtunzigen Salpetertranke; man muss aber dann keinen Traganth, sondern eine halbe Unze arabisches Gummi zusetzen. Ist das Erbrechen hartnäckig, oder vermuthet man aus der Zeit, die es schon gewähret, dessen Hartnäckigkeit, so ist es klug, sein vorzügliches Augenmerk auf selbiges zu richten; denn was macht man mit einem Menschen, der die Arzenei, die ihm helfen soll, augenblicklich wieder ausbricht? Ich pflege in solchen Fällen mit grossem und sichtbarem Nutzen stündlich einen Löffel von einem aus acht Unzen Wasser, zwei Drachmen essigsauren Natron und einer halben Unze arabischen Gummi bestehenden Trank zu geben. Sobald das Erbrechen gehoben ist, muss man den Salpetertrank geben und damit die Krankheit heilen.

Nun habe ich mir aber von meinen allgemeineren Beobachtungen des erkrankten Menschenleibes zwei Sätze abgezogen,

---

*) Ich bin auch auf Fälle gestossen, bei denen ich die Gabe des Salpeters auf Eine, ja auf eine halbe Drachme verringern musste, um seine wahre Heilwirkung zu sehen.

auf welche ich, weil man sie bei der gründlichen Heilung der Ruhr nicht gut missen kann, den Leser aufmerksam mache.

I. Die Erkrankung eines Organs, welche das Vorwalten einer Affektion des Gesammtorganismus in diesem Organe ist, kann, wenn die Affektion des Gesammtorganismus gehoben ist, als blosses Urleiden des Organs in diesem fortwähren (gewöhnlich aber in geringerem Grade).

Dieser Satz bestätiget sich auch bei der Ruhr in einzelnen Fällen, und man siehet sich dann genöthiget, ein gutes Darmheilmittel zu suchen. Wer vom Mohnsafte vorzüglich Hülfe erwartet, der wird finden, dass dieser hier eben so sicher hilft als in jedem anderen einfachen Durchlaufe. Wer aber den Glauben gerade nicht hat, dass jene Heilkraft ausschliesslich an den Mohnsaft gebunden sei, der versuche den essigsauren Zink; ich habe von diesem in solchen Fällen auffallend heilende Wirkung gesehen. Er hat den grossen Vorzug, dass durch ihn die Harnabsonderung auch nicht im mindesten gestöret wird, welches man vom Mohnsafte wol nicht so geradezu behaupten kann.

Uebrigens muss sich niemand vorstellen, dass man oft genöthiget sei, zu den Darmheilmitteln zu greifen; im Gegentheil, solche Fälle sind Ausnahmen von der Regel.

Der Grund, warum das Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus in einem Organe zuweilen zum Urleiden dieses Organs wird, ist nicht gemächlich anzugeben. Wollte man bei der Ruhr eine frühere übergrosse Reizbarkeit des Darmkanals als den Grund eines solchen Ueberganges angeben, so muss ich Einrede thun, denn ich habe Menschen gekannt, deren Därme im gesunden Zustande, verhältlich zu den Därmen der Mehrzahl anderer Menschen, sehr reizbar waren, bei denen aber, wenn sie die Darmruhr bekamen, nach geheilter Affektion des Gesammtorganismus keine Spur von Urleiden des Darmkanals zurückblieb; bei anderen hingegen, deren Därme im gesunden Zustande nichts weniger als überreizbar gewesen, blieb zuweilen ein solches Urleiden zurück.

II. **Bei der in einem Organ vorwaltenden Affektion des Gesammtorganismus kann durch dieses Vorwalten in dem Organe ein anderes Organ mitleidlich ergriffen werden, und dieses consensuelle Ergriffensein des Organs kann in einzelnen Menschen, zum Urleiden dieses Organs werdend, nach gehobener Affektion des Gesammtorganismus fortbestehen.**

Wenn also bei der durch Salpeter bewirkten sichtbaren Besserung der Ruhr Durchlauf zurückbleibt, so kann man diesen nicht immer blindlings als ein Urleiden der Därme ansehen und demgemäss behandlen. Bei der Darmruhr können alle Bauchorgane mitleidlich ergriffen und die consensuellen Leiden derselben zu Urleiden werden. Diese neu gebildeten Urleiden können dann consensuell auf die Därme wirken und einen Durchlauf unterhalten, den wir vergebens mit Mohnsaft, mit Zink, oder mit anderen Darmmitteln bekämpfen werden.

Zwei Organe werden vorzüglich bei der Darmruhr consensuell ergriffen, das sind: die Leber in ihren Gallengängen und die Nieren. Darum zeigt sich schon im Vorläuferzeitraume grauer, kothiger Abgang, oder verminderte Harnabsonderung; ja, leichter Harnzwang begleitet die Krankheit nicht selten durch alle Zeiträume.

Sehen wir nun, dass nach gehobener Affektion des Gesammtorganismus das Gefühl der Gesundheit zwar wiederkehret, aber doch noch in geringerem Grade etwas getrübt ist, dass Durchlauf überbleibt, durch welchen ganz hellgelber, oder grünlicher, oder grauer, oder an der Luft grau werdender Koth entleeret wird, und findet dabei noch gar ein widriges, fremdartiges Gefühl in der Leber Statt (Schmerz braucht es nicht gerade zu sein); so werden wir den Durchfall am besten durch Lebermittel heben. Aber hier muss man vorsichtig sein, nicht denken, viel hilft viel, und täppisch mit den *Hepaticis* hineinfahren. Alle Leberleiden mit consensuellem Durchlauf wollen mit kleinen Gaben der geeigneten Mittel behandelt sein. Etwas Quassiawasser (eine Unze tags) oder etwas Krähenaugenwasser (fünf- bis sechsmahl tags fünf bis acht Tropfen) oder etwas Tinktur des Schellkrautsaftes (acht, besser noch fünf

8 *

Tropfen in einem schleimigen Tranke als Taggabe), oder etwas Tinktur der Frauendistel (acht bis zehn Tropfen fünf- bis sechsmahl tags) werden schon helfen. Die Auswahl muss dem überlassen bleiben, der den Einzelfall zu behandeln hat; es lässt sich nichts weiter darüber sagen als was ich früher über den Gebrauch dieser Mittel gesagt habe, welches ich jetzt nicht wiederholen mag.

Was die zum Urleiden gewordene Nierenaffektion angehet, welche man bei dem überbleibenden Durchfalle aus der Wenigkeit oder Trübheit des Harnes, oder aus beiden vereint vermuthet, so sind hier drei Mittel, welche nichts zu wünschen überlassen. Das erste ist die Mohnsafttinktur zu drei bis vier Tropfen mit zwei Pfund lauwarmem Wasser gemischt und theetassenweise innerhalb vierundzwanzig Stunden verzehrt. Das zweite ist das Pulver der Cochenille zu zwei Drachmen, innerhalb vierundzwanzig Stunden genommen. Das dritte ist die Goldruthe zu einer halben Unze tags mit fünf bis sechs Tassen heissem Wasser eine halbe Stunde lang ausgezogen. Sobald durch eins dieser Mittel der Harn klar, strohgelb von Farbe und in reichlicher Menge ausgesondert wird, hört der Durchfall auf.

Hinsichtlich der Diät bemerke ich Folgendes. Mässige Bettwärme ist nothwendige Bedingung der sicheren und schnellen Heilung. Bei Mahnung zur Bauchentleerung muss der Kranke im Bette bleiben, und sich der Steckpfanne, oder der gemeine Mann, der diese nicht hat, sich des Nachttopfes bedienen. Das Gehen auf den Leibstuhl ist, besonders bei kühler Witterung, sehr nachtheilig, es kann augenblicklich die Krankheit verschlimmern.

Enthaltung von allen festen Speisen ist unerlässlich, die Därme vertragen dergleichen nicht. Im ersten Zeitraume verursachen feste Speisen Bauchschmerzen, auch wol Beängstigung und Erbrechen, im zweiten vermehren sie den Durchfall und machen ihn leicht schmerzhafter als er war. Dünne Suppe von Hühner-, Rind-, oder Lammfleisch mit etwas Reiss oder Weissbrot wird am besten vertragen. Auch Milch mit Weissbrot ist gut. Den geringen Mann, der nicht immer Fleischsuppe haben kann, liess ich oft genug bloss von Milch und

Weissbrot leben. Ja ich habe schon bei einer Epidemie, durch frühere Erfahrung gewitzigt, das Geld, welches mir mitleidige Menschen für die Armen gaben, einem Milch verkaufenden Bäcker eingehändiget, der dann den Armen auf meine Anweisung diese einfache und zweckmässige Nahrung reichte.

Mehl, selbst in geringer Menge mit Milch gekocht, taugt nicht, es verursacht im ersten Zeitraume Bauchschmerzen und Beängstigung, im zweiten Bauchschmerzen und vermehrten Durchfall, der so lange anhält, bis die Därme sich des Mehlbreies entlediget haben.

Zum Getränke dient grüner Thee und noch besser warmes Wasser mit einem Viertel Milch gemischt; kaltes Getränk vermehrt die Bauchleiden augenblicklich. Kamillenthee, der von manchen Aerzten in der Ruhr und neuerlich selbst in der asiatischen Cholera als eine Panazee gerühmt ist, in letzter Krankheit aber seinen unverdienten Ruf fast verloren zu haben scheint, ist in der Ruhr weit öfter schädlich als unschädlich, und wirklich heilsam habe ich ihn noch nie erkannt. Nur da, wo die Reizbarkeit der Därme nicht sehr gesteigert ist, kann er unschädlich sein; im entgegengesetzten Falle schadet er bestimmt. Weil sich nun aber der Grad der krankhaften Darmreizbarkeit in dem Einzelfalle gleich anfänglich so genau nicht immer schätzen lässt, so ist es wol am klügsten, sich des Kamillenthees gar nicht zu bedienen. Manche Leute trinken denselben als ein unschuldiges Hausmittel bei allem Unwohlsein; ich rathe also meinen Amtsbrüdern, an diese ziemlich verbreitete Mode zu denken und ihn den Ruhrkranken ausdrücklich zu verbieten, damit nicht diese den Darmkanal, den der Arzt zu beruhigen strebt, durch den Kamillenthee unablässig wieder aufrühren und sich so ein geheimer Dreikampf zwischen dem Arzte, der Krankheit und dem Kamillenthee entspinne.

Der Grad krankhafter Darmreizbarkeit ist bei ernsthaften Darmruhren grösser, als Aerzte, die es nicht selbst beobachtet, denken möchten. Wenn z. B. bei kühlem Herbstwetter manche Leute ihre Arzenei, damit sie nicht im Schlafzimmer flau werde, in ein anstossendes unbewohntes, also kälteres Zimmer stellen lassen, so bewirkt ein einziger Löffel dieser kühlen Arzenei

augenblicklich Drehen im Bauche und Mahnung zum Stuhlgange. Wer darauf nicht achtet, dem kann es gehen wie mir in meiner Jugend. Ich wurde wahrhaftig ganz verblüfft, dass ein Löffel Mohnsaftarzenei, der, meiner Meinung und meiner Erfahrung nach, die Därme beruhigen musste, sie augenblicklich in Aufruhr brachte. Jetzt weiss ich längst die Lösung des Räthsels und sorge schon dafür, dass der Kranke die Arzenei nicht zu sehr abkühlt, und wenn sie zu kalt aus der Apotheke kommt, lasse ich sie lieber etwas wärmen.

Diese Vorsicht muss man auch bei dem Gebrauche der Mittel beobachten, mit denen man das Erbrechen stillen will.

Einer meiner früheren Bekannten, der auf einer Geschäftsreise sich ein paar Tage etwas unwohl gefühlt, wurde von der Ruhr ergriffen, und blieb eine Wegstunde von hier, unfähig weiter zu reisen, in dem Hause eines meiner Freunde liegen. Er liess mir die Zufälle seiner Krankheit zu wissen thun, und weil ihn unter diesen das Erbrechen etwas besorgt machte (er musste nämlich alles Genommene gleich wieder von sich geben), so wünsckte er, ich möchte ihn gleich besuchen. Dieses war mir aber, wenn ich einen anderen Kranken, der in einer ganz anderen Gegend wohnte und dem ich meinen Besuch zugesagt, nicht täuschen wollte, zu thun unmöglich. Ich liess ihm also sagen, dass ich erst nachmittags kommen würde, und schickte ihm folgenden Trank: *℞ Natri nitrici* ʒ iß *Gmm. arab.* ℥ ß *magist. Bismuthi* gr. xv *Aquae* ℥ viii *M. D. S.* Stündlich umgeschüttelt einen Löffel voll zu nehmen. Dieses geschah vormittags zehn Uhr. Ich sah ihn nachmittags vier Uhr. Die Arzenei hatte das Brechen nicht gestillet, er hatte sie vielmehr jedesmahl, so wie er sie genommen, augenblicklich wieder von sich gegeben. Sein Puls war schnell und klein, stündlich ungefähr war eine Bauchentleerung erfolgt, und aus den ausgeleerten Stoffen, die das Mittel zwischen Schleim und Koth hielten, schloss ich, dass die Brechruhr auf dem Uebergangspunkte zwischen dem Vorläufer- und dem ersten Zeitraume der ausgebildeten Krankheit sich befinde. Uebrigens war sein Gesicht blass, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, und alle Züge waren so seltsam und fremdartig entstellt, dass die Hausleute der Meinung waren, er müsse nothwendig den

Anfang einer schweren Krankheit haben. Ich glaubte das nun eben nicht, denn ich kannte ihn von früher Zeit her, und wusste, dass sein Gesicht zu den seltenen gehörte, die durch jedes, selbst durch ein leichtes Unwohlsein wunderbar entstellt werden. Da ich nun bloss der Kälte der Arzenei das Nichtheilwirken derselben zuschrieb, so schüttete ich einen Löffel voll in eine Tasse und setzte diese in warmes Wasser, bis die Arzenei gut erwärmet war. Diese Gabe blieb im Magen, und der Kranke versicherte, davon ein eigenes wohlthätiges Gefühl im ganzen Körper zu spüren. Ich verweilte bei den Hausleuten, meinen alten Freunden, so lange, bis ich sah, dass der Kranke die dritte Gabe bei sich behielt, und anfing, eine mässige, ihm selbst behagliche Ausdünstung zu bekommen. Am folgenden Tage, da das Brechen nicht wieder gekehrt, und der Kranke bis auf einen unbedeutenden kothigen Durchlauf von allen vortägigen Leiden befreiet war, gab ich ihm noch eine achtunzige Oelemulsion mit anderthalb Drachmen *Natrum nitricum*, wodurch denn der Rest des Darmleidens beseitiget und er befähiget wurde, am dritten Tage seine Reise fortzusetzen.

Nun werde ich von dem Gebrauche des kubischen Salpeters bei der Mastdarmruhr reden.

Hier findet ein ganz anderes Verhältniss zwischen den dünnen Därmen und dem Heilmittel Statt. Weil die Reizbarkeit jener wenig gesteigert ist, vertragen sie auch den Salpeter in grösseren Gaben, ja wenn diese grösseren Gaben ein wenig laxirend wirken, so schadet dieses nicht, sondern ist vielmehr nützlich. Wir schlagen hier, wie das Sprichwort sagt, zwei Fliegen mit einer Klappe, wir heilen den Gesammtorganismus und bringen mit dem nämlichen Mittel einen antagonistisch wirkenden Reiz in die Dünndärme.

Hier bedarf es keines schleimigen oder öligen Zusatzes, um die Därme vor der örtlichen Einwirkung des Salpeters zu schützen, man gibt diesen am besten in einfachem Wasser.

Eine Unze in acht Unzen Wasser aufgelöset und davon stündlich einen Löffel, ist die wahre Gabe. In manchen Fällen, wo der Mastdarm nicht gar zu heftig ergriffen ist, erfolgt schon am ersten Tage kothiger gebundener Abgang und am zweiten

ist die Krankheit gehoben. Bei einem höheren Grade der Krankheit währt die Zusammenziehung des Mastdarmes länger; ist die aber gehoben, so ist auch die ganze Krankheit gehoben *). Sollte man aber sehen, dass bei nachlassender Mastdarmconstriktion der kothige Abgang ganz dünn wäre, so thut man am besten, die Gabe des kubischen Salpeters auf zwei bis anderthalb Drachmen zu vermindern, ihn auch wol nach Umständen in einer schleimigen Mischung zu reichen. Jedoch darf man bei ernsthaften Fällen nicht gar zu hurtig in Verringerung der Arzeneigabe sein.

Bei schnell geheilten Ruhren dieser Art hat man mit einem zum Urleiden der Därme gewordenen Durchfall nichts zu thun. Ist aber die Krankheit sich selbst überlassen geblieben, oder widersinnig behandelt worden, so bleibt nach langen Leiden gar leicht ein chronischer Durchfall zurück, der einer Mischung von Catechu und Salmiak besser weicht als allen anderen Darmmitteln.

Wenn aber nach einer gut geheilten Mastdarmruhr ein Durchfall nicht wol zurückbleiben kann, so kann aber doch das Mastdarmleiden in seltenen Fällen zum Urleiden dieses Organs werden, wo es denn, ohne den Menschen krank zu machen, sich von Zeit zu Zeit durch stuhlzwangige Mahnung offenbaret. Hier wäre es gut, dass wir ein Eigenmittel auf den Mastdarm hätten. Ich habe in meinem Leben, durch die Noth gezwungen, manche Versuche in dieser Hinsicht gemacht, aber nicht viel Gutes gelernt. Der äusserliche Gebrauch der Belladonna gefällt mir noch am besten. Ich lasse eine Salbe von zwei Drachmen Schmalz und einer halben, auch wol einer ganzen Drachme Belladonnaextrakt fünf bis sechsmahl tags äusserlich in die Mündung des Afters einreiben. Einspritzungen würden wol noch besser sein; da aber das Mittel zu den heftig wirkenden gehört, und man nicht wissen kann, wie lange es

---

*) Bei manchen an der Mastdarmruhr Leidenden sind die Därme sehr empfindlich für die Einwirkung der Kälte. Wenn man also gewahrt, dass der Kranke, gleich nachdem er einen Löffel voll Salpeterauflösung verschluckt, Bauchschmerzen und Stuhlzwang bekommt, so muss man die Arzenei warm reichen, dadurch befördert man die Heilung ungemein.

in dem Mastdarme verweilen wird, so lässt sich auch die richtige Gabe nicht gut bestimmen, es könnte in manchen Fällen mehr wirken, als einem gerade lieb sein möchte.

Ueberhaupt scheint die Belladonna auf die Muskelfasern eine eigene Wirkung zu äussern, die man beruhigend, lähmend, oder meinetwegen erweiternd nennen mag, die uns bei Uebung der Kunst weit wichtiger werden könnte, als ihre angebliche Heilwirkung in der Wasserscheu, oder in anderen Krankheiten. Z. B. bei der Unmöglichkeit den Catheter in die Blase zu bringen möchte vielleicht eine Belladonnabrüh, die man durch einen Hohlkatheter leicht an den Ort der krampfhaften Verschliessung der Harnröhre bringen könnte, mehr leisten als alle andere Hülfen *).

*) Die von der *Revue médicale* in eingeklemmten Brüchen empfohlene und von *Dupouget* erprobte Belladonna hat mir in drei Fällen nicht bloss gute, sondern wirklich überraschende Dienste geleistet: in allen drei Fällen machte sie die Taxis unnöthig. Einer dieser Fälle, der einen Jüngling betraf, war so ernsthaft, dass der erfahrene Wundarzt, wegen der sehr schmerzhaften Spannung des Bruches, die Taxis vorläufig nicht zu versuchen wagte. Der zweite Fall betraf einen 70jährigen Mann, dessen grosser, alter, verwachsener Bruch eingeklemmt war, bei dem der Wundarzt vergebens die Taxis versucht und mich deshalb zu Rath rief. Begreiflich konnte die Belladonna den verwachsenen Bruch nicht in die Bauchhöhle zurückbringen, aber sie hob doch in kurzer Zeit die Einklemmung, denn da ich den Kranken drei Stunden nachher besuchte, fand ich ihn nicht bloss frei von Schmerz und Erbrechen, sondern ich sah ihn im Bette sitzen und ganz gemächlich eine Pfeife Tabak rauchen. Der dritte Fall betraf auch einen 70jährigen ausserstädtischen Mann mit einem verwachsenen Bruche, an welchem noch kein Wundarzt die Taxis versucht. Ich verschrieb gleich die Belladonnasalbe, und wie ich nach zwei Stunden ihn sah, waren schon die Zufälle der Einklemmung gehoben.

Es mag drei oder vier Jahre sein, seit ich zuerst über diesen Gegenstand etwas gelesen; mir, obgleich ich die Chirurgie nicht übe, schien die Sache von grosser Wichtigkeit. Bis jetzt (im September 1836) habe ich gelegentlich mit drei unterrichteten Wundärzten und mit einem *Medico-chirurgo* darüber gesprochen, aber alle vier wussten davon nichts. Vor Kurzem las ich die ausführliche Recension einer ausführlichen Abhandlung über die Brüche, und auch in dieser war von der Belladonna nicht einmahl die Rede. — Mir scheint, das Praktischnützliche unserer heutigen Literatur sinkt in der Springfluth des Unnützlichen gar leicht zu Boden und entzieht sich den Blicken derer, die desselben hochbedürftig wären.

Ob man nun den antagonistischen Reiz der Laxirmittel in jedem Falle bei der Mastdarmruhr entbehren könne, wage ich nicht zu bestimmen; denn ob ich gleich seit zwanzig Jahren eine gute Zahl derselben behandelt habe, so ist sie doch seitdem noch nicht zur eigentlichen epidemischen Stadt-, oder Landplage geworden; ja, wäre sie das auch geworden, so würde vielleicht meine Erfahrung noch nicht hinreichen, in diesem Punkte etwas zu bestimmen. Aus der Gabe des kubischen Salpeters, die Herr Dr. *Meyer* in Bückeburg mit Vortheil den Kranken gegeben, schliesse ich, dass er es mit einer Mastdarmruhr zu thun gehabt; nun, dieser scheint der Laxirmittel nicht bedurft zu haben, denn er erwähnet derselben gar nicht.

Ich habe mehrmahls vier, ja fünf Tage täglich eine Unze Salpeter gegeben, ehe die Constriktion des Mastdarms und mit ihr die Krankheit gehoben wurde. Welchen Grund könnte ich haben, zu behaupten, dass bei künftigen Epidemien das Missverhältniss zwischen den bewegenden Kräften des Darmkanals sich nicht noch weit greller herausstellen könne?

Für solche Epidemien, vorausgesetzt, dass die Affektion des Gesammtorganismus salpetrischer Art sei, rathe ich meinen Amtsgenossen Folgendes. Geben sie erst vier Tage täglich eine Unze kubischen Salpeter und lassen sie zur Vorsicht Belladonnasalbe an den After streichen. Den fünften Tag geben sie noch eine Unze Salpeter und lassen dem Kranken dreimahl jedesmahl eine halbe Stunde lang den Bauch einreiben mit einer Mischung von zwei Theilen *Spiritus saponis* und einem Theile Brechnusstinktur. Nur wenn sie sehen, dass die Mastdarmconstriktion diesen Hülfen widerstehet, wenden sie am sechsten ein Laxirmittel an. Sie werden dann gewahr werden, dass dieses ganz anders heilend wirkt, als es ohne den vorhergegangenen Gebrauch des kubischen Salpeters würde gewirkt haben. Es wird durch seinen antagonistischen Reiz auf die Dünndärme die Mastdarmconstriktion gewältigen, kothigen Abgang bewirken und die Krankheit wird gehoben sein.

Dieser Rath gründet sich auf folgende Beobachtung. Ernsthafte Mastdarmruhren, wenn sie durch Mohnsaft auf den möglichsten Grad der Verschlimmerung getrieben waren, habe ich ohne den antagonistischen Reiz eines Laxirmittels nicht

heilen können. Also kommt es mir sehr möglich vor, dass bei einer Epidemie künftig einmahl das Verhältniss zwischen dem Mastdarme und den Dünndärmen sich durch den Genius der Epidemie selbst also gestalten könne, wie es in den von mir beobachteten Fällen durch Mohnsaft erkünstelt war.

Das ist nun das Wichtigste, was ich in der Kürze über den Gebrauch des kubischen Salpeters in der Ruhr zu sagen habe. Ich erkläre aber ausdrücklich, dass die Ruhr, als eine in dem Darmkanal vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, nicht nothwendig immer unter der Heilgewalt des Salpeters stehen müsse, sondern dass sie auch unter der des Eisens oder des Kupfers stehen könne; über welchen Gegenstand ich in den folgenden Abtheilungen dieses Kapitels ausführlicher reden werde.

Jetzt will ich mich zum Schlusse mit meinen Lesern über etliche wichtige, die Ruhr betreffende Punkte besprechen. Zuerst stelle ich die Frage auf:

Gibt es auch Ruhren, die nicht eine in dem Darmkanale vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, sondern ein Urleiden dieses Organs sind, bei denen also das Fieber als ein blosses consensuelles Leiden zu betrachten ist? —

So viel ich den belebten Menschenleib kenne, können alle Organe urergriffen werden, und ich wüsste keinen Grund anzugeben, warum man dieses hinsichtlich des Darmkanals veneinen sollte. Mit deutlichem Bewusstsein habe ich aber eine solche Ruhr noch nicht beobachtet. Was ich der Art sah, waren chronische, stuhlzwangige Ueberbleibsel vernachlässigter, oder übel behandelter Mastdarmruhr; wollte ich aus diesen Ueberbleibseln (welche freilich die Form der Ruhr noch unverfälscht darstellen) die Natur der anfänglichen akuten Ruhrkrankheit beurtheilen, so würde ich mich dem Leser als einen sehr unweisen Menschen bekunden. Meine frühere irrige Ansicht, als sei die Ruhr jederzeit ein Urleiden des Darmkanals, habe ich, wie gesagt, längst fahren lassen. Ob aber die Ruhr, welche ich im Jahre 1808 in dem niederländischen Städtchen . durch Brechnusstinktur durchschnittlich innerhalb acht Tage heilte, ein blosses Urleiden des Darmkanals gewesen kann ich nicht wissen. Damahls kannte ich wol die Namen,

aber nicht die Wirkung und die Gebrauchsart der drei iatrochemischen Universalmittel. Hätte ich diese gekannt, sie vergebens bei jener Krankheit angewendet und selbige dann durch Brechnuss geheilt, so könnte ich mit Sicherheit über die Natur der Krankheit urtheilen; jetzt ist mir dieses aber unmöglich.

Die zweite Frage, die ich aufstelle, lautet also: Gibt es auch consensuelle Ruhren, oder solche, bei denen das Darmleiden bloss von einem Urergriffensein eines anderen Organs abhängt?

Bestimmt gibt es derer in der Natur. Wie sich consensueller Durchlauf zu Leber-, Milz-, oder Gehirnfiebern gesellet, so wird sich auch wol eine Ruhr consensueller Art zu solchen Urorganleiden gesellen können. Die Ruhr unterscheidet sich ja bloss dadurch vom Durchfalle, dass in ihrem ersten Stadio eine Zusammenziehung an irgend einem Orte der dicken Därme Statt findet, wodurch bei mehr oder minder starker Neigung zur Bauchentleerung der Darmkoth zurückgehalten wird, und bloss die Säfte des unter der Stelle der Zuschnürung befindlichen Darmtheiles ausgeleeret werden. Sie ist also, hinsichtlich der Form, vom fieberhaften Durchlaufe bloss im ersten Zeitraume verschieden; ja, wie ich oben gesagt, in seltenen Fällen überspringt die Natur diesen ersten Zeitraum ganz, wo dann einzig die grössere oder geringere Gefahr den Unterschied zwischen beiden Krankheiten ausmacht, indess die Formen derselben sich vollkommen gleich sind.

Die consensuellen Ruhren, welche ich aber bloss einzeln beobachtet und geheilet, waren Gehirnruhren, und was ich davon weiss, werde ich dem Leser treu mittheilen, denkend, dass alles, was einzeln erscheinet, auch in der Folge einmahl landgängig werden könne, und dass es klug ist, sich im Frieden zum Kriege zu rüsten.

Die Gehirnruhr kann als Darmruhr, oder als Mastdarmruhr erscheinen, und erste entweder als einfache Darmruhr, oder als Brechruhr. Im Jahre 1824 habe ich sechs Fälle der einfachen Gehirndarmruhr beobachtet und sie durch kubischen Salpeter und das Destillat des Tabaks bald geheilet. Bei allen sechsen bemerkte ich Schmerzen der unteren Extremitäten in

verschiedenem Grade, welche aber bei einem Kranken so heftig waren, dass ich sein Geschrei schon vor dem Hause hörte. Diese Schmerzen, die nach der Beschreibung der Kranken, aus dem Kreuze entstehen und wie Blitze durch die unteren Extremitäten schiessen, sind aber, wie ich hernach erfahren, kein beständiger Zufall der Gehirnruhr. Jene sechs Fälle schienen mir vermischte Krankheiten zu sein, bestehend aus einer in den Därmen vorwaltenden Salpeteraffektion des Gesammtorganismus und aus einem eigenen Gehirnleiden. Letztes war schon eine Zeitlang *Morbus stationarius*; die Ruhr, die aber damahls nicht umgriff, war, wo sie unvermischt erschien, salpetrischer Natur. Also fand in den sechs besagten Fällen wol eine Vermischung des *Morbi stationarii* mit dem *intercurrente* statt. Diese Vermischung hatte ich früher, mit Ausnahme eines einzigen Falles, noch nie beobachtet; die Ruhr hielt sich sonst immer rein, währte ihre Zeit, verschwand wieder und vermischte sich gar nicht mit der herrschenden feststehenden Krankheit.

Die Gehirnbrechruhr ist eine sehr angreifende Krankheit, sie hat die grösste Aehnlichkeit mit der Cholera. Im Spätsommer 1832, da die asiatische Cholera in einigen Städten der Preussischen Rheinprovinzen herrschte, und angeblich in *Emmerich*, welches nur drei starke Wegstunden von hier ist, etliche Menschen sollte ergriffen haben, hatte ich Gelegenheit, sie zu beobachten und zu heilen. Damahls waren die vorkommenden akuten Krankheiten solche Gehirnfieber, die unter der Heilgewalt des Tabaks standen, und dass die consensuellen Bauchleiden diesem Mittel besser wichen als den Bauchmitteln, hatte ich erfahren; mithin brauchte ich bei der Gehirnbrechruhr nicht lange nach Hülfe zu suchen. Da man nun in den Hütten der Armen manches, sonderlich die ausgeleerten Stoffe nicht so genau beobachten kann als bei wohlhabenden Leuten, so will ich, mit Uebergehen solcher Fälle, dem Leser die Krankengeschichte eines sehr achtbaren Mannes, des Burgermeister *L*** zu Pf** erzählen.

Dieser Herr, der, wie ich beim Ausbruche der Krankheit von ihm hörte, ein paar Tage vorher fremdartige Gefühle im Bauche gespüret und saures Aufstossen gehabt, wird in der

Nacht vom 29. auf den 30. August von schmerzhaftem Gefühle im Bauche und starkem Froste befallen, muss auf den Nachtstuhl, und es stürzt ihm eine grosse Menge wässeriges Zeug aus dem Leibe, welche Ausleerung ihn so angreift, dass er der Ohnmacht nahe ist. Nun muss er sich erbrechen und die ausgeleerten Stoffe sind nicht bitter, sondern wässerig und geschmacklos. Kälte, unauslöschlicher Durst, Erbrechen nach jedem Schlucke Wasser oder Thee, Durchfall, ein seltsames, übel zu beschreibendes, beängstigendes Gefühl in den Präcordien, und im Kopfe ein Gefühl von Taumel, machen ihn besorgt, er könne wol von der damahls allseitig besprochenen asiatischen Cholera ergriffen sein. Theils diese Befürchtung, theils das Gefühl von Frost bestimmen ihn, sich das Bett tüchtig wärmen zu lassen, und mir einen reitenden Bothen zu schicken. Dieser kam um fünf Uhr bei mir an. Da ich wusste, dass der Herr einen gesunden, starken Körper hatte, und eben nicht besorgte, dass er Kamillenthee trinken würde, denn wir hatten diesen Punkt schon früher besprochen, so verschrieb ich gleich, um keine Zeit zu verlieren, folgenden Trank: ℞ *Natri acetici* ʒ ii *Gumm. arab.* ℥ ß *Aquae nicotianae* ℥ i *V* ℥ vii *M. D. S.* Stündlich einen Löffel voll zu nehmen. Nun stand ich auf, und weil nicht meine Gegenwart, sondern meine Mittel helfen mussten, so verschob ich absichtlich meine Ueberkunft so lange, bis ich über die Wirkung der verordneten Arzenei würde urtheilen können. Nachdem ich, ohne mich eben zu sputen, gefrühstückt hatte und um halb sieben gerade in den Wagen steigen wollte, kam der zweite reitende Bothe Hals über Kopf gejagt, und bat mich dringend, herüberzukommen. Da dieser nun gar nichts von dem Befinden seines Herren zu sagen wusste, musste ich nothwendig denken, das überschickte Mittel habe die erwartete Wirkung versagt, war also genöthiget, ein paar einfache Arzeneien aus der Apotheke holen zu lassen, damit ich hernach, eine Wegstunde von der ärztlichen Rüstkammer entfernt, Waffen zur Hand haben mochte, womit ich den verdächtigen Feind bekämpfen könnte.

Durch diesen Aufenthalt wurde es fast halb acht Uhr, ehe ich den Kranken sah. Angenehm wurde ich aber überrascht, da ich von ihm hörte, dass der erste und zweite Löffel

Arzenei im Magen geblieben und seitdem nur zweimahl Stuhlgang erfolgt sei. Ohne dass er es mir gerade mit dürren Worten gestand, begriff ich doch jetzt leicht, dass einzig die Furcht vor der asiatischen Cholera ihn bestimmt hatte, mir den zweiten Bothen zu schicken. Sein gegenwärtiger Zustand war folgender. Die Kälte war vergangen, die Haut war mässig warm und feucht. Der Puls schnell und mässig voll. Die Zunge etwas weiss belegt. Der Durst unauslöschlich. Von Zeit zu Zeit wurde er von einem beängstigenden Gefühle in den Präcordien ergriffen und klagte über ein seltsames Brennen im Bauche. Wie der Harn aussah, konnte ich nicht gewahr werden, denn er hatte nicht geharnt, als nur ein wenig bei der Bauchentleerung. Uebrigens war er frei von Kopfschmerz; bloss der Schwindel oder Taumel war noch da, der ihn beim ersten Anfalle der Krankheit ergriffen hatte.

Ich habe mich nun vollkommen überzeugt, dass dieser Mann, der in den zwei Tagen des Vorläuferstadiums zwar nicht verstopft gewesen, aber doch keinen Durchfall, sondern bloss ein fremdartiges Gefühl im Bauche und saures ihm ebenfalls fremdes Aufstossen gehabt, der in diesen Tagen ordentlich gegessen hatte, also nothwendig Koth in den Därmen haben musste, dass der bei mehrmahliger reichlichen Bauchentleerung durch den After, auch nicht das Mindeste von Darmkoth los geworden war. Die in grosser Menge entleerte Flüssigkeit war ganz kothlos, schmutzig weiss, dem Gersten- oder Reisswasser ähnlich. Auch das Ausgebrochene war nicht gallig, sondern bloss schmutzig wässerig, und hatte, nach Aussage des Kranken, einen faden Geschmack gehabt.

Dass hier eine Zusammenschnürung im Darmkanale Statt fand, wodurch bei der Bauchentleerung der Koth zurückgehalten wurde, lehrte die Besichtigung der ausgeleerten Flüssigkeit. Aber, an welchem Orte des Darmkanals war die Zuschnürung? — Im Mastdarme bestimmt nicht; denn theils war nicht der geringste Stuhlzwang vorhanden, theils sind auch die, bloss aus dem Mastdarme entleerten Flüssigkeiten ganz anderer Natur als die, welche ich hier sah. Und wo kam die grosse Masse Flüssigkeit her? Durch die wenigen Stühle, welche der Kranke bis zu meiner Ueberkunft gehabt, war das Gefäss des

Leibstuhles schon über halb voll. Aus dieser Menge des Entleerten sollte man geneigt sein zu schliessen, die Zuschnürung im Darmkanale müsse hoch im Grimmdarme, vielleicht nahe der *Valvula coli* gewesen sein. Aber, wie kann man sich bei einer solchen Annahme erklären, dass auch bei den ersten Stühlen kein Koth abgegangen war? Der Grimmdarm ist doch nur bei ganz ausgehungerten Menschen vollkommen leer von Koth; bei einem Manne, der bis zum Ausbruche der Krankheit ordentlich gegessen, kann man eine solche Leere nicht wol annehmen, und aller Koth, der sich unter dem Orte der Darmzuschnürung befand, hätte doch bei der ersten und zweiten Entlastung weggehen müssen.

Man könnte sich vorstellen, in dem zweitägigen Vorläuferstadio habe schon eine Zuschnürung hoch im Grimmdarme Statt gehabt, und da der Kranke zwar nicht durchläufig, aber doch auch nicht verstopft gewesen, so habe der Grimmdarm während dieser Zeit sich seines unter der Zuschnürung befindlichen kothigen Inhaltes entleert; auf die Weise habe bei dem eigentlichen Ausbruche der Krankheit eine so reichliche kothlose, wässerige Entleerung geschehen können. — Freilich, diese Annahme ist die einzige, die uns überbleibt, um jene seltsame Erscheinung, wo nicht genügend, doch einigermassen erträglich zu erklären: wer siehet aber nicht, dass bei derselben auch noch Räthsel im Hintergrunde bleiben? — Doch, weiter in der Geschichte!

Ich versprach dem Kranken, der, wie es mir schien, sich von dem Gedanken nicht losmachen konnte, er sei von der asiatischen Cholera ergriffen, ihn gegen Abend noch einmahl zu besuchen; rieth ihm, wenn er Lust zum Essen zu haben glaube, etwas dünne Rindfleischsuppe zu nehmen, und weil es damahls schon kühl war, so viel Feuer in den Ofen legen zu lassen, dass die Temperatur des gegen Norden gelegenen Zimmers behaglich werde, damit er sich bei etwaiger Bauchentleerung nicht erkälte.

Da ich nachmittags gegen fünf Uhr ihn wiedersah, fand ich ihn so wohl, als ich es nach den Umständen erwarten konnte. Er hatte während meiner Abwesenheit noch ein paarmahl wässerige Ausleerung gehabt, und dann waren ihm unver-

daute Speisen, welche er die vorigen Tage zu sich genommen, mit Erleichterung abgegangen. Ich hatte ihm vorhergesagt, dass er entweder an diesem oder am folgenden Tage unverdaute Speisen entleeren würde. Die Bestätigung meiner leicht zu machenden und sicheren Vorhersagung wirkte offenbar wohlthätig auf seinen Geist; ganz vertrieb sie zwar nicht die Choleragedanken, aber sie drang ihm doch den Glauben auf, dass ich mit dem Uebel, woran er leide, vertraut sein müsse. Uebrigens kam das beängstigende Gefühl in den Präkordien weit seltener, das Brennen im Bauche war noch unverändert, der Durst zwar minder, aber doch noch stark, der Puls schnell, die Ausdünstung mässig.

Am folgenden Morgen (den 31. August), da ich ihn besuchte, fand ich alles viel verbessert, es war noch ein paarmahl kothiger, dünner Abgang erfolgt, das beängstigende Gefühl ganz verschwunden, das Fieber um vieles gemindert, der Durst unbedeutend, über Taumel klagte er auch nicht mehr. Nur das brennende Gefühl im Bauche war noch unverändert. Da ich mehrmahls gefunden, dass dieses bei der Ruhr, auch wol bei Gallenfiebern, eine gute Portion scharfer Säure im Darmkanale vermuthen lässt, so hiess ich den Kranken, bei dem, wegen des sauren Aufstossens im Vorläuferstadio, eine solche materielle Ursache des Brandgefühles wahrscheinlich war, von Zeit zu Zeit einen Theelöffel voll Krebssteinpulver nehmen, ohne jedoch dabei den Gebrauch der erstverordneten Arzenei zu unterbrechen. Meine Vermuthung hinsichtlich der Säure war aber, wie es sich bald auswies, ganz falsch. Jede Gabe Krebssteinpulver machte starkes Aufstossen, und da dieses nicht von entbundener, leicht zu erkennender Kohlensäure herrührte, so war es einzig der noch sehr gesteigerten Reizbarkeit des Magens zuzuschreiben, der das erdige Mittel nicht leiden wollte. Ich stand, sobald ich dieses sah, ganz davon ab, und da wegen des dünnkothigen Abganges von einer Zuschnürung im Grimm-, oder Mastdarme nichts mehr zu fürchten war, gab ich das *Natron aceticum* mit dem Tabakswasser in Oelemulsion.

Am Morgen des dritten Tages (ersten September) fand ich ihn frei von Fieber, das Brandgefühl war ganz verschwun-

den, er hatte die Nacht ruhig geschlafen, seine Harnabsonderung, die wie gewöhnlich bei solchen Krankheilen gestört gewesen, war wieder normal. Er hatte gebundenen Koth entleeret, ohne vorhergehendes oder nachfolgendes fremdartiges Gefühl im Bauche. Er fühlte sich wol noch matt, sass aber wieder auf, und die Esslust fing an, sich einzustellen. Ich hiess ihn jetzt aufhören zu arzeneien und mit Vorsicht zu seiner früheren Lebensweise zurückkehren.

Am dritten September bat er mich brieflich, ihn noch einmahl zu besuchen, er sei zwar wohl (schrieb er), habe aber an seinem Körper eine so seltsame Erscheinung bemerkt, dass er mir es nur mündlich auslegen könne. Wie ich hinkam, hörte ich, die seltsame Erscheinung bestehe in Folgendem. Er hatte Esslust; sobald er aber feste Speise, z. B. etwas Hasen-, oder Kalbsbraten in ganz kleiner Menge zu sich nahm, wurde er augenblicklich eiskalt und kalter Schweiss troff ihm von der Stirn, ohne dass dabei sein Magen schmerzhaft, oder auch nur fühlbar durch die Speise wäre gereizt worden. Diese Erscheinung war allerdings etwas seltsam. Ich erinnerte mich nicht, dergleichen je selbst beobachtet zu haben; dunkel tauchten bloss aus meinem Gedächtnisse ähnliche, von älteren Schriftstellern beschriebene Fälle, wie gestaltlose Nebelgebilde auf.

Ich schrieb die ganze Erscheinung auf eine von der Krankheit zurückgebliebene übergrosse Reizbarkeit des Magens, verordnete den *Liq. Calc. muriat.* fünf mahl tags zu funfzehn Tropfen und innerhalb zweier Tage war die seltsame Erscheinung verschwunden, — der Burgemeister konnte wieder ohne kalt zu werden essen, was er wollte.

Hernach war ich doch in einer Stunde der Musse neugierig, ob meiner dunklen Erinnerung, etwas Aehnliches gelesen zu haben, Wirklichkeit zum Grunde liege, oder ob ich es mir bloss eingebildet. Nach manchem vergebenen Suchen wurde mir die Ueberzeugung, dass mein Gedächtniss mich nicht ganz getäuscht. Die alten Beobachtungen wichen aber darin von der meinen ab, dass die Leute nicht bloss gleich nach dem Essen kalt, sondern auch pulslos und kurz von Athem wurden. Der Unterschied kann jedoch darin liegen, dass sie eine ordentliche Mahlzeit hielten, und mein Burgemeister nur

ein klein wenig Hasen-, oder Kalbsbraten zu sich nahm. Jedenfalls ist es merkwürdig, dass die in den Magen gebrachten Speisen, ohne diesen nur im mindesten fühlbar anzugreifen, solche feindliche Einwirkung auf die Haut äussern können. *Pet. Bairo (Enchirid. Lib. II cap.* 9) siehet den Fall, den er erzählt, als selten an, denn er sagt: *Mihi, licet sim nunc senio confectus, solum bis in vita mea casus iste innotuit.* Er wird zu einem Edelmann gerufen, der den Zufall für äusserst gefährlich hält, weil einer seiner Verwandten angeblich an dem nämlichen Uebel gestorben sein sollte. Den eintretenden Arzt empfängt er gleich mit der Erklärung: *Ego non Vos vocavi ut sperem sanitatem recuperare, sed ne videar omnino vitam negligere. P. Bairo* bittet sich bei ihm zu Gaste, um die Erscheinung selbst zu beobachten. Sobald nun der Edelmann seine Mahlzeit gehalten, wird er eiskalt, sein Puls so zusammengezogen, dass er kaum zu fühlen ist, auch wird er zum Ersticken engbrüstig; das währt reichlich drei Stunden, und verschwindet dann allmählig. *P. Bairo* erinnert sich, dass *Galen* einen Fürsten von einem ähnlichen Uebel durch Pfeffer, Wein und einige äusserliche Schmierereien will befreit haben. Der Edelman muss also gleich dieses *Galenische* Mittel, eine Drachme gepulverten Pfeffer in Oblate gewickelt verschlucken und drei Unzen warmen Wein darauf trinken. (Gesalbt und gerieben war er schon früher.) Eine Stunde nachher speiset er, und siehe! der lästige Zufall erscheint nicht mehr. Der Verfasser schliesst die Geschichte mit folgenden Worten: *Testis sit mihi Deus, quod nunquam postea minimam partem sensit illius passionis, licet antea plus quam per mensem ea ordinarie post omnem cibationem infestaretur.* (Die Leser werden wol so wenig begreifen als ich, warum er hier Gott zum Zeugen anruft.) Den zweiten Fall hat er bei einer Frau beobachtet und eben so behandelt; er berührt ihn aber nur im Fluge.

*Philippus Salmuthus (Observ.* 9. *cent.* 2) hat bei der Frau eines Gelehrten ähnliche Zufälle gesehen. Der Gelehrte, den *Salmuth* die Beobachtungen des *P. Bairo* und des *Galen* lesen lässt, ruft in der Freude seines Herzens aus, die Zufälle seiner Gattinn seien von jenen Aerzten nicht bloss beschrieben, sondern lebendig gezeichnet. Pfeffer und Wein thaten dieser

Frau aber gar nicht gut, und obgleich die Kur mehre Tage hinter einander wiederholet wurde, so war doch alles vergebens. Es entstand Kolik, Zittern, grosse Geschwulst des Halses, Lähmung, und das Ende der Geschichte war der Tod.

Wenn ich hintennach alles reiflich erwäge, wird es doch wol am besten gewesen sein, dass ich dem Burgemeister salzsauren Kalk gegeben; denn da die *Galenische* Pfefferkur zwar einen Fürsten und Edelmann geheilet, der Ehefrau eines Gelehrten aber übel bekommen ist, so hätte sie vielleicht auch für den Burgemeister nicht gepasst.

Uebrigens hat der von *Galen* erzählte Fall, der den *P. Bairo* belehrte, was er zu thun habe, weder mit dem von ihm selbst, noch mit dem vom *Ph. Salmuth* beobachteten sonderliche Aehnlichkeit.

Manche ältere Aerzte hatten den Wahn, man müsse alles, was einem zu wissen noth thue, beim *Galen*, oder beim *Hippokrates* finden können. Es ist wol unverkennbar, dass *Galen* die von *Pet. Bairo* erwähnte unbedeutende Geschichte (*Lib. de Praecognitione cap.* 11) bloss geschrieben, um seiner hofmännischärztlichen Eitelkeit zu fröhnen. Der Kaiser *Marcus Aurelius* hat sich einmahl den Magen überladen, befindet sich etwas übel und frostig und sein Puls ist zusammengezogen. Zwei Aerzte hatten aus letztem Zufalle geschlossen, dass ein Fieber im Anzuge sei. *Galen* aber, der später den Puls untersucht, und der, wie er selbst behauptet, mit einem ausnehmend feinen Gefühle von der Natur begabt war, fühlt geich an dem Pulse, dass sich der Kaiser bloss den Magen überladen habe. Auf die Frage, was nun zu thun sei, antwortete er: Andern ehrlichen Leuten pflege er Pfeffer mit Wein zu geben; da aber die Aerzte fürstlichen Personen gemeinlich nur sichere und unschuldige Mittel riethen, so möge er sich bloss mit Nardenöl einreiben lassen. Der Kaiser befahl dem *Pitholaus*, den gegebenen Rath zur Ausführung zu bringen und entliess *Galen*. Nachdem er nun das Oel warm auf den Bauch gelegt, und sich die Füsse mit erwärmten Händen hatte warm reiben lassen, hat er auf guten Glauben den Pfeffer mit Sabinerwein verschluckt, und darauf zum *Pitholaus* gesagt: wir haben da wahrhaftig einen seltsamen Arzt aufgegabelt und zwar einen

recht geistreichen. Seine Majestät sollen auch nicht aufgehört haben, über *Galen* zu sprechen, und von ihm zu äussern geruhet: er sei der vortrefflichste Arzt und ein ausgezeichneter Philosoph. Mir scheint aber, da *Galen* vom Kaiser gleich nach dem gegebenen Pfefferrath entlassen war, so konnte er jenes Urtheil nur von den Hofleuten gehört haben; wie viel also wahr daran sein mag, müssen wir rathen. Eins brauche ich aber nicht zu rathen, weil ich es gewiss weiss: hätte der Kaiser *Galen* einen Esel genannt, wir würden die alberne Geschichte nicht zu lesen bekommen haben.

Von den übrigen Fällen der Gehirnbrechruhr, die mir im Herbste 1832 vorkamen, waren zwei bloss wegen des Alters der Befallenen bemerkenswerth, denn alte Leute vertragen solche mit reichlichen Ausleerungen verbundene, stark angreifende Krankheiten übel.

Ich wurde eines Morgens zu einer armen Frau gerufen, die, über achtzig Jahre alt, seit dem vorigen Tage an der Brechruhr gelitten. Sie erbrach alles, was sie in den Magen bekam; das Erbrechen geschah, wie ich selbst sah, ohne besondere Anstrengung, und die entleerte Flüssigkeit war nicht mit Galle gefärbt. Der Abgang, den ich aber nicht selbst sehen konnte, war, nach Aussage der Tochter, wie Wasser, weder schleimig, noch gelb, oder grün gefärbt. Die Alte klagte hauptsächlich über Schmerzen in den unteren Extremitäten. Diese Schmerzen mussten aber wol erträglich sein, denn ich sah nicht, dass sie sich ungeberdig anstellte. Hände und Gesicht fühlten sich kühl an, hatten aber nicht die den Ruhrtod verkündigende Kälte. Der Puls war schnell und klein, der Durst gross. Uebrigens war die Alte taumelig und schien sich in einem ganz gleichgültigen Gemüthszustande zu befinden. Ich gab ihr den oben bemerkten Trank aus *Natrum acet. Aq. nicot.* und *Gmm. arab.*, glaubte aber kaum, dass ich sie am andern Tage lebendig wiederfinden würde. Meine Befürchtung war jedoch ganz grundlos, denn da ich am andern Morgen hinkam, hörte ich, dass schon nach dem ersten Löffel Arzenei das Erbrechen aufgehört habe. Der Durchfall war jetzt auf wenige kothige Stühle zurückgebracht, und alle übrige

Zufälle so gebessert, dass eine zweite Portion des nämlichen Trankes die Kranke ganz wieder herstellte.

Eine sechs und siebzigjährige Bürgerfrau sah ich zuerst abends, da sie am nämlichen Nachmittage von der Krankheit ergriffen war. Nach Aussage ihrer Kinder war die durch Brechen und durch den Stuhlgang entleerte Flüssigkeit ganz wässerig, ich selbst habe sie nicht gesehen. Die Frau war aber sehr krank, ihr Puls schnell und voll, ihre Haut heiss und feucht, der Durst sehr gross. Ueber Schmerzen klagte sie gar nicht, ihr Kopf war ganz duselig. Ich gab ihr den nämlichen Trank, den ich den andern gegeben, und da ich am andern Morgen sie besuchen und geradezu in das hinten im Hause liegende Schlafzimmer gehen wollte, rief mich ihre Enkelinn mit der Bemerkung zurück, dass die Grossmutter sich wieder im Wohnzimmer befinde. Zu meiner Ueberraschung sah ich die Alte frei von Brechen, Durchfall und Fieber. Nach ihrer Behauptung fehlte ihr nichts mehr als Kräfte. Ich rieth ihr, zur Vorsicht noch eine Portion von dem verordneten Tranke zu nehmen.

Es möchten aber manche Leser denken, die beschriebene Ruhr sei bloss ein Urleiden der Därme, und nicht ein Urleiden des Gehirns, sie würde eben so gut, ja wol besser durch Mohnsaft als durch Tabakswasser und durch *Natron aceticum* zu heilen sein. Diesen Lesern zu Liebe will ich einen Fall aus früher Zeit erzählen, in welchem ich Mohnsaft reichte. Die Zahl des Jahres, worin er sich zutrug, habe ich vergessen *), die Sache selbst wird aber nie meinem Gedächtnisse entfallen. Ich habe oben gesagt, dass ich bis zum Jahre 1824 nur einen einzigen Fall beobachtet, in dem sich der *Morbus stationarius* mit der Ruhr vermischt habe. Der *Morbus stationarius* wurde damahls von uns Aerzten Nervenfieber genannt, und so viel ich jetzt die Sache einsehe, war es ein Fieber, welches von einem eigenen, mir aber damahls unbekannten Gehirnleiden abhing. Der Mann, dem ich zu helfen aufgefodert wurde, war in den besten Jahren und von kräftigem

*) Aus anderen Umständen kann ich schliessen, dass ich den Fall nothwendig zwischen den Jahren 1806 und 1814 muss behandelt haben.

Körperbau. Die Ruhr, woran er litt, schien mir, dem äusseren Ansehen nach, eine mässige, einfache Darmruhr ohne Erbrechen zu sein, mit der ich bald fertig werden würde. Ich verschrieb einen schleimigen Trank mit Opiumtinktur; innerhalb dreier Tage liess die Darmschnürung nach, und statt des blutigen, schrappseligen Abganges, erfolgte gelber dünnkothiger. Jetzt hätte sich die Krankheit von Tage zu Tage bessern müssen; allein das geschah leider nicht, der Kranke fing vielmehr an, irre zu reden, die Zunge wurde trocken, der Puls schneller und kleiner und die Bewegungen seines Körpers zitternd. Ich liess den Mohnsaft fahren, denn ich sah ein, dass ich es mit einer bloss symptomatischen Ruhr zu thun gehabt, und dass das Urleiden im Kopfe stecke. Da ich aber zu jener Zeit kein Heilmittel auf das Gehirn wusste, so musste ich dem Dinge seinen Lauf lassen und den Zauderer spielen. Wochen lang war der Kranke nun bald schlafsüchtig, bald irrsinnig, er lag sich durch, sein Hodensack wurde brandig, kurz, er durchging alle Grade des Elends, das man bei solchen bösen Fiebern kennen gelernt hat. Die Natur konnte dieses Gehirnleiden auch nur durch vollständige Erschöpfung der ganzen Körpermaschine heilen. Und wirklich war der Körper dieses Kranken bei dem sichtbaren Aufhören des Gehirnleidens so durchaus erschöpft, dass die besten und zweckmässigsten Speisen ihm nicht wieder zu Kräften verhelfen konnten, und dass ich mit Recht befürchten musste, er werde noch bei der Besserung aus Mangel der Ernährung verderben. Nur da ich ihn wie ein junges Kind, oder wie einen verhungerten Menschen behandelte, ihn bloss mit Milch erhalten liess, fing er wieder an aufzuleben.

Jetzt komme ich auf die Gehirnmastdarmruhr, das heisst, auf die, bei der ein Urleiden des Gehirns, oder Rückenmarkes, den Mastdarm also consensuell berührt, dass dieser sich zusammenziehet und keinen Koth durchlässt, wodurch denn, bei einer mehr oder minder grossen Neigung zum Abgehen, ruhrähnliche Entleerungen entstehen.

Diese Krankheit habe ich im Winter 1833 zum ersten Mahle in meinem Leben beobachtet; ich glaube aber, dass sie, wenn sie je landgängig werden sollte, den Aerzten viel

Kopfbrechen verursachen würde. Vorläufig bemerke ich, dass die Gehirnfieber, welche seit 1833 herrschten, leicht mit gastrischen consensuellen Leiden, und im Winter vorzüglich mit Leberleiden gepaaret waren, weshalb die Kranken auch häufig über Stiche des rechten Hypochondriums klagten. Der Harn war bei dem grössten Theile trübe, mehr oder minder dunkel gefärbt; klarer und hochgelber war zum wenigsten Ausnahme von der Regel. Die Veränderung des trüben in klaren, strohgelben, war das sicherste Zeichen der Besserung; übrigens war bei einigen Schmerz im Hinterkopfe, bei andern im Rücken, bei andern blosser Taumel oder Schläfrigkeit, und wieder bei andern starker ziehender Schmerz in den Füssen Begleiter dieses Gehirnleidens. Der Durst war bei den meisten Kranken gross, die Hitze mässig. Irrereden zeigte sich nie, als nur da, wo die Krankheit vernachlässiget oder verkannt war. Im Allgemeinen stand dieses Gehirnleiden unter der Heilgewalt des Tabakswassers. Je nachdem nun die consensuellen Leiden entweder Magen oder Leber ergriffen, beförderte ein Zusatz von *Natrum aceticum* oder von der Frauendistel, oder vom Brechnusswasser, auch wol von ein klein wenig Schellkrauttinktur die Heilung ungemein, ja man konnte dadurch dem Urwerden dieser consensuellen Leiden am besten vorbeugen. Mit krankhafter Gallenabsonderung hatte ich nur in höchst seltenen Fällen zu thun, und auch da war sie nur unbedeutend.

Ferner muss ich noch einer eigenen Seltsamkeit des besagten Winters gedenken. Es ist zwar nichts unerhörtes, dass ich einmahl mitten im Winter einen einzelnen Ruhrfall zu behandeln habe; aber vom Spätherbste 1832 bis zum Frühjahre 1833 hatte ich über zwanzig zu behandeln (den letzten bekam ich den 7. April). Diese Ruhren waren sämmtlich echte Mastdarmruhren, sie heilten sich bloss durch den kubischen Salpeter, in reichlicher Gabe gereicht, innerhalb vier Tage.

So waren nun die vorkommenden Krankheiten geartet, als im Januar einer meiner Bekannten seinen funfzehnjährigen, seit acht Tagen kranken Sohn, aus der Fremde nach Hause holte. Ich besuchte ihn noch am Abend seiner Ankunft. Er hatte starkes Fieber, klagte über Kopfschmerz, hatte, nach

seiner Aussage, anfänglich Schmerzen im rechten Hypochondrio gehabt. Jetzt hatte er aber Bauchschmerzen, starken Durst und angeblich Durchlauf. Welche Arzenei der Knabe in den acht Tagen genommen, konnte ich nicht gewahr werden, auch nicht, ob dort, wo er sich aufgehalten, eine besondere Krankheit herrsche. Es kam mir aber vor, als habe er eine eigene Aufgeregtheit des Gehirns, von der ich jedoch nicht wissen konnte, ob sie ein Zufall der Krankheit, oder durch die Reise verursacht, oder durch Arzeneimittel erkünstelt sei. Da ich keine bestimmte Erkenntniss der Natur dieser Krankheit hatte, aber doch vermuthete, dass alle Zufälle von einem Urleiden des Gehirns abhingen, verordnete ich einen Trank von *Natrum aceticum* und Tabakswasser.

Am folgenden Tage war alles unverändert. Aus dem Abgange der, weissschleimig, und kothlos, hinsichtlich seiner Consistenz das Mittel zwischen Syrup und Gallerte hielt, (am vorigen Abend hatte ich ihn nicht sehen können) schloss ich, dass eine Zusammenschnürung im Mastdarme vorhanden sei, und zwar in dem oberen Theile desselben. Ich glaubte also, mich in meiner vortägigen muthmasslichen Diagnose getäuscht zu haben, denkend, die ganze Krankheit sei eine einfache Mastdarmruhr, dergleichen ich schon mehre in diesem Winter behandelt. Ich gab bloss *Natrum nitricum* in reichlichen Gaben und liess damit drei Tage fortfahren. Die Sache wurde aber um kein Haar besser, im Gegentheil, die Stühle wurden häufiger, waren kothlos schleimig, und fingen an, etwas blutig zu werden. Stuhlzwang war nicht zu erkennen.

Jetzt versuchte ich, durch einen antagonistischen Reiz auf die Dünndärme die Zusammenschnürung des Mastdarmes zu heben. Allein, eine Abkochung von Sennesblättern mit Glaubersalz presste bloss etwas grün und gelb gefärbten gallertartigen Schleim durch die Zuschnürung des Mastdarmes, ohne diese zu lösen. Dabei wurde das ganze Befinden übler, es entstand Irrereden, die Nase blutete oft, aber nicht stark, die Sprache wurde undeutlich; übrigens blieben die Muskelkräfte, nach den Umständen, unverletzt und die Zunge rein und feucht.

Da der Junge von Kindheit an eine gelblich schmutzige Gesichtsfarbe gehabt, nach Aussage der Aeltern, früher von

Zeit zu Zeit über Schmerzen in der rechten Seite geklaget, ja beim ersten Anfange der Krankheit auch diese Schmerzen gehabt, so dachte ich an die Möglichkeit, dass die ganze Krankheit ein echtes Leberfieber sein könne. Der Harn war klar, strohgelb und sauer, also dem eines Gesunden vollkommen gleich. Zu jener Zeit, da ich herrschende Leberfieber, die mit Irrereden und einer eigenen, der Lähmung ähnlichen consensuellen Mastdarmaffektion begleitet waren, durch Schellkrauttinktur heilte, (ich habe sie im vorigen Kapitel beschrieben) hatte ich schon bemerkt, dass Leute, welche am schwersten von dieser Leberkrankheit angegriffen waren, eben solchen gesundheitsgleichen Harn ausleerten. Diese Erfahrung bestimmte mich, auch dem Kranken, von dem wir jetzt reden, lieber die Schellkrauttinktur als ein anderes Lebermittel zu geben. Ich gab sie ihm zu einem halben Skrupel innerhalb vierundzwanzig Stunden und zwar in stündlich getheilten Gaben. (Dass man sie bei Leberleiden, die mit consensuellen Darmleiden begleitet sind, nicht reichlich geben dürfe, habe ich schon früher gesagt).

Während ich acht Tage diese Leberkur fortsetzen liess, war nicht bloss mir, sondern auch den Aeltern die auffallende Veränderung der Gesichtsfarbe des Kranken merkwürdig; das von jeher schmutziggelbe Gesicht fing nämlich an zu bleichen. Leider hatte aber die Leberkur auf das ganze Befinden keinen günstigen Einfluss; denn ausser dass das Nasenbluten aufhörte, und dass gelbgefärbter, gallertartiger Schleim durch die Striktur des Mastdarmes gepresst wurde, verschlimmerte sich der ganze Zustand augenscheinlich. Da ich zuerst den gelbgefärbten Schleim abgehen sah, glaubte ich, auf meine Beobachtung der einfachen Ruhr mich stützend, nun werde bald kothiger Abgang erfolgen; ich hätte aber lange auf die Erscheinung desselben warten können. Das Irrereden vermehrte sich, wechselte mit Schlafsucht ab, jedoch erreichte es nie den Grad der vollkommnen Bewusstlosigkeit, denn der Knabe beschmutzte das Bett nicht, sondern gab es zu verstehen, wenn er Noth zum Abgehen hatte. Uebrigens wurde die Sprache so undeutlich, dass man ihn als wirklich sprachlos ansehen konnte. Dabei war die Zunge rein und feucht, ohne feurig

roth zu sein, und die Muskelkräfte hielten sich gut. Die Sprachlosigkeit war in diesem Falle nicht Folge der Bewusstlosigkeit, oder eines hohen Grades von Trockenheit der Zunge und der ganzen Mundhöhle, sondern eine eigene consensuelle Affektion der Zungenmuskeln, welche ich mehrmahls bei Gehirnfiebern, auch bei gastrischen beobachtet habe.

Ich wurde jetzt, nach dem vergebenen Doppelversuche der Heilung, wol gezwungen, meinen ersten, zu voreilig verworfenen Gedanken wieder aufzunehmen, dass nämlich das Ganze ein Urgehirnleiden sei, welches consensuell die Bauchorgane affizire, und da ich die Leber nicht ganz frei sprechen konnte, obgleich ich mich überzeugt, dass sie nicht das urergriffene Organ sei, so verordnete ich folgenden Trank.

*℞ Aquae nicotianae* ℥i *Tinct. chelidonii* ℈β *Aquae* ℥vii *Gmm. arab.* ℥β M. D. S. Stündlich einen Löffel.

Diese Arzenei verbesserte den Zustand ganz unverkennbar, das Irrereden wurde minder, der Durst liess nach, die Zahl der Stühle wurde weniger, aber die verzweifelte Zusammenziehung des Mastdarmes blieb wie sie gewesen. In Erwägung, dass ich das lange verkannte Gehirnleiden wol schwerlich so würde meistern können, als wenn ich es anfänglich nicht verkannt hätte, in Erwägung, dass der Versuch, das consensuelle Mastdarmleiden vor Heilung des Urleidens zu heben oder zu beschwichtigen, der Hauptkur nicht bloss keinen Eintrag thun, sondern sie vielmehr durch Entfernung eines lästigen, ermüdenden Zufalles erleichtern werde, und in Erwägung endlich, dass der Mastdarm ein Organ sei, in welchem das consensuelle Leiden nicht zum Urleiden werden, und dann selbst nach dem gehobenen Gehirnleiden noch fortbestehen könne, hielt ich es für zweckmässig, die Belladonna äusserlich zu versuchen. Ich verordnete eine Salbe von einer Drachme Schmalz und funfzehn Gran Belladonnaextrakt, und liess sie nach jeder Entleerung an den After einreiben. Dieses Mittel lös'te innerhalb zweier Tage die Constriktion des Mastdarmes. Erst hörte die Neigung zum Abgehen auf, dann wurde breiiger, natürlich braun gefärbter Koth entleeret. Ich hütete mich aber, das Einreiben jetzt auszusetzen, sondern liess es noch mehre Tage fortgebrauchen. Wäre nun die Zuschnürung des

Mastdarmes Zufall einer einfachen Mastdarmruhr gewesen, so würde der Kranke keiner Arzenei mehr bedurft haben. Hier war aber durch Beseitigung des consensuellen Mastdarmleidens das Urgehirnleiden nicht gehoben; dieses währte mit allmähliger, sichtlicher Abnahme, bei dem fortgesetzten Gebrauche des Trankes noch über zehn Tage. Die ganz augenscheinliche Besserung offenbarte sich dadurch, dass der Kranke über Tag wohl war, aber gegen Abend unruhig und heiss wurde, mit Beschleunigung und Erhebung des Pulses. Die Sprache kehrte bei der Besserung innerhalb eines Zeitraumes von vier Tagen zurück. Erst sprach der Knabe wieder einige Wörter deutlich, darauf mehre, endlich alle. Die Constriktion des Mastdarmes, sie mag consensuelle Affektion dieses Organs, oder das Vorwalten einer Affektion des Gesammtorganismus in diesem Organe sein, wird gar leicht zum Urleiden dieses Organs, und wenn sie nach der vollkommnen Genesung spät einen Rückfall macht, ist dieser, nach meiner Beobachtung, jederzeit ein blosses Urleiden des Mastdarmes und muss als solches behandelt werden. Diese Wahrheit, die ich schon lange bei der Ruhr gelernt hatte, bestätigte sich auch in dem erzählten Falle. Vier Wochen nach der Genesung, da der Knabe schon längst das Haus verlassen hatte, wurde ich abermahls zu ihm gerufen. Er hätte seit drei Tagen wieder eine Zusammenziehung des Mastdarmes gehabt, verlor den Appetit und war unlustig. Ich hiess ihm jetzt bloss fünfmahl tags die Belladonnasalbe an den After streichen; am anderen Tage bekam er gesundheitsgemässe Oeffnung, die Unlust verschwand und der Hunger kehrte wieder.

Uebrigens hat dieser Knabe, der von Kindheit an eine gelbschmutzige Gesichtsfarbe gehabt, durch die Krankheit eine gesunde Farbe bekommen.

Ich weiss über den erzählten Fall nichts Klügeres zu sagen, als dass bei der Genesung mehr das Glück als mein ärztlicher Verstand in Anschlag zu bringen ist. Hätte der Junge nicht ein so sehr zähes Leben gehabt, würde er ja gestorben sein, ehe ich einmahl zur richtigen Erkenntniss der Krankheit gekommen wäre. Es lässt sich über Krankheiten nicht bloss viel Gelehrtes, sondern auch viel Verständiges und

Wahres schreiben; aber leider führt uns die Wirklichkeit selbige zuweilen unter solch seltsamen, widrigen Umständen vor *), dass ein weit schärferer Verstand als mir die Natur verliehen dazu gehören würde, das Verständige und Wahre jedesmahl richtig auf den Einzelfall anzuwenden.

Zu der Zeit da der Knabe, dessen Krankengeschichte ich jetzt erzählt, in der Besserung begriffen war, wurde ich zu einem sechzigjährigen Bürger gerufen, der ausser periodischen Gichtanfällen allzeit gesund gewesen und keine Fehlerhaftigkeit irgend eines Organs hatte. Da er seit acht Tagen zwar das Bett gehütet, aber über keine schmerzhafte Zufälle geklagt, hatten seine Kinder es für überflüssig gehalten, ärztliche Hülfe zu suchen. Eine auffallende Veränderung in seinem ganzen Wesen war ihnen am achten verdächtig vorgekommen, und hatte sie bestimmt, mich zu rufen. Ich fand den Mann mit sehr schnellem kleinen Pulse, mässiger Wärme, ohne Durst, mit reiner, aber nicht feuriger Zunge. Er schlief beständig, war aber leicht zu wecken, und klagte dann über nichts, als über Mattigkeit. Eigentliche Verstandesverwirrung konnte ich nicht an ihm merken, aber wol eine ganz gleichgültige Gemüthsstimmung, welche von seiner gewöhnlichen so sehr abwich, dass gerade sie die Kinder bestimmt hatte, Hülfe zu suchen. Uebrigens wurde mir gesagt, dass er mehrmahls des Tages dünnen Abgang habe. Der Abgang war kothlos, schleimig mit Blut vermischt, aber nicht schrappselig. Ob bei der Entleerung Stuhlzwang war, konnte ich von dem Kranken nicht erfahren, weil sein Kopf nicht so bestellt war, dass er meine Frage begriff. Der Harn war wenig, etwas dunkler gefärbt als ein gesunder, und ganz trübe, wie er damahls gewöhnlich bei den Gehirnfiebern zu sein pflegte.

Ich erkannte diese Krankheit für ein Urleiden des Gehirns mit consensueller dysentrischer Mastdarmaffektion, und verschrieb gleich den Trank aus Tabakswasser und essigsaurem

*) Unter den widrigen Umständen ist wol nicht der geringste, dass ein an akutem Fieber Leidender uns von einem anderen Orte gebracht wird. Wer kann wissen, wie die Natur der dort herrschenden Krankheit ist? Hat er aber schon Arzenei gebraucht, die wir nicht kennen, so erschweret das die Erkenntniss noch vielmehr.

Natron, weil dieser in solchen Fällen wundervolle Dienste leistet. Innerhalb vierundzwanzig Stunden war die Schläfrigkeit verschwunden, und der sehr schnelle, kleine Puls zum gewöhnlich fieberhaften, unverdächtigen geworden. Nach dem zweiten Tage war das Befinden so verbessert, dass der Kranke sein gleichgültiges, dämisches Wesen ganz verloren hatte und seine Antworten für mich Werth haben konnten. Er versicherte mir jetzt, dass er keine Schmerzen fühle, auch nicht gefühlt habe, bloss taumelig sei er gewesen, und davon habe er auch noch einen Rest im Kopfe. Beim Abgehen fühle er kein Drängen und keinen Schmerz, aber es sei ihm so unbehaglich dabei zu Muthe, dass er dem Dinge keinen Namen geben könne. Da ich selbst einmahl zwei Tage lang eine solche Zuschnürung des Mastdarms gehabt, so weiss ich aus eigener Erfahrung, dass das widrige Gefühl, welches man bei der Entleerung hat, sich, wenn man es weder Stuhlzwang noch Schmerz nennen kann, sehr übel, oder vielmehr gar nicht beschreiben lässt.

Bei der augenscheinlichen Besserung des ganzen Befindens wurde aber die consensuelle Mastdarmstriktur nicht besser, und da diese den Kranken nöthigte, fünf-, sechsmahl in einer Nacht, ja wol noch öfter den Topf zu suchen, und dieses einen nachtheiligen Einfluss auf die Hauptkrankheit hätte haben können, so hielt ich es für unzweckmässig, abzuwarten, ob dieselbe mit dem Urgehirnleiden zugleich aufhören, oder nach gehobenem Gehirnleiden als Urmastdarmleiden fortbestehen werde. Ich verschrieb die Belladonnasalbe mit dem Bedeuten, sie nach jedesmahliger Ausleerung an den After zu streichen. Die Arzenei wurde aber dabei regelmässig eingenommen. Nach zwei Tagen hörte die Zusammenziehung des Mastdarmes auf und es erfolgte dicke, kothige Entleerung mit grosser Erleichterung des Kranken. Die fernere ungestörte Besserung geschah innerhalb vier Tagen, so, dass die ganze Kur einen Zeitraum von acht Tagen erfodert hatte. Mir scheint, wäre ich bei dem ersten Kranken so sicher in meiner Diagnose gewesen als bei diesem, ich hätte ihn auch wol in acht Tagen geheilt, vorausgesetzt, dass mir seine verdächtige Leber nicht einen Querstrich durch die Rechnung gemacht.

Kaum war dieser Bürger geheilt, so wurde ich zu einem Manne von 36 Jahren gerufen, der von jeher gesund gewesen. Er hatte mässig schnellen Puls, viel Durst, etwas Kopfweh, viel Schwindel, und eine solche Schläfrigkeit, dass er selbst auf dem Stuhle sitzend einschlief. Sein Blick war wie der eines Menschen, welcher am vorigen Tage tüchtig berauscht gewesen. Uebrigens klagte er über ziehende Schmerzen in den Füssen und über Uebelkeit; Magen und Hypochondrien waren aber frei von allen fremdartigen Gefühlen, der Harn sah trübe. Auf den Gebrauch des *Natri acetici* und des Tabakswassers besserte sich die Krankheit; den fünften Tag ging der Kranke wieder herum und kam auch, weil ihm die Zeit anfing lang zu werden, auf den Hausplatz. Am siebenten klagte er über etwas Stuhlzwang, hatte kothlose, bloss schleimige Entleerung, die röthlich, zuweilen wässerig war, und die ihm, wenn er im Bette Mahnung zum Abgehen spürte, weit schneller entlief als er im Stande war, das Nachtgeschirr zu kriegen oder auf den Leibstuhl zu gehen. Dabei fing er an, schauderig und unwohl zu werden. Ich liess den verordneten Trank, dessen er seit zwei Tagen nicht mehr bedürftig gewesen, wieder einnehmen und Belladonnasalbe an den After streichen. Das Unwohlsein und die Schauderigkeit verging in einem Tage, die Mastdarmzuschnürung in zweien, wo dann gleich consistenter Koth entleeret wurde und die ganze Sache abgethan war. Dass in diesem Falle die Mastdarmconstriktion erst bei der Besserung des Gehirnleidens sich zeigte, muss niemand befremden; ich erinnere nur an Zahnschmerzen, ja an die noch gemeineren, sehr heftigen Fussschmerzen, die bei akuten Gehirnleiden sich gerade bei der Besserung, bei dem gänzlichen Verschwinden des Kopfleidens am ersten äusseren. Bei solchen Zufällen ist es immer am sichersten, das Gehirnheilmittel, wenn man es der sichtbaren Besserung wegen schon bei Seite gesetzt, gleich wieder zur Hand zu nehmen, und sich nicht gutgläubig überreden zu lassen, die entstandenen Zufälle rühren von Erkältung, oder von anderen kleinen äusseren Einwirkungen her. Auch in dem erzählten Falle wollte die Gattinn des Kranken mir begreiflich machen, ihr Mann sei, trotz ihrer Abmahnung, auf den Hausplatz gelaufen und müsse dort durch Erkältung

die ruhrähnliche Mastdarmaffektion bekommen haben. Ich konnte zwar nicht geradezu diese Meinung verwerfen, hielt aber doch für sicherer, das Gehirnheilmittel aufs neue zu geben, weil zum wenigsten eben so wahrscheinlich war, das Urgehirnleiden sei noch nicht vollkommen getilgt, und die ruhrähnliche Mastdarmaffektion hange, als consensueller Zufall, von dem Reste des Gehirnleidens ab.

Doch, genug von diesem Gegenstande; ich mag vielleicht schon viel zu viel darüber gesprochen haben, hoffe aber, die Leser werden es mir zu gute halten.

Ich stelle jetzt die letzte Frage auf: Kann eine Ruhr als consensuelles Darmleiden von einem Urleiden der Leber oder Milz abhangen?

Was man über diesen Gegenstand in den Büchern findet, hat wenig Werth, denn theils muss man dabei die vorgefasste Meinung jedes Zeitalters in Anschlag bringen, theils, wie ich oben schon bemerkt, nicht vergessen, dass die Mastdarmruhr durch den antagonistischen Reiz der Laxirmittel kann gebändiget werden, dass also der, welcher von galligen Ruhrstoffen träumte, in der wohlthätigen Wirkung der Laxir- und Brechmittel die täuschendste Bestätigung seiner Meinung finden musste.

Eigene Erfahrung besitze ich nicht über diesen Gegenstand; so viel ich aber im allgemeinen den belebten Menschenleib kennen gelernt habe, muss ich glauben, dass eine consensuelle Leber- oder Milzruhr eben nicht zu den Dingen gehöre, die man leichtsinnig in das Reich der Fabeln verweisen dürfe.

Bei einem Urleiden der Leber, welches sich durch vermehrte Thätigkeit der Gallengänge und durch vermehrte Gallenabsonderung offenbaret, bei der auch die Galle eigenschaftlich verändert und gewöhnlich schärfer ist als im gesunden Zustande, wird nicht leicht eine ruhrähnliche Affektion des Mastdarms entstehen, sondern die scharfe Galle wird weit eher die Dünndärme zur vermehrten Bewegung prickeln und galligen Durchfall erregen, wie wir dieses auch bei dem gewöhnlichen Gallenfieber oft genug sehen. Aber bei dem entgegengesetzten Zustande des Galle absondernden Organs, der sich durch ver-

minderte Absonderung offenbaret, kann weit eher eine solche consensuelle dysenterische Mastdarmaffektion entstehen, zum wenigsten habe ich leise Mahnungen davon bei einem solchen Zustande der Leber mehr als einmahl bemerkt, und mich des Gedankens nicht erwehren können, dass das, was leise gemahnt, auch in Zukunft wol, grell hervorstechend, den Aerzten viel Kopfbrechen verursachen, und solche, welche gar zu grosse Wichtigkeit den nosologischen Formen beilegen, übel in die Irre führen könne. Es ist mir auch wahrscheinlich, dass bei einem Urleiden des inneren Gebildes der Leber, bei welchem die Gallengänge nicht erkennbar ergriffen sind, sich gar leicht eine dysenterische Mastdarmaffektion einfinden könne. Ich habe im vorigen Kapitel eine herrschende Leberkrankheit beschrieben, zu der sich ein Leiden des Mastdarmes gesellte, welches der Lähmung, oder der Gefühllosigkeit nahe verwandt war, denn den Kranken entlief der kothige, flüssige Abgang, ohne dass sie davon ein anderes Gefühl, als hintennach das der Nässe an den Schenkeln hatten. Ich meine also, dass sich zu einem solchen Urleberleiden eben so gut eine Zuschnürung des Mastdarmes, Stuhlzwang und ruhrähnliche Entleerung gesellen könne. Beide Zustände des Mastdarmes sind zum wenigsten nahe verwandt; bei der gewöhnlichen Darmruhr gehet zuweilen der eine in den andern über. Gleich nach dem ersten Aufhören der Constriktion des Mastdarmes nämlich, laufen die flüssigen, kothigen Stoffe ins Bett, nicht durch heftigen Drang herausgepresst, sondern weil der Mastdarm von dem Zustande der Zuschnürung in einen der Lähmung verwandten übergegangen ist, welchen letzten ich aber noch nie vierundzwanzig Stunden anhalten sah.

Jedenfalls ist es gut, dass man sich die Möglichkeit solcher consensuellen Ruhren denkt; man hat dadurch den Vortheil, dass man, wenn sie künftig einmahl erscheinen sollten, nicht so sehr davon überrascht wird, und weit eher Rath darauf finden wird, als wenn man sich nie die Möglichkeit gedacht hat*).

*) Da ich Obiges schrieb, hatte ich noch nie eine consensuelle, von einem Urleberleiden abhangende Ruhr beobachtet. Erst im Jahre 1836 ist mir der erste Fall dieser Art vorgekommen; ich habe desselben da erwähnt, wo ich von dem Safran als Leberheilmittel rede.

Nun zum Schlusse noch ein Wort von dem Mastdarme und von der Belladonna. Ich bin erst in neuer Zeit auf den Einfall gekommen, die Belladonna als äusserliches Heilmittel gegen die krankhafte Zusammenziehung des Mastdarmes zu gebrauchen. Ob ich durch einen neueren Schriftsteller dazu veranlasst bin, kann ich mit Wahrheit nicht sagen, denn man muss heut zu Tage, will man den jüngeren Kollegen nicht gar zu unwissend und albern erscheinen, so vielerlei gute Dinge durcheinander lesen, dass ein mehr als menschliches Gedächtniss dazu gehören würde, sich jeder Einzelheit bestimmt zu erinnern; zumahl da das Bücherlesen nicht, wie bei den Gelehrten, unser eigentliches Geschäft, sondern bloss unsere Erholung in Stunden der Musse ist. Der Gedanke, die Belladonna als Eigenheilmittel des Mastdarms anzuwenden, mag mir nun aber von einem neueren Schriftsteller mitgetheilt, oder in meinem eigenen Kopfe erzeugt sein, so wünschte ich doch wol, dass die Mittheilung oder die Erzeugung desselben etwas früher geschehen wäre. Ich würde in diesem Falle meinen Lesern den Gebrauch des Mittels ausführlich und bestimmt angeben können, da jetzt meine geringe und unvollkommne Erfahrung mir nur erlaubt, es als ein solches anzumerken, welches vorzüglich die Beachtung der Praktiker verdient.

Wer den erkrankten Menschenleib mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheile beobachtet hat, der wird nicht in Abrede stellen, dass sowol die consensuellen Leiden der Organe, als auch die Vorwaltungen der Affektionen des Gesammtorganismus in den Organen zu Urleiden der also ergriffenen Organe werden können. Die Organe unterscheiden sich aber, hinsichtlich ihrer Geneigtheit, die besagten Leiden zu Urleiden umzuwandeln, sehr von einander, und der Mastdarm ist ohne Zweifel dasjenige, welches zu dieser dynamischen Metamorphose die grösste Geneigtheit hat. Um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, enthalte ich mich hier aller beweisenden thatsächlichen Mittheilung, und erinnere nur an die aus jener Wahrheit unserem Verstande einleuchtende Nothwendigkeit eines guten Eigenheilmittels auf den Mastdarm. Besässen wir dieses, so könnten wir unwidersprechlich die antagonistische Laxirkur,

welche doch auch ihre Ungemächlichkeit hat, ganz entbehren. Ich bitte also diejenigen meiner Leser, welche früher oder später vertraute Bekanntschaft mit der Mastdarmruhr machen möchten, ihr Augenmerk vorzüglich auf diesen Gegenstand zu richten.

*Hepatitis.* Ich kann nicht mit vollkommner Ueberzeugung behaupten, den kubischen Salpeter je gegen echte Leberentzündung gebraucht zu haben, denn diese Krankheit ist selten, und böse zu erkennen. Die Zeichen derselben, welche die ältesten Schriftsteller angeben, als *Hippocrates*, *(lib. de intern. affect.* §. *II.) Aretaeus, (lib. II. de morb. acut. cap. VII.) Celsus, (lib. IV. cap. VII.) Alexander Trall., (lib. VIII. cap. I.)* sind höchst unsicher; und was die neueren Schriftsteller betrifft, welche mir zu Gesichte gekommen, so passt auf selbige, was *F. Hoffmann* im Jahre 1721 in seiner Dissertation: *De hepatis Inflammatione vera rarissima, spuria frequentissima* sagt: *Quae vero recentiores de hepatis inflammatione scripserunt, nolumus ob evitandam prolixitatem hic inserere; illud tamen meminisse suffecerit, ex veterum monumentis, quae habent, maxime transscripta esse, neque ullum fere, quodsciam, recte exponere, quomodo vera inflammatio jecoris cognosci et distingui debeat.*

Nun, das liegt wol in der Natur der Sache selbst; denn abgesehen von der Lage dieses Eingeweides und von dem Consens, welcher zwischen demselben, dem Brustkasten, dem Zwerchfelle und den Lungen Statt hat, welches Doppelhinderniss der Erkenntniss, die Unmöglichkeit, sichere Zeichen der Leberentzündung anzugeben, augenscheinlich macht, konnten ja die Neueren, weil nach *Hoffmanns* Erfahrung die *Hepatitis* sehr selten ist, sie auch nur sehr selten zu sehen bekommen, mithin sie nach eigener Beobachtung auch nur unvollkommen beschreiben. Da selbige nun aber in den speciellen Heillehren, der Vollständigkeit solcher Bücher wegen, nothwendig musste beschrieben werden, so konnten neuere Aerzte die Beschreibung nur von den Alten entlehnen, und wenn diese unvollkommen und den Praktikern ungenügend geschrieben, so wäre es ein wahres Wunder, wenn jene es besser gemacht hätten. Eins

folgt hier nothwendig aus dem andern; man muss von seinem Zeitalter keine physische Unmöglichkeiten heischen *).

Zufälle weiblicher Körper. In falschen Wehen der Kreissenden habe ich den kubischen Salpeter mit grossem Nutzen gebraucht. Jedenfalls befinden sich die Kindbetterinnen besser, wenn man die falschen Wehen durch kubischen Sal-

---

*) Zusatz vom Jahre 1836.

Wenn ich gleich billig genug bin, von meinen Zeitgenossen keine physische Unmöglichkeiten zu verlangen, so gefällt es mir doch nur halb, dass ich sie nach physischen Unmöglichkeiten haschen sehe. Leider passen die Zufälle, die man heutigen Tages als Zeichen der *Hepatitis* angibt, auf gar manche akute Lebererkrankungen, die einzig durch ein zweckmässiges, in kleinen Gaben gereichtes Lebermittel bald und sichtbar gehoben werden; also doch unmöglich eine in der Leber vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus sein können. Schriftsteller, die da behaupten, die *Hepatitis* komme häufiger vor, als man früher gemeint, müssen entweder wenig mit ernsthaften akuten Urleiden der Leber zu thun gehabt haben, also nicht befähiget gewesen sein, durch Vergleichung vieler und mehrartiger Fälle ihre irrige Meinung zu berichtigen; oder sie haben keine gute *Hepatica* gekannt, oder wenn sie selbige gekannt, haben sie sie in zu starker Gabe angewendet. Ein schmerzhaftes Urleberleiden kann durch, an sich mässige, aber für den Einzelfall unpassliche Gaben, selbst des zur Zeit helfenden Lebermittels, unglaublich gesteigert werden. Da ist es denn sehr zu entschuldigen, dass ein Arzt, der auf diese Eigenheit des erkrankten Menschenleibes nie geachtet hat, sich einbildet, er habe es mit einer heftigen Entzündung der Leber zu thun. Das jetzt laufende Jahr ist reich an akuten Lebererkrankungen gewesen, die gar nicht selten der *Hepatitis* so ähnlich sahen, dass es ganz unmöglich war, sie von derselben zu unterscheiden. Die einfache Heilung bewies aber unwidersprechlich, dass der Gesammtorganismus, bloss consensuell aufgeregt, sich in dem Indifferenzstande befinde, denn einzig durch mildes Einwirken auf das urerkrankte Organ heilte ich sichtbar und bald. Die Tinktur des Frauendistelsamens war vom Anfange des Jahres bis ungefähr zum Junius das sicherste Heilmittel. Da man in Fällen, wo man von kleinen Gaben Arzenei das Heil erwartet, den wenigsten Kranken das Tröpfeln überlassen darf, so brachte ich die Tinktur in folgenden Trank: ℞ *Gummi Tragacanthae* ℈ i *Solve in aquae* ℥ viii *adde Tinct. Sem. Cardui Mariae* ʒ i *ds.* Stündlich einen Löffel. Die Heilung erfolgte mit regelmässig fortschreitender Besserung innerhalb drei bis sechs Tage. Die erste, dem Arzte sichtbare und dem Kranken fühlbare Wirkung der Arzenei zeigte sich gewöhnlich schon nach dem ersten Tage des Arzeneigebrauches durch Verminderung der Aufregung des Gefässsystemes, des Kopfschmerzes, des beängstigenden Gefühls im Brustkasten, und durch Unblutigwerden des Auswurfes.

peter, als wenn man sie durch Mohnsaft beschwichtiget; letztes ist gut, hat aber auch sein Hinderliches.

Beim Milchfieber, gegen welches man in kleinen Städten, wo die Leute nicht gern ohne Noth arzeneien, nur dann verordnet, wenn es durch seine aussergewöhnliche Stärke verdächtig wird, leistet der kubische Salpeter alles, was man billigerweise verlangen kann. Ich erinnere aber hier nochmals an das, was ich im vorigen Kapitel gesagt, dass nämlich manche während der Schwangerschaft erworbene chronische Krankheiten der Bauchorgane durch das Milchfieber aufgeregt werden, in welchen Fällen man es also nicht mit einem Milchfieber, sondern mit einem Leber-, oder Milzfieber u. s. w. zu thun hat, gegen welche der kubische Salpeter wenig oder auch gar nicht nutzen wird, indem solche Fieber nur durch Heilung des urerkrankten Organs können gehoben werden.

Gegen mancherlei Zufälle, mit denen junge vollsaftige Mädchen zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit zu kämpfen haben, fand ich häufig den kubischen Salpeter weit heilsamer als alle andere Mittel. Ich will aber durch diese Aeusserung keinesweges behaupten, dass solche Zufälle unbedingt immer unter der Heilgewalt dieses Mittels ständen. Zuweilen heben sie sich besser durch Eisen, zuweilen durch Kupfer, und in manchen Fällen durch Eigenheilmittel auf die Gebärmutter. Da, wo sie aber salpetrischer Natur sind, kann das Misskennen dieser Artung, das Reichen sogenannter stärkender Arzeneien, das Durchmachen der antispasmodischen Schule, die Mädchen ganz herunterbringen.

Kinderpocken. Ob es gleich unweise erscheinen möchte, in unseren Tagen, wo die Pocken wahrscheinlich durch die Vaccine auf die Dauer ganz werden verbannt werden, noch ein Wort von ihrer Behandlung zu sagen, so glaube ich doch, dass wir, um die Heilwirkung einer Arzenei auf den erkrankten

---

Kurz, die ganze Kur war nicht ein sogenanntes Behandeln, sondern ein wahrhaftig sichtbares Heilen durch den Frauendistelsamen. — Solche und ähnliche Erfahrungen bestimmen mich, *F. Hoffmanns* Meinung zu sein, dass die scheinbare *Hepatitis* sehr häufig, die wahre sehr selten vorkomme. Dass man aber die falsche von der wahren durch bestimmte Zeichen unterscheiden könne, halte ich für unwahr, ja für physisch unmöglich.

Menschenleib zu erforschen, auch solche Beobachtungen anmerken müssen, welche uns gerade nicht mehr zum täglichen Gebrauche dienen können.

Im Jahre 1817 machten die Pocken Miene, ihre alte Herrschaft zu erneuern, wurden aber durch die gar zu geringe Zahl der empfänglichen Körper daran behindert. Damals mochte in hiesiger Stadt, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, ein halbes Dutzend Menschen daran erkranken, von denen zwei erfolglos und vier gar nicht vaccinirt waren. Ein Kind der ersten Art, ein vierjähriges Mädchen armer Leute, litt am hitzigen Fieber, da ich zu ihm gerufen wurde, und zwar seit dem vorigen Tage. Ich konnte unmöglich wissen, dass es die Pocken bekommen würde, weil ich aber das Fieber für eine salpetrische Affektion des Gesammtorganismus hielt, gab ich den kubischen Salpeter. An der Temperatur des Zimmers konnte ich nichts meistern; die Leute waren blutarm, mussten in dem einzigen Zimmer, welches sie inne hatten, kochen, und es war also darin, wie gewöhnlich in solchen Hütten, verdammt heiss. Der kubische Salpeter minderte aber das Fieber gleich so merklich, dass das Kind so munter wurde, als es bei einem bedeutend beschwichtigten, aber noch nicht gehobenen Fieber sein konnte, und dass ich, hinsichtlich der Richtigkeit der Diagnose keinen Zweifel mehr hatte. Wie wurde ich überrascht, da ich am vierten Tage die Pocken, meine alten Bekannten ausbrechen sah. Sie standen so einzeln, wie früher die eingeimpften bei der sorgfältigen Beobachtung eines kühlen Verhaltens zu stehen pflegten; der Verlauf war so mild, dass diese furchtbare Krankheit zur unbedeutenden wurde. Einem Medizinalbeamten, der damahls die Gegend gerade der Pocken wegen bereis'te, zeigte ich dieses Kind, und machte ihn auf die ungünstigen äusseren Einwirkungen aufmerksam, denen es während des Ausbruchfiebers ausgesetzt gewesen war; er hatte aber keinen Sinn für solche Beobachtungen, ja die äusseren Schädlichkeiten, die in der Hütte ziemlich merkbar waren, schienen feindlicher auf ihn als auf das Pockenkind zu wirken, denn unlustig, sich mit mir über diesen Gegenstand zu besprechen, verliess er eiligst die Hütte. Bald sollte mir aber der Anblick eines Falles werden,

desgleichen ich in zwei früheren Pockenepidemien noch nie gesehen. Der Gehülfe eines hiesigen Sattlers, ein dreissigjähriger, starker, nicht vaccinirter Mann, der aus der Fremde hierhin gekommen, fühlt sich krank, denkt nicht an Pocken, verschluckt eine gute Portion gestossenen Pfeffer mit einem halben Schoppen Branntwein, und bettet sich hinter den Ofen. Ich wurde zu ihm gerufen, da der Ausbruch der Pocken am ganzen Leibe ihn und seine Hausleute von der Natur der Krankheit überzeugt hatte. Nun habe ich in meinem Leben die Pocken schon so heftig hervorkommen sehen, dass die Kinder bei der Eiterung die Nägel von Händen und Füssen verloren, aber alles, was ich je in dieser Art gesehen, blieb weit, weit hinter diesem Fall. Nicht bloss das Gesicht und die Extremitäten, sondern selbst der ganze Rumpf war so dicht mit Pocken besäet, dass man nirgend einen Fleck gesunde, unbepockte Oberhaut finden konnte. Vorausgesetzt, dass Ober- und Schleimhaut nicht ganz überflüssige Organe sind, musste man diesen Fall gleich als einen tödtlichen ansehen. Wäre die Eiterung möglich gewesen, so hätte sich die Haut des ganzen Körpers in eine einzige Pocke verwandeln müssen. Da aber die Natur eine solche gänzliche Zerstörung der Ober- und Schleimhaut wol nicht ertragen kann, so hielt ich für das Beste, den katholischen Kristen mit den Sakramenten der Sterbenden versehen zu lassen. Es war auch Zeit, denn das Hinderniss beim Schlingen und der Speichelfluss, welche sich schon einstellten, nahmen von Stunde zu Stunde zu; in der nächsten Nacht steigerten sich die Leiden des Kranken auf das höchste, und am folgenden Tage vormittags starb er.

Der Tod dieses Menschen, der ein Fremder war, brachte an sich wol kein Leid in diese Familie; aber die Krankheit, an welcher er gestorben, verursachte grosse Besorgniss. Die junge, wirklich hübsche Frau des Meisters gehörte zu den wenigen in hiesiger Stadt, deren Aeltern die Vaccine verschmähet hatten, und die, zur Mündigkeit gelangt, durch das vieljährige Nichterscheinen der epidemischen Menschenpocken in thörichte Sicherheit eingewiegt, das Vacciniren für überflüssig gehalten. Jetzt war aber grosse Noth im Hause. Die Frau, durch den scheusslichen Anblick der tödtlichen Krank-

heit aufgeschreckt, fürchtete, wo nicht gerade den Tod, doch eine unliebliche Verwandlung ihres glatten Gesichtes, und der Meister, der wol besser wissen mochte als ich, dass dieses glatte Gesicht ihr bester Mahlschatz gewesen, machte eine sauersüsse Miene dazu, und schaute auf mich, als müsse ich nothwendig in dieser Bedrängniss Rath schaffen. Ich spielte jetzt einmahl die Rolle des recht frechen Charlatans. Dreist sagte ich der Frau, wenn sie treu meine Vorschrift befolgen wolle, werde sie weder sterben noch blatternarbig werden. Ich kenne eine geheime Arzenei, welche diese abscheuliche Krankheit in eine so äusserst milde verwandle, dass es kaum der Mühe werth sei, ein Wort darüber zu verlieren, geschweige denn, sich zu grämen oder sich bange zu machen.

Ob ich nun Wort halten würde, konnte ich wol so ganz sicher nicht wissen, denn ein paar Fälle, in denen bei dem Gebrauche des kubischen Salpeters im ersten Zeitraume das Fieber sehr gemässiget und der Ausbruch sehr unbedeutend geworden war, konnten an sich leichte Fälle gewesen sein, und wären vielleicht auch ohne den kubischen Salpeter so gemächlich verlaufen. Ja, hätte ich auch diese Erfahrung bei zwanzig Kranken gemacht, so würde mich das noch nicht zu solch dreistem Versprechen berechtiget haben. Wir müssen aber so manchem unheilbaren Lungensüchtigen aus kristlicher Liebe etwas vorlügen, also konnte ich auch wol einmahl zur Gemüthsberuhigung der jungen Frau mich etwas ruhmredig geberden. Jedenfalls hatte ich weit mehr Aussicht, mein Versprechen zu halten, als ich je bei Lungensüchtigen gehabt habe.

Ich verschrieb nun eine Auflösung von einer halben Unze Salpeter in acht Unzen Wasser, mit der Weisung, sobald sich die erste Spur des Unwohlseins zeige, gleich das Rezept bereiten zu lassen, und stündlich, Tag und Nacht durch, einen Löffel voll zu nehmen. Dass ich das Rezept gleich bei den Leuten niederlegte geschah deshalb, dass, wenn ich bei dem ersten Ausbruche des Pockenfiebers vielleicht ausser der Stadt beschäftigt sein möchte, auch nicht ein halber Tag, ja keine Stunde unbenutzt verloren ginge.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem Tode des Gehülfen

wurde die Frau von lebhaftem Fieber ergriffen. Ich besuchte sie auf diese Nachricht gleich und fand sie schon am Arzeneien. Da es ihre Weise war, zur Winterzeit unter zwei Decken zu schlafen, so liess ich sie bei dieser Weise; das Feuer im Ofen durfte aber nur so mässig unterhalten werden, dass sie sich behaglich dabei fühlte. Bei dieser Behandlung hielt sich das Ausbruchsfieber auf einem solchen Grade, dass ein sehr gelinder Ausbruch zu vermuthen war; und wirklich kamen auch die Pocken zur gehörigen Zeit in so geringer Zahl zum Vorschein, dass mit dieser Krisis die ganze Krankheit als abgethan zu betrachten war, denn die geringe Aufregung im Organismus, welche die Eiterung der wenigen Pocken verursachte, war wirklich kaum der Rede werth.

Nun kriegte ich aber gleich darauf einen Fall zu behandlen, der für mich weit belehrender war, wiewol ich bei diesem nicht, wie bei jenem, viel versprechen konnte. Der Bruder der vorigen Kranken, ein sechsunddreissigjähriger Mann, der wahrscheinlich in dem Hause des Sattlers angesteckt war, und zwar von seiner Schwester, (wäre er von dem Gehülfen angesteckt, hätte er viel früher erkranken müssen) war, da ich zu ihm gerufen wurde, schon bis auf den Punkt gekommen, dass die Pocken im Gesichte ausbrachen und dass man sich von der überreichlichen Zahl derselben überzeugen konnte. Auf den Extremitäten und dem Rumpfe konnte ich aber den Ausbruch noch nicht gewahren. Das Fieber war ungeheuer heftig. Der Kranke lag unter einem Federdeckbette, und der Ofen war gut geheizt. Ich liess gleich das Deckbett mit einer einfachen wollenen Decke vertauschen, das Feuer aus dem Ofen nehmen und den Kranken stündlich einen Löffel voll von einem achtunzigen Tranke nehmen, der eine ganze Unze kubischen Salpeter enthielt. Begreiflich konnte ich durch diese Anordnung die im Ausbruche begriffenen Pocken nicht zurückdrängen; aber die Heftigkeit des Fiebers wurde so dadurch gemässiget, und der Ausbruch der Pocken am Rumpfe und den Extremitäten so dadurch gemindert, dass ich noch nie ein solch Missverhältniss zwischen der Pockenzahl des Gesichtes und der des übrigen Körpers gesehen habe. Dass aber, da ich den Ausbruch im Gesichte nicht hatte mässigen können, starke Geschwulst des

Kopfes und starkes Eiterungsfieber eintrat, liegt wol in der Natur der Sache selbst. Ich gab auch in dieser Periode bloss kubischen Salpeter, jedoch in halber Gabe, und hatte das Vergnügen, die ganze Krankheit, die bei meinem ersten Besuche eine sehr bedenkliche zu werden drohete, nach den Umständen mild und rasch verlaufen zu sehen. Dass ich aber die bekannten Vorsichtsmassregeln zur Verhütung der Blatternachwehen in diesem Falle nicht ausser Acht liess, werden die Leser auch wol ohne Versicherung glauben.

Ich sehe vorher, dass meinen jüngeren Amtsbrüdern, die nicht, wie wir ältere, Pockenepidemien erlebt haben, die erzählte Geschichte wenig bemerkenswerth scheinen wird; mir selbst ist sie aber, hinsichtlich der Wirkung des kubischen Salpeters, weit merkwürdiger gewesen, als zwanzig Fälle sein würden, in denen ich das Mittel gleich beim ersten Eintritt des Ausbruchfiebers gegeben hätte.

So viel ich die Wirkung des besprochenen Mittels kennen gelernt, muss ich des Glaubens sein, dass, wäre nicht zum Glücke der Menschheit die Vaccine entdeckt, es die beste Hülfe gegen die abscheuliche Pockenseuche sein würde; ja der Himmel weiss, was es leisten möchte, wenn man es den Angesteckten noch vor Eintritt des Fiebers reichte. Ich habe darüber keine Versuche machen können, weil es mir an Gelegenheit gefehlet; sie würden aber auf jeden Fall interessant, und für diejenigen, an welchen sie gemacht würden, ganz gefahrlos sein. Dass das Ausbruchfieber die Vermehrung des in den Körper gebrachten Pockengiftes durch einen uns wenig bekannten Naturprozess befördert, dass wir durch Beschwichtigung des Fiebers diesen Vermehrungsprozess mehr oder minder unterbrechen und dadurch die ganze Krankheit zu einer milden umwandeln können, hat uns die Erfahrung gelehret; allein von dem geheimen Giftvermehrungsprozesse, der von der Zeit der Ansteckung bis zum Ausbruche des Fiebers Statt hat, wissen wir gar nichts. Möglich ist es; dass wir durch den Gebrauch des kubischen Salpeters jenen stillen Prozess, wo nicht ganz aufheben, doch ins Stocken bringen können. Impfärzte der Menschenpocken gaben in dem Zeitraume zwischen der Impfung und dem Eintritte des Fiebers von Zeit zu Zeit Queck-

silber, weil sie sich einbildeten, das Quecksilber sei eine Art von Gegengift. Abgesehen von dieser Meinung, welche auch nie unter den Aerzten allgemein geworden, muss man wol bedenken, dass, wenn das Quecksilber, vor dem Fieber gereicht, wirklich die Pockenkrankheit milder gemacht hat, welches aber, wegen der beim wirklichen Eintritte des Fiebers angewandten Hülfen, noch sehr problematisch sein möchte, dieses Milderwerden der Pocken mit weit mehr Wahrscheinlichkeit der dem Salpeter verwandten Heilwirkung als einer gegengiftischen Eigenschaft des Quecksilbers zuzuschreiben ist; dass man also vom kubischen Salpeter noch weit mehr für jenen Zweck erwarten könne.

Es verstehet sich aber von selbst, dass ich den kubischen Salpeter nicht als ein Specificum gegen die Pocken anpreise. Er ist bloss ein Universalmittel gegen eine Affektion des Gesammtorganismus, welche sehr häufig durch das Pockengift verursacht wird. Niemand kann aber behaupten, dass nothwendig eine und die nämliche Affektion des Gesammtorganismus jederzeit durch das Pockengift müsse hervorgebracht werden, mithin würde die Behauptung, dass der kubische Salpeter jederzeit in dieser Krankheit Heilmittel sei, sich schon dem gesunden Verstande (abgesehen von aller Erfahrung) als ganz unstatthaft darstellen.

Die Vaccine hat sich bis jetzt in meinem engeren Wirkungskreise (denn von diesem kann ich nur mit Bestimmtheit sprechen) als ein treffliches Schutzmittel gegen die Pockenkrankheit bewähret. Die gegentheiligen Beobachtungen anderer Aerzte haben mich aber bestimmt, das Wiederholen der Impfung den Leuten anzurathen. Es hat hier so gut wie in anderen Orten Menschen gegeben, die von Zeit zu Zeit das Erscheinen der Menschenpocken ausgeschrien. So oft ich aber die Sache untersuchte, ergab es sich, dass es falsche Pocken waren, die selbst ein Einfältiger von den wahren unterscheiden konnte, wenn auch nicht immer ganz deutlich durch das äussere Ansehen, doch um so deutlicher und ungezweifelter durch den Verlauf. Ob aber falsche Pocken erscheinen können, welche auch hinsichtlich des Verlaufes grosse Aehnlichkeit mit den

wahren haben, das ist eine Frage, welche ich weit eher mit ja als mit nein zu beantworten geneigt wäre. Da ich in neuer Zeit manches von falschen Menschenpocken lese, denen man verschiedene Namen beilegt, so wird es wol nicht übel gethan sein, dass ich einmahl zwei dahin einschlagende Fälle erzähle, die sich vor Erfindung der Vaccine zutrugen. Ich kann sie aber nicht genauer angeben, als mich die Umstände, unter denen ich sie beobachtete, dazu befähiget haben.

Der Oberamtmann L** zu C**, ein sehr verständiger und unterrichteter Mann, war, ich weiss nicht durch welche Umstände veranlasst, sehr gegen das Impfen eingenommen. Bei einer Pockenepidemie sind in dem Hause seines nächsten Nachbars gutartige Pocken; er schickt seine drei Kinder absichtlich hin, damit sie möchten angesteckt werden. Ungefähr vierzehn Tage nach diesem Besuche werden sie krank und bekommen die Pocken in mässigem Grade. Sein Hausarzt, mein Vorgänger, der Dr. *Curtius*, ein Mann, der gute medizinische Kenntnisse und viel Verstand besass, von dem meine Leser noch eine gekrönte Preisschrift über die Schwindsucht in der Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte finden können, war damahls an einem Fussgeschwüre bettlägerig, konnte also die, eine Wegstunde entfernten Pockenkinder nicht selbst sehen. Der Oberamtmann schickt sie aber, sobald sie genesen sind, zu ihm, damit er sie über alles ausfragen könne. Nachdem er von den Kindern und beiden Aeltern Alles hinsichtlich des Verlaufes der Krankheit genau erforscht, erklärt er, es sei nicht zu zweifeln, dass die Kinder die echten Pocken wirklich gehabt. Da die des Bauers, von denen sie angesteckt waren, nie die Pocken weiter bekommen haben, auch nach Entdeckung der Vaccine nicht geimpft sind, so muss ich noch jetzt anerkennen, dass mein Vorgänger nach wahrscheinlichen Gründen nicht anders habe urtheilen können.

Im Jahre 1800 besuchte den Oberamtmann sein Schwager und brachte ein Söhnchen mit; dieses wurde krank, und bekam die Pocken, welche damahls nicht in der Gegend herrschten. Ich wurde hingerufen, und hörte jetzt von dem Hausherren das, was ich eben dem Leser erzählt habe. Weil sein jüngstes

Kind noch nicht geboren gewesen, da die drei älteren die Pocken gehabt, so konnte dieses auch nur jetzt erkranken. Aber was geschah? Nicht bloss das jüngste Kind, sondern alle vier bekamen die wahren echten Pocken, und an der Echtheit derselben hätte selbst der grösste Zweifler nicht zweifeln können.

Einen noch weit seltsameren Fall beobachtete ich ein paar Jahre nachher. Hier in der Stadt herrschten die Pocken, waren aber nicht bösartig, mithin riefen ehrbare Bürger den Arzt nicht anders, als wenn aussergewöhnliche Zufälle sie besorgt machten. (Die alberne heisse Behandlung war von meinem Vorgänger schon aus der Mode gebracht.) In dem Hause eines wohlhabenden Bürgers bekamen alle Kinder die Pocken; nach überstandener Kraukheit rief man mich zu dem jüngsten. Die einzeln stehenden rothen Flecken zeugten von guten, nicht zu häufigen Pocken. Zwischen zwei Rippen bildete sich eine kleine Geschwulst, in der schon Fluktuation zu unterscheiden war; das Kind hatte starkes Fieber, war sehr krank, und nach Aussage der Aeltern, seit zwei Tagen in diesem Zustande. Ich konnte dieses Fieber für kein anderes halten, als für ein Folgefieber der überstandenen Pocken, zumahl, da sich schon ein kleiner Abszess bildete, welche *Crisis secundaria* bei versäumter zeitiger Anwenduug der Laxirmittel nicht selten nach den Pocken eintrat. Ich behandelte die Sache nach dieser Ansicht und hatte nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit meiner Diagnose. Am folgenden Morgen besuchte ich das Kind zum zweiten Mahle und sah jetzt etwas, das mich ganz in Erstaunen setzte, nämlich — den Ausbruch der wirklichen Pocken. Diese waren gutartig und hatten einen ganz regelmässigen Verlauf. Dass aber die anderen Kinder die echten Pocken gehabt hatten, daran war kein Zweifel; denn sie wurden jetzt nicht angesteckt, und sind auch in der Folge ohne vaccinirt zu sein frei geblieben, ja einer der Söhne trägt noch jetzt als Mann die unverkennbaren Spuren einer recht ungemächlichen Pockenkrankheit in seinem Gesichte.

Wir Praktiker müssen fast immer nach wahrscheinlichen Gründen urtheilen und handlen: das Allerunwahrscheinlichste

ist aber zuweilen wahr und das Allerwahrscheinlichste unwahr *).

Masern. Diese sind für mich eine unbekannte Krankheit. So viel weiss ich wol, sie sind nicht eine in der Haut vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, denn sie stehen nicht unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters, oder der zwei anderen Universalmittel. Durch den Salpeter kann man nicht im ersten Stadio das Fieber beschwichtigen, und, wie bei den Pocken, den Ausschlag minder machen. Dieser ist auch keine kritische Ausleerung; denn wäre er das, so müsste nach dem Ausbruche das Fieber bedeutend nachlassen, oder ganz verschwinden. Das ist aber nicht so; im Gegentheil, die Kinder sind oft genug kränker nach, als vor dem Ausbruche.

Möglich ist diese Krankheit, die, wenn sie nicht ungewöhnlich böse erscheint, der Kunsthülfe nicht bedarf, und bei der, wenn sie wirklich bösartig ist, die Kunst auch sehr wenig vermag, ein eigenes Urleiden der Haut, so, dass das Fieber und die begleitenden bekannten Zufälle als blosse consensuelle Leiden angesehen werden müssen. Ich habe aber bis jetzt keine Versuche darüber gemacht, kann also nur bloss diesen Gedanken hinwerfen, ohne für die Wahrscheinlichkeit desselben Gründe anzuführen, welche ohnedies den grössten Theil der Leser langweilen würden. Sobald aber einmahl wieder gewöhnliche, gutartige Masern erscheinen, werde ich versuchen, ob ich dieselbe nicht milder machen und bedeutend abkürzen kann. Kann ich letztes nicht, so habe ich auch kein Heilmittel gefunden. Mir scheint, gefährliche und tödtliche Epidemien haben uns zur Genüge gemahnet, die Natur dieser Krankheit besser zu erforschen als es bis jetzt geschehen ist,

---

*) Zusatz vom Jahr 1836.

Im Jahre 1835 habe ich endlich Gelegenheit gehabt, die vielbesprochenen Varioliden zu beobachten. Sie sind in den meisten Städten und Dörfern des clevischen Landes gewesen; in meinem Wohnorte mögen zwischen 20 und 30 erkranket gewesen sein. Ich kann sie nicht für die echten Pocken halten. Da sie vaccinirte und nichtvaccinirte Körper ergriffen, so hätten sie ja, wären sie die wirklichen Pocken gewesen, sich über die ganze Stadt verbreiten und zur wahren Seuche werden müssen.

und wir werden diese Untersuchung wol zuerst bei den gewöhnlichen, gefahrlosen beginnen müssen.

Sollte aber je ein Arzt so glücklich, oder so scharfsinnig sein, ein wahres Heilmittel der Masern zu finden, so sage ich ihm vorher, dass er bei bösen Epidemien die Sterblichkeit unter den Kindern nicht so sehr dadurch vermindern wird, als er sich vielleicht einbilden möchte. Die Zahl der armen Leute ist in allen Orten gross, und die sind in Betreff des Lebens ihrer Kinder sehr gleichgültig. Durch die Gefahrlosigkeit der meisten Masernepidemien, bei denen doch die Kunst nichts thun kann, als höchstens in den wenigeren Fällen, wo die Selbsthülfe der Natur ausbleibt, die *Crisin secundariam* durch den Stuhl befördern, werden sie verleitet, auch bei bösen Epidemien alles der Natur zu überlassen.

Im Winter 18¹⁹/₂₀ herrschten hier sehr bösartige Masern, welche damahls, früher oder später, viele Gegenden heimsuchten. Ob ich nun gleich die Natur, weder der guten, noch der bösen Masern ergründet habe, so beobachtete ich doch, dass die hervorstechende Affektion zweier Organe, wo nicht in allen, doch gewiss in vielen Fällen die Krankheit tödtlich machte. Diese Organe waren, der Larynx und der Mastdarm. Erster wurde nahe vor und nach dem Ausbruche so ergriffen, dass er nicht bloss beim Husten, sondern auch beim äusseren Drucke schmerzte; wovon ich mich zwar nicht bei ganz kleinen Kindern, aber wol bei älteren und bei Erwachsenen unwidersprechlich überzeugen konnte. Auch hatte in diesen Fällen der Husten den Ton des Crouphustens. Die Beängstigung, die sich aber dabei, sonderlich gegen Abend einstellte, war nicht mit der der *Angina membranacea* zu vergleichen. Diesen Zufall konnte ich durch den innerlichen Gebrauch des Kupfers und durch Auflegen von Zinksalbe auf den Larynx heben, ohne dass jedoch selbige Behandlung einen heilenden, den Verlauf verkürzenden Einfluss auf die Krankheit hatte.

Die Affektion des Mastdarmes äussert sich im Verlaufe der Krankheit, früher oder später bei der *Crisi secundaria* durch den Stuhl, als *Tenesmus* mit Zurückhalten des Darmkothes. Auch hievon habe ich mich nicht vermuthlich, sondern sinnlich überzeugt. Manche Kinder werden wol an dieser

wahrhaften Masernruhr gestorben sein. Die Laxirmittel wirkten hier nicht bloss als Ausleerungsmittel, sondern sie hoben auch, durch den antagonistischen Reiz auf die Dünndärme, den sehr lästigen, die heilsame Bestrebung der Natur vereitelnden Stuhlzwang. Diese beide Hülfen waren aber bloss symptomatische, und wenn sie gleich in den meisten Fällen dem tödtlichen Ausgange vorbeugten, so würde es doch thöricht sein, sie als eine Heilung anzusehen.

Ueberdies sind auch etliche, welche ich genau beobachtet, gestorben, ohne dass Larynx oder Mastdarm hervorstechend ergriffen waren. Ja bei einigen, welche, wenn nicht durch meine, doch bei meiner Behandlung die schwere Krankheit überwanden, machten die Würmer argen Spuk, bei andern war die innere Leber ergriffen, so, dass man ihnen mit etwas Schellkrauttinktur helfen musste, wenn man sie nicht nach den Masern wollte verderben lassen. Ueber die Todesart aller derer, welche ich in den Hütten der Armen schon als Leichen antraf, habe ich keine Auskunft bekommen, denn der geringe Mann ist wirklich zu dumm, als dass man so etwas von ihm erfragen könnte.

Scharlachfieber. Dieses ist bestimmt eine in der Haut vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, welche in vielen, aber gewiss nicht in allen Fällen, unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehet. Man muss aber die Sache nicht so verstehen, als halte ich jedes Scharlachfieber, welches den Kranken nicht tödtet und bei welchem er kubischen Salpeter genommen, für eine unter der Heilgewalt dieses Mittels stehende Affektion des Gesammtorganismus. Diese Meinung würde etwas albern sein; denn es giebt ja Scharlachfieber, welche mit Durchlauf, anhaltendem Irrereden und anderen bedenklichen Zufällen verbunden sind, und die doch nicht tödten, so lange man nur nicht durch feindliches Angreifen des Organismus den Krankheitsprozess störet. So beobachtete ich im Jahre 1806 eine stark verbreitete Epidemie, bei der ich ungefähr so viel als nichts that, höchstens durch milde Mittel den starken, offenbar schädlichen Durchfall mässigte, und an der hier im Orte kein einziger Mensch starb, obgleich der Durchfall und das anhaltende Irrereden der Krankheit ein

sehr banges Ansehen gaben. Damahls sagten die Leute, ich sei ausgezeichnet glücklich in Behandlung dieses gefährlichen Fiebers. Sie hatten vollkommen Recht, dass sie sich des wahren, geeigneten Ausdruckes, **glücklich**, in ihrer Lobrede bedienten; denn ich wusste damahls eben so wenig ein Heilmittel auf diese Krankheit als ich jetzt eins auf die Pest weiss. Dass ich die bösaussehende, aber an sich untödtliche, nicht durch dreistes Eingreifen kunstmässig zur tödtlichen machte, kann ich bloss meinem ärztlichen Skeptizismus zuschreiben. Ich wurde nämlich bald gewahr, dass die sogenannten *Antiphlogistica* eben so wol als die stärkenden und reizenden Mittel das Ding verschlimmerten: misstrauend den schulrechten Ansichten, hielt ich für das Beste, unthätig zu bleiben, und beschränkte mich, wie gesagt, bloss darauf, den Durchfall zu mässigen. Uebrigens bin ich, selbst in jüngeren Jahren, nie so närrisch gewesen, zu glauben, ich habe eine Krankheit geheilt, wenn ich die Heftigkeit derselben nicht sichtbar mässigen und den Verlauf derselben nicht abkürzen konnte. Ja wäre ich hinsichtlich des Scharlachfiebers mit dieser Einbildung behaftet gewesen, so würden späterhin tödtlich ablaufende Fälle mich gründlich von meiner Narrheit geheilt haben. Eins bekenne ich unverholen: gerade das Scharlachfieber hat meine Zweifel an die Macht der schulrechten Heilkunst aufs Höchste gesteigert.

Eine Beschreibung der Krankheit zu geben, würde, da sie bekannt genug ist, überflüssig, ja es würde auch sehr schwer sein; denn, so viel ich beobachtet, erscheint sie bei weitem nicht immer mit einerlei Zufällen, hat auch nicht immer einerlei Verlauf. Das leichte kann in acht Tagen verlaufen und die Heilkunst kann nach ganz verschiedenen Theorien ganz verschiedene Mittel anwenden, ohne es merklich zu stören. Das bösere währet reichlich vierzehn Tage. Am vierten Tage reiniget sich die weissbelegte Zunge, das heisst, die Scharlachentzündung verbreitet sich auf derselben, sie wird feurigroth und die Papillen ragen wie glühende Köhlchen auf der rothen Fläche hervor. Die Entzündung verbreitet sich über die ganze Schleimhaut der Nase, über den Schlund, und wahrscheinlich auch über die harte Gehirnhaut, denn es entstehet anhalten-

des Irrereden und mehr oder minder starker, consensueller Durchfall, welche Zufälle bis zur Beendigung der Krankheit, mit dieser abnehmend, anhalten.

Zu einer anderen Zeit, besonders in den letzten Jahren, habe ich es anders gesehen. Die Reinigung der Zunge erfolgte später, sie machte sich nicht, wie ehemahls innerhalb Eines Tages, sondern langsam; die Zunge wurde nicht so feurig roth, auch entstand weder Irrereden, noch Durchfall.

Früher war es mir bei meiner Unthätigkeit auffallend und unerklärlich, (obschon ich es auch bei Schriftstellern angemerkt gefunden) dass die Gefahr nicht von den stürmischen Zufällen abhing, indem zuweilen eine anscheinend milde Krankheit unvermuthet tödtlich wurde. Den ersten tödtlichen Fall beobachtete ich bei einer jungen, schönen, früher gesunden und starken Frau. Ihre Krankheit war hinsichtlich der Zufälle ganz unverdächtig. Die gewöhnlichen, als Halsschmerz, Fieber und Röthe der Haut, waren selbst sehr mässig. Am sechsten Tage abends fing sie an, über Beängstigung zu klagen und gab schon um Mitternacht den Geist auf. Ich habe hernach von ähnlichen Fällen gelesen, dass man eine solche Beängstigung einer Lungenlähmung zuschreibt; glaube aber, dass sie das Sterben selbst ist, und ob man das nun in diesem Falle Lungenlähmung, oder Tod nennet, wird wol so breit als lang sein.

Hinsichtlich der Form des Ausschlages habe ich bei einer und der nämlichen Epidemie Verschiedenheit gefunden. Bei den meisten Kranken war die Röthe glatt, bei wenigen fühlte ich auf der Röthe eine Rauhheit, bei noch wenigern konnte ich darauf kleine Bläschen wie Frieselbläschen entdecken, und in seltenen Fällen sah ich hier und dort auf der Röthe wirkliche Blasen von verschiedener Grösse, welche wässerige Stoffe enthielten. Ausgezeichnet in dieser Art war der Ausschlag einer jungen schwangeren Frau; diese hatte nicht bloss mehre Blasen von der Grösse grauer Erbsen, sondern über dem rechten Knie sass eine von der Grösse eines Taubeneies; übrigens war sie deshalb nicht kranker als andere und genas auch eben so gut.

Das Verhäuten in ganz grossen Lappen, von dem ich

gehört, habe ich eigentlich noch nie recht gesehen. Den einzigen Fall, der etwas ähnliches hatte, beobachtete ich vor langer Zeit bei einem jungen Mädchen, und wegen eines närrischen Umstandes, der sich dabei zutrug, ist er mir im Gedächtniss geblieben. Das Mädchen ziehet nämlich von einem ihrer Finger die Oberhaut in einem einzigen Stücke herunter, und nachdem sie mir selbige gezeigt, kommt sie auf den Einfall, den Hautlappen als Andenken der überstandenen Krankheit zu bewahren, und legt ihn vorläufig in eine von der Familie nicht gebrauchte Kaffeekanne. Gleich darauf tritt die Zeit der Wallfahrten nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde zu Kevelaer ein. Die Herbergen reichen dann nicht hin, die Zahl der Pilger zu fassen, weshalb auch andere ehrsame Bürger, aus Eigennutz, oder aus christlicher Liebe, selbige in ihren Häusern verpflegen. Die Mutter des Mädchens, bei der ebenfalls solch wallende Beter einkehren, giesst den bestellten Kaffee in die Kanne, worin, ohne ihr Wissen, der Tochter Hautlappen liegt, und nun trinken die andächtigen Leute den Aufguss des Scharlachfingerlings. Ich denke aber, es wird ihnen wol nicht geschadet haben.

Ein wahrhaft seltsames Ereigniss habe ich früher bei einem Wundarzte erlebt. Die Ehefrau desselben liess mich bitten, ihn zu besuchen. Er klagte über grosse Beschwerde beim Schlingen, und da das Scharlachfieber damahls herrschte, liess mich der ungewöhnlich schnelle Puls vermuthen, dass es auch bei ihm im Anzuge sei. Das Bett worin er lag, stand an einer etwas dunklen Stelle, ich bat ihn also, aufzustehen und sich ans Fenster zu begeben, damit ich sehen könne, ob seine Haut schon anfange sich zu röthen und wie es mit seinem Halse bestellt sei. Ich wurde gewahr, dass das Exanthem schon am Ausbrechen war, merkte aber bei der Gelegenheit, dass der Mann ein solch seltsames taumeliges Wesen und einen solch trunkenen Blick hatte, dass ich, weil ich damahls kein Heilmittel der Krankheit kannte, mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen musste, sie werde ohne Irrereden nicht ablaufen. Es war der Anfang des vierten Tages, denn die Zunge war eben in Begriff sich zu reinigen. Da ich ihn am folgenden Tage besuchte, war sie ganz gereiniget, das Exanthem allent-

halben sichtbar und es fühlte sich etwas rauh an. Der Puls war sehr schnell und ziemlich voll. Irrereden war noch nicht da, aber wol eine eigene Aufgeregtheit des Kopfes und ein gewisser Grad von Nichtgefühl der Krankheit. Er wusste wol, dass er krank war, aber er sah das Ding für eine Kleinigkeit an. Dieser Zustand des Kopfes ist fast immer, wenn man keine schnelle Hülfe weiss, der nächste Vorbothe des Irreredens.

Am nächsten Morgen fand ich den Kranken in einem solchen Zustande, dass ich der Frau rieth, ihn mit den Sacramenten der Sterbenden versehen zu lassen. Er wusste nicht mehr was er sagte, war zitternd und schlafsüchtig, der Puls ungeheuer schnell und klein, der Ausschlag blass, wie er bei denen zu sein pfleget, die die Krankheit fast überstanden haben; auf der verblassten Röthe sah die Oberhaut hier und da geschrumpelt aus, als wolle sie sich schälen. Der Tod erfolgte noch am nämlichen Tage abends.

Das Merkwürdige bei diesem an sich nicht merkwürdigen Falle ist folgendes. Der Kranke wird am Vorabend seines Todestages zu einer Kreissenden gerufen, macht sich, trotz aller Abmahnung seiner besorgten Ehefrau, aus dem Bette, lässt sich, unvermögend zu stehn oder zu gehn, in einem Armstuhle zur Kreissenden tragen und spielt bei dieser die Rolle des Geburtshelfers. Welche Hülfe er dort geleistet, kann ich nicht sagen; höchstwahrscheinlich hatte er es mit einer leichten, selbst sich machenden Geburt zu thun, denn bei einer schweren würde er doch wol nicht haben helfen können. Dieses seltsame Unternehmen scheint aber eine üble Einwirkung auf ihn gehabt zu haben; denn da man ihn nach ein paar Stunden wieder zurückgetragen und ins Bett gelegt, ist er gleich sichtbar kranker und besinnungsloser geworden, und gar bald in den hoffnungslosen Zustand verfallen, in welchem ich ihn am anderen Morgen fand.

Die Leser werden wol so gut einsehen als ich, dass der Mann das Geschäft des Geburtshelfers in einem Zustande des Irreseins verrichtet hat. Wenn er gleich von Natur keine sonderliche Geistesgaben besass, würde er doch, wäre er nicht irre gewesen, leicht begriffen haben, dass er sich durch dieses

Unternehmen höchstwahrscheinlich selbst schaden werde und dass er die Kreissende anstecken könne.

Dieser Fall gibt einmahl wieder den deutlichen Beweis, dass in akuten Krankheiten zwischen dem eigentlichen Irresein, welches sich durch verwirrte Reden offenbaret, und zwischen der regelmässigen Verständigkeit ein Mittelzustand des wachen Traumlebens Statt finden kann, in welchem die Menschen bloss das Gefühl ihrer Krankheit mehr oder minder verloren haben.

Nun zum kubischen Salpeter. In allen den Fällen, wo das Scharlachfieber, nicht einbildisch, sondern wirklich unter dessen Heilgewalt stehet, leistet er sichtbare Hülfe, das heisst, er beschwichtiget die Zufälle, macht die Krankheit nicht bloss nach der Meinung des Arztes, sondern nach dem eigenen Gefühle des Kranken milder, und kürzet sie bedeutend ab. Letztes hängt aber von dem Zeitpunkte ab, in welchem wir zum Helfen aufgefodert werden. Geschiehet dieses erst den vierten Tag, wo das Exanthem schon ausgebrochen ist, so kann man noch viel leisten, denn diese Entzündung, deren Ausbruchszeit überhaupt sehr wandelbar ist, verbreitet sich nicht urplötzlich über alle Gebilde, sondern erst nach und nach in einem Zeitraume von ein paar Tagen, in welchem sie dann auch intensiv stärker wird, wodurch sich das ganze Leiden mehr und mehr steigert. Dieser Steigerung kann man den vierten, ja selbst den fünften Tag noch sichtbar Schranken setzen, aber freilich nicht so, als wenn man den ersten gerufen wird; denn beginnt man gleich beim ersten Anfange des Fiebers die Behandlung, so macht man es zu einem milden und unbedeutenden, so dass es dem mit Salpeter nicht behandelten ganz unähnlich siehet.

Sollten aber vielleicht einige meiner Leser denken, das unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehende Scharlachfieber sei an sich eine leichte Krankheit und werde so bald nicht tödten, so müsste ich gegen solche Meinung Einrede thun. Ich glaube mich zum wenigsten überzeugt zu haben, dass alle Affektionen des Gesammtorganismus, sie mögen unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters, des Eisens, oder des Kupfers stehen, gleich tödtlich werden können.

Es ist nicht bloss das Vorwalten derselben in irgend einem Organe und die dadurch verursachte Störung der Verrichtung des Organs, welche tödtet, sondern die Affektion des Gesammtorganismus als solche, abgesehen von aller besonderen Störung eines Organs, ist hinreichend, einen Menschen zu tödten. Wie dieses geschiehet, das ist nicht verstandhaft auszulegen so lange wir nicht wissen, was das Leben sei. Dass aber das, was ich gesagt, Wahrheit enthalte, beweiset sich gerade am besten durch solche Fälle des Scharlachfiebers, die schnell und unvermuthet tödtlich werden, ohne dass einzelne Organe oder Systeme ausgezeichnet heftig ergriffen sind.

Im Sommer des Jahres 1831 trug sich in meiner Nachbarschaft folgender Fall zu. In einer Bauerschaft, in der seit Menschengedenken das Scharlachfieber nicht geherrscht, den Landleuten also eine ganz unbekannte Krankheit war, erkrankt die achtzehnjährige gesunde und starke Tochter eines wohlhabenden Landwirthes, klagt über Halsschmerz, wird bettlägerig und ihre Haut röthet sich. Man hält das Ding für eine gewöhnliche Halsentzündung, gegen welche man nicht leicht die Hülfe des Arztes in Anspruch nimmt; am sechsten Tage stirbt das Mädchen. Der Vater, ein Landmann von seltener Verständigkeit, betheuerte mir, dass er und seine Ehefrau auch nicht die leiseste Ahnung einer Gefahr gehabt hätten; und das glaube ich ihm gern, denn hätten ihn böse und verdächtige Zufälle gewarnt, er würde wol Hülfe gesucht haben.

War das nun ein unter der Heilgewalt des Salpeters stehendes Scharlachfieber gewesen? — Mit vollkommner Gewissheit kann ich dieses nicht behaupten, aber wol mit grosser Wahrscheinlichkeit; denn, weil gleich darauf mehre Hausbewohner am nämlichen Fieber erkrankten und durch Salpeter geheilt wurden, so ist weit wahrscheinlicher, dass das Fieber der Verstorbenen eben so, als dass es anders geartet gewesen.

Ich wurde gleich nach dem Tode der ältesten Tochter zu der zweiten sechzehnjährigen gerufen, sie war angeblich drei Tage krank. Der Ausschlag war schon heraus, aber noch nicht sehr feurig. Aus der Zunge, deren Spitze und Rand schon roth waren, erkannte ich, dass die Krankheit auf der Grenze zwischen dem ersten und zweiten Zeitraume stehe.

Ein übler Umstand war der, dass das Mädchen, welches die Schwester an der nämlichen Krankheit hatte sterben sehen, von grosser Todesfurcht ergriffen, an Rettung zweifelte. Ich musste also vor allen Dingen ihr Gemüth zu beruhigen und ihr den Glauben einzureden suchen, dass sie werde erhalten werden. Bei einfachen Naturkindern (dies sei meinen jüngeren Lesern gesagt) lässt sich aber dieser Zweck nicht, wie bei manchen verbasterten Städtern, durch marktschreierische Versprechungen erreichen, sondern man muss vielmehr auf ihr religiöses Gefühl einwirken, Gott als einzigen Helfer, und sich selbst als blosses Werkzeug desselben darstellen. So wird in solchen schlicht frommen Gemüthern jeder Zweifel zur Gotteslästerung, und der kindliche Glaube an die göttliche Hülfe durch die Arzenei entwindet sich gar leicht den Fesseln, worin ihn das drückende Gefühl der Krankheit, oder der Anblick befreundeter Todten verstrickt hatte.

Bei dem Mädchen gelang mir meine vorbereitende psychische Kur ausnehmend gut; während der halben Stunde, die ich im Hause verweilte, war sie ganz umgewandelt, und ich konnte jetzt erst recht deutlich sehen, wie feindlich die Todesfurcht auf sie gewirkt hatte. Ich verschrieb einen achtunzigen, eine halbe Unze kubischen Salpeter enthaltenden Trank, von welchem sie stündlich einen Löffel voll nehmen musste. Dieser bewirkte, dass das Fieber gleich minder wurde, dass der vorhandene Ausschlag nicht mehr an Heftigkeit zunahm und dass die ganze Krankheit in fünf Tagen (vom Tage des Einnehmens an gerechnet) verlief.

Die Leser könnten aber denken, der erzählte Fall möchte auch wol ohne kubischen Salpeter eben so mild und in eben der Zeitfrist verlaufen sein. Begreiflich kann ich das Gegentheil nicht beweisen; dass aber das in jener Bauerschaft umgehende Scharlachfieber an sich nicht ganz gemächlicher Art war, davon bekam ich noch zur selben Stunde den deutlichsten Beleg. Ich musste nämlich von dem Mädchen zu dem Knecht des nächsten Nachbars gehen, der seit sechs Tagen an dem nämlichen Fieber krank lag. Bei dieser um zwei Tage älteren Krankheit sah die Sache aber schon weit ernsthafter aus als bei jenem Mädchen. Die Zunge war feurig roth, Mandeln

und Gaumen so verschwollen, dass Flüssigkeiten nur mit Anstrengung konnten hinuntergebracht werden. Das Exanthem war schon zu einem hohen Grade der Intensität gelangt, hatte aber lange noch nicht den höchsten erreicht. Durchlauf hatte der Kranke schon seit zwei Tagen, und seit dem Tage, wo ich ihn sah, hatte sich Irrereden eingestellet, dieses war aber noch nicht so, wie es bei der grössten Höhe des Fiebers zu sein pflegt, sondern mässig; zwischen seine verständigen Antworten auf meine Fragen, mischten sich bloss einige Ungereimtheiten, und er hatte Mühe, die Wörter zu finden, die er aussprechen wollte. Wegen des Durchlaufes gab ich diesem den kubischen Salpeter in Oelemulsion, und er leistete auch hier alles, was ich verlangen konnte, nämlich, er behinderte die weiteren Fortschritte der Krankheit. Am folgenden Tage schon war Irrereden und Durchlauf gehoben, die Hautentzündung, welche noch lange nicht ihre gewöhnliche Höhe erreicht hatte, minderte zugleich mit der Halsentzündung von Tage zu Tage, und der Kranke genas ohne weitere Zufälle.

Dass aber, wie ich oben gesagt, der kubische Salpeter, gleich beim Eintritte des Fiebers gereicht, die Krankheit von einer gefährlichen in eine unbedeutende verwandle, hat sich auch in dem Hause jenes Landmannes, dessen älteste Tochter gestorben war, bestätiget. Da in demselben mehre Kinder und Dienstbothen der Ansteckung ausgesetzt waren, so gab ich dem Hausvater eine gute Portion *Liquor natri nitrici*, mit der Weisung, jedem, der von der Krankheit ergriffen würde, stündlich davon einzugeben bis er genesen sei. Er hat auch, da er von einer seltenen Verständigkeit war, meinen Rath treu befolgt, und mir von Zeit zu Zeit, wenn er neue Salpetertropfen aus der Apotheke holte, Nachricht gebracht. Mehre Bewohner, bei denen sich die Krankheit gezeigt, sind durch den frühzeitigen Gebrauch der Arzenei bald und leicht genesen; das Fieber ist aus dem ersten Zeitraume in den der Genesung übergegangen, so dass der Landmann sich des Ausdruckes bediente: man sollte schwören, die Krankheit sei nicht mehr die nämliche.

Ganz wird durch das frühzeitige Geben des kubischen Salpeters dem Ausschlage nicht vorgebeugt, er wird jedoch,

im Verhältniss zu den nichtarzeneieten Körpern, unbedeutend. Sollte aber in der Folge der eine oder der andere Arzt glauben, man könne wirklich dem Ausbruche ganz vorbeugen, so rathe ich ihm, die Thatsachen ganz genau zu untersuchen, bevor er diese Behauptung ausspricht. Folgender Fall, den ich im Jahre 1816 beobachtet habe, mag vielleicht in dieser Hinsicht lehrreich sein.

Ich besuchte eines Abends meinen alten Freund, den Superintendenten V**, der sagte mir, sein Sohn fühle sich den Abend unwohl, klage über Halsschmerz und scheine zu fiebern. Ich untersuchte ihn, und fand seine Mandeln etwas geröthet und geschwollen, den Puls aber ungewöhnlich schnell. Den Aeltern bemerkte ich also, die Nähe des Scharlachfiebers (dies war nämlich in dem Nachbarhause), weit mehr aber noch die ungewöhnliche Schnelle des Pulses liesse vermuthen, dass des Söhnchens Unwohlsein mehr als Halsweh, dass es der Anfang des Scharlachfiebers sei. Mit voller Gewissheit lasse sich freilich nichts darüber bestimmen; da aber Eine Arzenei in beiden Krankheiten hülfreich sei, werde man wol am klügsten handlen, diese Arzenei gleich zu reichen. Das Abwarten, was aus der Sache werden wolle, habe das Unbequeme, dass, wenn das Abgewartete einträte, man es aufs beste stillständig, aber doch jedenfalls nicht rückgängig machen könne. Das alte Sprichwort, dass den Gelehrten gut predigen sei, bestätigte sich auch hier; der Sohn wurde zum Salpeter verurtheilt.

Nun ergab sich aber, dass die vermeintliche leichte Mandelentzündung, das Fieber, und das Gefühl des Unwohlseins, drei Tage auf dem nämlichen Punkte blieb. Dann wurde alles besser; es währte aber auch dann noch über drei Tage, ehe der schnelle Puls wieder normal wurde. Das stimmte doch alles nicht mit der Idee eines gewöhnlichen leichten Halswehes. Während des Verlaufes dieser kleinen zweifelhaften Krankheit untersuchten sowol die Aeltern als ich die Haut des Knaben oft und genau, ob wir eine Röthe gewahr werden könnten; wir blieben aber sämmtlich zweifelhaft. Bald glaubten wir eine leichte Röthe zu sehen, bald glaubten wir uns getäuscht zu haben.

Nun war ich aber folgender Meinung. Weder der kubische Salpeter, noch irgend ein anderes Heilmittel sei mächtig genug, die Natur der Krankheit so zu verändern, dass gar keine Hautentzündung erscheine. Diese könne aber dem Grade nach so geringe sein, dass das blosse Auge sie nicht zu erkennen vermöge. In dem vorliegenden Falle, wo wir über die Gegenwart der Hautentzündung ungewiss seien, müsse späterhin die Abschuppung der Haut, die man, wo nicht mit blossen Augen, doch durch eine Loupe würde erkennen können, unsere wankende Meinung berichtigen.

Es erfolgte auch wirklich eine, mit den blossen Augen zwar mühsam, mit der Loupe aber leicht zu erkennende Abschuppung; es war auch deutlich wahrzunehmen, dass die Entzündung sich bei weitem nicht über den ganzen Körper verbreitet, sondern nur fleckweise einzelne Stellen eingenommen hatte.

Uebrigens war ich in dieser Sache so sicher, als man es nach wahrscheinlichen Gründen sein kann, denn der ausnehmend schnelle Puls war zu jener Zeit ein solch sicheres Zeichen des Scharlachfiebers, als je ein Zeichen sicher sein kann. Später habe ich aber beobachtet, dass bei manchen salpetrischen Scharlachfiebern der Puls nicht schneller ist als bei jeder anderen ordentlichen, nicht zu leichten Mandelentzündung, dass also die Schnelle desselben, als Zeichen des nahenden Scharlachs wol einen zeitwierigen, aber keinen beständigen Werth habe. Ich mag den Leser nicht länger bei diesem Gegenstande aufhalten, bemerke also nur noch zum Schlusse Folgendes.

Sollte je ein Arzt bei einer unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehenden Scharlachfieberepidemie Gelegenheit haben, die herrliche Wirkung dieses Mittels zu sehen, so bitte ich ihn freundlich, denselben in keiner Druckschrift als ein *Specificum* gegen das Scharlachfieber anzupreisen, weder mit bestimmten Worten, noch mit vielsinniger Andeutung. Wer die Möglichkeit, dass die Affektion des Gesammtorganismus, die das Wesen des Scharlachfiebers ausmacht, anderer, nichtsalpetrischer Art sein könne, zwar lose zugibt, aber diese Möglichkeit in den Hintergrund stellet, und die Heilwirkung

des kubischen Salpeters gar zu grell beleuchtet, der meinet es entweder nicht gut mit unserer Kunst, oder er täuscht sich selbst. Jene Möglichkeit ist, wie ich in den folgenden Abtheilungen dieses Kapitels zeigen werde, nicht bloss eine theoretische, sondern eine wahrhaft praktische Möglichkeit, das heisst, es finden sich wirklich in der Natur Scharlachfieber, welche eben so sicher unter der Heilwirkung des Eisens, oder des Kupfers stehen, als andere unter der des kubischen Salpeters. Wenn also ein solches Fieber anfängt zu herrschen, ist die Wahrscheinlichkeit eben so gross, dass es unter der Heilgewalt des einen, als dass es unter der des anderen Universalmittels stehe. Sobald wir uns dieses deutlich denken, werden wir am leichtesten die Natur der herrschenden Krankheit ergründen. Vorurtheile hingegen und einseitige Ansichten befähigen uns gerade am wenigsten zur gründlichen praktischen Untersuchung, von der doch einzig die wirkliche Heilung abhängt.

***Rheumatismus acutus.*** Dieser ist, in manchen Fällen, eine in den Muskeln, und auch wahrscheinlich in den Gelenkbändern vorwaltende, unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehende Affektion des Gesammtorganismus.

Ich war früher der Meinung, die Unterscheidung des Rheumatismus von der Gicht schreibe sich vom siebzehnten Jahrhundert her. Später habe ich aber in *Kurt. Sprengels* Geschichte der Heilkunde gelesen, dass schon *Themison*, Schüler des *Asklepiades*, beide Uebel von einander unterschieden. Die angezeigte, angeblich beweisende Stelle aus *Caelius Aurelianus (chron. lib.* 3 *cap.* 2) scheint mir aber nichts weniger als beweisend. Es ist ja in dem ganzen Kapitel von weiter nichts, als von Magenkrankheiten die Rede; vom *Themison* und vom Rheumatismus finde ich nur folgende Worte: *Themison quoque primo libro tardarum passionum solutionem circa stomachum appellavit rheumatismum, secundo libro ventositatem.*

Man hat schon in alter Zeit den Rheumatismus durch Aderlassen und zwar durch mehrmahls wiederholtes geheilt. Wollte man daraus folgern, dass die Krankheit salpetrischer Art gewesen, so würde diese Annahme sehr übereilt sein. Das Urleiden jedes Organs kann man durch wiederholtes reichliches Blutentziehen beschwichtigen, oder heben. Solche

durch reichliches Blutlassen geheilte Rheumatismen können also eben so wol Urleiden der Muskeln und Bänder, als Vorwaltungen einer salpetrischen Affektion des Gesammtorganismus in diesen Organen gewesen sein. Da ich über diesen wichtigen Gegenstand noch in einem besonderen Kapitel handlen werde, so mag es vorläufig hinreichen, ihn nur im Fluge berührt zu haben.

Seit ich Arzt bin, habe ich oft genug in Zeitschriften, wenn auf diesen Gegenstand von den Praktikern zu sprechen kam, *Sydenham* als den vorzüglichsten Anpreiser des Aderlassens erwähnt gefunden, so dass man auf den Gedanken kommen könnte, er sei der Erfinder dieser Heilart des Rheumatismus. Es ist das aber wol ein Irrthum, den ich mir nur aus der Vorliebe, welche früher die praktischen Aerzte für *Sydenham* hatten, erklären kann. *Lazarus Riverius*, der ungefähr dreissig Jahre vor ihm wirkte, sagt ausdrücklich in seiner *Praxi medica (lib.* 16. *cap.* 3.): *Singulis diebus ab initio sanguis detrahendus est, donec morbus remiserit et dolores imminuti fuerint. Nec refert si per decem, duodecim, aut etiam plures dies sanguis detrahatur.* Und in seinen Observationen *Cent.* 3. *obs.* 41. findet man den Fall, dass er einem Jüngling zehnmahl, und *Cent.* 4. *obs.* 2., dass er einem anderen siebenmahl Blut gelassen.

Einen *Rheumatismum acutum*, der wirklich eine in den Muskeln und Bändern vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist, kann man, wenn diese Affektion unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehet, einzig durch denselben beseitigen und bedarf dabei des Aderlassens nicht; wiewol ich zugebe, dass ein einziger reichlicher Aderlass, bei jungen, vollblütigen Leuten, zumahl wenn das Uebel durch heisse Behandlung schon gesteigert ist, die Heilung beschleuniget. In dieser Krankheit muss man aber, da ohnedies der Darmkanal nicht aufgeregt ist, den Salpeter zu einer Unze tags geben.

Uebrigens sind die Zeichen des salpetrischen Rheumatismus sehr täuschend. Der rothe, sehr saure Harn, lebhaftes Fieber mit vollem Pulse, starke Entzündung und Geschwulst der ergriffenen Glieder sprechen für einen solchen Zustand. Ich habe aber den consensuellen Rheumatismus, der von einem

Urleiden der Leber abhing, von eben diesen Zufällen begleitet gesehen, und hinwiderum Rheumatismen, bei denen das Fieber und die Entzündung der ergriffenen Glieder sehr mässig war, und die Farbe des Harns von der gesundheitsgemässen wenig abwich, durch blossen kubischen Salpeter geheilet.

Uebrigens thut man wohl, bei der Behandlung des hitzigen Rheumatismus auf den Geist der herrschenden Krankheit zu achten. Die Organkrankheiten der Leber, des Gehirns, oder der Nieren machen leicht consensuelle Rheumatismen, und sind verrätherisch genug, sich bloss durch diese Gliederleiden zu äussern. Vergebens wird man solche Rheumatismen durch kubischen Salpeter zu heilen versuchen; sie heilen sich nur durch Heilung des urergriffenen Organs. Da hier einst die Bauchfieber, die ich für Affektion des *Plexus coeliaci* hielt und mit Bittermandelwasser heilte, umgingen, habe ich einen Fall, jedoch auch nur einen einzigen, von consensuellem Rheumatismus beobachtet, der von jenem herrschenden Bauchleiden abhing. Die Frau, die davon ergriffen wurde, hatte aber noch überdies einen alten Leberfehler; ob Steine oder Verstopfung? das war nicht gut zu sagen. Sie hatte gegen diesen Fehler nie arzeneiet, als nur dann, wenn er, durch zufällige Ursachen aufgeregt, feindlich in das Leben eingriff, und nur so lange, bis dieses eigentliche Kranksein gehoben war. Uebrigens war sie der Unbequemlichkeiten, welche solche alte Organfehler machen, gewohnt geworden und achtete ihrer nicht. Der Rheumatismus, an dem sie litt, war der schmerzhafteste, den ich je in meinem Leben gesehen habe. Die geschwollenen und des Schmerzes wegen unbeweglichen Glieder wurden abwechselnd durch kleine Zuckungen, wie durch elektrische Schläge sichtbar erschüttert. Nun denke man sich einmahl die Marter der armen Frau! Bei dieser seltsamen, mir wirklich ganz neuen Erscheinung, richtete ich mich nach der epidemischen Constitution, gab Bittermandelwasser und beseitigte damit innerhalb eines Tages das Zucken. Die Frau wurde bloss durch die Entfernung dieses Zufalles so erleichtert, dass, hätte ich auch den Rheumatismus in sechs Wochen nicht heben können, sie mich dennoch für einen gewaltigen Meister würde gehalten haben. Uebrigens schickte sich die ganze Sache so

gut, als sie sich bei alten Leberfehlern schicken konnte. Im allgemeinen wurde damahls die Leber leicht consensuell ergriffen, und das consensuelle Leiden wurde hintennach gern zum Urleiden, wie ich dieses im vorigen Kapitel erzählt habe. Da dieses sich nun bei manchem lebergesunden Menschen also machte, war wol zu erwarten, dass die früher kranke Leber der Frau, nach dem gehobenen Urleiden des *Plexus coeliaci*, eine Hauptrolle spielen würde. Hätte ich die aufgeregte Leber nicht beruhiget, sie nicht auf den früheren Punkt zurückgebracht, so würde ich die Frau auch nicht vom Rheumatismus haben befreien können. Dass die in den Muskeln vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus zuweilen zum Urleiden des ganzen Muskelsystems werde, daran ist kein Zweifel, eben so wenig daran, dass in anderen Fällen die Haut urerkrankt, und dass dann das Muskelleiden consensuell von dieser Erkrankung abhängt. Das Schlimmste bei dieser Sache ist, dass das unergriffene Organ sehr schwer zu erkennen ist. Ich will zwar solche Mittel, welche auf die Haut oder die Muskeln wirken sollen, nicht gerade verwerfen, ich habe früher vom *Ammonio carbonico*, vom *Sulph. aurat. antim.*, vom Guajakharz zuweilen (vom ersten aber am oftesten) gute Wirkung gesehen; sie haben aber weit häufiger meine Erwartung getäuscht, und ich sehe auch eben nicht, dass andere Aerzte viel Merkwürdiges damit ausrichten. Sie scheinen mir nur da Dienste zu leisten, wo nach gehobener Affektion des Gesammtorganismus die Vorwaltung dieser Affektion zum echten Urleiden der Muskeln oder der Haut geworden ist. Aber auch in erstem Falle möchten die Eschenblätter ihnen leicht den Preis streitig machen. Da in diesen Blättern nichts ist, was die Heilwirkung des kubischen Salpeters aufhebt, oder mindert, so kann man einen Aufguſs derselben dreist mit dem Salpeter gebrauchen lassen. Man hat dadurch den Vortheil, dass man dem Urwerden des symptomatischen Muskelleidens vorbeugt. Als praktischer Schriftsteller ist es aber meine Pflicht, auch auf das Hinderliche aufmerksam zu machen, welches eine solche Verbindung zweier wirksamer Mittel mit sich führet.

Gute Organheilmittel heilen nicht bloss die Urleiden der Organe, sondern sie beschwichtigen auch in manchen Fällen

(aber gewiss nicht in allen) das sinnliche Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus in den Organen, auf welche sie Einwirkung haben. Das ist aber kein Heilen, sondern ein vorübergehendes Beschwichtigen symptomatischer Leiden, und gerade diese Beschwichtigung kann uns, hinsichtlich der eigentlichen Natur der Krankheit, in grosse Täuschung führen. Der Rheumatismus z. B. kann Symptom einer Salpeter-, oder Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus sein. Wenn ich nun glaube, ich habe es in einem Falle mit einer Salpeteraffektion des Gesammtorganismus zu thun, gebe kubischen Salpeter in einem Aufgusse von Eschenblättern, und sehe, dass das Muskelleiden minder wird, so weiss ich ja nicht, ob das eine, oder das andere Mittel die Besserung bewirkt hat. Nur das Nichtfortschreiten der Besserung und ein gewisser quinender Zustand, worin der Kranke geräth, kann mich überzeugen, dass ich, durch die Wirkung der Eschenblätter getäuscht, die Natur der Affektion des Gesammtorganismus verkannt habe. So verschwende ich die Zeit und missbrauche die Geduld des Kranken.

Folgender Fall wird das Gesagte deutlich machen. Im Jahre 1832 kam ein Bürger aus einem niederländischen Grenzstädtchen zu mir, Heilmittel für seinen am *Rheumatismo acuto vago* seit acht Tagen krank liegenden erwachsenen Sohn zu holen. Aus der Erfragung und aus dem rothen, sauren Urin vermuthete ich, der Rheumatismus sei Symptom einer Salpeteraffektion des Gesammtorganismus. Damit ich dem möglichen Urwerden des Symptomatischen vorbeugen und dem Jungen bald helfen möchte, verordnete ich den kubischen Salpeter in einem Aufgusse von Eschenblättern.

Nach drei Tagen brachte mir der Vater die Nachricht, alles gehe erwünscht, der Sohn fühle sich nicht halb so krank mehr, die Schmerzen in den Gliedern seien ganz erträglich geworden. Aber auffallend war es mir, dass ich die nämliche Nachricht vierzehn Tage lang, je um den dritten Tag bekam. Auf meine Frage, ob denn der Junge schon das Bett verlasse, wurde mir zur Antwort: nein, das könne er noch nicht, dazu sei er noch zu krank. Da es nun ganz widersprechend ist, dass ein Kranker nach einem vierzehntägigen Besserwerden

nicht sollte das Bett verlassen können, so schloss ich, dass das angebliche Besserwerden Täuschung sei, bloss in einer Beschwichtigung der schmerzhaften symptomatischen Leiden bestehe. Ueberzeugt, dass ich die Art der Affektion des Gesammtorganismus verkannt hatte, liess ich den kubischen Salpeter zusammt den Eschenblättern fahren, gab blosse Kupfertinktur, und nun genas der Kranke, nicht scheinbar, sondern wirklich und bald, so, dass ich, da ich einige Zeit darauf in dem Städtchen zu thun hatte und bei der Gelegenheit seine kranke Mutter besuchte, ihn gesund und ohne die geringsten Nachwehen auf seinem Webstuhle arbeiten fand. Er wiederholte mir auch jetzt selbst des Vaters Bericht: die erste Arzenei habe ihm so wunderbar seine heftigen Gliederschmerzen gelindert, dass er fest geglaubt, in etlichen Tagen vollkommen zu genesen. Aber mit dem eigentlichen Gesundwerden habe es doch im Verfolge nicht recht rutschen wollen. Die zweite Arzenei sei die wahre gewesen, durch die sei er gesund worden; hätte ich ihm selbige nicht geschickt, würde er noch wol im Bette liegen.

Ich sagte so eben, der Junge sei ohne Nachwehen gesund geworden. Solche schmerzliche Ueberbleibsel in dem einen oder dem anderen Gliede sind gewöhnlich örtliche Urleiden, und haben mit dem getheilten *Rheum. acut. vag.* nichts mehr gemein. Man kann sie am besten durch äusserliche Mittel wegschaffen, und hier passen auch äusserliche Mittel, die bei der eigentlichen Krankheit ganz zwecklos sind. Unsere Kunst besitzt einen Reichthum solcher Mittel. Ausser denen, welche die Haut feindlich angreifen, als Spanischefliegen-, Brechweinsteinsalbe, oder Sublimatauflösung, haben wir auch solche, die den Schmerz wegnehmen, ohne die Haut zu reizen, und letzte verdienen in vielen Fällen den Vorzug vor den ersten, nicht bloss in den Nachwehen des *Rheum. acut. vag.*, sondern auch im *Rheum. acuto fixo*, weil der letzte, zwar nicht in allen Fällen, aber in manchen ein echtes Urleiden des ergriffenen Theiles ist, so, dass das Fieber als ein bloss consensuelles muss betrachtet werden.

Zum Schlusse werde ich dem Leser noch einen seltenen Fall von *Rheum. acut. fix.* erzählen. Ich nenne ihn aber des-

halb selten, weil er der einzige der Art ist, den ich je beobachtet habe.

Ein siebzigjähriger, früher allzeit gesunder, starker und thätiger Mann, von groben Knochen und straffer Faser, der eine Wegstunde von hier wohnt, beschickte mich eines Tages, um Arzenei gegen starke Bauchschmerzen zu haben. Aus der Bothschaft konnte ich durchaus nichts anderes machen, als dass er seit ein paar Tagen an Darmschmerzen leide, und da ich ihn gut kannte und wusste, dass er weder einen Bruch nach andere alte Bauchfehler hatte, so verschrieb ich ihm einen Trank aus stinkendem Asant und Brechnusstinktur.

Am folgenden Tage liess er mir aber sagen, sein Bauchschmerz sei um nichts minder, er wünsche, dass ich ihn je eher je lieber selbst untersuchen möchte.

Da ich hinkam, fand ich, dass es mit dem Bauchschmerze folgende Bewandtniss hatte. Er nahm bloss die rechte Seite des Bauches ein und erstreckte sich gerade bis zur *Linea alba*. Er war von der Art, dass er den Kranken zu aller Bewegung des Rumpfes unfähig machte, indem er bei jeder versuchten selbst geringen Bewegung ganz unerträglich wurde. Aber auch bei dieser durch Bewegung verursachten Heftigkeit desselben blieb die *Linea alba* die Grenze, welche er nicht überschritt. Das Betasten war etwas empfindlich, aber nicht in dem Grade, dass ich dadurch an der Untersuchung behindert wurde. Ich konnte wirklich nirgends eine Stelle entdecken, welche vorzüglich hart, oder gespannt gewesen wäre. Meine Vermuthung, dass vielleicht eine in Eiterung übergehbare Entzündung an irgend einer Stelle vorhanden sein möchte, wurde dadurch sehr geschwächt, und ich musste also den Schmerz als einen Rheumatismus der rechtseitigen Bauchmuskeln ansehen. Dieser Rheumatismus konnte nicht den oberen Theil der Muskeln ergriffen haben, denn in diesem Falle hätte, wegen der den Rippen eingepflanzten Zähnungen der Bauchmuskeln, das Athemholen mehr oder minder behindert sein müssen, welches aber nicht so war.

Weil nun eine in Eiterung übergehbare Entzündung schwer, oder vielmehr gar nicht von einem Rheumatismus der Bauchmuskeln zu unterscheiden sein möchte, so hielt ich für das

sicherste, die Kur mit einem mässigen Aderlass zu beginnen, zumahl da der Mann zwar alt, aber noch weit rüstiger war als mancher junge, und da sein fieberhaft schneller Puls recht kräftig schlug. Gleich nach dem Aderlass gab ich kubischen Salpeter zu einer Unze für die Taggabe, und das ganze Uebel hob sich innerhalb eines Zeitraumes von zwei Tagen.

---

Nachdem ich nun von den Besonderheiten des Salpetergebrauches alles gesagt, was mir erinnerlich gewesen und nützlich geschienen, muss ich noch zum Schlusse mich mit meinen Lesern über etliche beachtenswerthe Allgemeinheiten besprechen.

Welchen Begriff verbindet die rationell-empirische Schule mit dem Ausdrucke: entzündlicher Zustand des Körpers? — Ich glaube wirklich, dass dieser Begriff eben so wenig klar, als brauchbar bei Behandlung der Krankheiten ist.

Wie die Aerzte sichtbare Entzündung beschreiben, ist unnöthig hier anzuführen, da sich eine solche Beschreibung oder Bestimmung in jedem wundärztlichen Lehrbuche findet. Jedenfalls ist es eine sichtbare und tastbare Krankheitsform: wenn sie also von einem inneren krankhaften Zustande des Körpers sprechen, der entzündlich sein soll, so beziehen sie die Form einer örtlichen Krankheit auf einen inneren, unsichtbaren krankhaften Zustand des ganzen Körpers. Daran würde nun wol wenig gelegen sein, wenn das örtliche sicht- und tastbare Uebel, welches Entzündung heisst, immer mit einem und dem nämlichen Mittel könnte gehoben werden. In diesem Falle würde nämlich der Ausdruck, entzündlicher Zustand des Körpers, einen solchen Zustand bezeichnen, der mit dem nämlichen Mittel zu heilen sei, mit dem die sichtbare und tastbare Form des örtlichen Uebels, Entzündung gehoben würde. Nur ein Wortfechter könnte gegen den Ausdruck, entzündlicher Zustand, etwas einzuwenden haben; der schulrechten Kategorie des Entzündlichen läge ein wahrhaft praktischer Begriff zum Grunde.

Wie verhält sich aber die Sache in der Wirklichkeit? — Sichtbare Entzündungen werden durch ganz verschiedene Mittel, nicht einbildisch, sondern sinnlich erkennbar gehoben: durch

Blutentziehung, durch Wärme, oder durch Kälte, durch Salpeter, Salmiak, salzsauren Kalk, Borax, Quecksilber, Eisen, Zink, Blei, Kupfer, durch Säuren, durch Alaun, durch Laugensalze, Kampher, aromatische oder narkotische Pflanzenstoffe und wer weiss durch welch andere Mittel noch, die mir jetzt gerade nicht einfallen.

Wenn wir nun die sicht- und tastbare Krankheitsform, Entzündung, auf einen inneren unsichtbaren Zustand des Körpers beziehen, den wir den entzündlichen nennen, so ist es ja bar unmöglich, irgend einen deutlichen praktischen Begriff mit diesem Ausdrucke zu verbinden, das heisst, einen solchen, der das Verhältniss bezeichnet, in welchem dieser Zustand zu der Heilwirkung irgend eines Mittels stehet. Mithin ist die schulrechte Kategorie des Inflammatorischen eine bloss gedankenbildliche, die uns bei Uebung der Kunst auch nicht den mindesten Nutzen schafft und der wir sehr gut entbehren können.

Sage ich hingegen: es gibt in der Natur einen unter der Heilgewalt des kubischen Salpeters stehenden krankhaften Zustand des Gesammtorganismus, so ist dieses nicht, wie der schulgerechte inflammatorische Zustand, etwas Gedankenbildliches und Unbrauchbares, sondern etwas Wirkliches und bei Uebung der Heilkunst Brauchbares.

Sollten nun aber dennoch die Leser meinen, diese Salpeteraffektion des Gesammtorganismus sei mit dem schulgerechten inflammatorischen Zustande eine und die nämliche Kategorie, meine ganze Diatribe laufe bloss auf nichtige Wortklauberei hinaus; so habe ich gegen diese Meinung nicht das mindeste einzuwenden. Wir können uns, denke ich, gar leicht vertragen; ich behalte meinen praktischen Begriff, und sie ihr inflammatorisches Wort, so sind wir fertig. Indem ich meine Ueberzeugung ohne Rückhalt ausspreche, fühle ich nicht die geringste Neigung, meinen Amtsgenossen etwas zu rauben oder zu verdächtigen, dessen sie, nach ihrer eigenen Meinung und nach der Meinung hochgeachteter Schriftsteller, bei Uebung der Kunst nicht entbehren können.

An die besprochene Frage schliesst sich folgende weit wichtigere: gibt es örtliche Entzündungen? Eine örtliche Ent-

zündung ist ein Urleiden des affizirten Theiles. Ist Fieber mit ihr verbunden, so ist dieses bloss eine consensuelle Aufregung des Gesammtorganismus und hängt von dem örtlichen Leiden als von seiner Ursache ab. Sie ist also nicht Symptom oder Vorwalten einer Uraffektion des Gesammtorganismus.

Nach meiner Beobachtung gibt es viele solcher örtlichen Entzündungen in der Natur. Manche Augenentzündungen, manche Entzündungen der Brüste bei säugenden Weibern, manche Entzündungen der Drüsen, als der Ohren-, Unterkinnladen-, Achsel- und Leistendrüsen sind dieser Art. Ja die Entzündungen in früher krankhaften inneren Organen, als in der Leber, der Milz und in Lungenknoten, werden wol in den meisten Fällen echt örtliche sein. Gegen solche örtliche Entzündungen führt man mit den Universalmitteln direkt nichts heilendes aus, weil sie für sich bestehende, nicht von einer Affektion des Gesammtorganismus abhangende Leiden sind. Da sie aber bei reizbaren Körpern consensuell den Gesammtorganismus aufrühren und lebhaftes Fieber machen, so kann allerdings dieses Fieber auf den entzündeten Theil zurückwirken und die Entzündung desselben vermehren. Ja, da die Beobachtung uns gelehrt hat, dass die consensuellen Affektionen einzelner Organe zu Uraffektionen auf eine freilich übel zu erklärende Weise werden können, so ist es wol eben nicht widersinnig, anzunehmen, dass ein solches Urwerden des Consensuellen auch in dem Gesammtorganismus vorgehen könne und wirklich nicht selten vorgehe, wiewol ich zugebe, dass hier diese Umwandlung weit schwieriger durch Beobachtung auszumitteln ist als bei den Organen. Alles wohl erwogen, möchte es doch wol der Klugheit gemäss sein, dass wir die Aufgeregtheit des Gesammtorganismus durch das geeignete Mittel zu beschwichtigen und indirekt dadurch die örtliche Entzündung zu zertheilen versuchen. Ich sage, *versuchen*; denn ob wir letztes wirklich dadurch erreichen können, ist eine Frage, welche ich nicht unbedingt bejahen möchte. Zum wenigsten habe ich oft genug gesehen, dass entzündete Lungenknoten unter der Behandlung verständiger Aerzte, die doch wol die Aufgeregtheit des Gesammtorganismus zu beschwich-

tigen verstanden, in Eiterung übergingen, wodurch dann Lungensucht und Tod herbeigeführt wurde.

Wollen wir ganz aufrichtig sein, so müssen wir bekennen, dass die schulrechte Kunst bis jetzt eben nicht besonders künstig in Heilung örtlicher Entzündung ist. Vielleicht kämen wir weiter in diesem Punkt, wenn wir örtliche Uebel auch durch örtliche Mittel zu heilen versuchten, und wenn wir uns Mühe gäben, entweder bessere Mittel zu finden, oder der bekannten Mittel Heilkräfte gründlicher zu erforschen. Da die örtliche Entzündung innerer Organe nicht selten schwierig zu erkennen ist, ich aber, indem ich über diesen Gegenstand meine Ansichten mittheile, keine Lust habe, ins Blaue hinein zu sprechen, so wollen wir uns vorläufig an solche Entzündungen halten, die wir sehen und tasten können, nämlich an die Entzündung der Drüsen, die am gemeinsten in der Praxis vorkommt, und an andere sichtbare Dinge. Gegen solche örtliche Entzündungen werden nach schulrechtem Trant Blutegel, erweichende Umschläge, Quecksilbereinreibung, oder Quecksilberpflaster angewendet. So war es, da ich zuerst in die Praxis kam, und so ist es auch noch jetzt. Die jüngeren *Chirurgi* und *Medicochirurgi*, von denen ich mehr erwartet hatte, spielen noch immer die alte Leier, deren Ton mir schon lange zuwider gewesen. Ich habe bei dieser Behandlung die entzündeten Drüsen weit häufiger in Eiterung übergehen als sich zertheilen sehen; die entstandene Eiterung war nicht selten ungeregelt, es bildeten sich eher fistulöse Geschwüre, als echte Eiterbeulen, weshalb auch wol hier zu Lande der gemeine Mann solche Dinger Heiligenwerk nennet; er glaubt nämlich, die Heiligen können besser darin helfen als die wundärztliche Kunst. Schon lange habe ich mich bei örtlichen Drüsenentzündungen der Galmei-, oder der Zinksalbe bedient, und gefunden, dass die Zertheilung weit häufiger dadurch erreicht wird, und dass, wenn diese nicht mehr möglich ist, die Eiterung mit weit wenigerem Schmerze sich macht, auch eine einfache Beule bildet, die hernach, von selbst oder durch das Messer geöffnet, ohne weitere Nachhülfe heilet. Die Muttersalbe (*Unguentum fuscum*) leistet ähnliche Dienste, ich habe mich aber weit mehr jener als dieser bedient.

In neuer Zeit, und zwar im Jahre 1832 bin ich veranlasst worden, die Digitalis äusserlich zu gebrauchen, und es scheinet mir wol der Mühe werth, meine bis jetzt noch unvollkommne Erfahrungen den Lesern mitzutheilen. So viel ich weiss, ist dieses Mittel in unserer Zeit äusserlich wenig von den Aerzten angewendet worden. Herr Prof. *Dierbach*, der, in seinem Buche über die neuesten Entdeckungen in der *Materia medica*, viel über den innerlichen Gebrauch der Digitalis zusammengetragen, hat wenig von dem äusserlichen und das ist selbst höchst unbedeutend.

Ich bin durch einen Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts zuerst bewogen worden, das Mittel äusserlich zu gebrauchen. Unter einem Rudel alter Bücher nämlich, welches ich im Jahre 1832 erhandelt, fand sich eine mir bis dahin unbekannte Pharmacopö, die *Pharmacopoea Bateana*, das ist, eine Sammlung von Rezepten des englischen Arztes *Bate*. Ich kannte diesen Mann weiter nicht, als dass ich wusste, er habe seine Erfahrungen zu *Glissons* Buch über die Rachitis hergegeben und sein Name stehe auf dessen Titel bemerkt. Es kam mir aber vor, eine Rezeptsammlung, welche schon vier Auflagen erlebt habe, müsse doch wol etwas Gutes enthalten. Ich stiess auch wirklich auf manche Merkwürdigkeiten, vorzüglich nahm ein *Unguentum digitalis* meine Aufmerksamkeit in Anspruch. *G. Bate* bereitet es aus Butter und den gequetschten Blumen. Die Gebrauchsanweisung ist sehr aphoristisch, sie lautet: *Pro locis affectis scrophulosis inungendis. Nil aequale.* Diese Angabe bestimmte mich, der Sache etwas ernstlich nachzudenken.

Dass die Digitalis innerlich gebraucht, in mässigen, unfeindlichen Gaben dem kranken Herzen wundervoll wohlthut, dass sie in grösseren das gesunde Herz krank macht, die Zahl seiner Schläge verringert, und den Rhythmus derselben störet, ist bekannt, aber daraus folgt nicht, dass sie heilend auf die Pulsadern einwirkt. Wenn sie aber auch heilend auf die Pulsaderstämme einwirkte, so würde doch daraus noch nicht folgen, dass sie auch heilend auf die feineren Blutgefässe, die doch wol bei Entzündungen die Hauptrolle spielen, wirken müsse, denn diese feineren Gefässe scheinen Gesetzen zu gehorchen,

die bis jetzt noch wenig bekannt sind. Von einem Versuche liess sich also mit Bestimmtheit nichts vorhersagen, ausser dass er gefahrlos sein werde.

Gleich den anderen Tag, da ich diesen Gedanken gefasst, und die Wichtigkeit und Nützlichkeit solcher Versuche erwogen, bat man mich abends, eine junge säugende Frau zu besuchen. Sie hatte seit dem vorigen Tage einen sehr schmerzhaft entzündeten Milchknoten und so starkes heisses Fieber, als man es wenig bei solcher Gelegenheit zu sehen gewohnt ist. Die Heftigkeit des Fiebers hängt in solchen Fällen von dem individuellen Grade der Reizbarkeit des Arteriensystems ab und die Zertheilung der Entzündung wird dadurch eben nicht schwieriger. Dass ich durch kubischen Salpeter den entzündeten Milchknoten nicht zertheilen würde, wusste ich wol; ich gab ihn aber dennoch, denkend, wenn ich dadurch das heftige consensuelle Fieber auch nur etwas mässigen könne, so sei das doch immer eine nicht zu verachtende Beihülfe. Auf den entzündeten Knoten legte ich einen mit Digitalissalbe bestrichenen Lappen Leinwand. Die Salbe bestand aus einem Theile *Extr. Digitalis* und acht Theilen *Unguent. cerae.* (Man muss aber von dieser Salbe, weil anfänglich das Fett stark in die Leinwand ziehet, mehrmals tages etwas nachtragen.)

Die Nacht wurde sehr unruhig zugebracht und der Schmerz in der Brust war gross, gegen Morgen liess alles bedeutend nach; bei meinem Besuche fand ich die Spannung der Brust gewiss schon um die Hälfte gemindert und das heftige Fieber zu einem ganz gewöhnlichen umgewandelt. Am zweiten Morgen war Entzündung und Spannung der Brust verschwunden, der Knoten nur noch unbedeutend, das Fieber hatte ganz aufgehört. Am dritten Morgen sass die junge Frau auf, der Knoten war zertheilt und sie bedurfte meiner Hülfe nicht weiter.

Ein paar Tage darauf kam der Kutscher eines hiesigen Einwohners zu mir, dass ich ihm gegen eine geschwollene Parotis Rath geben möchte. Die Geschwulst schmerzte ihn sehr, war hart, und die Verhärtung erstreckte sich bis zu den Halswirbeln. Ein Wundarzt, an den er sich gleich anfänglich gewendet, hatte ihm ein Merkurialpflaster darauf gelegt. An-

geblich sollte die Geschwulst durch dieses Pflaster so gross und hart geworden sein; ich denke, sie würde aber auch ohne dasselbe wol nicht kleiner und weicher geblieben sein. Der Mann war von mittler Grösse, straff von Faser, grob von Knochen und Muskeln. Da bei diesem athletischen Körper das consensuelle Fieber gering war, würde es thörigt gewesen sein, ihm Arzenei zu geben. Ich liess ihn bloss das *Ung. digitalis* auf die Geschwulst legen. Am dritten Tage kam er wieder, mir sein Uebel zu zeigen. Die Veränderung war wirklich merkwürdig. Die grosse, harte Geschwulst war so verschwunden, dass ich jetzt bloss einen daumdicken Strang fühlen konnte, der von dem *Processu mastoideo* anfing und sich in der Richtung des *Sternocleidomastoidei*, ungefähr drei Zoll herunter erstreckte. Der fortgesetzte Gebrauch der Digitalissalbe hob dieses Ueberbleibsel auch in ein paar Tagen.

Gleich darauf wurde ich zu einem Fräulein gerufen, die unter beiden Armen geschwollene und entzündete Drüsen hatte. Da ich in der des rechten Armes schon deutlich Fluktuation fühlte, so legte ich *Ung. cerae* mit *Cupr. carb.* darauf, welches den Aufbruch gar bald befördert. Die Geschwulst in der linken Achselhöhle war neuer, hart, die Haut derselben wenig geröthet, der Schmerz mässig. Ich legte das *Ung. digit.* darauf, und die Zertheilung erfolgte so rasch, dass ein zweiter Besuch, den ich ihr nach etlichen Tagen zugedacht hatte, (sie wohnte nämlich eine Wegstunde von hier) ganz überflüssig wurde, indem sie mir schon früher durch eine Freundinn für meine ausgezeichnet schnelle Hülfe danken liess *).

Da ich nun die treffliche Wirkung der Digitalis nicht bloss

---

*) Seit ich Obiges geschrieben, habe ich gesehen, dass die Digitalis durch lange Einwirkung auf die Haut eine rosenartige Entzündung und einen stark juckenden Ausschlag macht, der in kleinen nässenden Pöckchen bestehet. Diesen Sommer 1836 zertheilte ich einen harten, sehr verdächtigen, ziemlich grossen Knoten in der Brust einer nicht säugenden Frau. Weil das Ding nicht mehr neu war, machte sich die Zertheilung langsam. Nach drei Wochen erschien der Ausschlag. Acht Tage waren nöthig, dieses Ungemach durch Bleiwasser zu beseitigen. Da ich aber nach gehobener Entzündung die Brust befühlte, fand ich den Rest des bis dahin allmählig verminderten Knotens ganz verschwunden.

in den erzählten Fällen, sondern auch in mehren anderen gesehen hatte, die ich, um nicht zu ausführlich zu werden, übergehe, so wurde ich dreist und beschloss, auch Versuche bei örtlichen Entzündungen anderer Organe zu machen.

Es kam ein Mann von mittlen Jahren zu mir, der den Abend vorher eine so schmerzhafte Entzündung des linken Auges bekommen, dass er die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Das Auge war mässig entzündet und ich konnte wirklich keinen Zusammenhang zwischen der Heftigkeit des Schmerzes und dem sichtbaren Grade der Entzündung finden. Ich habe aber mehrmals in meinem Leben dieses Missverhältniss beobachtet, ohne mir es genügend erklären zu können. Uebrigens war das Sehvermögen bei dem Manne zwar nicht gekränkt, aber das Licht steigerte doch den Schmerz. Damit aber die Leser nicht denken mögen, ich habe es mit einem zärtlichen, schmerzscheuen Herren zu thun gehabt, so bemerke ich ihnen, dass es ein gesunder und thätiger Mann aus der arbeitenden Volksklasse war, von grosser Muskelkraft und von einer seltenen Ausdauer dieser Kraft. Wenn ein solcher über unerträgliche Schmerzen klagt, so ist das ein ganz anderes Ding, als wenn ein Weichling diese Klage führt.

Ich liess zwei Drachmen Digitalis mit sechzehn Unzen Wasser zur Hälfte einkochen, die Abkochung lauwarm mit Leinwandlappen auf das geschlossene Auge legen, und Sorge tragen, dass der Lappen immer feucht erhalten wurde. In das Auge brachte ich nichts von dem Dekokt. Es war Abend, da ich diese Anordnung machte. Die Nacht wurde sehr schmerzhaft zugebracht, aber auch um so genauer meine Verordnung befolgt. Gegen Morgen stillte sich nach und nach der heftige Schmerz und verschwand bis Mittag ganz. Merkwürdig war es, dass die sichtbare Entzündung, welche mit Verschwinden des Schmerzes merklich abgenommen hatte, bei dem fortgesetzten Gebrauche der Digitalis auf dem nämlichen Punkte zwei Tage lang stehen blieb. Sie war jetzt nichts mehr und nichts weniger als eine ganz alltägliche, leichte Augenentzündung, gegen welche die Leute selten die Hülfe der Kunst suchen. Licht und Wind waren, ohne eben eigentlichen Schmerz zu verursachen, dem Auge empfindlich,

weshalb der Mann es bedeckte und wieder seinen Gechäften nachging. Mit folgendem Augenwasser hob ich nun den Rest der Entzündung in zwei Tagen. *℞ Zinci acetici gr.* vi *Aquae dest.* ℥v *Aquae amygdal. amar.* s. v ℥i Md. Er musste das Auge oft damit waschen, und viermahl tags etwas hineinlaufen lassen.

Dieser Fall brachte mich auf den Gedanken, ob die Aerzte, die von arteriellen und venösen Entzündungen sprechen, wol recht haben könnten, und ob vielleicht die Digitalis bloss in der ersten Art heilsam, in der zweiten unmächtig sei. Es ist immer möglich, dass ein solcher Unterschied zwischen den Entzündungen Statt findet; allein wo sind die unterscheidenden Zeichen? Wollte man die Lebhaftigkeit der Entzündung oder die Heftigkeit des Schmerzes als Zeichen der arteriellen Entzündung ansehen, in der einzig die Digitalis hülfreich sei, so würde diese Meinung schon gleich mit dem vorletzterzählten Falle in Widerspruch stehen; denn die Achseldrüse des Fräuleins, welche durch die Digitalissalbe überraschend schnell zertheilt wurde, war nur wenig geröthet und nur mässig schmerzhaft. Es sind das gar dunkle Dinge, sie können gut sein, wir wollen uns aber nicht dabei aufhalten, sondern lieber zu interessanteren Gegenständen übergehen.

Den 13. März 1833 wurde ich zu dem anderthalbjährigen Kinde eines hiesigen Bürgers gerufen. Angeblich hatte es seit drei Tagen einen Husten von seltsamem, scharfem Tone gehabt, der aber, wie ich jetzt selbst hören konnte, der wahre Ton des Crouphustens war. In der letzten Nacht hatte es sehr starke Beängstigung bekommen, welche die Aeltern bestimmet, ärztliche Hülfe zu suchen. Aus den Reden der Aeltern musste ich schliessen, dass diese Beängstigung sich auch schon früher in geringerem Grade gezeigt, besonders am vorigen Tage, dass man aber nicht eher Verdacht geschöpft, als bis sie an Erstickung gegrenzt. Es traf sich gerade, dass das Kind bei meinem Besuche einen heftigen Anfall bekam, ich mich also von dem wirklichen Vorhandensein der *Angina membranacea* sichtlich überzeugen konnte. Es fieberte stark und hatte eine solche Athemsnoth, dass sein aufgetriebenes Gesicht eine rothe ins Bläuliche spielende Farbe bekam. Da es die

Mutter auf den Armen trug, denn in dem Bette hatte es bei dieser Noth keine Dauer, sah ich, dass es den Kopf beständig hintenüber bog um Luft zu kriegen. Dass es aber die Krankheit schon in hohem Grade hatte, schliesse ich nicht sowol aus diesem heftigen Anfalle, sondern auch aus dem hörbar scharfen Tone des Athemholens, den es, wie ich bei meinem zweiten abendlichen Besuche gewahr wurde, selbst im Schlafe von sich gab. Zum wenigsten habe ich Kinder gesehen, die, wenn sie beim Nachlasse schliefen, diesen scharfen Ton beim Athemholen nicht hatten, die aber dennoch durch die Krankheit getödtet wurden.

Ich liess jetzt dem Kinde die ganze Luftröhre bis zum Brustbeine mit Digitalissalbe belegen, und belastete die Mutter, den mit der Salbe bestrichenen Lappen oft aufzufrischen.

Da ich es aber für eine Gewissenssache hielt, bloss des Versuchs wegen keine innerliche Arzenei zu verordnen, so verordnete ich dergleichen wirklich, war aber, da mir abends die Mutter erklärte, es sei ganz unmöglich, sie dem Kinde beizubringen, eben nicht ungehalten darüber; denn nun konnte ich gerade die Heilwirkung der Digitalis rein beobachten, und hatte noch obendrein den Vortheil, dass die Mutter, die ihr Kind nicht gern missen wollte, jetzt einzig in der Salbe das Heil suchte, mithin sorgfältig darauf achtete, dass die ganze Luftröhre beständig damit bedeckt blieb.

Die Wirkung war folgende. Die Erstickungsanfälle wurden milder und kamen seltener, und mit der Abnahme des Luftröhrenleidens nahm auch das Fieber ab, so dass nach drei Tagen das Kind wieder gesund war und nichts von diesem Strausse überbehielt, als den scharfen Ton beim Husten, jedoch nicht beim Athemholen im Schlafe. Uebrigens war der diesen Ton hörbar machende Husten nicht stark und störte die Gesundheit des Kindes nicht weiter, ist auch hernach ohne Arzenei von selbst vergangen, wie er denn überhaupt nur Nebensache beim Croup ist.

Den 2. Juni 1833 bat mich der hier wirkende Wundarzt Herr *Hamer*, den neunjährigen Sohn einer Wittwe zu besuchen, der an der *Angina membran.* gefährlich krank liege. Er, der Wundarzt, war in der letzten Nacht aus dem Bette geholet

worden, weil der Junge einen so gar heftigen, Erstickung drohenden Anfall gehabt; er hatte ihm auch Pulver von Calomel verschrieben, von denen, da ich hinkam, ein paar verzehrt sein mochten. Ich fand den Kranken mit schnellem Pulse, ohne grosse Hitze, klagend über Kopf-, vorzüglich aber über Halsschmerz. Ich hiess ihn, mit seinem Finger den Ort am Halse zeigen, wo es weh thue. Er zeigte die Luftröhre. Sein Harn war nicht sehr dunkel von Farbe, aber trübe, der Durst mässig, der Ton beim Husten der unverkennbare der häutigen Bräune. Da sowol Söhnchen als Mutter zu den halbwilden Menschen gehörten, so konnte ich wol über die Entstehung der Krankheit Fragen an sie richten, aber ihre Antworten hatten für mich keinen Werth und können auch für die Leser keinen haben. Ich liess nun die Luftröhre mit Digitalissalbe belegen, und verordnete, da mir das Fieber keine Salpeteraffektion des Gesammtorganismus zu sein schien, ein schleimiges Tränkchen mit Kupfertinktur. Der Bube aber, der sehr eigenwillig war, wollte die Arzenei, wegen des angeblich faden Geschmackes derselben, nicht nehmen, und was er davon auf dringendes Bitten der Mutter genommen, kann gar nicht in Betracht kommen. Ich fand eben keinen Beruf, den vermeintlich faden Geschmack der Arzenei in einen prickelnden umzuwandeln, sondern erklärte der Mutter: da ich voraussähe, dass der Junge an jeder Arzenei etwas auszusetzen haben würde, die Zeit zur Hülfe aber in dieser Krankheit kurz sei, so möge sie nur die Arzenei ganz stehen lassen und um so viel gewissenhafter die Salbe nach meiner Vorschrift gebrauchen. Das geschah denn auch ganz regelmässig, nicht bloss weil ich dazu ermahnte, sondern weil der Junge selbst nichts dagegen einzuwenden hatte. Die Wirkung der Salbe war wie bei dem vorigen Kinde. Die Anfälle der Beängstigung wurden milder, kamen seltener, und blieben dann aus, der Schmerz in der Luftröhre minderte gleichzeitig nach und nach, bis er ganz verschwand, und das Fieber hörte mit diesem örtlichen Leiden auf. Nach drei Tagen war das Uebel gehoben, der scharfe Ton des Hustens blieb aber, und es schien nicht, dass die Digitalissalbe auf diese eigene Affektion, welche wahrscheinlich in der Stimmritze haftet, merklichen Einfluss gehabt hatte.

Ich wollte jetzt versuchen, durch Antimonial-Goldschwefel diese letzte Spur des Uebels zu tilgen. Die Arzenei war nach Geschmack und das Einnehmen geschah etwas besser als schlecht. Durch den Husten, der an sich gering war, wurde schon vor dem genommenen Antimonialmittel dicklicher Schleim ausgeworfen; ob aber auch häutige Stoffe weggingen, war unmöglich in dieser wilden Wirthschaft zu erfahren. Da ich den fünften Tag hinkam, war der verzweifelte Junge entsprungen und trieb sich auf der Strasse herum. Ein paar Tage darauf begegnete er mir; ich liess ihn willkürlich aufhusten, und hörte, dass er den garstigen Ton noch hatte. Ungefähr vierzehn Tage nachher stiess ich noch einmahl auf ihn, er musste mir wieder etwas vorhusten, und nun war der verdächtige Ton ganz verschwunden.

Ich bemerke zu dieser Geschichte noch, dass, ob ich gleich den Kranken drei Tage zweimahl täglich besucht, ich ihn doch kein einziges Mahl in dem eigentlichen Anfalle der Beängstigung getroffen habe. Dieses ist aber Zufall und thut der Glaubwürdigkeit der Geschichte keinen Abbruch. Herr *H.*, der, ob er mir gleich den Kranken übergeben, ihn doch aus Neugierde täglich besuchte, damit er den Ausgang dieser verrufenen Krankheit bei der bloss äusserlichen Behandlung beobachten möchte, hat ihn mehrmahls in den Anfällen gefunden, behauptet aber, keinen so heftigen weiter gesehen zu haben, als der nächtliche gewesen, wegen dessen man ihn aus dem Bette geholt. Damit stimmte auch die Aussage der Mutter und des Kranken selbst überein.

Die Betrachtung, welche ich über diese zwei Krankheitsfälle machen kann, ist kurz. Abgesehen davon, dass die Natur der besprochenen Krankheit verschiedener Art sein kann, ist es mir doch höchstwahrscheinlich, dass sie in vielen Fällen eine bloss örtliche Entzündung der Luftröhre sei. Wäre sie jederzeit eine in der Luftröhre vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, so würde es mir unerklärlich bleiben, wie die Kinder, sobald der Beängstigungsanfall nur etwas lange aussetzt, gleich wieder erträglich wohl sein können. Dieses vermeintliche Wohlsein täuscht ja noch jetzt die Unkundigen und wird früher, da der Gegenstand noch nicht so häufig be-

sprochen war, auch wol die Aerzte getäuscht haben. Wenn ich gleich bis jetzt noch nie gesehen, dass die Kinder in den guten Zeiträumen spielten, so waren sie doch unverkennbar wohler, als sie es hätten sein können, wenn sie an einer Uraffektion des Gesammtorganismus gelitten. Diese Beobachtung hat mich schon längst auf den Gedanken gebracht, man würde wol die Heilung am sichersten erzielen, wenn man das Luftröhrenleiden als eine rein örtliche Entzündung, und das Fieber als ein bloss consensuelles ansähe. Was helfen aber gute Gedanken, wenn man keine gute Mittel kennet, durch welche sie können zur Ausführung gebracht werden? Was nutzen Quecksilbereinreibungen und Blutegel bei einer so schnell verlaufenden Krankheit? — Ich bin in jüngeren Jahren wol ein eben so tüchtiger Quecksilberarzt gewesen als einer meiner jetzigen Zeitgenossen, wiewol ich bekenne, dieses Allheil weder beim *Morbo haemorrhagico maculoso*, noch den Lungensüchtigen in *Agone mortis* gegeben zu haben. Ich weiss recht gut, dass bei örtlicher Entzündung der Mandeln Quecksilbereinreibungen erst den dritten Tag ihre wohlthätige Wirkung auf die entzündeten Mandeln äussern, und weil ich in meiner Jugend selbst, wie manche junge Leute, oft von dieser Plage heimgesucht wurde, weiss ich eben so gut, dass ich mir meinen Hals weit gründlicher verquickt habe, als die Hälfte der Mütter oder Wärterinnen es den croupkranken Kindern thun werden; aber gerade die an meinem eigenen Halse gemachte Erfahrung hat mich schon früh mit grossem Misstrauen gegen die angeblich schnelle Heilwirkung dieser Einreibungen bei der *Angina membranacea* erfüllet.

Was die Blutegel betrifft, so kann ich eben so wenig den übergrossen und überschnellen Nutzen derselben bei allen örtlichen Entzündungen anerkennen, wiewol ich zulasse, dass sie bei Uebung der Kunst zu manchen Zwecken nicht bloss gut, sondern selbst unentbehrlich und unersetzlich sind.

---

Mit dem besprochenen Gegenstande ist folgender ganz nahe verwandt. Wir sehen, dass Eiterung gewöhnlich eine Folge der Entzündung ist, sind darum geneigt zu glauben,

dass ohne diese keine Eiterbildung geschehen könne. Diese Meinung, die sich ganz unwillkürlich bei uns Praktikern einschleicht, ist aber nicht ganz wahr, und die Zweifel, welche man dagegen erhoben, mögen vielleicht einen guten Grund haben. Ich sehe nur nicht recht ein, wie man etwas Verständiges über einen Naturprozess sagen kann, der in dem Haargefässsysteme, in dieser geheimsten Werkstatt des Körpers vollbracht wird, von welcher Werkstatt wir nur ein wenig mehr als gar nichts kennen.

Halten wir uns bloss an die Beobachtung, so lehret uns diese folgendes. Es gibt bei allen Entzündungen einen übel zu bestimmenden, bloss vermuthlichen Punkt, wo sie nicht mehr zu zertheilen sind, sondern in Eiterung übergehen. Merkwürdig ist es, dafs gerade solche Mittel, welche sichtbar und fühlbar der Entzündung wehren, bei der unzertheilbaren auch am besten die Eiterung befördern. Das *Unguentum fuscum*, die Zink-, oder Galmeisalbe, der salzsaure Kalk beschwichtigen mächtig und sichtbar die Entzündung; ist sie aber nicht zu zertheilen, so befördern gerade diese die Eiterung rascher und besser, als erweichende, oder reizende Breiumschläge, oder dergleichen Pflaster. Wie das zu erklären ist, weiss ich wahrhaftig nicht. Einer meiner jüngeren Amtsgenossen, dem ich einst dieses Räthsel zu lösen aufgab, bestätigte meine Beobachtung dadurch, dass er sagte, er habe mehrmals gefunden, dass Blutentziehung durch Egel, bei entzündeten Drüsen den Uebergang in Eiterung schnell und sichtbar befördere. Da er aber noch in den besten Jahren war, mithin noch die jugendliche Erklärungsfertigkeit besass, welche wir Alten leider mit der Zeit eingebüsst haben, so war er flugs der Meinung, gerade jene Beobachtungen sprächen dafür, dass ein gewisser mässiger Grad der Entzündung nothwendige Bedingung der Eitererzeugung, und ein höherer derselben hinderlich sei. Ich liess das gut sein, denkend, mein Kollege, dem Gott einen gesunden Verstand verliehen, würde schon von selbst finden, dass man aus seiner Annahme Folgerungen, und zwar nicht sophistisch, sondern ganz ehrlich verstandhaft ableiten könne, welche weder mit seiner eigenen Erfahrung, noch mit der, anderer Aerzte in Einklang zu bringen sein möchten.

Da nun aber die genannten entzündungswidrigen Mittel bei unzertheilbaren Entzündungen den Uebergang in Eiterung befördern und erleichtern, so schien es mir der Mühe werth zu versuchen, ob die Digitalis die nämliche Wirkung habe, oder ob sie vielleicht in dieser Hinsicht noch mächtiger sei.

Zuerst machte ich Versuche bei solchen entzündeten Drüsen, auf deren Zertheilung, wegen der Dauer der Entzündung, nicht mehr zu rechnen war. Ich sah, dass sich hier die Eiterung schnell und vollständig, ja noch schneller, als bei den vorgenannten Mitteln machte. Nun sprach mich einst eine Niederländerinn an, ihr Rath gegen eine längst verhärtete, seit einiger Zeit schmerzhaft gewordene, aber nicht sehr ausgedehnte Unterkinnladendrüse zu geben. Sie hatte manche Mittel angeblich ohne Hülfe gebraucht, und weil der sehr erträgliche Schmerz nicht sowol in der Drüse selbst, als vielmehr auf der Kinnlade und im Inneren des Mundes, an der linken Seite, wo jene Drüse sass, sich äusserte, so war ihr die Sache sehr verdächtig, sie fürchtete nämlich, die Drüse sei krebsartig. Weil ich aber dieser Meinung nicht war, legte ich Digitalissalbe darauf, damit die Drüse sich entweder dadurch zertheilen, oder in rasche Eiterung übergehen möchte. Letztes geschah wirklich schnell genug, aber nicht ohne Schmerz. Der Abszess öffnete sich von aussen und fast gleichzeitig in der Mundhöhle, heilte dann ohne Schwierigkeit, und die Jungfrau war herzlich froh, so guten Kaufes von dem verdächtigen Dinge gekommen zu sein.

Bald hatte ich Gelegenheit eine Verhärtung in der Bauchfetthaut zu behandeln. Da ich dieses Uebel äusserst selten gesehen, es nie selbst geheilet, aber wol gehört, dass, wenn Entzündung sich darin erzeuge, diese sehr schwer zu zertheilen und mehr chronischer als akuter Art sei, auch eine langweilige Eiterung mache; so wurde meine Neugierde durch den Fall besonders aufgeregt.

Die ganze der Verhärtung vorhergehende Krankheit ausführlich zu erzählen, würde jedoch dem Leser wenig Unterhaltung gewähren, darum will ich nur das Wichtigste davon ausheben.

Eine junge Bäuerinn, welche den grössten Theil ihrer

Schwangerschaft am Husten gelitten, gebiert leicht, das Kind stirbt gleich nach der Geburt, der alte Husten verschwindet aber nicht, wie sie gehofft, nach der Niederkunft, die Milch wird nicht gewaltsam vertrieben, sondern versieget nach und nach, und die Wöchnerinn befindet sich wohl. In der fünften Woche wird sie kränklich und begehrt meinen Beistand.

Ich fand sie in folgenden Umständen. Sie hatte leichtes Fieber, welches täglich deutliche, fast an Intermission grenzende Remission machte, dieses konnte ich gleich bei meinem ersten Besuche erkennen, weil ich sie gerade zur Zeit der Remission sah. Sie hustete viel und warf Schleim aus, klagte über Schmerz im linken Schenkel, der zwar erträglich war, aber sie doch zum Gehen unfähig machte, nebenbei gab sie auch an, einen geringen Schmerz in der Unterbauchgegend zu haben. Bei Untersuchung des Schenkels konnte ich nichts krankhaftes durch das Gefühl entdecken, eben so wenig in der Unterbauchgegend; das Betasten vermehrte auch den Schmerz nicht. Ich hielt den Schmerz im Schenkel für eine geringe rheumatische Affektion der Muskeln; den in der Unterbauchgegend konnte ich aber nicht dafür erkennen, weil sich die Frau ohne Beschwerde und Vermehrung des Schmerzes im Bette aufrichtete und umwendete. Da ich mehrmahls gesehen, dass solche Schmerzen des Unterbauches späteren blutigen Ausleerungen aus der Gebärmutter einige Tage vorhergehen, so vermuthete ich, das würde auch hier der Fall sein, und gab innerlich bloss eine Boraxauflösung. Den kranken Schenkel liess ich zweimahl tags mit *Acido pyrolignoso* einreiben. Der Erfolg dieser Behandlung war, dass nach drei Tagen blutige Ausleerung durch die Gebärmutter erfolgte und dass gleichzeitig der Schmerz aus dem Bauche verschwand. Der Schmerz im Schenkel wich der äusserlich angewendeten brenzelichen Holzsäure nach vier Tagen. Nachdem nun diese zwei Hauptklagpunkte beseitiget waren, war das eigentliche paroxysmirende Fieber allerdings mit verschwunden, die Frau behauptete, sich wieder wohl zu fühlen. Allein der Puls war noch immer etwas gereizt, und ich sah offenbar, dass sie sich in einem gewissen quinenden Zustande befinde, sich, hinsichtlich ihres Wohlseins, selbst täusche. Ihr Husten war jetzt das, was mich am meisten

kümmerte, ja ich fürchtete, dass die beiden schmerzhaften Uebel, weshalb sie meinen Rath gesucht, bloss Nebensache gewesen, und dass ihr jetziger quinender Zustand von der ergriffenen Lunge abhangen möchte, denn einem mehre Monate alten Husten ist wenig zu trauen.

Ich gab das *Extractum nicotianae rusticae*, und zwar mit so gutem Erfolge, dass der Husten bis auf eine Kleinigkeit gehoben wurde, und die Frau essen, trinken, schlafen und im Hause herumgehen konnte. Bei alle dem nahm sie aber nicht so an Fleisch und Kräften zu, als ich erwartete, ihre früher rothe Wangen blühten nicht wieder auf, und ob sie gleich im Hause herumging, auch wol in der Wirthschaft etwas schummelte, so war doch alles nur halb Werk; ihrer Bewegung fehlte das Rasche junger gesunder Leute. Da ihr Puls noch immer ein wenig gereizt war, und noch ein kleines Restchen des Hustens sich verhalten hatte, so ermahnte ich sie dringend, den Gebrauch des Tabakextrakts, welches sie schon für überflüssig hielt, so lange fortzusetzen, bis auch die leiseste Spur des alten Hustens verschwunden sein würde; denn ich hatte wirklich noch immer den Verdacht, dass ein verborgener Lungenfehler im Hintergrunde liege.

Nun gingen ein paar Wochen hin, ohne dass ich weiter Nachricht von ihr bekam, ich konnte also wol sicher sein, dass alles gut stehe, denn die Familie war in Betreff der Gesundheit und des Lebens der jungen Frau nichts weniger als gleichgültig. Eines Tages kommt der Ehemann zu mir und sagt: seine Frau, welche sich bis dahin wohl befunden und noch wohl befinde, klage seit ein paar Tagen über etwas Schmerz in der Unterbauchgegend, und sei, wenn sie vom Stuhle aufstehen oder sich im Bette aufrichten wolle, steif, die Bewegung verursache ihr etwas, aber geringen Schmerz, diesen fühle sie jedoch weder beim Stehen noch beim Gehen. Da ich aus diesem Berichte durchaus nichts anderes machen konnte, als dass die Frau an einem kleinen Rheumatismus der Bauchmuskeln leide, so sagte ich dem Manne, seine Frau habe noch genug von dem *Acido pyrolignoso*, mit welchem sie sich den Schmerz aus dem Schenkel geschmieret, überbehalten,

sie möge solches nur auf den Bauch einreiben, es werde auch diesen Schmerz wol vertreiben.

Reichlich acht Tage nachher kommt der Mann abermahls zu mir und bittet mich, seine Frau zu besuchen; sie habe zwar keinen grossen Schmerz, aber sie behaupte, der Bauch sei ihr hart und geschwollen, die Mutter, die es untersucht, behaupte das nämliche, beide wissen aber nicht recht, was sie daraus machen sollen, weshalb es am besten sein werde, dass ich persönlich die Sache untersuche.

Da ich nun die Kranke selbst sah, fand ich gleich, dass die Fetthaut der ganzen Unterbauchgegend verhärtet war. Die Muskeln konnten an dieser Krankhaftigkeit keinen Antheil nehmen, denn sonst hätten die Verrichtungen derselben weit mehr müssen gestört sein als sie es durch diese Zellgewebeverhärtung waren. An der linken Seite der *Reg. hypogast.* fand ich eine Stelle, in der ich deutlich Fluktuationen fühlte, und die auch bei der Berührung schmerzte.

Ob mir nun gleich die Sache nur halb gefiel, so dachte ich doch an die Möglichkeit, dass die angebliche Langweiligkeit der Eiterung in verhärtetem Zellgewebe auch wol einzig der Unvollkommenheit der angewendeten Mittel zuzuschreiben sein möchte, und ich hoffte, die Digitalis würde balder Hülfe schaffen. Die ganze verhärtete *Reg. hypogast.* wurde also mit Digitalissalbe belegt.

Drei Tage darauf brachte mir der Mann die Nachricht, die Stelle, von der ich gesagt, dass schon Eiter darin stecke, sei durchgegangen. Ich liess den Gebrauch der Digitalissalbe fortsetzen, und weiter nichts daran thun; nach zwei Tagen (absichtlich nicht früher) ging ich selbst hin, die Sache zu untersuchen. Ich fand, dass sich an der bezeichneten Stelle ein echter, reiner, runder Abszess geöffnet hatte, und zwar so geöffnet, dass das Loch, nach ungefährer Schätzung, über zwei Zoll im Querdurchmesser, und gewiss zwei im senkrechten hatte. Es war also gross genug, um mich durch das Gesicht überzeugen zu können, dass die Eiterung bloss im Zellgewebe zwischen der Haut und den Bauchmuskeln sitze und die Muskeln selbst nicht ergriffen habe. Uebrigens mochte ich rund um die Oeffnung, weit oder nahe, drücken oder streichen, ich

sah nicht, dass irgend an einer Stelle auch nur das mindeste von Eiter herausquoll; wodurch also gewiss wurde, dass der Abszess weder Nebenhöhlen noch Gänge hatte. Weil mir nun noch immer die ungeheure Langweiligkeit solcher Eiterung im Kopfe lag, und ich überhaupt nicht gern den Wundärzten Abbruch thue, so sagte ich der Kranken: da die Sache etwas langwierig werden könne, mir aber meine übrigen Geschäfte nicht erlauben, selbige so nachzusehen, wie es nöthig sei, so möge sie sich lieber an einen Wundarzt wenden, ich werde mich schon mit diesem besprechen und sie deshalb nicht ganz verlassen. Dieser Vorschlag wirkte aber sehr feindlich auf das Gemüth der Kranken; sie fing an zu weinen, und behauptete, wenn sie einem Wundarzte in die Hände falle, werde sie geschnitten und geschunden werden, und Gott möge wissen, wie die Sache ablaufe.

Ich kann nicht gut einen Menschen weinen sehen, und am wenigsten eine artige, junge, unschuldige Frau, und das war wirklich die kleine Bäuerinn in einem so seltenen Grade, als ich es wenig gesehen. Flugs kam mir der Gedanke in den Kopf, ich könne ja der entschlossenen, rührigen, anstelligen Schwiegermutter das Geschäft der kleinen Chirurgie übertragen. Diese ging gleich in meinen Vorschlag ein, und ihr erstes Probestück war, dass sie die herunterhangenden, abgestorbenen Hautreste mit der Schere abschneiden musste, welches begreiflich ohne Schmerzen geschah. Da ich dem Manne schon ein altmodisches Pflaster mitgegeben, damit ich es bei meinem Besuche zur Hand haben möchte, (ich werde von diesem unten mehr sagen) so liess ich die alte Mutter Pflücksel machen, etwas von dem Pflaster darauf streichen und dieses in den Grund des Abszesses bringen, mit dem Bedeuten, so lange täglich das bepflasterte Pflücksel zu erneuern, bis der Grund des Abszesses frisch roth sei. Sobald sie dieses sehe, müsse sie weiter nichts mehr hineinbringen, sondern bloss das Loch mit dem auf Leinwand bestrichenen Pflaster bedecken, dieses täglich erneuern, und anfänglich zweimahl täglich den Eiter auslaufen lassen, ohne weiter daran zu drücken, zu streichen, oder sonst zu meistern. Ungefähr zehn Tage, nachdem dieser Abszess sich geöffnet, öffnete sich auch

ein zweiter, etwas kleinerer an der rechten Seite des Unterbauches. Die alte Schwiegermutter war jetzt schon eine so perfekte Wundärztinn, dass sie es für schülerhaft hielt, mich von der Sache zu benachrichtigen, sondern alles Nöthige von selbst versah. Auch dieser Abszess war ein reiner, runder, ohne Nebengänge, und da ich ihn sah, war er schon im Heilen begriffen. Beide Abszesse sind so gut und so rasch geheilt, als man dieses bei jeden anderen, die gerade nicht in verhärtetem Zellgewebe erzeugt sind, zu sehen gewohnt ist. Die Verhärtung der Bauchfetthaut, welche ich unausgesetzt mit Digitalissalbe behandeln liess, erweichte sich nach und nach; besonders war dieses sichtbar nach dem Aufbruche des zweiten Abszesses. Sie ist auch rein verschwunden, ohne Spuren, als die Narben der zwei Abszesse überzulassen.

Ich mache zu dieser Geschichte folgende Bemerkungen.

Die Frau, die früher, in der Meinung der Menschen geheilt, mir noch immer wegen heimlicher Fehler verdächtig geschienen, fing nach diesem Strausse an, so schnell, so wundervoll aufzuleben und so kräftig zu werden, dass bei mir nicht bloss alle Besorgniss wegen heimlicher Lungenfehler schwand, sondern dass ich mich auch des Gedankens nicht erwehren konnte, die Natur habe hier in der Bauchfetthaut eine ihrer geheimen kritischen Operationen vollführet. Bestimmt kann ich dieses zwar nicht behaupten, denn ich gehöre eigentlich nicht zu den Aerzten, die allenthalben kritische Ausleerungen zu sehen wähnen, ich vermuthete aber wirklich hier dergleichen.

Die zweite Bemerkung ist folgende. Zu der Zeit, da der zweite Abszess fast geheilt war, bekam die Frau wieder Milch, und zwar so, dass sie die Brüste, der lästigen Spannung wegen, um den zweiten oder dritten Tag musste anziehen lassen. Wie ist das nun zu begreifen? Das Kind war gleich nach der Geburt gestorben, und die Milch, da ich die Frau in der fünften Woche nach der Niederkunft zuerst sah, ganz versiegt. Begreiflich war mit der eigentlichen Krankheit, weshalb man mich gerufen, mit dem Mittelzustande der vermeintlichen Genesung, mit der darauf folgenden Zellgewebeverhärtung, der Bildung und Heilung der Abszesse viel Zeit verbracht. Ich habe die Frau in allem sechsmahl besucht. Den ersten Be-

such machte ich den 17. April, den letzten den 1. Juni. Bei diesem fand ich sie so, dass ich erklärte, es sei weiter unnöthig, sie zu besuchen. Den 10. Juni führte mich, da ich zu einem andern Kranken ging, der Weg ihrem Hause vorbei, ich sprach bei ihr ein und es war noch von keiner Wiederkehr der Milchabsonderung die Rede. Also nach dem 10. Juni ist erst die Milch wieder erschienen; den Tag, wann dieses geschehen, habe ich mir nicht bemerkt, es thut auch nichts zur Sache. Ich war aber wirklich etwas erstaunt, da der Ehemann mir dieses berichtete und meine Meinung hören wollte, was bei dieser seltsamen Erscheinung zu thun sei. Die ehrlichen Leute hatten aber schon das beste gethan, was ich ihnen rathen konnte, sie hatten die Brüste von Zeit zu Zeit so viel durch Saugen entleeren lassen, dass eben die lästige Spannung gemindert wurde.

In jener Zeit, da die Aerzte allenthalben Milchablagerungen sehen wollten, würden die Abszesse in der erzählten Geschichte auch wol unter diese Kategorie gebracht sein; so viel ich aber sehen konnte, enthielten sie nicht Milch, sondern gesunden Eiter, echt von Farbe und Geruch.

---

Die Vorschrift zu dem altmodischen Pflaster, welches manche andere Pflaster und Salben entbehrlich macht, welches zwar nicht in allen Uebeln, bei denen man Pflaster gebraucht, hilft, aber doch gewiss in gar vielen, habe ich in dem Nachlasse meiner Aeltern gefunden. Es war in meinem Geburtsorte, Hamm, Hauptstadt der Grafschaft Mark, früher sehr in Ruf. Ein Feldprediger der dortigen Garnison hatte es als eine besonders nützliche Heimlichkeit mitgebracht und die Vorschrift manchen Einwohnern, worunter auch meine Aeltern waren, mitgetheilt, weshalb es den Namen des Feldpredigerspflasters führte. Vor 40 Jahren habe ich es in die hiesige Apotheke gegeben und es hat auch hier vielen Beifall gefunden; es wird unter dem sehr behaltbaren Namen Wunderpflaster verkauft.

Die Vorschrift lautet also;

Zwei Pfund Baumöl und ein Pfund Mennig werden unter

beständigem Rühren zur Pflasterconsistenz gekocht, dann mischt man zwei Drachmen gebrannten Alaun ganz genau darunter. Jetzt nimmt man das Gefäss vom Feuer, und wenn die erste Hitze der Masse etwas verflogen ist, setzt man sechs Drachmen gepulverten Bernstein zu und mischt auch diesen sorgfältig durch beständiges Rühren. Endlich, wenn die Masse so weit abgekühlt ist, dass man, ohne sich zu brennen, die Hand an das Gefäss bringen kann, setzt man eine halbe Unze Campher zu, den man vorher in etwas Baumöl aufgelöset hat, und giesst das Ganze in kleine Salbtöpfchen, welche man gut mit Blase verschliesst. Hier, wo das Pflaster von dem Volke häufig in kleinen Portionen verlangt wird, giesst der Apotheker einen Theil der Masse in Tafeln und schneidet diese in Streifen. Die Tafeln müssen aber auch in Blase gewickelt bewahret werden, denn der Campher verfliegt sonst, und den kann man nicht als einen überflüssigen und unwirksamen Bestandtheil ansehen.

Von dem Gebrauche des Pflasters will ich nichts sagen, er findet sich von selbst; es heilet, wie gesagt, nicht alles, aber es heilet vieles. Bloss meinen jüngeren Amtsbrüdern werde ich einige kleine Vorsichtigkeiten anmerken.

Will man ein unsauberes Geschwür damit heilen, so muss man es dick auf die Leinwand streichen, auch wol, wenn das Geschwür tief ist, etwas in die Tiefe legen, damit sich alles gut reinige und gesundes Fleisch zu Tage komme. So legte ich auch (wie erzählt ist) der jungen Bäuerinn etwas Pflaster in die Höhle des Abszesses, damit sich diese schnell von dem abgestorbenen Zellgewebe reinigen möchte. — Je nachdem nun aber dieser Zweck erreicht ist, muss man das Pflaster immer dünner und dünner streichen. Ist es so weit gekommen, dass sich der Schaden schliesst, muss es ganz dünn aufgetragen werden, und wenn die Wiedererzeugung der Haut beginnt, so dünn, dass die Leinwand nur eben gelb davon gefärbt ist. Nun ist aber noch eine Kleinigkeit zu beobachten. Das Pflaster klebt stark; reisst man es ins tolle von der sich erzeugenden jungen Haut, so reisst man jedesmahl die Haut mit weg, und man könnte auf die Weise wol bis an den jüngsten Tag einen Schaden bepflastern, ohne zu Ende zu kommen.

Um dieses zu vermeiden, muss man beim Verbinden ein zusammengelegtes Tuch gut erwärmen und es etwas auf das Pflaster halten, dann erweicht sich dieses gleich, und man kann es abnehmen ohne die junge Haut zu zerreissen.

Im Anfange meiner Praxis theilte ich die Vorschrift des Pflasters einem sehr erfahrenen, mir befreundeten Wundarzte mit. Der bemerkte mir später: das Pflaster befördere die Heilung unreiner Geschwüre gar trefflich; sei die Heilung aber bis zur Hauterzeugung vorgerückt, so passe es nicht mehr.

Mir war das Vorgeben des verständigen Mannes ein Räthsel, und dieses Räthsel wurde mir ein paar Jahre später auf folgende Weise gelöset. Ein französischer Beamter sagte mir einst, ihm habe der Wundarzt Y* ein Fussgeschwür gut und bald geheilt, allein die neuerzeugte Haut sei noch an einigen Stellen wund und nässe. Ihm sei es unbegreiflich, warum ein Pflaster, welches das Geschwür so gut geheilt, nun nicht auch die Haut heile. Seit vierzehn Tagen habe er sich vergebens bepflastert; der kleine Rest seines Uebels bleibe immer auf dem nämlichen Punkte. Da ich sah, dass der genannte Wundarzt das Wunderpflaster, dessen Vorschrift ich in die hiesige Apotheke gegeben, zum Heilen des Geschwüres angewendet, so begriff ich bald, woran sich das Ding hakte; der Franzose hatte nämlich, bei dem täglichen Abziehen des Pflasters, Stücke der neu erzeugten zarten Epidermis abgerissen; und diese der Epidermis entblössten Stellen nässten. Ich erklärte das dem Manne, und weil keine Spur von Eiterung mehr da war, gab ich ihm den Rath, mit dem möglichst dünn gestrichenen Pflaster die ganze Fläche des geheilten Geschwürs zu bedecken, und es darauf liegen zu lassen, bis es von selbst abfalle. Da das Pflaster nach einigen Tagen sich von selbst lösete, waren die nässenden Stellen vollkommen geschlossen.

In der Krankengeschichte der Bäuerinn ist auch noch von der brenzlichen Holzsäure die Rede. Es sei mir erlaubt, von dieser ein Wort zu sagen.

Ich habe wenig Heil von dem innerlichen Gebrauche derselben gesehen,*) aber der äusserliche, bei manchen schmerz-

*) Gute Dienste leistet sie jedoch im chronischen Mutterblutflusse, wenn dieser Offenbarung eines dynamischen Urleidens der Gebärmutter ist (nicht

haften Urleiden der Muskeln und Nerven, ist doch wahrlich nicht zu verachten; man kann solche Uebel zuweilen überraschend schnell damit heilen. Ein paar Monate vor dem erzählten Falle verlangte eine Frau meine Hülfe, welche von einer schweren, künstlich bewirkten Geburt eine unvollkommene Lähmung der unteren Extremitäten behalten hatte, die, wie nicht selten solche Halblähmungen mit grossen Schmerzen der Nerven vergesellschaftet war. Der Geburtshelfer hatte sie verlassen, weil er entweder keinen Rath wusste, oder weil die Vermögensumstände der Frau nicht so waren, dass er alle Apothekerbüchsen mit ihr durchproben konnte. Ich heilte sie in acht Tagen, bloss durch den äusserlichen Gebrauch der brenzlichen Holzsäure, welche ich dreimahl tags in die unteren Extremitäten einreiben liess. In dieser Heilung lag auch, wie ich später erfahren, der Grund, dass die kleine Bäuerinn, welcher selbige bekannt geworden, und welche irrthümlich glaubte, ein ähnliches Uebel in ihrem Schenkel zu haben, durchaus nicht von mir lassen und sich keinem Wundarzte anvertrauen wollte.

Uebrigens kann man durch die brenzliche Holzsäure, wenn man täglich zwei oder dreimahl Bauch, Rücken und Schenkel damit einreiben lässt, Wechselfieber heilen. Im Jahr 1833 hat sie mir bei mehren Kindern, die am ungeregelten Wechselfieber litten und denen Arzenei übel beizubringen war, ausnehmend gute und überraschend schnelle Hülfe geleistet.*) Auch etliche Erwachsene habe ich damit geheilt, aber sehr bald gefunden, dass sie im allgemeinen in der bürgerlichen Praxis nicht anwendbar ist. Bei den meisten geschiehet das Einreiben sehr unregelmässig und flüchtig, andere haben einen Abscheu vor dem brenzelichen Geruche, noch andere fürchten

---

aber wenn er von einer leiblichen Entartung der Gebärmutter, von Polyp, Verhärtung oder Krebs derselben abhängt). Die Wahrheit dieser Erfahrung wird selbst durch die Volkssage bestätiget, dass hart geräuchertes Rindfleisch den Mutterblutfluss heile. Man schabt oder reibt nämlich das geräucherte, nicht gekochte Fleisch zu Pulver und gibt davon den Blutflüssigen etliche Mahl tags einen Theelöffel voll.

*) Im Jahre 1835 habe ich bei zwei Kindern die Einreibung ganz vergebens angewendet.

und zwar nicht mit Unrecht, dass sie sich durch das Entblössen und durch das Benässen bei kühler Witterung Husten, Schnupfen, ja noch schlimmere Uebel zuziehen, und endlich bilden, unter der wohlhabenden Klasse, die Weiber, die nette Hände haben, und die ihren Kindern, oder Müttern, oder Schwestern, oder Freundinnen den Liebesdienst des Einreibens verrichten, eine förmliche Opposition. Sie behaupten nämlich, ihre Hände sähen aus als hätten sie grüne Wallnüsse gepellt; ja in Häusern, wo die Kammermagd das Einreiben verrichtet, macht einem diese selbst ein saures Gesicht. In den Siechenhäusern haben die Aerzte mit allen diesen Häkeleien nichts zu schaffen und sie könnten am gemächlichsten den Werth älterer Erfahrungen in diesem Punkte untersuchen. Bekanntlich hat man früher durch den äusserlichen Gebrauch des harten Schornsteinrusses, auch des *Aceti quercini* (welcher unser *Acidum pyrolignosum* war) Wechselfieber geheilet. Wie leicht wären solche Versuche in einem Hospital gemacht. Man brauchte ja nur die Fieberkranken täglich in brenzelicher Holzsäure baden zu lassen, das würde wahrscheinlich noch besser helfen als blosses Einreiben. Abgesehen davon, dass das Mittel an sich nicht theuer ist, könnte Ein Bad gar vielen Fieberkranken dienen, vorausgesetzt, dass man diese erst in einem gewöhnlichen Bade von aller Unsauberkeit reinigte und diejenigen absonderte, die vielleicht nebst dem Fieber noch mit Hautausschlägen behaftet wären. Der Hauptzweck solcher Untersuchung wäre der: auszumitteln, ob man das Wechselfieber so dadurch heilen könnte, dass es, wenn der Geheilte sich der veränderlichen Witterung aussetzte, nicht wiederkehrte. Dieses würde besonders wichtig für das Militär sein, denn der Soldat kann ja nicht, wie der Bürger, die feindliche Einwirkung der Witterung vermeiden, und wer einmahl vom Wechselfieber ergriffen ist, der wird wol für den selbjährigen Feldzug wenig nutzen. Bei den hier eingelagerten Truppen habe ich zum wenigsten bemerkt, dass die aus dem Hospital zurückkehrenden gar bald, wenn sie wieder Dienst thaten, rückfällig wurden: dieses lag doch nicht an der Unkunde der Hospitalärzte, sondern an der Natur der Krankheit und an der Unvollkommenheit unserer Kunst

in diesem Punkte. Was ist aber der Exerzirdienst in Vergleich zum Felddienste!

Mir ist es wahrscheinlich, dass man durch äusserliche Mittel die Geneigtheit des Organismus zu Rückfällen weit besser heben wird als durch innerliche, jedoch suche ich diese Heilwirkung nicht in feindlichen, sondern in unfeindlichen Mitteln, und gerade zu letzten gehört die brenzliche Holzsäure. Dass diese ganz unfeindlich wirkt, kann ich bestimmt wissen, weil ich sie bei Kindern gebraucht habe *).

Uebrigens bemerke ich denen, die Lust haben möchten, Versuche anzustellen, dass da, wo das Fieber früher bestandene Bauchfehler aufgerührt oder neue erzeugt hat, welche gehoben, oder möglich beschwichtiget werden müssen, man

---

*) Vom Jahr 1836.

Seit ich Obiges geschrieben, habe ich ein paar Fälle beobachtet, in denen das Einreiben des *Acidi pyrolignosi* Erwachsenen die Haut wund machte. Ob dieses Mittel verschieden ist, je nachdem es aus der einen oder aus der anderen Holzart bereitet wird, kann ich nicht sagen; zwar habe ich über diese Verschiedenheit etwas gelesen, es genügte mir dieses aber nicht, weil es sich nicht auf scheidekünstige Untersuchung, sondern auf Vermuthung gründete.

Vom Jahr 1840.

Vor Kurzem hat nun auch der kaufmännische Geiz angefangen, dieses treffliche und wohlfeile Mittel so zu verfälschen, dass es jetzt ganz unwirksam, also ganz unbrauchbar geworden. Abgesehen davon, dass das Unechte einen schwächeren Geruch hat als das Echte, kann man die Fälschung aus folgenden zwei Merkmahlen erkennen. Die gefälschte Holzsäure bräunet beim Einreiben nicht die Haut, und wenn man sie bis zur vollkommenen Trockenheit einreibt, kommt nicht, wie bei der ungefälschten, der Kreosotgeruch zu Tage. Da ich einen unserer Apotheker auf die Fälschung aufmerksam machte (von der ich keinesweges vermuthete, dass sie ihm zu Schulden komme), so gestand er mir, dass er selbst, wegen des schwächeren Geruches, Verdacht geschöpft und das Mittel von vier verschiedenen Materialisten habe kommen lassen. Leider taugten die vier Proben, die er mir zeigte, sämmtlich nicht, eine derselben war schwarz, als sei sie mit Dinte gefärbt. Es ist wol zu erbarmen, dass die Arzeneien also gefälscht werden, selbst vom *Natro nitrico* ist jetzt eine unreine Abart im Handel, ein Naturerzeugniss, welches unter dem Namen Chilisalpeter für 2½ Groschen das Pfund verkauft wird.

bei dem äusserlichen Gebrauche der brenzlichen Holzsäure den grossen, Zeit ersparenden Vortheil hat, dass man gleichzeitig die auf solche Bauchorganleiden geeigneten Heilmittel anwenden kann. Diesen Vortheil hat man bei dem Gebrauche der Rinde auch wol in manchen Fällen, aber gewiss nicht in allen.

---

# Zweiter Abschnitt.

## Eisen.

Dieses allbekannte und längst gebrauchte Mittel hat, wie einst der Spiessglanz und noch jetzt das Kupfer, seine Zeit gehabt, wo es die Aerzte für Gift ansahen *). Im vorigen Jahrhundert noch war es sehr hitzig, und man hielt es deshalb in hitzigen Fiebern, ja wol in allen Fiebern für schädlich. Längst, bevor ich die Lehre der Geheimärzte ergründet, hatte ich mich schon über manche fabelhafte Meinung hinweggesetzt und es mit grossem Nutzen in solchen Krankheiten gebraucht, worin es, nach der Meinung des damahligen Zeitalters, hätte schädlich sein müssen. *Ettmüller*, der den Gebrauch der Metalle, ohne für, oder wider abzusprechen, nach alten Aerzten angibt und auch hier die Paracelsisten nicht ausschliesst, hatte mir zuerst manche gängige Meinung verdächtig gemacht. Nichtsdestoweniger wirkte die Meinung des Zeitalters, in welcher ich meine erste ärztliche Bildung erhielt, so zauberisch auf meinen Kopf, dass ich es früher nie in

*) *Pet. Forestus. Observat. lib.* 30 *pag.* 28 sagt: *Ex potu scoriae ferri accidit dolor vehemens in ventre et in capite cum oris ac gutturis inflammatione: quod si statim non curetur, quotidie velut hecticus consumetur, et tandem marasmo consumtus morietur.* Und auf der nämlichen Seite unten: *De squama ferri si bibatur, accidit (inquit Bertrutius) dolor et mordicatio vehemens et difficilis in stomacho et in intestinis, et quandoque fluxus ventris superfluus, ita ut fortassis ad dysenteriam perducat.*

akuten Fiebern zu versuchen wagte. Hintennach ist es mir unbegreiflich vorgekommen, wie ich das mir so ganz nahe Liegende nicht gesehen.

Wenn man von alten und neuen Schriftstellern nur so viel gelesen, als einem ehrlichen Praktiker dieses Zeit und Gelegenheit zu thun erlaubt, so muss einem die Menge der Krankheitsformen, in denen das Eisen soll geholfen haben, schon den Glauben aufdringen, dass es ein ausgezeichnetes Universalmittel sei. Wollte ich zum wenigsten nur das, was ich selbst über diesen Gegenstand gelesen, anführen, so könnte ich schon ein hübsches Verzeichniss von Krankheitsformen anfertigen: da aber alles, was ich zu sagen wüsste, den Gelehrten längst bekannt, und meinen praktischen Amtsbrüdern langweilig und nutzlos sein würde, so enthalte ich mich lieber solcher schriftstellerischen Faxenmacherei und gehe gleich zur Hauptsache über.

Die Eisenpräparate, deren ich mich früher bediente, waren das Feilicht und das schwefelsaure Eisen. Später, da ich mich zu der geheimärztlichen Lehre wandte, waren folgende Präparate meine Waffen.

1) Rothes peroxydirtes Eisen. Ich habe dieses aus salpetersaurem Eisen bereiten lassen, indem die Salpetersäure durch das Feuer davon getrieben wurde. In der neuen Ausgabe des preussischen Apothekerbuches stehet aber eine Bereitung, die mir besser gefällt.

Das rothe peroxydirte Eisen, innerlich zu zwei Drachmen tags gebraucht, färbet nicht, wie andere Eisenpräparate, den Darmkoth schwarz, sondern braun. Wird dieser bei dem Gebrauch nur **ein wenig** schwärzlich, so ist in der Bereitung etwas versehen. Wenn die Gallenabsonderung krankhaft ist, die Galle zu sparsam abgesondert wird, so färbt dieses Präparat den Darmkoth nicht braun, sondern er wird vielmehr graulich, und das rothe Eisen ist nur, und zwar sichtbar, damit vermischt. Es hat mir auf diese Weise mehrmahls als Erkennungsmittel verborgener Fehler des galleabsondernden Organs gedient, welche ich dann nachgehends durch dienliche Lebermittel gehoben habe. Ohne dieses Eisen hätte ich sie nimmer erkennen können.

Es sprach einst ein büchermachender Arzt etwas spöttisch zu mir über das rothe Eisen und über dessen vermeintliche Wirkung. Weil es sich, bei gewöhnlicher niederer Temperatur, in Säuren nicht auflösen lässt, so glaubte er, es könne auch, unauflöslich in den Darmsäften, unmöglich Heilwirkung haben. Ich liess ihn bei seiner Meinung, denn ich konnte ihn aus dem Stegreife nicht klug machen; zu meinen Lesern will ich aber ganz aufrichtig sprechen. Ihr wisst, werthe Amtsbrüder! von dem Wie der Wirkung des Eisens auf den kranken Menschenleib nichts, gar nichts. Nun, ich weiss eben so wenig davon als Ihr; also werden wir uns daran halten müssen, was die Augen uns lehren. Ich versichere Euch, dass ich nicht ein-, oder zweimahl, sondern oft genug, um der Unmöglichkeit einer Täuschung sicher zu sein, gesehen habe, dass Kranke, die so matt waren, dass sie sich nicht mehr ohne Hülfe im Bette aufrichten konnten, sich den folgenden Tag, nachdem sie zwei Drachmen rothes Eisen verzehrt hatten, ganz frei und ohne Hülfe im Bette aufsetzten.

2) Kohlensaures Eisen (*Crocus martis aperitivus*) ist hinsichtlich der Mächtigkeit seiner Wirkung jenem überlegen. Weil es aber in der im Darmkanal vorhandenen, oder hineingebrachten Säure mehr oder minder auflösbar ist und dadurch zusammenziehende Eigenschaft bekommt, so wird es zuweilen von sehr reizbaren Därmen nicht vertragen, denen das rothe Eisen ganz gut bekommt. Letztes verträgt auch der reizbarste Darmkanal.

3) Essigsaure Eisentinktur. Diese ist ein mildes Präparat, welches, wenn der Darmkanal nicht gerade ausgezeichnet reizbar ist, im Allgemeinen den Menschen recht gut bekommt. In akuten Fiebern gebe ich es zu einer Unze tags. Diese Unze mit sieben Unzen Wasser und einer Unze arabischen Gummi in einen Trank gebracht und stündlich löffelweise gereicht, wird von den meisten Kranken nicht bloss einen Tag, sondern auch auf die Dauer gern genommen. Die Tinktur, die sich in unserem jetzigen Preussischen *Dispensatorio* findet, taugt nicht zu meinem Geschäft. Sie hat einen Zusatz von Essigäther. Dieser Zusatz beweiset auf das bündigste, dass die Aerzte, welche das *Dispensatorium* gemacht haben,

den wahren Gebrauch des Eisens nicht kennen; kenneten sie dieses nämlich, so würden sie gewusst haben, dass unter hundert Fällen, worin die essigsaure Eisentinktur das beste und das gemächlichste Heilmittel ist, sich kaum ein einziger findet, bei dem der Aether mit Vortheil gebraucht werden kann. Dieser scheint auch wol nur des Geruches und des Geschmackes wegen zugesetzt zu sein, denn ohne denselben ist die Tinktur eine sehr herbe und saure Brühe.

Die beste Bereitung geschiehet auf dem Wege doppelter Wahlverwandtschaft, aus schwefelsaurem Eisen und essigsaurem Blei. Die also bereitete findet man in mehren älteren Apothekerbüchern unter dem Namen der *Tinct. saturninae*, oder der *antiphthisicae*. Ich habe aber noch in keinem die richtige Bereitung angetroffen. Will man nach den verschiedenen Vorschriften sie zurichten, so bekommt man entweder ein bleihaltiges Präparat, oder ein morastiges Spülicht.

Ich werde also dem Leser die wahre Bereitung am Ende dieses Buches mittheilen.

4) *Liquor ferri muriatici oxydati. (Liq. stypticus.)* Früher liess ich diesen nach alter Weise bereiten, seit man ihn aber in das Preussische *Dispensatorium* aufgenommen, gebrauche ich diesen, nicht weil er hinsichtlich seiner Wirkung besser ist als jener (die Wirkung ist vielmehr gleich), sondern weil er etwas besser schmeckt.

Dieser Liquor ist ohne Zweifel das mächtigste von allen Eisenbereitungen, aber er verlangt auch beim Gebrauche gewisse Vorsichtigkeiten. Menschen mit alten Leberleiden vertragen ihn zuweilen nicht. Den Frauen kann man ihn nicht kurz vor Eintritt des Monatlichen geben, man muss acht, ja wol zehn oder zwölf Tage vorher das Einnehmen aussetzen, will man nicht diese Aussonderung stören.

Hinsichtlich der Gabe muss man auch auf die Reizbarkeit des Magens und der Därme sehen, sonst bekommt er den Leuten nicht. Einigen thut er gut in kleinen Gaben, andern in grösseren, darum ist es zweckmässig, wo man grosse Gaben reichen will, erst mit kleinen anzufangen, dann kann man beim Aufsteigen d i e Gabe beibehalten, die dem Kranken am wohlthätigsten ist. Auch darf man nicht vergessen, dem Kranken

ausdrücklich zu bemerken, dass der Liquor in eine halbe Tasse Wasser muss getröpfelt werden. Will man aus demselben mit Wasser und Arabischem Gummi einen Trank bereiten, so darf man von diesem Gummi nicht mehr als zwei Drachmen auf acht Unzen Wasser nehmen. Der Liquor hat nämlich die Eigenschaft, dass er den syrupartigen Schleim des arabischen Gummi zum gallertartigen umwandelt und ihn noch überdies verdickt; wollte man also einen Trank von acht Unzen Wasser, einer Unze arabischen Gummi und 40 oder 60 Tropfen *Liquor ferri muriat. oxyd.* verschreiben, so würde die Mischung so dick werden, dass sie nicht durch den Hals der Flasche könnte. Das sind gewiss Kleinigkeiten; ein Arzt, der solche aber nicht kennt, macht sich in den Augen der Apotheker lächerlich; darum werden diejenigen meiner Leser, denen das, was ich gesagt, bekannt ist, mir nicht übel deuten, dass ich es auch denen sage, welchen es nicht bekannt ist.

Ich habe den Liquor zuweilen nur einmahl tags zu sechs Tropfen gegeben, und von dieser einigen täglichen Gabe auf die Dauer sehr wohlthätige Wirkung gesehn. Sonst gebe ich auch viermahl tags sechs Tropfen, und wo ich kräftiger einwirken will, steige ich täglich um einen Tropfen für die Gabe bis zu zehn, bei welcher zehntropfigen Gabe ich bis zur Heilung stehen bleibe, denn selten ist es nöthig höher zu steigen. In den Fällen, wo ich dieses aber nöthig finde, verstärke ich die einzelne Gabe nicht, sondern lasse diese öfterer tags nehmen. Gar zu starke Gaben verursachen ein seltsames Gefühl im Oberbauche, welches dem, worüber die Hypochondristen klagen, nicht unähnlich sein mag. Bei andern bewirken sie flüssigen Stuhlgang, und wieder bei andern eine Aufgeblasenheit des Bauches, die der Arzt zwar nicht mit Händen tasten kann, der Kranke aber fühlt.

5) Schwefelsaures Eisen (*Vitriolum martis*). Dieses habe ich früher viel gebraucht, es aber seit zwanzig Jahren, vielleicht mit Unrecht, sehr vernachlässiget. Hinsichtlich der Mächtigkeit seiner Wirkung kommt es dem vorigen Präparat ziemlich nahe, es hat aber das Unbequeme, dass es leicht Uebelkeit verursacht, und dass es, seines bösen Geschmackes wegen, sich nicht wol anders als in Pillenform verordnen lässt.

Wer diese nun schlucken kann, dem ist es gemächlich, und zwar gemächlicher als Tropfen und Tränke; aber bekanntlich findet man nicht selten Menschen, die im Pillenschlucken sehr unbeholfen sind, denen kann man dann das Mittel nicht geben.

Was die Gabe betrifft, so habe ich gewöhnlich vier, bis fünfmahl tags einen Gran gegeben; man kann aber wol zu acht bis zehn steigen. Gibt man zwei Gran auf einmahl, so macht diese Gabe manchen Menschen schon Uebelkeit; darum ist es am besten, eingränige Pillen zu verschreiben und, je nachdem sie der Magen verträgt, eine, oder zwei auf einmahl zu reichen.

Alle Eisenpräparate, welche mir bekannt sind, haben eine und die nämliche Wirkung auf den Gesammtorganismus; sie unterscheiden sich nur hinsichtlich der Mächtigkeit und Schnelle ihrer Wirkung von einander. Den Vortheil und das Hinderliche von jedem einzelnen kann ich jetzt nicht auslegen, es wird sich in der Folge dazu weit schicklichere Gelegenheit finden.

Seit ich mich zu der geheimärztlichen Lehre gehalten, kommt es mir, nach einem ungefähren Ueberschlage, so vor, als seien Eisenkrankheiten häufiger gewesen als Salpeterkrankheiten. Sollte der eine oder andre meiner Leser aus dieser Aeusserung schliessen, ich müsse es mit sehr verbasterten, entkräfteten, der künstlichen Stärkung bedürftigen Menschenleibern zu thun gehabt haben, so bitte ich ihn, vorläufig sein Urtheil ein wenig aufzuschieben. Am Ende dieses Abschnittes wollen wir die krankheitslehrige Kategorie der Schwäche und die arzeneimittellehrige des Stärkenden etwas näher beleuchten.

Die Meinung, die man in älteren Schriften ausgesprochen findet, dass das Eisen bei akuten Krankheiten schädlich sei, ist weiter nichts als eine Meinung, die sich auf die angeblich hitzige Eigenschaft des Mittels stützt. Niemand kann aber beweisen, dass es eine das Herz und das Gefässsystem aufregende Wirkung hat. Nur da würde dieses der Fall sein, wo man es irrthümlich in einer Salpeteraffektion des Gesammtorganismus gäbe. Gibt man aber den Salpeter in einer Eisenkrankheit, so kann dieser ebenfalls das Gefässsystem aufregen.

Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen chronischen und

akuten Krankheiten ein bloss bücherlicher, die Natur selbst hat hier keine bestimmte Grenzen gezogen. Wer zuerst diesen Unterschied in die Medizin eingeführt, weiss ich nicht einmahl; er hätte aber, meines Erachtens, wol etwas Klügeres thun können. *K. Sprengel* behauptet *Asklebiades* scheine zuerst die Eintheilung der Krankheiten in hitzige und langwierige eingeführt, ja sie als wesentlich betrachtet zu haben. Es ist möglich; ich will nicht dagegen streiten. Die beweisende Stelle jedoch aus *Caelius Aurelianus (lib.* 3 *pag.* 169 *Chron.)* ist ein verworrenes Afrikanisches Gebrau, aus dem ich nicht klug werden kann.

Wer gegen die Wahrheit, dass das Eisen ein eben so schätzbares Heilmittel akuter, als chronischer Krankheiten sei, streitet, der beweiset bloss, dass sein Wissen ein wahrhaft papierenes Wissen ist. Das Eisen hat in den akuten Eisenkrankheiten gerade die nämliche beruhigende Wirkung auf das Herz und die fühlbaren Schlagaderstämme, als der Salpeter in den Salpeterkrankheiten. Dass es aber nicht geradezu diese Organe beruhiget, sondern wahrscheinlich auf indirekte Weise, schliesse ich daraus, dass ein gewisser Grad von Besserbefinden gar bald eintritt, und zwar dem Kranken fühlbar, vor dem Langsamerwerden des Pulses. Die Leser werden sich doch wol erinnern, dass ich das Nämliche vom Salpeter bemerkt habe, und ich wünschte, sie vergässen es nicht, denn ich werde mich am Ende dieses Kapitels darauf beziehen.

Die Zeichen, aus denen man eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus erkennen kann, sind, wie die der Salpeteraffektion, höchst unsicher; Hitze, voller, schneller Puls bezeichnen so gut die Eisen- als die Salpeterkrankheit. Der rothe Harn findet sich sowol bei der einen als bei der andern Krankheitsart. Sichtbare Entzündungen sind ebenfalls bei beiden nichts weniger als selten.

Ein wichtiges Zeichen der Eisenaffektion, von dem ich nur beklage, dass ich es nicht als ein beständiges angeben kann, ist der Mangel an Harnsäure, und mehr noch die laugensalzige Eigenschaft des Harns. Wenn das mit schwacher Essigsäure geröthete Lackmuspapier, in den Harn getaucht, gleich so blau wird, wie es vor der Röthung war, so kann

man wol ziemlich sicher sein, dass man es mit einer Eisenaffektion zu thun hat. Man findet aber oft genug Eisenkrankheiten, bei denen der Harn das geröthete Lackmuspapier nicht bläuet, sondern das blaue vielmehr röthet; mithin ist die laugensalzige Eigenschaft zwar eins der sichersten Zeichen der Eisenaffektion, aber die Abwesenheit desselben spricht noch nicht bestimmt für das Nichtvorhandensein der Eisenaffektion.

Ich habe mich Jahre lang mit der Untersuchung des Harns in dieser Hinsicht beschäftiget; es schien mir wichtig, auszumitteln, ob man auf diese Weise zu einer sicheren und frühzeitigen Erkenntniss der Eisenaffektion gelangen könne. Meine Untersuchung hat mir zwar grossen Nutzen geschafft, aber bei weitem doch nicht den, welchen ich anfänglich davon erwartete.

Bei der Untersuchung des Harns muss man folgende Vorsicht beobachten. Wird das geröthete Lackmuspapier augenblicklich beim Eintauchen so blau, als es vor der Röthung gewesen, so kann man, wie gesagt, der Eisenaffektion ziemlich sicher sein; man muss sich aber, hat man einen Kranken zu behandeln, der schon vorher andere Arzenei gebraucht, wohl erkundigen, ob diese Arzenei in Kali, Natron, Bittersalzerde, oder Ammonium bestanden habe, damit man nicht in eine arge Täuschung falle.

Wird das geröthete Lackmuspapier beim Eintauchen nicht gleich bestimmt und schnell blau, sondern erst langsam, oder vielleicht gar erst, wenn man es trocknet, so ist die Erkenntniss zweifelhaft und man muss die Untersuchung mehrmahls anstellen. Hier ist aber zu bemerken, dass, bei gleicher laugensalzigen Eigenschaft, ein dicker Harn, er mag trübe oder klar sein, nicht so augenblicklich schnell das geröthete Lackmuspapier blauet, als ein dünner wässeriger. Das muss also mit in Anschlag gebracht werden.

Neutraler Harn, der das Lackmuspapier nicht röthet und das geröthete nicht blauet, gibt keine sichere Erkenntniss; man muss in diesem Falle die Untersuchung mehrmals wiederholen. Man kann heute den Harn neutral finden und morgen schwach sauer, oder schwach laugensalzig, ja die mehrmahlige Untersuchung an Einem Tage kann verschiedene Ergebnisse zeigen. Diese Wandelbarkeit des Harns spricht bloss für einen

zweifelhaften Zustand. Wenn man aber daraus nicht bestimmt auf Eisenkrankheit schliessen kann, so ist doch die Wahrscheinlichkeit weit grösser, dass man es mit einer Eisen-, als mit einer Salpeterkrankheit zu thun habe.

Zu der Untersuchung muss man vor allen Dingen kein ungeleimtes Papier gebrauchen, sondern ganz weisses, feines und gut geleimtes, dieses mit Lackmus nicht dunkelblau, sondern hellblau anstreichen, und das, was roth sein soll, nur mit ganz schwacher Säure röthen. Die Untersuchung, die man mit ungeleimtem Papier anstellt, ist nichts werth, besonders bei dunkel gefärbtem Harne. Dieser durchdringt gleich das Papier und gibt ihm eine Missfarbe, die nichts unterscheiden lässt. Das zu dunkelblaue lässt einen sehr schwachen Gehalt von Harnsäure nur undeutlich erkennen, und das mit zu starker Säure geröthete zeigt gar übel einen ganz geringen Grad der Laugensalzigkeit *).

Weiter ist eine sichtbare Abnahme der Muskelkraft, sonderlich in akuten Krankheiten, ein wahrscheinliches Zeichen, dass man es mit einer Eisenkrankheit zu thun hat; vorausgesetzt, dass der Kranke nicht an einer Urgehirnaffektion, oder an einer unter der Heilkraft des Kupfers stehenden Affektion des Gesammtorganismus leide. Sowol die eine als die andere kann, eben so gut als die Eisenaffektion, ein Unvermögen sich im Bette aufzurichten bewirken, weshalb man auf die letzte nicht blindlings aus einem solchen Zustand schliessen darf. Uebrigens findet man an Eisenkrankheit Leidende genug, die

---

*) Ich muss hier auf eine grosse Täuschung aufmerksam machen, in die der Arzt gar leicht bei Untersuchung des Harnes fallen kann. Geringe Leute bedienen sich der gemeinen irdenen Harntöpfe, diese Töpfe nehmen bekanntlich gar bald einen stinkenden Geruch an; aus dem verderbenden Harn entwickelt sich nämlich Ammonium und durchdringt auf die Dauer das ganze Geschirr. Jeder frische Harn, der in einem solchen unsauberen Topfe gestanden, blauet das geröthete Lackmuspapier, könnte also den Arzt leicht zu einer ungehörigen Anwendung des Eisens verleiten. Auf das, was ich hier sage, muss man nicht bloss bei armen Menschen achten, sondern auch bei wohlhabenden Landleuten; denn weil diese täglich mit Dünger umgehen, ist ihre Nase an solche Gerüche gewöhnt, mithin kann ihnen auch ein stinkender Harntopf nicht widerlich sein.

in akuten Krankheiten nicht matter sind als andere, welche an anderen Krankheiten leiden; in chronischen Krankheiten bemerkt man das Nämliche. Wenn also aus einer hervorstechenden Mattigkeit auf Eisenaffektion mit gehöriger Umsicht zu schliessen ist, so kann man doch aus der Abwesenheit dieses Zeichens gar übel das Nichtvorhandensein der Eisenaffektion folgern.

Ferner ist es auch wichtig, den Gaumen und die ganze Mundhöhle des Kranken zu untersuchen. Hat der Gaumen und das Gaumensegel eine bleiche, fast schmutzig weisse Farbe, so ist mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass der Kranke an einer Eisen-, als an einer Salpeteraffektion leide. Sicher ist das Zeichen aber auch nicht, denn theils findet man es zuweilen bei Kupferaffektion, theils nach überstarken Blutflüssen, und im letzten Falle bezeichnet es bloss einen Blutmangel, nicht Eisenaffektion; vorausgesetzt, dass diese nicht schon vor dem Blutflusse da war und selbst den Blutfluss bewirkte, welches auch zuweilen sich so verhält. Eisenaffektion waltet ferner nicht selten in den Mandeln und dem Gaumen unter der Form der Entzündung vor, und in diesen Fällen kann begreiflich der Gaumen auch keine blasse Farbe haben.

Endlich sind schwarze, oder dunkelviolette Flecken auf der Haut, zumahl wenn sie scharfumschriebene Grenzen haben und häufig erscheinen, so auch die schwarze Färbung eines ganzen Gliedes, welcher letzte Zufall aber selten vorkommt, ziemlich sichere Zeichen der Eisenaffektion, und zwar eines höheren Grades derselben. Bloss blaue Flecken auf dem einen oder dem anderen Gliede beweisen aber nichts; ich habe diese zuweilen, jedoch selten, entstehen und vergehen sehen, ohne dass das Befinden dabei getrübt wurde und ohne dass Arzenei dabei nöthig war *).

---

*) In seltenen Fällen geben die an Eisenaffektion Leidenden ganz ungefragt an, sie haben in ihrem Munde anhaltend einen süssen Geschmack. Lässt man diese geröthetes Lackmuspapier so lange im Munde halten, bis es ordentlich durch den Speichel befeuchtet ist, so wird es so blau, als es vor der Röthung gewesen. Ich habe aber eine so deutlich ausgesprochene Laugensalzigkeit des Speichels nur in solchen Fällen beobachtet, wo die

So unvollkommen nun auch die angegebenen Zeichen der Eisenaffektion sind, so ist es doch nöthig, darauf zu merken. Verkennt man nämlich bei akuten Fiebern diesen Zustand in seinem ersten Entstehen, so kann er in wenig Tagen zu einer solchen Höhe steigen, dass das Leben des Kranken Gefahr läuft. Manche der Fieber, die man früher Faulfieber nannte, sind weiter nichts als Ureisenaffektionen des Gesammtorganismus. Mir war es in meiner Jugend schon auffallend und etwas anstössig, dass ich in den Büchern, die von der speziellen Therapie handeln, keine Zeichen angegeben fand, aus denen ich einen solchen Zustand in der ersten Entstehung erkennen konnte, sondern nur immer solche, welche die Begleiter und Offenbarer eines späteren Zeitraumes der Krankheit waren. Die Zufälle, mit denen solche Fieber auftreten, sind gewöhnlich die allgemeinen aller Fieber, ja sie können selbst durch ein eigenes Gefühl im Epigastrio, durch Uebelkeit und durch Bitterkeit des Mundes den Anschein gastrischer, oder durch pleuritische, anginöse Zufälle, durch entzündete Augen mit geschwollenen, eiterähnlichen Schleim absondernden Liederrändern den Anschein salpetrischer Affektionen haben. Wer nun mit Brech- und Laxirmitteln täppisch hineinfährt, der kann den Kranken gar bald in Besinnungslosigkeit und grosse Schwachheit verfallen sehen. Durchfall oder Blutflüsse sind die gewöhnlichen Folgen einer solchen ungehörigen gastrischen Behandlung. Das Blutentziehen, wozu auch manche Zufälle

---

starke Laugensalzigkeit des Harnes ohnedies die Natur der Krankheit genügend offenbarte.

Jeder gesunde Speichel ist schwach sauer, der Mangel dieser Säure bewirkt den süssen Geschmack. Letztes kann man durch folgenden Versuch beweisen. Man verschlucke eine Natronauflösung und trinke in dem Augenblicke, wo man sie verschluckt hat, so viel frisches Wasser nach, bis das Natron von der Zunge und aus der ganzen Mundhöhle rein weggespült ist. Man wird dann im Munde einen so süssen Geschmack bekommen, als habe man Zucker gegessen. Begreiflich ist aber, dass, weil die Speichelabsonderung unaufhörlich ihren Fortgang hat, der süsse Geschmack nicht lange bleiben kann, und eben so begreiflich ist es, dass der süsse Geschmack unmöglich erscheinen kann, wenn das Natron nicht rein weggespült wird, denn dieses hat ja keinen süssen Geschmack, sondern einen sehr unlustigen.

verleiten könnten, ist nicht weniger misslich. Das Verschwinden schmerzhafter Leiden, welches durch Aderlassen erzielt ist, wird nur zu oft auf die darauf folgende grosse Schwäche des Kranken, oder wol gar durch dessen unvermutheten Tod, als ein böser, nicht zu verbessernder Missgriff des Arztes, wo nicht von diesem selbst, doch von den, zuweilen unbefangenern Freunden des Kranken erkannt.

Wie nöthig wäre es also, dass wir sichere Zeichen der ersten Entstehung der Eisenaffektion hätten! Nur sie könnten uns befähigen, in jedem Falle die schnell verlaufenden Fieber aus dem ersten Zeitraume gleich in den der Genesung zu führen. Wir haben aber solche Zeichen nicht. — Was ist dabei zu thun? Können wir die ewigen Gesetze der Natur verändern? Sollen wir, die wir alt sind, von deren Erfahrung jüngere Amtsbrüder Belehrung erwarten, über die Unsicherheit unserer Erkenntniss ein vieldeutiges Schweigen beobachten und so zu Verräthern an unseren jungen Kollegen werden? Nein! nein! da sei Gott vor. Wer als praktischer Schriftsteller die Lücken und Unvollkommenheiten seiner Kunst mit deutlichem Bewusstsein, aus Eigenliebe und Prahlhanserei absichtlich verhehlet, der ist, meines Erachtens, ein grosser Schelm: wer aber selbst einen solchen bücherlich vernagelten Kopf hat, dass er sich einbildet, die akuten Fieber müssten nothwendig gewisse Zeiträume der Verschlimmerung durchlaufen, dem kann der strengste Sittenrichter weder die Gefahr, in die er durch seine Anschläge die Kranken stürzt, noch den Tod derselben zurechnen. Wir schlicht verständige Praktiker, die wir an solche Mährchen nicht glauben, schreiben die Verschlimmerung, die zuweilen die Fieberkranken bei unserer Behandlung untergehen, der Unvollkommenheit der Kunst zu, und zwar einer Unvollkommenheit, die nicht in der Unweisheit oder Nachlässigkeit der mit und vor uns lebenden schriftstellenden Aerzte, sondern in der Natur selbst begründet ist.

Indem wir uns diese Unvollkommenheit der Kunst und die Unmöglichkeit, selbige zu berichtigen und zu ergänzen, deutlich denken, mahnet uns dieses deutlich Gedachte zur Vorsicht bei der Behandlung akuter Krankheiten. Es würde wahrlich thöricht sein, wenn wir, weil wir keine ganz sichere

Zeichen der Eisenkrankheit haben, die minder sicheren geringschätzen, und warten wollten, bis Blutflüsse, tödtliche Schwäche, Besinnungslosigkeit, oder gar schwarze Flecken und Brand uns von einem solchen Zustande vergewisserten. Sind wir auch noch Meister der Krankheit wenn es so weit gekommen ist? Ich bin es nicht mehr. Freilich habe ich Menschen aus diesem Zustande wieder zur Gesundheit gebracht und mir als junger Mann darauf etwas eingebildet. Aber schon damahls sah ich einen Fall, in welchem die unterscheidenden Zeichen der zur Zeit herrschenden Fieber (schwarze Flecken, Blutflüsse und Durchfall) erst erschienen, da die Frau in den letzten Zügen lag. Mein Heilmuth wurde dadurch ziemlich abgekühlt und ich fühlte lebhaft das Bedürfniss solcher Zeichen, durch welche ich frühzeitig die verrätherische Krankheitsartung erkennen könnte. Es ist mir aber bis jetzt bei aller Mühe nicht so gut geworden, auf dem Wege der Beobachtung etwas Sicheres zu entdecken. Das wenige, was mir mein Zeitalter in dieser Hinsicht angeboten, hat sich mir nicht bewähret; es liegt aber nicht im Plane dieses Werkes, die besonderen Meinungen und Erfahrungen meiner Zeitgenossen zu beurtheilen. In den Fällen, wo wir hinsichtlich der Zeichen von aller Wahrscheinlichkeit verlassen sind, ist es am klügsten, sich aller stark eingreifenden Mittel zu enthalten, das heisst, solcher, die, im Falle wir es mit einer Eisenkrankheit zu thun haben möchten, selbige verschlimmern würden. Der Verlust von ein paar Tagen wird keinen solchen Nachtheil bewirken als Brech-, oder Abführungsmittel, Aderlassen oder Mohnsaft. Freilich, durch diese Mittel kann man recht schnell zur Erkenntniss der Krankheitsartung gelangen, allein diese Schnelle kann auch dem Kranken das Leben kosten.

Man spricht in der Medizin viel von der epidemischen Constitution. Allerdings ist die genaue Erforschung derselben, auf dem Wege der Beobachtung, sehr nöthig. Haben wir einmahl erfasst, dass die vorkommenden Krankheiten durch die Bank Eisenkrankheiten sind, so ist es eben kein grosses Kunststück, in dem Einzelfalle das Wahre zu treffen. Ehe aber eine solche Constitution durchgedrungen ist, wenn sie erst beginnt, oder wenn sie noch schwankt, dann muss man

genau aufpassen, will man nicht Missgriffe machen. Was schon ältere Zeichendeuter sagten, man müsse aus der Vergleichung mehrer Zeichen die Krankheit beurtheilen, ist das Klügste, was auch ich rathen kann.

Eisenaffektion des Gesammtorganismus gesellet sich leicht zu herrschenden Urorganleiden. Gesetzt, eine Krankheit der Leber, oder des Gehirns sei als reines Urorganleiden eine Zeitlang herrschend gewesen, so kann die Zeit eintreten, dass Eisenaffektion sich mit diesem Organleiden verbindet. Diese vermischte Krankheit heilen wir nur, wenn wir das Universalmittel, das Eisen, mit dem Organheilmittel verbinden. Auf die Vermischung wird man zuweilen nur einzig durch das Nichtheilwirken des Organmittels, welches vielleicht seit mehren Monaten, und wol länger, erspriesslich gewesen, aufmerksam gemacht. Sobald man siehet, dass es die gewohnte Hülfe versagt, ist es Zeit, genau aufzumerken, ob man Zeichen gewahret, die auf eine Eisenaffektion hindeuten. Sind diese ganz zweifelhaft, so kann man das Organmittel noch etliche Tage allein fortgebrauchen lassen, und wenn man nur die geringste Vermuthung hat, dass das herrschende Organleiden in seiner Artung verändert sein könne, (z. B. dass eine bis dahin herrschende Brechnussleberkrankheit in eine Schellkrautleberkrankheit umgeändert sei) so ist es klug, ein anderes Eigenmittel auf das erkrankte Organ zu versuchen. In der Zeit bessert die Krankheit entweder, oder die Zeichen der Eisenaffektion werden deutlicher, oder das Nichtheilwirken der erprobten Organmittel rechtfertiget allein den Versuch des Eisengebrauches. Wie oft habe ich bei Abwesenheit aller Zeichen, bloss durch die Nichtwirkung der Organheilmittel gemahnt, das Eisen mit dem besten Erfolge gegeben. — Gar zu grosse Vorsicht des Arztes kann dem Kranken eben so schädlich werden als gar zu grosse Kühnheit; das wird den Leser folgender Fall lehren, den ich zur Zeit einer sich verändernden epidemischen Constitution erlebte. Es hatten bis dahin Gehirnleiden geherrscht, die durch den flüchtigen Stoff des Tabaks geheilt wurden. Eisenaffektion war nicht damit verbunden; der Fall, den ich erzählen will, war der erste, in dem sich diese Veränderung und Vermischung offenbarte. Ein

Fräulein wurde von der herrschenden Gehirnkrankheit ergriffen; ich gab das Organheilmittel, dieses leistete nicht die gewohnte Wirkung. Zeichen der Eisenaffektion waren durchaus nicht zu erkennen, ich lavirte also, und liess das Organheilmittel fortgebrauchen. Nun entstand Nasenbluten, von dem ich auch anfänglich nicht wissen konnte, ob es dem jungen, vollsaftigen Mädchen schädlich, oder nützlich sein würde. Die zunehmende Heftigkeit desselben, die Unmöglichkeit, es durch gewöhnliche Mittel, als durch kalte Umschläge, oder durch Einspritzung von Fischleim zu stillen, und die Nothwendigkeit, es durch Verstopfen und Verbinden der Nase zu hemmen, lehrte mich nun wol, mit welchem Feinde ich zu kämpfen hatte. Aber dieser Zufall, der mich belehrte, führte auch das Fräulein am selben Tage in die Ewigkeit. Die ganze Krankheit hatte nur sechs Tage gewährt.

Da ich nun gesehen, dass die Vorsicht auch nicht immer zum Zweck führt, habe ich mir die Frage vorgelegt, was man im Grunde mit einer Unze essigsaurer Eisentinktur für Schaden anrichten könne? Das Eisen ist ja kein feindliches Mittel, nicht Ratzenkraut, nicht Quecksilber, nicht Brech-, oder Laxirmittel, nicht Aderlassen; also kann der unnöthige Gebrauch desselben bei weitem den Nachtheil nicht haben, den das Unterlassen oder das ängstliche Aufschieben des nöthigen haben muss. Wir handlen mithin am klügsten, wenn wir in Fällen, wo wir von allen Zeichen verlassen sind, es nach Art der Scheidekünstler als Erkennungsmittel gebrauchen.

Eine epidemische Constitution rein salpetrischer Krankheiten sah ich bis jetzt noch nicht in eine Constitution reiner Eisenkrankheiten sich umwandeln, also kann ich auch aus eigener Erfahrung nichts darüber sagen. Es wird aber das, was ich jetzt gesagt, auch wol auf eine solche Umwandlung passen.

Nachdem ich nun das Allgemeine vorausgeschickt, will ich zu den einzelnen Krankheitsformen übergehen. Alle, die mir vorgekommen sind, kann ich aber, will ich nicht bloss über das Eisen ein ganzes Buch schreiben, unmöglich berühren.

Säuferwahnsinn. Ich habe nur ein einziges Mahl

gesehen, dass diese Affektion des Gesammtorganismus, im Gehirn vorwaltend, unter der Heilgewalt des Eisens stand. Der Fall ist wirklich bemerkenswerth, darum erzähle ich ihn den Lesern.

Sie werden sich noch wol aus dem Vorigen erinnern, dass ich einst einem Säufer, bei dem die Affektion des Gesammtorganismus in den Därmen vorwaltete, einen Salpetertrank gegeben, dieser ihm so wohl gethan, dass er ihm den Namen seiner Saufmedizin beigelegt, und dass er sich in der Folge desselben, so oft es nöthig gewesen, ohne weitere Anfrage bedient habe.

Die Schwester dieses Gesellen, eine achtbare Bürgerfrau, in deren Hause er als Rentner lebte, liess mich einst bitten, zu ihrem unglücklichen Bruder zu kommen; er befinde sich in einem so traurigen Zustande, dass er es wol nicht lange mehr machen werde. Ich fand ihn in folgenden Umständen. Sein Puls war fieberhaft schnell und voll, seine Glieder zitterten bei jeder Bewegung. Das Weisse des Auges war geröthet, die Ränder der Lider roth, geschwollen, und die Drüsen derselben sonderten so reichlich einen garstigen Schleim ab, dass es aussah, als seien sie am Eitern. Die Zunge war etwas schmutzig und trocken, der Zustand seines Kopfes wie der eines vollkommen Wahnsinnigen. Er erkannte mich zwar gleich, sagte aber, er sei nicht krank, bedürfe keiner Arzenei und werde auch keine nehmen. Uebrigens war sein Irrsinn nicht boshafter, sondern vielmehr lustiger Art; die Hausleute hatten auch so viel möglich seinen Willen gethan, damit sie ihn nicht erzürnen möchten. Eine Neigung dem Bette zu entspringen konnte man nicht an ihm gewahren; ich denke aber, die sehr unstäte Bewegung seiner Glieder würde ihm auch wol das Entspringen unmöglich gemacht haben. Uebrigens war sein Harn feurig roth, beim Erkalten trübe und zeigte schwache Säure. Die Wärme seines Körpers war wol stärker, als die eines Gesunden, aber doch nicht so, als sie, verhältlich zu seinen rothen Augen, seinem vollen, schnellen Pulse und seinem feurigen Harne hätte sein können.

Aus dem Berichte seiner Hausleute hörte ich über die Entstehung dieses Zustandes Folgendes. Er war nach einem

mehrtägigen Saufanfall in den gewöhnlichen krankhaften, mit Bauchschmerzen vergesellschafteten Zustand verfallen, und hatte dann seine sogenannte Saufmedizin aus der Apotheke holen lassen. Ein dreitägiger Gebrauch dieses Salpetertranks war aber nutzlos gewesen, denn ausser dass der Erkrankte nicht mehr über Bauchschmerzen geklagt, war er doch nach den drei Tagen, bei dem fortgesetzten Gebrauche seiner Medizin, sichtbar elender geworden und seine Augen hatten sich geröthet. Man hatte aber nicht sonderlich darauf geachtet, sondern ihn ruhig im Bette liegen lassen. Nun war Irrereden eingetreten, auch das hatte man gut sein lassen; da man ihn aber am folgenden Tage in dem beschriebenen, vermeintlich hoffnungslosen Zustande gefunden, hatte man es für Pflicht gehalten, ärztliche Hülfe zu suchen.

Der Kranke war katholischer Krist; für seine Erhaltung mochte ich mich gerade nicht verbürgen; seine Schwester fragte angelegentlich, ob es mir möglich sei, ihn so weit wieder zu Verstande zu bringen, dass er beichten könne. Ich versprach den Versuch zu machen, setzte aber gleich die Warnung hinzu, sobald das Irrereden aufhöre, augenblicklich den Geistlichen zu rufen, denn ich könne nicht versprechen, dass die Verständigkeit von langer Dauer sein werde.

Ich liess jetzt Umschläge von kaltem Wasser auf den Kopf legen, (Eis hatte ich nicht, sonst würde ich dieses vorgezogen haben) und empfahl, den Kopf unablässig damit zu kälten. Noch war dieses keine zwei Stunden geschehen, da wurde der Kranke so verständig, dass der Priester ihn Beichte hören konnte. Wie lang oder kurz dieses gewähret, kann ich nicht sagen; ich weiss aber wol, dass, gleich nachdem der Geistliche weggegangen, er wieder angefangen hat irre zu reden, und gar bald eben so toll geworden wie vorhin.

Jetzt überlegte ich, wie ich dem närrischen Menschen Arzenei beibringen könnte, denn das begriff ich wol, er würde gutwillig aus einer Arzeneiflasche nicht löffeln. Am Bette sah ich zwei seiner Kameraden zur Wacht sitzen, diese Saufbrüder ersah ich mir gleich zu Helfern; sie waren auch, wahrscheinlich weil ihnen meine Anordnung lustig vorkam, ganz willig, mir beizustehen. Ich verschrieb essigsaure Eisentinktur, liess

diese stündlich, mit Wasser verdünnt, in ein Brantweinglas giessen, und seine Spiessgesellen mussten, als sässen sie gemeinschaftlich in einer Schenke, ihm das Glas zubringen. Das ging nun ganz vortrefflich. Wie viel er jedesmahl nahm, konnte man wol so genau nicht wissen, das that aber auch nichts zur Sache, es kam bloss darauf an, dass er die Taggabe verzehrte. Ich bestimmte diese auf anderthalb Unzen, bin auch überzeugt, dass kein Tropfen verschüttet ist. Ja seine Kameraden würden ihm wol noch reichlicher zugetrunken haben, wäre ich nicht so vorsichtig gewesen, jeden Tag nur die Taggabe aus der Apotheke holen zu lassen.

Diese Arzenei wirkte schon nach dem ersten Tage sichtbar auf die Augen; die Conjunctiva verlor ihre Röthe, die geschwollenen Augenliderränder fielen bei, und die wie Eiter aussehende Schleimabsonderung aus den Liderdrüsen wurde auffallend minder. Der dunkelrothe Harn fing an, heller zu werden, die trockne Zunge wurde feucht. Die Aufregung des Gehirns war minder, ohne dass der Verstand eigentlich wiederkehrte.

Nach dem zweiten Tage wurden die Augen ganz normal, der Harn verlor fast ganz seine Röthe, der Verstand fing an wiederzukehren. Es erfolgte mitunter mehrstündiger Schlaf, ohne Aeusserung des Irrsinns beim Erwachen. Ueberhaupt offenbarte sich jetzt die Gehirnstörung nicht mehr als eigentliches Irrereden, sondern als Vergesslichkeit, als ein mühsames Suchen der Wörter.

Nach dem dritten Tage war der Verstand normal, der Puls nur noch etwas gereizt, aber nicht mehr voll. Das starke Zittern der Glieder war verschwunden, ohne dass jedoch die Bewegung derselben so stätig gewesen wäre als bei gesunden, mässigen Menschen, sie war vielmehr so, wie man sie häufig auch im nüchternen Zustande bei Gewohnheitssäufern zu sehen pflegt. Er klagte jetzt bloss über Schwäche und hatte keine Erinnerung des überstandenen Abenteuers.

Ich gab ihm noch drei Tage eine Unze essigsaure Eisentinktur, und dann bedurfte er meines Beistandes nicht mehr, er war wieder im eigentlichen Sinne gestählet für künftige Trinksträusse.

Meine Leser sehen leicht ein, dass dieser Fall, hinsichtlich der Diagnose, durchaus keine Schwierigkeit hatte. Da der Kranke schon bei fünf Tage kubischen Salpeter aus eigenem Antriebe genommen und bei demselben verschlimmert war, so konnte die Krankheit keine salpeterische, sie musste entweder ein Urgehirnleiden, oder eine Kupfer-, oder eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus sein. Für die ersten zwei Krankheitszustände sprachen keine Gründe der Wahrscheinlichkeit, also blieb nichts übrig, als den letzten anzunehmen. Diese Annahme hatte um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich, da mich die Erfahrung gelehrt hatte, dass in chronischen und akuten Krankheiten rothe Augen, geschwollene Lider, und eiterähnliche Absonderung der Meibomischen Drüsen nicht selten Offenbarer einer Eisenaffektion sind. Dass ich durch kalte Umschläge das Irrereden nur auf kurze Zeit beschwichtigen konnte, auch nicht mehr von denselben erwartete, hat seinen guten Grund, den ich jetzt, ohne auf einen die Leser störenden Abweg zu gerathen, nicht auslegen kann, an einem schicklicheren Orte aber mehr davon sagen werde. Denen, die glauben möchten, ich würde dem Kranken durch fortgesetzten Gebrauch der kalten Umschläge weit schneller seinen kranken Kopf gesund gemacht haben als durch Eisen, dienet Folgendes vorläufig zur Nachricht.

Da der Kranke nach abgelegter Beichte wieder irre geworden war, hatten seine Freunde schon, ohne mein Anrathen, die kalten Umschläge von neuem ihm auf den Kopf gelegt, glaubend, was einmahl geholfen, müsse auch weiter helfen. Ich erklärte ihnen, sie thäten mir durch diesen Versuch einen grossen Gefallen, denn wenn es gleich nach meiner Erfahrung nicht wahrscheinlich sei, dass das kalte Wasser jetzt die nähmliche wohlthätige Wirkung haben werde als anfänglich, so könne ich doch auch gerade die Unmöglichkeit nicht behaupten. Sie möchten also einmahl emsig versuchen, das Mögliche zu verwirklichen. Sie haben auch nun den Kopf des Kranken so lange unablässig gekältet, bis sie sich durch mehrstündige fruchtlose Bemühung von der Richtigkeit meiner Ansicht selbst überzeugten.

Dieses ist der einzige Fall der Art, den ich beobachtet

habe. Er ist aber hinreichend, die Wahrheit zu erhärten, dass die durch Missbrauch geistiger Getränke verursachte Affektion des Gesammtorganismus nicht immer gleich geartet sei, mithin auch nicht immer durch einerlei Mittel könne beseitiget werden.

Dem, der da glauben möchte, ich würde durch Mohnsaft schneller zum Zweck gekommen sein, rathe ich, dieses in einem ähnlichen Falle selbst zu versuchen. Ich versuche es nicht, denn ich weiss recht gut, dass der Mohnsaft bei Eisenaffektion des Gesammtorganismus weit eher schädlich als nützlich ist. Wenn es uns gelingt, durch selbigen das sinnlich erkennbare Vorwalten dieser Affektion zu mässigen, oder ganz aufzuheben (welcher Erfolg aber in vielen Fällen wol sehr zweifelhaft sein möchte), so heben wir dadurch doch nicht die Affektion des Gesammtorganismus selbst, und die ist ja hinreichend, einen Menschen zu tödten.

Augenentzündung. Es mag vielleicht manchem Leser auffallend gewesen sein, dass ich in der vorigen Geschichte Röthe der Augen und Geschwulst der Lider als ein vermuthliches Zeichen der Eisenaffektion angegeben habe. Diesen bemerke ich, dass Entzündung der Augen, sonderlich die, welche mit geschwollenen Lidern gepaaret ist, gar nicht selten Zufall einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus ist. Achtet man hierauf bei Uebung der Kunst nicht, will man solche Entzündungen mit ableitenden Laxanzen, mit Quecksilber und mit allerlei guten Salben und Wässern behandlen, so kommt man nicht zum Zweck, ja stiftet zuweilen mehr Schaden als Nutzen.

Wenn Eisenaffektion herrschend ist, kommen solche Augenentzündungen oft vor. Da hier einst vermischte Gehirnkrankheiten, aus einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus und einem Urgehirnleiden zusammengesetzt, landgängig waren, welche ich im vorigen Kapitel beschrieben, heilte ich sehr schmerzhafte Augenentzündungen durch einen Trank aus essigsaurem Eisen und Stechapfeltinktur überraschend schnell. Auch ausser solcher Zeit habe ich oft genug chronische, sehr bös aussehende Entzündung der Liderränder bloss durch den innerlichen Gebrauch des *Liq. ferri muriat. oxyd.* geheilt. Ist

aber eine solche Liederentzündung ein Erbstück und obendrein schon eingewurzelt, so mag sie ein anderer heilen, ich kann es nicht.

*Angina.* Diese Krankheitsform lehrt uns sichtbar, dass das Eisen die Entzündung eben so gut hebt als Salpeter, dass also Entzündung bloss Symptom eines Krankheitszustandes des Gesammtorganismus ist, der ganz verschieden kann geartet sein. Blutentziehung taugt bei einer durch Eisen heilbaren *Angina* nicht; wer sie und andere sogenannte entzündungswidrige Mittel fruchtlos angewendet, den Kranken schlimmer werden, ja wol gar sterben siehet, und sich damit tröstet, er habe sein Bestes gethan, die Bösartigkeit der *Angina* sei einzig Ursache des Todes, dem beneide ich wahrlich seinen starken Glauben; bekenne aber gern, dass ich mir denselben nie habe aneignen können.

Die chronische Entzündung der Mandeln, des Gaumens und Schlundes ist ein sehr lästiges Uebel. Häufig ist es aber Symptom einer Eisenkrankheit, und man heilt es am besten durch den *Liq. ferri muriat. oxydati.* Man muss aber vorher alles wohl untersuchen, ehe man mit dem Eisen hineinfährt. Ich habe mehrmahls gesehen, dass Bauchvollblütigkeit dieses chronische Uebel bewirkte, es durch Blutentleerungen aus dem After und durch den Gebrauch des Schwefels und Glaubersalzes gehoben. Ein einmahliges Anwenden der Egel hilft aber selten, man muss öfter dazu greifen.

Man kann auch Fälle treffen, dass bei einer Eisenaffektion der *Liq. ferri muriat. oxyd.*, wegen krankhafter Reizbarkeit der Därme, keine Anwendbarkeit findet. Hier muss man zu milderen Eisenmitteln greifen, die freilich etwas langsamer wirken.

Es fragte mich einst ein Mann um Rath, der gegen sein Halsübel schon die Kunst zweier guten Aerzte in Anspruch genommen. Der erste hatte ihm zwar viel Arzenei verschrieben, aber ihn doch im Allgemeinen ganz unfeindlich behandelt. Der zweite hatte versucht, durch den anhaltenden Gebrauch der Laxirmittel das Uebel zu heben; es war aber eher schlimmer als besser geworden. Die Därme dieses Mannes waren nun durch den anhaltenden Gebrauch der Laxirmittel so krank-

haft reizbar gemacht, dass ich gar nicht daran denken durfte, ihm den *Liq. ferri muriat. oxyd.* zu geben, er vertrug nicht einmahl das essigsaure Eisen. Das kohlensaure, und dieses nur zu 15 Gran tags, war für diese Därme das passlichste Präparat. Er genas dadurch, aber langsamer als er durch stärkere Präparate würde genesen sein. Jedoch, da er schon in der Geduld durch meine Amtsbrüder trefflich geübt war, so machte er auch keine sehr hohe Foderung an meine Kunst, er verlangte bloss geheilt zu werden und getröstete sich gern der langsamen Heilung.

Nun werde ich, meiner jüngeren Amtsbrüder wegen, noch an eine Kleinigkeit erinnern. Gesetzt, wir hätten Jemand durch Eisen von der chronischen Halsentzündung befreit und derselbe Mann käme mit dem nämlichen Uebel nach zwei oder drei Jahren abermahls zu uns, so müssen wir uns sehr hüten, selbiges, ohne vorhergehende Untersuchung, gutgläubig für Eisenaffektion zu halten. Die Kranken sind in solchen Fällen selbst überzeugt, dass sie an dem nämlichen Uebel leiden, ja sie würden es wol eidlich erhärten. Der Glaube des Kranken kann aber nicht die Natur der Krankheit bestimmen; darum müssen wir selbst gut zusehen, wenn wir uns nicht täuschen wollen. — Einst kam ein gelehrter und kluger Mann zu mir, damit ich ihn von einer chronischen Halsentzündung befreien möchte. Er hatte von einem verständigen und kenntnissreichen Arzte viel Arzenei vergebens gebraucht. Ich hielt das Uebel für eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus und befreiete ihn durch *Liq. ferri mur. oxyd.* in vierzehn Tagen davon. Nach zwei Jahren kam er mit dem nämlichen Uebel abermahls zu mir, und sagte, da er das Rezept der Tropfen, die ihm vor zwei Jahren so gut geholfen, aufbewahrt gehabt, so habe er bei dem abermahligen Erscheinen der Entzündung gleich wieder seine Zuflucht zu jenen Tropfen genommen. Ganz unerklärbar sei es, dass jetzt ein vierzehntägiger Gebrauch derselben sein Uebel nicht bloss nicht gehoben, sondern es nicht einmahl um etwas gemindert habe. Mein Augenmerk war nun auf seinen Bauch gerichtet; aus der Erfragung konnte ich nichts anders machen, als dass sein Darmkanal voll Säure stecke. Da ich nun längst durch eigene Erfahrung wusste,

dass Säure im Darmkanal nicht selten einzige Ursacherinn chronischer Halsentzündung ist, so verordnete ich eine säurewidrige Diät; diese und etliche Unzen Natron waren hinreichend, das verrufene Uebel zu beseitigen.

Scharlachfieber. Dieses ist, wie ich es kennen gelernt, eine in der Haut und im Schlunde sichtbar vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus. Im Jahre 1831 zeigte es sich in mehren Häusern hiesiger Stadt, ohne sich gerade zu verbreiten. Da ich aber die Möglichkeit einer starken Verbreitung voraussetzte, so gab ich mir gleich Mühe, die Art desselben zu erforschen. Dreien gab ich Salpeter, sah aber, dass die Krankheit, ohne sich an das *Universale* zu kehren, ihren Verlauf hielt. Schon dieses würde mir die Ueberzeugung gegeben haben, dass das Fieber nicht salpetrischer Art sei, wenn mir auch nicht ein vierter Fall, den ich gleichzeitig behandelte, diese Ueberzeugung, zwar nicht durch einen tödtlichen Ausgang, aber doch durch sehr fremdartige, beunruhigende Zufälle aufgedrungen hätte. Den folgenden Kranken gab ich nun das essigsaure Eisen, und es gehörte wahrlich kein Verstand, sondern nur ein gesundes Auge dazu, um sich zu überzeugen, dass das Eisen das richtige Heilmittel war.

Die Wirkung desselben kann ich kurz beschreiben, wenn ich sage: sie war gerade so, wie die des kubischen Salpeters bei dem Salpeterscharlach. Wurde ich gleich im ersten Zeitraume frühzeitig gerufen, so konnte ich die Krankheit in eine unbedeutende umwandeln, dem Ausschlage zwar nicht ganz zuvorkommen, aber ihn doch sehr mild und den schon vorhandenen stillständig machen. Die Halsentzündung gehorchte auch jetzt eben so sicher dem Eisen als früher dem Salpeter.

Später gerufen, konnte ich die Krankheit begreiflich nicht rückgängig, aber wol stillständig machen. Ich würde also, wollte ich viel darüber schreiben, nur das wiederholen müssen, was ich früher von der Wirkung des kubischen Salpeters bei dem Salpeterscharlach gesagt habe.

Eins aber muss ich, hinsichtlich der Untersuchung der Natur einer solchen Krankheit, bemerken. Wenn man, von allen Zeichen verlassen, wie es mir damahls ging, den kubischen Salpeter als Erkennungsmittel gibt, und man siehet nach der

Anwendung desselben kein Stillstehen, sondern ein Fortschreiten der Krankheit, so hat man es bestimmt mit keiner Salpeterkrankheit zu thun. Es bleibt dann kein anderer Ausweg, als das Eisen versuchsweise zu gebrauchen. Gewagt ist im Grunde nichts dabei; denn wenn die Affektion des Gesammtorganismus nicht unter der Heilgewalt des Salpeters stehet, muss sie unter der des Eisens, oder unter der des Kupfers stehen. Letzte beide Krankheitszustände sind nun zwar verschiedene, aber doch nicht entgegengesetzte. Hätte man es also mit einer Kupferkrankheit zu thun, so würde man durch Eisen zwar nicht heilen, aber doch auch nicht direkt schaden, mithin braucht man sich in solchen Fällen auch nicht gar zu ängstlich den Kopf zu zerbrechen.

Es verstehet sich aber von selbst, dass in allen den Fällen, wo nur irgend ein Zeichen das Vorhandensein der einen oder der anderen Krankheitsartung wahrscheinlich macht, wir als Verstandesmenschen uns zuerst nach dieser Wahrscheinlichkeit richten. Täuscht uns diese, so bleibt uns nichts anders über, als durch *Reagentia medica* zur Erkenntniss zu gelangen.

*Glossitis.* Diese Krankheitsform, die überhaupt selten vorkommt, habe ich nur ein einziges Mahl als Eisenkrankheit beobachtet, und zwar zu einer Zeit, wo Eisenaffektion des Gesammtorganismus epidemisch war, bald in diesem bald in jenem Organe vorwaltend, verschiedenartige Krankheitsformen bildete. Hinsichtlich der Form war diese Eisenglossitis der Salpeterglossitis ganz ähnlich, sie heilte auch wie diese.

Geschwollene und entzündete Unterkinnladen- und Unterzungendrüsen, die als Symptom eines akuten Fiebers erscheinen, habe ich mehrmahls zu einer solchen Zeit durch Eisen trefflich zertheilt. Ich denke, etliche sehr lästige und ekelhafte Fälle dieser Krankheitsform, die ich in früherer Zeit beobachtete, und sie damahls, weil ich den Gebrauch des Eisens noch nicht kannte, durch die *Terra Catechu* heilte, werden auch wol eine in jenen Drüsen vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus gewesen sein; zum wenigsten spricht der im vorigen Kapitel erzählte Fall, der bei antiphlogistischer Behandlung tödtlich ablief, für diese Meinung.

Husten. Der durch Eisen heilbare hat gewöhnlich das Ansehen eines gemeinen Katarrhalhustens. Er weicht aber nicht den Lungenmitteln, worunter ich, wie die Leser schon wissen, das Antimonium mitbegreife. Durch Aderlassen und antiphlogistische Mittel wird er leicht in Lungensucht umgewandelt, und das um so viel leichter, je älter er schon ist und je mehr Anlage zur Schwindsucht der davon ergriffene Körper hat.

*Pleuritis.* Diese Krankheitsform ist häufig eine in den Lungen, Rippenfellen und Zwischenrippenmuskeln vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus. Sie verträgt das Aderlassen und die antiphlogistische Behandlung sehr übel. Ein Aderlass kann allerdings den Schmerz wegschaffen, aber der Kranke wird nicht besser dadurch, sondern stirbt gar leicht. Zuweilen verträgt er einen Aderlass, aber der zweite tödtet ihn. Zuweilen stirbt er eines raschen Todes, nachdem er sich kurz vorher sehr erschöpft gefühlt, oder er fängt an, irre zu reden, und das vermeintlich entzündliche Fieber wird zum typhösen. Im letzten Falle kann der Arzt noch helfen, wenn er es verstehet, Missgriffe wieder gut zu machen. Im ersten Falle kann er sich bloss trösten, dass er es mit einer *Pleuritis maligna* zu thun gehabt.

*Sydenham* sagt (*Prax. med. pag.* 310): *Paucula de eo dicam, quod omnium ore tristissimum est, pleuresin scilicet quandoque ita malignam reperiri, ut per eos annos phlebotomiam ferre nesciat, saltem toties repetitam, quoties hic morbus communiter deposcit.* Mir scheint aber, es ist eben nicht sonderlich traurig, dass die Natur solche Krankheiten macht, sondern das wahrhaft Traurige bei der Sache ist, dass die Aerzte so dumm sein konnten, zu glauben, die Natur müsse sich nach ihren albernen papiernen Büchern richten. Das hat sie zu *Sydenhams* Zeit nicht gethan, und, so viel ich die Eigenheit meiner alten Freundinn kenne, thut sie es auch noch nicht. Darum habe ich immer, obgleich Kleinstädler, Rittersittlichkeit genug gehabt, mich in ihre, freilich mitunter etwas unbequemen Launen zu schicken. Sie hat nun die Mucken, eine Krankheitsform, welche den büchermachenden Aerzten *Pleuritis* zu nennen beliebt hat, zu gewissen Zeiten als Offenbarung einer Ureisen-

affektion des Gesammtorganismus in die Welt zu senden. Statt also mit den Aerzten des siebzehnten Jahrhunderts die Dunkelheit dieser Offenbarung als etwas höchst Trauriges zu beklagen und zu beseufzen, wird es wol weit klüger sein, zu überlegen, ob und wie wir die Natur dieser Pleuritis erkennen können*).

Das Wichtigste ist, dass man sich alle nosologische Formen ganz aus dem Kopfe schlägt und immer die Natur der zur Zeit herrschenden Krankheiten genau ergründet. Aeusserst belehrend sind solche, bei denen sich das ergriffene Organ mit Augen erkennen lässt, dann folgen solche Fieber, die ohne ausgezeichnete Störung eines einzelnen Organs auftreten. Werden wir gewahr, dass einzelne, oben angegebene Zeichen der Eisenaffektion sich einstellen, oder sehen wir, verlassen von allen Zeichen, dass in vermeintlichen und scheinbaren Salpeterkrankheiten der kubische Salpeter die gewohnte Wirkung nicht leistet, so haben wir dadurch die Vermuthung, dass eine Eisenkrankheit vorhanden sei. Reichen wir nun Eisen, so hat dieses eine so schnelle Wirkung, dass wir bei solchen

*) *Joannes Wierus*, Leibarzt des Herzogs von Cleve, hat eine Pleuresie beschrieben (*Observ. Lib. I. de epidemica pleuritide, Peripneumonia atque Angina pestilenti*), die 1576 hier im Lande geherrscht, und die, so viel ich sie aus der Beschreibung beurtheilen kann, Eisenaffektion des Gesammtorganismus gewesen sein muss, welche bei einigen Kranken im Halse, bei andern in der Brust vorgewaltet. Ich schliesse das daraus, weil er behauptet, sie mit säuerlichen Mitteln glücklich behandelt zu haben. Von den zwei gewöhnlichen Hülfen bei der *Angina*, Aderlassen und Laxirmittel, sagt er Folgendes: *Quod attinet ad procedendi modum in curatione methodica, observatione constat, purgationes et venae sectiones plus damni quam utilitatis aegris attulisse.* — Von der Pleuresie sagt er: *Cum in ordinaria pleuritide consuetum sit, ante omnia venam incidere multumque sanguinis detrahere, quo sanguis inflammatus veluti radix hujus mali, una cum aliis praeter naturam tumoribus imminui, et affluxus a latere summoveri et derivari possit, in hoc tamen pestilenti morbo contrarium fuit observatum, videlicet sanguinis missionem valde perniciosam fuisse, apud eos praesertim, qui cum tussi sanguinem excernebant, quod procul dubio hinc factum est, quia per venae sectionem venenum valde fuit agitatum, adeoque spiritus vitales magis fuerint dissipati, et sanguis a veneno magis concussus et infectus fuerit.* — Ich hoffe, meinen Lesern wird *Wierus* Erklärung, warum das Aderlassen bei jener Pleuresie geschadet, deutlicher sein als mir.

Krankheiten, wo das Organ, in dem die Affektion des Gesammtorganismus als Entzündung vorwaltet, sichtbar ist, uns unmöglich täuschen können. Die *Angina tonsillaris* z. B., diese gemeine Krankheitsform, ist weit wichtiger als manche Aerzte denken möchten. Hier sehe ich mit meinen leiblichen Augen die Wirkung der gegebenen Mittel, also ist Täuschung unmöglich. Die akuten Fieber, die ohne besondere schmerzhafte Affektion des Organs auftreten, eigenen sich auch weit besser dazu, in Ermangelung aller Zeichen, durch unfeindliche Erkennungsmittel ihre Artung zu ergründen, also solche, bei denen die Affektion des Gesammtorganismus in einem unsichtbaren Organ, schmerzhaft die Verrichtung dieses Organs störend, vorwaltet. In letzten Fiebern müssen wir immer besorgen, dass durch Misskennen der Artung der Affektion des Gesammtorganismus das vorwaltend ergriffene Organ in Eiterung übergehen könne, welcher Besorgniss wir bei jenen einfacheren Fieberformen überhoben sind.

Wenn wir auf die Weise alle vorkommende Krankheiten und die Heilwirkung der Mittel auf selbige genau beobachten, so werden wir, vorausgesetzt, dass wir nicht das sogenannte Behandeln mit dem Heilen verwechseln, gar bald gewahr werden, ob jene unbekannten atmosphärischen, tellurischen, siderischen Einflüsse, die das bewirken, was wir epidemische Constitution nennen, die Leiber der Menschen zu Eisenkrankheiten geneigt machen. Sehen wir das, so werden wir auch bei vorkommender Pleuresie dem Kranken nicht täppisch mit der Lanzette zu Leibe gehen, sondern uns wohlweisslich erinnern, dass diese Krankheit mit seltenen Ausnahmen, sich immer nach der epidemischen Constitution richtet.

Damit ich es aber nicht mache, wie manche ältere Herausgeber Römischer Schriftsteller zum Gebrauche der Schulen, die leichtverständliche Stellen in Noten ausführlich erklärten, wirklich schwierige Stellen aber übergingen und den unglücklichen Schüler im Stiche liessen; so trage ich kein Bedenken, auch das Schwierigste zur Sprache zu bringen.

1) Gesetzt, die epidemische Constitution verändere so, dass sie Eisenkrankheiten erzeuge, so muss doch Ein Mensch der erste sein, bei dem sich dieses offenbaret. Es ist bloss

Zufall, dass dem Praktiker zuerst Halsentzündungen und einfache Fieber vorkommen, bei denen er die Natur der veränderten Krankheit gemächlich ergründen kann; es ist möglich, dass die Eisenaffektion des Gesammtorganismus sich bei dem ersten Kranken als Pleuresie äussert. Ein solcher Fall kann so sein, dass es wegen Mangel aller Zeichen bar unmöglich ist, die Natur der Krankheit zu erkennen. Haben wir uns überzeugt, dass die Pleuresie nicht, consensueller Art, von Bauch- oder Gehirnleiden abhange, so liegt es wol in der Natur der Sache, dass wir kubischen Salpeter reichen. Das Nichtheilwirken dieses mächtigen Mittels kann uns hier einzig die Wahrscheinlichkeit geben, dass wir es mit einer Eisenaffektion zu thun haben, und wenn der Kranke nicht gerade zum Tode reif ist, wird ihm ein dreitägiger Salpetergebrauch auch eben das Leben nicht kosten. Hier hat der Arzt, bei dem Mangel aller für Eisenaffektion sprechenden Zeichen, gar keine Wahl; er muss also als Verstandesmensch das Mittel reichen, welches er bei ähnlicher Krankheitsform hülfreich befunden.

2) Wie siehet es nun aber aus, wenn sich bei dem ersten Kranken zweifelhafte Zeichen einer Eisenaffektion äussern? z. B. wenn bei einem hohen Grade des schmerzhaften Brustleidens der Harn nicht roth, sondern, von der normalen Farbe wenig abweichend, sauer, oder wenn er dunkelroth und neutral ist? Hier kann man Eisen, oder Salpeter, beide als Erkennungsmittel gebrauchen. Die Vortheile und Nachtheile des einen und des andern sind folgende.

Salpeter. Von diesem werden wir, wenn die unerkennbare Eisenaffektion nicht schon einen hohen Grad erreicht hat, keinen sichtbaren Nachtheil in ein paar Tagen spüren, auch wird das Brustleiden nicht minder dadurch. Wir sehen hier weit eher ein scheinbares Stillstehen, als ein Verschlimmern der Krankheit. Höchstens kann der Kranke sich matter fühlen, auch wol sichtbar an Muskelkräften abnehmen. Ueberhaupt wird er nie das wohlthätige Gefühl von dem Salpetergebrauche in seinem Körper spüren, das er bei echten Salpeterkrankheiten spürt.

Das Bedenklichste bei diesem Erkennungsmittel ist die

Möglichkeit, dass plötzlich eintretende Blutung den Kranken in Lebensgefahr stürzt. Solche Fälle gehören aber schon zu den Ausnahmen von der Regel.

Der kubische Salpeter hat vor dem Aderlassen den grossen Vorzug als Erkennungsmittel, dass er das symptomatische Brustleiden nicht mindert und uns gerade dadurch sagt, er sei in dem Falle nicht Heilmittel. Das Aderlassen hingegen kann uns, als Erkennungsmittel gebraucht, in die grösste Täuschung stürzen; denn es beschwichtiget, oder hebt, wo nicht in allen, doch in vielen Fällen das schmerzhafte Brustleiden in Eisenkrankheiten noch schneller als in Salpeterkrankheiten. Diesem Schmerzstillen ist aber leider nicht viel zu trauen. In der Folge werde ich über diesen Gegenstand ausführlicher sprechen, jetzt würde ich mich dadurch zu weit von der Hauptsache entfernen.

Eisen. Ist die zweifelhafte Pleuresie salpeterischer Art, so werden wir auf den Gebrauch des essigsauren Eisens innerhalb 24 Stunden, ja noch wol früher, Verschlimmerung des ganzen Befindens und des Brustleidens sehen. Wir gelangen durch diese Verschlimmerung zur Erkenntniss, können gleich einen anderen Weg einschlagen und den kubischen Salpeter in reichlicher Gabe anwenden. — Kann aber das Eisen, auf die Weise als Erkennungsmittel gebraucht, nicht auch den tödtlichen Ausgang der Krankheit befördern? — Freilich, wenn wir trotz der sichtbaren Verschlimmerung den Gebrauch desselben fortsetzen wollten, so würden wir die Salpeteraffektion so steigern, dass das Organ, in welchem sie vorwaltete, vereitern müsste. Aber ein solch unsinniger und hartnäckiger Gebrauch einer Arzenei in Fällen, wo deren nachtheilige Wirkung gleich anfänglich zu erkennen ist, würde ja mit der auf die Heilwirkung der Mittel basirten Lehre der alten Geheimärzte in einem ganz grellen Widerspruche stehen. Nur vorgefasste Meinung, die sich auf eine bloss vermeintliche und phantastische Kenntniss des belebten Menschenleibes und der Wirkungsart der Mittel gründet, kann dem Arzt zu solchem widersinnigen Arzeneigebrauche verleiten, wie uns denn dieses die Geschichte der Medizin leider zur Genüge lehrt.

Der Vortheil des Eisens als Erkennungsmittel bestehet

also darin, dass wir durch selbiges, ohne das Leben des Kranken aufs Spiel zu setzen, zur Erkenntniss gelangen können.

Sein möglicher Nachtheil ist unerheblich.

Der Vortheil des kubischen Salpeters bestehet darin:

Dass er uns nicht durch Beschwichtigung des Brustleidens täuscht.

Dass wir durch sein blosses Nichtheilwirken zur Erkenntniss gelangen können.

Sein möglicher Nachtheil bestehet darin:

Dass wir wol drei Tage nöthig haben, um durch das blosse Nichtheilwirken zur Erkenntniss zu gelangen.

Dass die unerkannte Eisenaffektion, ohne sichtbare allmählige Verschlimmerung, sich plötzlich durch gefährliche Blutflüsse und andere gefährliche Zufälle offenbaren kann.

Wenn ich also den Vortheil und Nachtheil, den beide Arzeneien als Erkennungsmittel haben, unparteiisch gegen einander abwäge, so muss mein schlichter Verstand dem Eisen den Vorzug geben.

3) Jetzt stelle ich noch die allerschwierigste Frage auf: wenn wir zu einer solchen zweifelhaften Pleuresie erst den fünften, oder sechsten Tag gerufen werden, was ist dann zu thun? —

Darauf antworte ich Folgendes. Bei einer so weit verlaufenen Krankheit ist es höchst unwahrscheinlich, dass sich nicht sollten Zufälle eingestellt haben, welche für die eine oder die andere Art der Affektion des Gesammtorganismus sprächen. Entweder hat der Kranke Hülfe gesucht, oder er hat sie nicht gesucht. Im ersten Falle ist ihm gewöhnlich schon zur Ader gelassen, und wir werden aus den Folgen dieses Heilversuches sehen, wie es mit ihm bestellt ist. Ist die Krankheit wirklich Eisenaffektion, so wird entweder die Beschaffenheit des Harns, oder die Verminderung der Kräfte, oder ein eigener, taumeliger Zustand des Kopfes, oder ein nicht erleichternder Blutfluss (gewöhnlich aus der Nase), oder ein dämischer Blick der flauen Augen uns die Art der Krankheit verrathen.

In Fällen, wo weder Aderlassen, noch Laxirmittel, noch andere *Antiphlogistica* gebraucht sind, ist es allerdings möglich,

dass die Natur der Krankheit noch zweifelhaft bleibt. Hier muss man, hinsichtlich des Gebrauches der Erkennungsmittel, gerade so verfahren, als sei die Krankheit noch neu. — Wäre aber einmahl die Krankheit salpetrischer Art, würde nicht das Eisen, welches anfänglich als Erkennungsmittel gefahrlos hätte gegeben werden können, jetzt, im späteren Zeitraume die Brustentzündung zur Vereiterung bringen, und würde jetzt der Probemissgriff so gemächlich wieder gut zu machen sein? Meine Meinung ist darüber folgende:

Eine Pleuresie, die wirklich eine in den Lungen vorwaltende Salpeteraffektion des Gesammtorganismus ist, wird, werden wir erst den fünften oder gar den sechsten Tag zu Hülfe gerufen, nicht mehr zertheilt, sondern gehet in Eiterung über, mithin haben wir uns hinsichtlich dieses Punktes den Kopf nicht sonderlich zu zerbrechen.

Wäre aber die Pleuresie eine Eisenkrankheit, so würde der kubische Salpeter in diesem späteren Zeitraume auch nicht ein so ganz unschuldiges Mittel sein; er kann, wo nicht dem Brustleiden, doch der ganzen Krankheit eine etwas unheimliche Wendung geben. Ein Aderlass aber kann in diesem späten Zeitraume den Tod schneller herbeiführen als dem Arzte lieb sein möchte.

Ich erinnere mich, dass, indem ich einst (vor vielen Jahren) mit einer spazierenreitenden Edelfrau auf der Landstrasse sprach, ein alter *Medicochirurgus* des Weges zog. Er kam von einem seit etlichen Tagen an der Pleuresie krank liegenden Pächter der Edelfrau. Auf ihre Frage, wie es dem Kranken gehe, antwortete er, ein Aderlass habe denselben gleich von seinem Brustleiden befreiet, und sein Zustand sei weiter nicht bedenklich. Einige Tage darauf traf ich die Frau abermahls und sie sagte unwillig zu mir: können Sie sich etwas so Tolles denken? Sie haben selbst gehört, dass der Alte behauptete, der Bauer befinde sich nach dem Aderlassen besser, er sei in keinem bedenklichen Zustande, und — da ich nach Hause komme, finde ich schon den Boten, der mir den Tod desselben bekannt macht.

Das ist eine verzweifelte Geschichte, werthe Leser! und doch, wer kann den Arzt tadeln, der nach seiner besten Ueber-

zeugung handelt? Ich nicht, denn ich kenne zu gut die Klemme, worin man zuweilen bei Uebung der Kunst geräth, und habe auch keinen Belang dabei, sie meinen jüngeren Lesern zu verhehlen.

Ich habe so eben gesagt, eine Pleuresie, welche wirklich eine in den Lungen vorwaltende Ursalpeteraffektion des Gesammtorganismus sei, lasse sich, wenn wir erst den fünften, oder gar den sechsten Tag zu helfen aufgefodert würden, nicht mehr zertheilen. Dieses könnte meinen Lesern eine unwahre Behauptung dünken; ihre Belesenheit, oder ihre eigene Praxis könnte ihnen Fälle ins Gedächtniss rufen, welche meiner Behauptung geradezu widersprächen. Diesen Amtsbrüdern bemerke ich Folgendes zu meiner Rechtfertigung, und ich hoffe, sie werden mir, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, eine kleine Abschweifung von der Hauptsache zu gute halten.

Dass meine Behauptung sich nicht auf jene leichteren Salpeterpleuresien beziehet, die sich von selbst, ohne Hülfe der Kunst innerhalb vier bis acht Tagen zertheilen, verstehet sich wol von selbst; denn da diese begreiflich nicht bis zum fünften Tage sich verschlimmern, so wird auch der spät Hülfe suchende geringe Landbewohner uns nicht zu solchen, schon im Bessern begriffenen Pleuresien rufen, sondern er ruft uns nur dann, wenn bis zum fünften, sechsten Tage oder noch später die Krankheit schlimmer geworden ist. Dieses vorausgesetzt, bemerke ich nun Folgendes.

Consensuelle Pleuresien, die nicht selten, sondern häufig von den Aerzten für echt salpetrische genommen werden, heben sich nicht bloss den fünften, sechsten Tag, sondern auch dann noch, wenn man weit später zum Helfen aufgefodert wird. Es lässt sich hier kein Termin angeben, über welchen hinaus die gründliche Heilung unmöglich wäre. Es ist mir wahrscheinlich, dass solche consensuelle Entzündungen nicht leicht echte Abszesse bilden, sondern in chronische Entzündungen übergehn, aus welchen hernach, aber oft ziemlich spät, Geschwüre, seltener Eiterbeulen entstehen. Wäre das nicht so, würde mir es ganz unerklärlich sein, wie ich noch im *Stadio chronico* bloss durch Einwirken auf die unergriffene Organe (Leber, Milz etc.) gar viele Menschen von ihren vermeintlichen Brust-

leiden befreiet und zur Gesundheit verholfen habe. Freilich, ist schon ein Lungengeschwür gebildet, so weiss ich keinen Rath mehr. Die zweite Art der Pleuresie, die ebenfalls noch nach dem fünften, sechsten Tag zu zertheilen ist, bestehet in einem Urleiden des Bronchialtheiles der Lunge. Sie ist im Grunde der höchste Grad des sogenannten Katarrhalhustens, erscheint entweder unter der Form der einfachen *Pleuritis*, oder der Pleuroperipneumonie. Sie siehet, wenn sie heftig ist, der echten Salpeterpleuritis so ähnlich, dass es schwer ist, sie von dieser zu unterscheiden. Man heilt sie, auch noch im späteren Zeitraume, durch den Spiessglanzgoldschwefel. Sie gehet, wahrscheinlich, weil sie in einer rosenartigen Entzündung bestehet, vernachlässiget nicht in einen Abszess über, sondern in die Katarrhalschwindsucht, und auch dann ist noch Hülfe, so lange sich keine Geschwüre gebildet haben.

Ganz anders verhält es sich aber mit der Pleuresie, die eine in den Lungen vorwaltende Salpeteraffektion des Gesammtorganismus ist. Hier ist nicht bloss der Gesammtorganismus, und sicht- und fühlbar das Gefässsystem heftig aufgeregt, sondern das Vorwalten dieser Affektion des Gesammtorganismus in den Lungen muss, wie jeder schmerzhafte Reiz, zurück auf das Gefässsystem wirken und die Aufregung desselben vermehren. Hier findet ein solch heftiges, gegenseitiges Ineinanderwirken des Oertlichen und Allgemeinen statt, dass nothwendig die Entzündung, nicht von Tage zu Tage, sondern von Stunde zu Stunde schlimmer werden muss. Wie lässt es sich denn denken, dass man sie, erst den fünften oder sechsten Tag zu Hülfe gerufen, noch zertheilen sollte? —

In der Praxis müssen wir, von dem Satze ausgehend, dass das Ganze des belebten Menschenleibes gewissen allgemeinen Gesetzen gehorche, das, was unseren Augen verborgen ist, durch das erklären, was sichtbar ist. Eine Entzündung der Lunge können wir nicht sehen, aber eine Entzündung der Mandeln können wir in allen den Fällen, wo der consensuell ergriffene Kauemuskel dem Kranken den Mund nicht schliesst, recht deutlich sehen. Wer kann nun behaupten, je eine echt salpetrische, bis zum fünften, oder sechsten Tage beständig gesteigerte Halsentzündung noch zertheilt zu haben? Ich nicht;

obgleich ich zugebe, dass ich mir so etwas in meiner Jugend wol eingebildet habe. Consensuelle Halsentzündungen, namentlich gastrische, zertheilen sich freilich noch in weit späterem Zeitraume, weil sie ihrer Natur nach nicht leicht in Eiterung übergehn.

Was sollte mich nun bewegen, die Möglichkeit der späten Zertheilung der Lungenentzündung zu behaupten, da ich bei der Halsentzündung die Unthunlichkeit einer Zertheilung mehr als einmahl mit meinen leiblichen Augen gesehen habe? —

Was ich jetzt gesagt, enthält keinesweges die Behauptung, dass der Arzt im späteren Zeitraume die Zertheilung der Pleuresie nicht mehr versuchen müsse. Der Versuch ist selbst Pflicht, aber es ist doch unangenehm, wenn man von einem solchen pflichtmässigen Versuche gar zu grosse Erwartung hegt und sich hernach getäuscht siehet; darum rathe ich jedem, seine Erwartungen nicht zu hoch zu spannen.

Von dieser Abschweifung kehre ich zu dem Eisen und zu der Eisenpleuresie zurück. Ich bediene mich in derselben, wie in anderen akuten Krankheiten, der essigsauren Eisentinktur zu einer Unze für die Taggabe in sieben Unzen Schleimauflösung. Die Wirkung ist gerade wie die des kubischen Salpeters. Der Kranke fühlt zuerst selbst, dass ihm die Arzenei wohl thut. Dann wird der blutige oder chokoladenfarbige Auswurf unblutig schleimig und mehr oder minder dicklich. Gleichzeitig wird der Schmerz und das widrige, drückende Gefühl in der Brust minder und verschwindet dann ganz. Zuweilen verschwindet der Schmerz schon den ersten Tag, zuweilen den zweiten, oder dritten. Beim Nachlasse des Schmerzes vermehrt der Husten anfänglich etwas, das hat aber nichts zu bedeuten; denn in dem ersten Zeitraume hat sich durch den Reiz der Krankheit selbst ein Theil Schleim in der Lunge erzeugt, der wegen des Seitenstechens nicht ordentlich ausgehustet werden konnte. Sobald die Bewegung des Brustkastens wieder frei ist, entleeret sich die Lunge dieses Schleimes und das kann ohne Husten nicht geschehen. *Expectorantia* zu geben, ist ganz überflüssig. Man muss das Eisen fortgebrauchen, und höchstens etwas Altheewurzelaufguss nebenbei trinken

lassen. Beim fortgesetzten Gebrauche des Eisens wird Husten, Auswurf und Fieber sichtbar minder und der Kranke geneset.

Hinsichtlich der äusserlichen Mittel bemerke ich Folgendes. Im ersten Zeitraume, wo das Fieber und das Brustleiden stark sind, passen jene Mittel, wenn sie die Haut feindlich angreifen, gar nicht; will man etwas Aeusserliches gebrauchen, so lege man Zink-, oder Galmeisalbe auf die schmerzhafte Stelle. Später, wenn sich augenscheinliche Besserung einstellt, kann in einigen Fällen der Schmerz noch in den Zwischenrippenmuskeln verweilen. Wer diesen dann mit einem Blasenpflaster verjagen will, der thue es. Man kommt aber auch wol mit milderen Mitteln zum Ziel, z. B. mit Auflegen der Zinksalbe, mit Einreiben der Jodinsalbe, oder der brenzlichen Holzsäure. —

Das Verweilen dieses Schmerzes in den Zwischenrippenmuskeln hat folgenden Grund. Bei jedem Erkranken eines Organs, es mag dieses Erkranktsein in dem Vorwalten einer Uraffektion des Gesammtorganismus, oder in einem Urleiden des Organs selbst bestehen, werden benachbarte Organe consensuell ergriffen, und dieses consensuelle Leiden kann in einzelnen Fällen zum Urleiden werden, und als solches noch fortbestehen, wenn das Leiden des anfänglich ergriffenen Organs schon gehoben ist. Dieses allgemeine Gesetz des thierischen Organismus findet man auch in manchen Fällen bei der Pleuresie bestätiget. Das Lungenleiden berührt zuweilen consensuell die Zwischenrippenmuskeln, und dieses Muskelleiden kann nach gehobenem Lungenleiden noch selbstständig andauern. Durch mancherlei Hautreize lässt sich bekanntlich dieser Schmerz wegschaffen; man muss sich aber nicht einbilden, durch diese Hautreize die Lungenentzündung heben zu können. In meiner Jugend, da ich noch ein weit grösserer Freund des Blutlassens war als jetzt, war es mir schon auffallend, dass ein Blasenpflaster in etlichen Stunden einen Rest des pleuritischen Schmerzes wegschaffte, der dem Aderlassen getrotzt hatte. Ich fing an, darüber zu grübeln, wie es möglich sei, dass eine innere Entzündung so schnell verschwinden könne, da ich doch ein solch zauberisches Verschwinden einer Entzündung äusserer Theile nie gewahrte.

Bei der Behandlung der Pleuresie ist die Hauptsache, dass

auch nicht der geringste Rest des Lungenleidens und des Fiebers überbleibe. Ich stelle nicht in Abrede, dass die Natur in vielen Fällen solche kleine Ueberbleibsel, welche man mit dem beliebten Namen: übergebliebene Schwäche bezeichnet, ohne Kunsthülfe beseitigen könne; es ist aber doch unmeisterlich, einen Menschen mit diesen Ueberbleibseln als ganz geheilt zu entlassen. Bei der als Pleuresie sich offenbarenden Eisenaffektion des Gesammtorganismus müssen wir wohl bedenken, dass das Brustleiden früher verschwinden kann als die Affektion des Gesammtorganismus, dass aber zur gründlichen Heilung nicht bloss das Entfernen des symptomatischen Brustleidens, sondern das Heben der Uraffektion des Gesammtorganismus gehört. Ja wenn selbst, nach verschwundenem Brustleiden, der Puls ruhig wird, und der vermeintlich Geheilte hat noch nicht das volle Gefühl der Gesundheit, so müssen wir das Eisen so lange fortgebrauchen lassen, bis er jenes Gefühl wiedererlangt; nur so können wir sagen, dass er vollkommen geheilt und vor allem, aus akuten Krankheiten entspringenden Siechthum bewahrt sei.

Wenn ich aber also spreche, so dürfen meine Leser nicht denken, ich habe meine Kunst im Monde geübt: nein! nein! ich übe sie auf diesem wunderlichen Erdballe und weiss so gut, als irgend einer meiner Leser, dass es Menschen genug gibt, die, sobald sie das Krankenbett verlassen, alle Vorsicht des Arztes für überflüssig haltend, einzig ihrer guten Natur die Sache übergeben. Gewöhnlich sind dieses geringe Leute, denen die tägliche Ausgabe von ein paar Groschen für Arzenei schon drückend ist, oder Kraftmänner, die auf die Unverwüstlichkeit ihres Leibes trotzen. Ich weiss ferner auch recht gut, dass Aerzte kleiner und mittler Städte einen grossen Theil ihrer Kranken, weil diese ausserhalb der Stadt, oft ziemlich entfernt wohnen, nicht täglich, und am wenigsten nach gehobenem akutem Fieber sehen, dass ihnen mithin die Gelegenheit benommen ist, denselben die Wichtigkeit einer schnellen und vollkommnen Genesung ans Herz zu legen. Meine obige Warnung enthält also nicht die thörichte Foderung an die Aerzte, die Armen reich und die Narren verständig zu machen, denn das kann ich wahrhaftig selbst nicht, sondern sie ent-

hält bloss die Mahnung, bei allen akuten Krankheiten, namentlich bei der Pleuritis, auch dem Genesungszeitraume, so viel es die äusseren Umstände erlauben, eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist aber nicht bloss ein schwacher Rest der Affektion des Gesammtorganismus, auf welchen wir achten müssen, sondern wir müssen auch dafür sorgen, dass der pleuritische Husten nicht bei etlichen Menschen zum Urleiden der Lunge werde und nach gehobener Krankheit selbstständig fortdauere. Wird ein solcher Husten nicht gleich vertrieben, sondern erst später, so bleibet leicht nach demselben eine krankhafte Reizbarkeit der Lungen zurück, welche sich durch eine Geneigtheit zu hartnäckigem Husten nach jeder geringen Veranlassung offenbaret.

Die Vermuthung, dass der symptomatisch pleuritische Husten zum Urleiden der Lunge werden wolle, haben wir dann, wenn wir nach beseitigtem Fieber und pleuritischem Brustleiden und nach Rückkehr des Gesundheitsgefühls die letzte Spur des Hustens nicht verschwinden sehen. Es ist thöricht abzuwarten, was aus diesem Husten werden wolle. Viermahl täglich ein oder zwei Gran Extrakt des grünen Tabakes heben ihn nach meiner Erfahrung bald; wer wollte also abwarten, ob er von selbst vergehen werde oder nicht? Uebrigens rathe ich meinen Lesern, bei der Eisenpleuresie das Universalmittel nicht gar zu bald fahren zu lassen, sondern in Fällen, wo sie die Vermuthung haben, der symptomatische Husten wolle zum Urleiden der Lunge werden, das Universalmittel gleichzeitig mit dem Lungenmittel zu reichen. Meine Warnung stützet sich auf die Ueberzeugung, dass wir keine ganz sichere unterscheidende Zeichen der Eisenaffektion des Gesammtorganismus haben, also auch nicht im Stande sind, den Punkt genau anzugeben, wo der letzte Rest der wirklich vorhandenen ganz beseitiget ist.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass der symptomatische Husten bei Eisenpleuresien seltener zum Urleiden der Lunge wird als bei Salpeterpleuresien, von letzten nicht ausgeschlossen solche, welche durch reichliches Aderlassen geheilt werden.

Doch genug von diesem Gegenstande. Habe ich mich

etwas lange dabei aufgehalten, so werde ich mich bei anderen Krankheitsformen um so viel kürzer fassen können; denn das, was ich von der Unvollkommenheit der unterscheidenden Zeichen der Eisenaffektion gesagt, passt, mit der nöthigen Abänderung, auf alle andere Krankheitsformen.

Lungensucht. Diese ist entweder ein Urleiden der Lunge mit consensueller Affektion des Gesammtorganismus, oder sie ist eine in den Lungen vorwaltende Uraffektion des Gesammtorganismus, oder Vermischung eines Urleidens der Lunge mit einer Uraffektion des Gesammtorganismus.

Eiterbeulen, die entweder durch äusserliche Gewaltthätigkeit, oder durch eine nicht zertheilte pleuritische Entzündung, oder auf eine geheime, nicht zu errathende Weise entstanden sind, heilen, wenn sie aufbrechen und keine Gänge und Höhlen haben, von selbst, vorausgesetzt, dass sich der Gesammtorganismus in dem Indifferenzstande befinde. Wird aber das, sich gewöhnlich als Fieber äussernde, consensuelle Leiden des Gesammtorganismus zum Urleiden, so kann es eben so gut eine Salpeter- als eine Eisenaffektion sein. Die Schwierigkeit der Erkenntniss ist nicht immer gross. Bei der Salpeteraffektion sah ich gewöhnlich den Harn mehr oder minder roth und den Husten stärker werden. Der Auswurf wurde aber minder bei einem vermehrten Gefühle des Unwohlseins. Kubischer Salpeter schafft hier in etlichen Tagen Hülfe. Wird das consensuelle Fieber aber zur Ureisenaffektion des Gesammtorganismus, so wird der Harn auch wol roth, aber nicht immer, zuweilen laugensalzig, oder neutral; der Auswurf vermehrt, und der Kranke wird sichtbar matter. In letztem Falle muss man zum Eisen greifen, und es fortgebrauchen lassen so lange es gute Wirkung hat. Ich habe es bei heilbaren Eiterbeulen mehrmahls bis zur Genesung gegeben, ohne mir gerade einzubilden, eine besondere Wunderkur verrichtet zu haben. In solchen Fällen kann ein Mensch, wird ihm nicht künstlich geholfen, bei einer hinsichtlich ihrer Form heilbaren Eiterbeule gemächlich in die Ewigkeit gehen; darum ist es nöthig, das Eisen zu geben. In manchen anderen Fällen, wo der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet, schadet es zwar nicht, aber es ist doch überflüssig, denn die

Menschen genesen ohne Eisen und ohne alle Arzenei vielleicht besser als überreichlich arzeneiet.

Bei verschlossenen Eiterbeulen, die aber, wenn sie nicht gerade von äusserlicher Gewaltthätigkeit, oder von einer unzertheilten pleuritischen Entzündung entstanden sind, zuweilen übel erkannt, ja kaum geahnet werden, trifft es sich auch zuweilen, dass eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus entstehet, und in der unerkrankten Lunge vorwaltend, das Leiden derselben sehr vermehret. Ich habe einst einen merkwürdigen Fall der Art beobachtet, bei dem ich wol die Artung der Affektion des Gesammtorganismus, aber nicht die des Urlungenleidens erkannte.

Ein siebzigjähriger Mann, der schon viele Jahre sehr engbrüstig gewesen, kam mich einst wegen eines heftigen Hustens um Rath fragen, der ihn periodisch belästigte, zuweilen mehrmahls, zum wenigsten einmahl im Jahre, gewöhnlich im Winter erschien, und angeblich den Arzeneien der Aerzte nicht gehorchend, eine lange Zeit anhielt, dann nach und nach abnahm, und zu einem unbedeutenden, kurzen, nicht angreifenden wurde, an den sich der Kranke, so gut als an die Engbrüstigkeit, schon längst gewöhnt hatte. Weder gegen diesen gewöhnlichen Husten, noch gegen die Engbrüstigkeit verlangte er Rath von mir, denn er war verständig genug, einzusehen, dass gegen diese chronischen Beschwerden, mit denen er sich schon befreundet, wenig Hülfe zu finden sein würde. Aber gegen den heftigen periodischen, ihm bei seiner Engbrüstigkeit doppelt lästigen Husten, wünschte er Hülfe, und bat mich dringend, den Versuch zu machen, ob ich sie finden könne. Ich fand sie auf den ersten Griff im schwefelsauren Eisen. Fünfmahl täglich ein Gran dieses Mittels in Pillenform, hob den bösen Husten gar bald, und der Mann hat mehre Jahre diese Pillen bei jedem Auftauchen seines periodischen Feindes mit dem besten und fühlbarsten Erfolge gebraucht. Sein Vertrauen zu denselben war so gross, dass er immer für den Nothfall Vorrath im Hause hatte. Er gebrauchte sie nie länger, als die Heftigkeit des Hustens es erfoderte; war dieser auf den alten gewohnten Punkt zurückgeführt, so arzeneite er nicht mehr.

Nach mehren Jahren, da ich diese Kleinigkeit fast vergessen, lässt er mir einst sagen, seine Wunderpillen wollen keine Wunder mehr thun. Er sei jetzt sehr krank, und nicht mehr im Stande, das Zimmer zu verlassen, ich möge ihn also besuchen und selbst nachsehen, ob noch an ihm zu flicken sei.

Was fand ich nun, da ich hinkam? — Eine grosse, alte Eiterbeule war geborsten. Die Masse des ausgeleerten Eiters war ungeheuer, und dieser stank so abscheulich, dass es mir, der ich doch eben nicht sehr zärtlich in diesem Punkte bin, ganz unmöglich war, länger als eine Viertelstunde in dem etwas niedrigen Schlafzimmer auszuhalten. Der Alte sass noch auf, war aber sehr erschöpft und starb ungefähr vierzehn Tage nach dem Aufbruche der Eiterbeule.

Dieser Fall lehret, dass zu einer alten Eiterbeule sich eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus gesellen kann, und dass wir durch Beseitigung dieser Affektion die davon abhangenden Leiden beseitigen können, ohne das Urlungenleiden zu entfernen. Wollte man aber daraus schliessen, dass jedem Körper, der eine verschlossene Eiterbeule in seinen Lungen birgt, das Eisen wohl thun müsse, so würde solcher Folgerung die Erfahrung widersprechen.

Ein Mann, dem zwei Eiterbeulen geborsten und ausgeheilt waren, hütete zwar nicht mehr das Zimmer, kam aber nicht so zu Kräften, als ich und er selbst es wünschten. Diesem gab ich versuchsweise das Eisen, damit ich sehen möchte, ob eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus vielleicht einzig die vollständige Heilung behindere. Bestimmte Zeichen der Eisenaffektion fehlten; die fehlen aber, wie gesagt, oft, wo dennoch das Eisen Heilmittel ist. Nachdem eine einzige Unze essigsaure Eisentinktur verzehrt war, entstand ein gewisser Grad von krankhaftem Gefühle im ganzen Leibe und eine Spannung in der Brust. Ich sah, dass ich nicht den wahren Heilweg eingeschlagen, hob dieses erkünstelte Unwohlsein durch kubischen Salpeter in zwei Tagen und überliess der Zeit und den gesunden Nahrungsmitteln, die Schwäche entweder zu beseitigen, oder das, was noch krankhaft in dem Zustande des Mannes war, aufzuklären. Sechs Wochen nachher barst eine dritte Beule, die, nach dem entleerten stinkenden Eiter

zu urtheilen, weit grösser sein musste als die zwei früheren. Die Entkräftung war aber gleich nach dem Aufbruche so gross, dass der Kranke das Bett nicht mehr verlassen konnte und in wenigen Tagen den Geist aufgab.

Wie siehet es nun aus mit der *Phthisis nodosa* oder *tuberculosa?* — Dass man durch Verhütung, oder Beiseitigung der Entzündung der Lungenknoten der Schwindsucht vorbeugen könne, ist bekannt und auch wahr. Wenn aber jemand behaupten wollte, dieser Zweck könne nur durch Aderlassen und sogenannte Antiphlogistica erreicht werden, so ist das, als allgemeiner Satz ausgesprochen, unwahr. Die Entzündung dieser Knoten kann eine bloss örtliche, selbstständige, von einer Affektion des Gesammtorganismus unabhängige sein, und in diesem Falle werden wir durch Einwirken auf den Gesammtorganismus, sei es durch Aderlassen, oder durch Salpeter, oder Eisen, oder Quecksilber, nichts Kluges ausführen. Die Sache gehet ihren Gang; ein Knoten vereitert nach dem andern und das Ende ist der Tod.

Warum sich das so macht, weiss ich nicht auszulegen, so wenig als ich es erklären kann, warum manche Menschen an ihren sichtbar gesunden Fingern Schwären bekommen, so, dass wenn ein Finger kaum heil ist, der andere wieder krank wird.

Ist aber die Entzündung in den Lungenknoten nicht eine selbstständige, örtliche, sondern Vorwalten einer Affektion des Gesammtorganismus in den Knoten, so können wir, je nachdem diese Affektion geartet ist, mit Salpeter, oder mit Eisen, oder mit Kupfer helfen. Es ist eben so unwahr, dass wir in allen Fällen durch Salpeter helfen, als es unwahr ist, dass wir in allen durch Eisen helfen können; und wenn *Ettmüller* sagt, dass die *Tinctura ferri acetici (antiphthisica)* alle chronische Entzündungen hebe, so muss er in diesem Punkte sehr wenig Erfahrung haben.

Wenn bei der knotigen Lungensucht ein Knoten durch Vorwalten einer Affektion des Gesammtorganismus in Eiter übergehet, so kann die kleine Beule aufbersten, sich entleeren und heilen. Wir können, wenn wir die Art der Affektion des Gesammtorganismus für das Eisen geeignet erkennen, mit

diesem der ferneren Entzündung der übrigen Knoten Einhalt thun und die Schwindsucht einstweilen heilen. Solcher Heilungen dürfen wir uns aber nicht überheben, denn sie sind nur zum Theil das Werk der Kunst, zum Theil des Zufalles Werk. In der Form der kleinen Eiterbeule liegt die nothwendige Bedingung der Heilung; ist sie der Heilung ungünstig, so kann ja die Kunst nichts daran ändern.

Es können auch andere, seltnere Hindernisse der Heilung sich vorfinden, die unsere künstlerischen Bemühungen gänzlich vereitlen. So behandelte ich im Jahre 1832 einen jungen Mann, bei dem sich in den Lungenknoten kleine Steine erzeugt hatten. Ich bewahre noch sieben von diesen Dingern, die er ausgeworfen. Sie sind weiss, hart, und haben so scharfe Ecken, dass, wenn ein solches Steinchen auch nur unter der Haut im Zellgewebe steckte, so müsste es hier schon Entzündung erregen. Ob und wieviel Steine der Mann bei seinem Absterben noch in den Lungen hatte, kann ich nicht sagen, denn ich habe ihn nicht geöffnet, es ist auch im Grunde wenig daran gelegen. Ich bemerke aber noch, dass er weder Steinmetz, noch Bildhauer, sondern Kapellan war; in seinem Geschäft also wol nicht der Grund der Steinerzeugung zu suchen sein möchte. Wir Aerzte müssen so viel im Dunkeln tappen, dass es uns auf die Dauer gehet, wie den langjährig Blinden, die zuletzt das Gesicht kaum mehr vermissen und sich auf ihren gewohnten Gängen den Kopf nicht leicht zerstossen. Treffen wir aber auf solche seltene, unerkennbare, ja unahmbare Dinge, so wird es uns einmahl wieder recht fühlbar, dass es düster um uns ist *).

---

*) Im Jahre 1837 sagte mir eine arme Frau, da ich sie krankheitswegen besuchte, ihr Töchterchen, welches eine böse Brust habe und schon sehr lange gehustet, werfe von Zeit zu Zeit einen kleinen Stein aus. Ich hiess sie, im Falle dieses wieder geschehen sollte, den Stein aufheben. Im Februar 1838 bat sie mich, ihre Tochter zu besuchen, nicht, um diese zu heilen, sondern bloss um dem Verlangen derselben zu genügen; sie schmeichle sich nämlich mit der thörichten Hoffnung, ich werde ihr noch wol helfen können. — Ich fand nun das zwölfjährige Kind ganz zum Gerippe abgemagert, stark fiebernd, stark hustend, Eiter auswerfend, schwitzend und so am Durchlaufe, dass täglich 12 bis 15 Entleerungen

Die Katarrhalschwindsucht ist gerade die, bei welcher das Eisen die grössten Wunder zu thun scheint, und durch selbige wird auch wol in früher Zeit die essigsaure Eisentinktur vorzüglich ihren Zunamen *antiphthisica* verdient haben.

Sie ist gewöhnlich Folge eines Katarrhalhustens, kann jedoch auch Folge einer solchen Pleuritis sein, von der ich oben gesagt, dass man sie als den höchsten Grad des Katarrhalhustens ansehen müsse. Sie mag nun aber entstanden sein, wie sie will, so ist sie heilbar, so lange sich nicht auf der inneren Lungenfläche Geschwüre gebildet haben. Dieser Uebergang in den unheilbaren Zeitraum lässt sich sehr schlecht aus der Art des Auswurfes und aus anderen Zufällen beurtheilen. Ich habe nicht etwa selten, sondern oft Schwindsüchtige gesund gemacht, bei denen nicht bloss die gewöhnlichen Zufälle vorhanden waren, als: schleichendes Fieber, fehlende Esslust, Mattigkeit, ja Unvermögen das Bett zu verlassen, Nachtschweisse und grosse Abmagerung, sondern deren Auswurf so häufig und so eiterähnlich von Ansehen war, dass man hätte schwören sollen, die halbe Lunge müsse bereits durch Eiterung verzehret sein; und doch bewies die Wirkung

---

erfolgten; übrigens war es voll Hoffnung und von einer so seltenen Verständigkeit, als ich sie vielleicht nie bei einem Kinde dieses Alters angetroffen. Es erklärte mir nun ganz deutlich, wie die Steine aus der Lunge kämen, nämlich, vor dem Auswurfe jedes Steines fühle es wol einen Tag lang stechenden Schmerz unter dem oberen Theile des Brustbeines, müsse mehr husten und Schleim auswerfen; löse sich aber endlich der Stein, so komme ihr dieser bei einem starken Anfall von Husten, ohne Schleim, ganz trocken in den Mund. — Die Mutter gab mir zwei solcher Steinchen, die vor Kurzem ausgeworfen waren. Beide wiegen zusammen etwas über ein Gran, und sehen, durch eine Loupe betrachtet, wie Tufstein aus. Kurz vor dem Tode, der im Anfange des März erfolgte, hat das Kind noch einen ganz kleinen Stein ausgeworfen.

Im Anfange des Jahres 1839 wurde ich von einer Jungfrau wegen Husten mit Steinauswurf um Rath gefragt; diese beschrieb den Abgang der Steine (von denen sie mir ein paar brachte) gerade wie jenes Kind. Uebrigens war sie nicht schwindsüchtig, sondern vielmehr blühend von Farbe, vollfleischig und im eigentlichen Sinne ein kernhaftes Mädchen. — Ihr Vater, den ich genau gekannt, ist im besten Mannesalter an der *Phthisis tuberculosa* gestorben.

des Eisens in solchen Fällen, dass die vermuthliche Eiterung unmöglich hatte Statt finden können. Wie wäre es nämlich möglich, dass der unmässige, eiterähnliche Auswurf innerhalb vierzehn, ja innerhalb acht Tage aufhören könnte, wenn wirklich Geschwüre in den Lungen vorhanden wären? Sind solche Geschwüre heilbar, welches ich nicht entscheiden mag, so werden sie doch nicht in so kurzer Zeit heilen.

Ich gebe gewöhnlich in solchen Fällen die essigsaure Eisentinktur zu einer Unze für die Taggabe, binde mich aber gerade nicht an dieses Präparat, sondern lasse auch wol den *Liq. ferri muriat. oxyd.* nehmen und sehe keinen Unterschied zwischen der Heilwirkung beider. Es ist sehr erwünscht und verspricht eine baldige Heilung, wenn der Harn, in Fällen, wo er dunkel gefärbt war, bei dem Gebrauche des Eisens sich bald entfärbt und strohgelb wird. Uebrigens muss man in Fällen, wo er laugensalzig ist, bei aller anscheinenden Besserung dem Handel nicht trauen, bis er wieder sauer wird. Hört man mit dem Gebrauche des Eisens früher auf, so kann die Sache wol gut gehen, wenn der Kranke noch in den besten Jahren ist und keine Anlage zur Schwindsucht hat, bei alten Leuten aber und bei solchen, welche, ohne eben knotige Lungen zu haben, schwächlich sind, kann die bis auf einen gewissen Punkt künstlich bewirkte und dann der Natur zur Vollendung überlassene Heilung wieder rückgängig werden, und der Kranke nach etlichen Wochen sich auf dem nämlichen Punkte befinden, von welchem man anfänglich ausging. Darum ist die Vorsicht jedem Arzte zu empfehlen, sowol bei Alten als bei Jungen.

Warum die essigsaure Eisentinktur früher *Tinctura antiphthisica* geheissen, das wird einem bei solchen Schwindsuchten recht anschaulich; denn wirklich, es siehet einem Wunder fast gleich, wenn man Kranke, die von den Nichtärzten schon für verloren geachtet werden, und von deren künftigem Schicksale man selbst nicht viel Bestimmtes sagen kann, in kurzer Zeit wieder so auf die Beine bringt, dass keine Spur ihres vorigen Leidens mehr zu erkennen ist.

Damit aber meine jüngeren Leser, wenn sie einmahl solche Wunderkuren verrichten, nicht gar zu muthig werden,

so will ich ihnen eine kleine Bemerkung machen, die ihren Heilmuth zwar nicht ganz niederschlagen, doch ein wenig mässigen wird.

Wie gesagt, bestehet bei der Katarrhalschwindsucht vermuthlich in dem Bronchialtheile der Lunge eine rosenartige Entzündung, aus der früher oder später sich oberflächliche Geschwüre bilden. Solche Geschwüre, die höchst wahrscheinlich, wie manche Hautgeschwüre durch Pöckchen sich bilden, welche zusammenfliessend eine scharfe Feuchtigkeit absondern und allmählig die Bekleidung der inneren Lungenfläche zerstören, bilden sich doch wol nicht an vielen Orten der inneren Lungenfläche zugleich, sondern es ist wahrscheinlich, dass ein solches Geschwür anfänglich nur an einer einzigen und vielleicht recht kleinen Stelle entstehet. Werden wir nun in diesem Zeitraume, wo schon die erste Bildung eines kleinen Geschwüres Statt findet, zum Heilen aufgefodert, so können wir bei dem Gebrauche des Eisens anfänglich auch Wunder zu sehen wähnen und uns hintennach doch sehr getäuscht finden.

Diese Täuschung geschiehet auf folgende Weise. Der reichliche eiterähnliche Auswurf rührt in solchen Fällen nicht von dem kleinen Geschwür, sondern von der erkrankten, aber nicht geschwürigen Lungenfläche her, und von dieser und der Affektion des Gesammtorganismus hangen die Abmagerung, der Nachtschweiss und andere Zufälle der Schwindsucht ab. Reichen wir nun Eisen, so können wir wol die Zufälle der Schwindsucht wunderbar abnehmen sehen und doch den Kranken nicht am Leben erhalten. Indem wir nämlich durch das Eisen die Affektion des Gesammtorganismus und das Vorwalten derselben in den Lungen heben, müssen die Zufälle der Schwindsucht nothwendig abnehmen. Weil wir aber ein kleines, schon gebildetes Geschwür nicht heilen können, so wird die Besserung, bis auf einen gewissen Punkt sichtlich und handgreiflich vorgerückt, stocken. Früher oder später, je nachdem das kleine Geschwür sich vergrössert und die Substanz der Lunge angreift, treten die Zufälle der Schwindsucht wieder deutlicher und immer deutlicher hervor, und das Ende der ausnehmend glücklichen Kur ist der Tod.

Da es nun unmöglich ist, das Innere der Lunge zu be-

schauen, und das Stethoskop auch wol wenig Aufschluss in solch häklichen Fällen geben möchte, so rathe ich meinen jüngeren Lesern, bei dem anscheinend glücklichsten Fortgange der Heilung nicht zu viel zu versprechen, sondern den Kranken nicht eher aller Gefahr entronnen zu erklären, bis die letzte, leiseste Spur der Schwindsucht verschwunden ist. In Fällen, wo die Lunge wirklich schon ein wenig geschwürig angegriffen ist, wird man immer finden, dass die letzte Spur des Hustens nicht ganz verschwinden will, dass die Nachtschweisse, sind sie schon vorhanden gewesen, zwar aufhören, aber doch von Zeit zu Zeit Miene machen, wiederkehren zu wollen, dass der Puls zwar seine Frequenz verloren, aber doch noch ein wenig gereizt bleibt. Das äussere Ansehen des Kranken kann dabei besser werden und doch der tödtliche Ausgang unabwendbar sein.

Manche Leser möchten mich vielleicht tadeln, dass ich die Unheilbarkeit eines Lungengeschwüres so geradezu behaupte; ich bin mir also selbst schuldig, mich deshalb zu rechtfertigen. Ich kann nicht mit Bestimmtheit aus physiologischen und pathologischen Gründen die Unheilbarkeit behaupten; als praktischem Arzte stehet es mir aber nicht gut an, mich selbst zu täuschen. Ich gebe die Möglichkeit zu, dass ich vielleicht oft genug Lungengeschwüre in ihrem ersten Entstehen geheilt habe, aber eine vollkommene Ueberzeugung habe ich mir darüber nie verschaffen können. Mir bleibt also nichts anderes über, als durch vergleichende Beobachtungen der Wahrheit nahe zu kommen. Ich habe nun die Ueberzeugung erlangt, dass in denjenigen Fällen, wo ich über das Vorhandensein eines Geschwüres keinen Zweifel haben konnte, meine Kunst unmächtig gewesen. Ferner habe ich Fälle behandelt, in denen zur Zeit, da ich die Behandlung übernahm, das Vorhandensein des Geschwürs noch sehr zweifelhaft war, der tödtliche, geschwürige Ausgang aber unwidersprechlich bewies, dass das anfänglich zweifelhafte Geschwür ein wahrhaftes, in seiner ersten Entstehung begriffenes müsse gewesen sein. Wenn ich nun solche Beobachtungen mit einander vergleiche, so gehet aus dieser Vergleichung die hohe Wahrscheinlichkeit hervor, dass in den schlimmsten Fällen von Katarrhalschwindsucht,

welche ich geheilt, trotz allem Anscheine, keine wirkliche Verschwärung an irgend einer Stelle der inneren Lungenfläche Statt gehabt habe.

Nun muss ich noch einen Gegenstand besprechen, wozu theils die Aeusserungen mancher neueren Schriftsteller, theils am Krankenbette die Aeusserungen jüngerer, verständiger Kollegen mich veranlassen.

Man hat es heut zu Tage viel mit Tuberkeln zu thun, gerade als ob da, wo Lungengeschwüre sind, diese fast immer aus Tuberkeln entstehen müssten. Das ist aber wol in vielen Fällen ganz irrig. Entstehen z. B. bei der Katarrhalschwindsucht erst Tuberkeln und aus diesen die Geschwüre, so würde die rasche und gründliche Heilung dieser Schwindsucht ganz unmöglich sein, denn Verhärtungen zertheilen sich doch wol nicht so rasch als sich diese Schwindsucht heilt. Findet man bei den an Katarrhalschwindsucht Verstorbenen nebst den Geschwüren Knoten in den Lungen, so können letzte die Entstehung der ersten nicht aufklären. Bei jedem Geschwüre, welches scharfen Eiter aussondert, kann dieser, zum Theil eingesogen, benachbarte Lungendrüsen feindlich angreifen und ihre Anschwellung bewirken; aber daraus folgt nicht, dass diese Knoten schon vor der Bildung der Geschwüre vorhanden gewesen. Ueberhaupt können Leichenöffnungen, in so fern sie uns bloss den Zustand des Körpers, wie er beim Tode war, sehen lassen, dem praktischen Arzte nur nutzen, wenn er den Leichenbefund mit seinen an verschiedenen Kranken und in verschiedenen Zeiträumen der Krankheit gemachten Beobachtungen vergleicht. Diese Vergleichung kann ihn befähigen, einige nicht ganz grundlose Vermuthungen über die Erzeugung der Krankheit zu wagen. An sich ist die Oeffnung der Leichen dem Praktiker von wenigem Nutzen, ja es frägt sich noch, ob sie nicht weit öfter zu Irrthümern verleitet als den richtigen Heilweg angedeutet habe.

Durchfall. Diesen habe ich mehrmahls als in dem Darmkanal vorwaltende Eisenaffektion erkannt und mit Eisen geheilt. Bei Eisenaffektionen, die als akute Fieber auftreten, ist der Durchlauf ein nicht seltener Zufall; wo man noch zweifelhaft über die Natur der Krankheit ist, gibt das

baldige Aufhören des Durchfalles bei dem Gebrauch des Eisens einen guten Beweis, dass man den richtigen Weg eingeschlagen.

Ruhr. Diese habe ich bis jetzt noch nicht als Eisenaffektion beobachtet; ältere Erfahrungen sprechen aber dafür, dass sie also geartet sein könne und auch oft also gewesen sein müsse. In der alten Galenischen Welt bediente man sich gemeinlich der *Aqua chalybeata*, ja da man den Nutzen derselben erkannt, empfahl man sie, ohne Rücksicht auf die Artung der Krankheit, ziemlich blindlings als *Antidysentericum.* Ich habe versäumt, aus den älteren Schriftstellern, welche ich gelesen, mir das dahin Einschlagende schriftlich zu bemerken, und dieses jetzt wieder nachzusuchen, würde mir wenig Unterhaltung gewähren. Deutlich erinnere ich mich aber, dass in der ärztlichen Briefsammlung, welche man in den Werken des *Greg. Horst* findet, mehrmahls von der guten Wirkung der *Aqua chalybeata* in der Ruhr die Rede ist. Ursprünglich schreibt sich diese Erfahrung und Meinung der alten Aerzte wol von ihrem Orakel dem *Galen* her, denn der rühmt das *serum lactis chalybeatum* vorzüglich gegen die Ruhr (*De simpl. Med. facult. Lib. X Cap.* 10).

*Joh. Crato* scheint mir der erste zu sein, der sich gegen die blinde Anwendung des Eisens erklärt hat. Er sagt ausdrücklich (*Consil.* 22. *lib.* 5): *Ne detur potus chalybeatus ut fieri solet, non enim is adstringit, ut falso existimant medici, sed turbat alvum.* Ich glaube gern, dass das Eisen bei einer Salpeterruhr gebraucht, den Darmkanal, statt zu beruhigen, arg in Aufruhr bringen wird.

*Fabritius Hildanus* sagt (*Lib. de dysent. Cap.* 7): *Aqua chalybeata in dysenteriis ab omnibus fere, qui in medicina claruerunt, praeter Joannem Cratonem, laudatur, ille enim longe aliam profert opinionem* u. s. w.

Man siehet hieraus, dass die Meinung, als sei Eisen das wahre Heilmittel der Ruhr, gar gemein unter den Aerzten muss gewesen sein. Da man nun aber die zuweilige böse Wirkung desselben nicht ableugnen konnte oder wollte, so suchte man (wahrscheinlich um das Ansehen des *Galen* aufrecht zu erhalten) die Ursache des bald Helfens, bald Schadens, nicht sowol in der verschiedenen Artung der Krankheit, als viel-

mehr in der Verschiedenheit der angewendeten Eisenpräparate. So spricht sich zum wenigsten *F. Plater* in dem Briefe aus, den er an *Fabritius Hild.* schrieb und den man in der angeführten Abhandlung des letzten findet; ähnlich denkt darüber *Michael Döring*, dessen Worte dort ebenfalls stehen, ähnlich *Adrian Libavius* und *Herculus Sassonia.*

Was die Erfahrung des *Fabritius Hild.* selbst betrifft, so sagt er darüber Folgendes: *Ego, ut ingenue fatear, doctrinam et praxin praeceptorum meorum imitans, per multos annos aquam chalybeatam dysentericis quoque praescripsi. Tandem vero cum ea, quae Crato hac de re observavit, mihi innotuissent, ac proinde loco aquae chalybeatae aegris decoctum al quod conveniens exhibuissem, omnia profecto longe felicius mihi successerunt; ita quidem, ut observationem Cratonis verissimam esse re ipsa expertus sim.*

Milzleiden. Es ist ein grosser Irrthum der früheren Medizin gewesen, dass man des Glaubens war, Eisen wirke vorzugsweise heilend auf die Milz. Der Arzt, der diese Meinung wol zuerst in die Medizin eingeführt haben mag, ist *Aëtius* (*Lib. X Cap.* 12). Er sagt: Hammerschlag habe den Landleuten bei aufgetriebener Milz gut gethan, zarten Körpern müsse man aber Wein geben, in dem glühendes Eisen gelöscht sei.

*Gabriel Fallopius* ist durch diese Aeusserung des *Aetius* bewogen worden, zwar nicht Hammerschlag, aber doch Wein, der auf Eisenfeil gestanden, den Milzkranken zu geben Auch Wein, worin glühendes Eisen gelöscht worden, behauptet er, sei köstlich bei Verhärtung der Milz. Er sagt: *Vinum hac ratione chalybeatum moderate lubricabit alvum, et educet excrementa nigra, et spatio quadraginta dierum videbitis comminutum scirrhum. Hoc certe bonum est medicamentum et praesertim pro mollioribus.*

Alles, was er noch darüber sagt, lautet wirklich so anmuthig, dass man glauben sollte, eine verhärtete Milz zu zertheilen sei nur Kinderspiel. So luftig kann man aber wahrhaftig die Sache nicht nehmen. Es ist wahr, dass Eisenaffektion des Gesammtorganismus nicht selten, in der Milz vorwaltend, schmerzlose, oder schmerzhafte Auftreibung dieses Organs macht, und dass in diesen Fällen das Eisen solche

Leiden hebt; aber es ist unwahr, dass das Eisen ein besonderes Milzheilmittel sei. Man findet leider oft genug Milzleiden, die, als Urleiden dieses Organs, nicht dem Eisen, aber wol den eigenen Milzheilmitteln gehorchen. Ja der eigentliche Scirrhus der Milz, der sich mit der Hand nicht bloss als eine Spannung des linken Hypochondriums, sondern als wirklich harter Körper fühlen lässt, dessen vordere, oder untere Grenze man deutlich unterscheiden kann, ist wahrlich sehr schwer zu zertheilen; was uns als Heilung erscheint, ist wol in den meisten Fällen bloss eine Verminderung des Umfanges des kranken Organs, nicht ein wirkliches Zurückbringen desselben zum Normalstande.

Leberleiden. Ich glaube nicht, bis jetzt eine Gelbsucht behandelt zu haben, die von einer in den Gallengängen vorwaltenden Eisenaffektion abgehangen, denn wenn ich mir von einem solchen Falle auch schriftlich nichts bemerkt hätte, so würde ich mich desselben doch als eines seltenen erinnern. Bei älteren Schriftstellern findet man zuweilen, dass sie unter eine Menge Leber- und Laxirmittel Eisen mischen, z. B. ***Felix Plater*** (*Observ. lib.* 2. *pag.* 352. und *lib.* 3. *pag.* 612.). Solche Beobachtungen haben aber für mich keinen Werth; wer kann wissen, welcher Bestandtheil des Allerleies geholfen.

Jedoch, da ich mehrmahls beobachtet, dass alte Urleberleiden (ohne Gelbsucht) mit einer Ureisenaffektion des Gesammtorganismus gepaaret waren, so wird auch wol Gelbsucht eine Vorwaltung einer Ureisenaffektion sein, oder als Urleiden der Gallengänge sich mit einer solchen Affektion paaren können. Dass ich das nun gerade nicht beobachtet habe, thut nichts zur Sache, denn ich habe manches nicht gesehen, was sich doch in der Natur finden wird.

Das akute Leberfieber, welches von einem Urleiden der Gallengänge abhing, das sich durch ungeregelte, zu häufige, eigenschaftlich veränderte Gallenabsonderung offenbarte, habe ich mehrmahls mit einer Ureisenaffektion des Gesammtorganismus gepaart gesehen, jedoch mit einer, dem Grade nach, gelinden, so dass ich mit rothem Eisenoxyd fertig werden konnte. Da ich, wie im vorigen Kapitel bemerkt ist, solche Gallenfieber im ersten Zeitraume mit neutralisirenden Mitteln

bekämpfe, so liessen sich diese Mittel ganz gemächlich mit dem Eisenoxyd verbinden. War die im Darmkanal vorhandene saure Galle neutralisirt, so verband ich das Eisenoxyd mit einem guten Lebermittel. Hier durfte ich aber begreiflich zum Neutralisiren nicht Bittersalzerde gebrauchen, sondern Natron oder Ammonium waren zweckmässiger. Gab ich jedoch eins dieser Mittel allein, so konnte ich wol damit das erste stürmische Stadium beschwören, weil dieses vorzüglich von dem Reize der scharfen Galle auf die Därme abhängt, allein, statt zu bessern fiel der Kranke in einen schleichenden Zustand, der sich dann auch nicht durch blosse Lebermittel, aber wol durch eine Verbindung derselben mit dem Eisen heben liess.

Ich gebe gern zu, dass solche aus einer Urleber- und Ureisenaffektion des Gesammtorganismus gemischte Krankheiten, wenn sie als landgängige zuerst auftreten, nicht gemächlich zu erkennen sind. Der erste, der davon ergriffen wird, ist am übelsten daran. Fehlt es dem Arzte an bestimmten Zeichen der Eisenaffektion, so schöpft er erst Verdacht, wenn er in den ersten paar Tagen die einfache antigastrische Neutralisirmethode zwar erwünschte Besserung bewirken, aber dann diese Besserung stocken siehet. Begreiflich denkt er jetzt zunächst darauf, die Leber bloss durch *Hepatica* gesund zu machen. Das Nichtheilwirken dieser Mittel dringt ihm endlich den Gedanken auf, dass er es mit einem gemischten Krankheitszustande zu thun habe. Natürlich gehet immer Zeit verloren, wenn bloss durch Erkennungsmittel die gemischte Natur der Krankheit muss ergründet werden.

Was ich hier von den neu auftretenden epidemischen, gemischten Leberfiebern gesagt, gilt auch von den nämlichen Fiebern, wenn sie sporadisch erscheinen, und sie erscheinen dann am leichtesten sporadisch, wenn einfache Leberfieber herrschen. Bei dem einfachen Leberfieber hängt die als Fieber sich offenbarende Affektion des Gesammtorganismus bloss von den Urleiden der Leber ab und ist also eine bloss consensuelle; der Gesammtorganismus befindet sich, hinsichtlich der Mittel, in dem Indifferenzstande. Nun trifft es sich mitunter, dass bei einzelnen Menschen die Affektion des Gesammtorganismus nicht eine rein consensuelle, sondern eine Ureisen-

affektion entweder gleich anfangs ist, oder es doch in ein paar Tagen wird. Dieses rührt von der Eigenthümlichkeit solcher Körper her, welche weder gut zu erkennen, noch gut zu erklären ist. Man muss sich aber jederzeit die Möglichkeit solcher Abweichung von dem epidemischen Regelgange denken, damit man, wenn sie zur Wiiklichkeit wird, sich darin zu finden wisse. Will man, nachdem man den Charakter einer herrschenden Krankheit ergründet hat und das Heilen nun gar lustig von Statten geht, sich auf die faule Seite legen und denken, ich bin jetzt Meister der Krankheit, es hat weiter keine Noth; so kann man, wenn einmahl eine solche Abweichung von dem Gewöhnlichen erscheint, am ersten in die Dinte kommen.

Nun will ich dem Leser noch einen kleinen Wink, hinsichtlich der Erkenntniss der Eisenaffektion des Gesammtorganismus bei Leberfiebern geben; was ich zu sagen habe, gewährt keine unbedingte Sicherheit, ich darf es aber doch nicht verschweigen, weil es manchem bei Uebung der Kunst zu Statten kommen könnte. Ja, mancher könnte es selbst durch eigene Beobachtung lernen, und mich dann hintennach wegen meines Schweigens für einen unaufmerksamen Arzt halten.

Wenn man bei Leberfiebern zur Neutralisirung der scharfen Galle (in Fällen, wo diese vorhanden ist) im ersten Zeitraume Natron zu einer halben Unze tags reicht, und man findet, dass den zweiten Tag, wo also erst eine halbe Unze verbraucht ist, der Harn schon neutral, oder gar laugensalzig ist, so ist dieses eine Erscheinung, welche, beim Mangel aller Zeichen der Eisenaffektion, schon eine nicht zu verachtende Vermuthung für das Vorhandensein eines solchen Zustandes gibt. Es wird jedem, der den Menschenleib nur mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat, wol begreiflich sein, dass, wenn eine halbe Unze Natron innerhalb eines Tages gereicht, den Harn eines Kranken laugensalzig macht, indess hundert andere anderthalb Unzen innerhalb drei Tage verzehren können, ohne dass der Harn kaum neutral wird, in jenem ersten Falle die schnell bewirkte neutrale oder laugensalzige Umänderung des Harnes auf etwas Unheimliches, von der Norm Abweichendes deuten müsse. Dieses kann uns nun zwar nicht immer zum dreisten Gebrauche des Eisens, aber doch auf unserer Hut zu

sein mahnen. Bei der grossen Schwierigkeit, die Eisenaffektion in ihrem ersten Entstehen zu erkennen, muss man solche kleine Listen in Ehren halten.

Nun könnten mich meine Leser noch fragen: wie ich dann helfen wolle, wenn die Eisenaffektion des Gesammtorganismus bei solchen Gallenfiebern, dem Grade nach stärker, ein kräftigeres Eisenpräparat als das rothe Oxyd und das kohlensaure verlange, ich könne doch keine Verbindung des Eisens mit Säuren gleichzeitig mit Laugensalzen reichen, ohne jene Eisensalze zu zersetzen.

Darauf antworte ich: Solche Fieber habe ich bis jetzt noch nicht landgängig beobachtet, kann also nicht mit Bestimmtheit darin rathen. Erwartet man aber einen auf meine allgemeineren Beobachtungen basirten Vorschlag der Heilung solcher Fieber, deren Erscheinen denn doch früher oder später nicht ausbleiben wird, so kann ich Folgendes mit gutem Gewissen rathen.

Im ersten Zeitraume, wo es darauf ankommt, die scharfe Galle zu neutralisiren, verbinde man kohlensaures Natron mit rothem Eisenoxyd oder kohlensaurem Oxyd, und lasse diese Mischung, wenn nicht das gänzliche Aufhören der gastrischen Beschwerden das Natron früher unnöthig macht, drei bis vier Tage nehmen. Offenbart sich die Affektion der Gallengänge bloss durch eine gesteigerte ausleerende Bewegung (welches gewöhnlich bei den gemeinen, in den medizinischen Lehrbüchern beschriebenen der Fall ist), so braucht man zu der Mischung von Eisenoxyd und Natron kein besonderes Lebermittel zuzusetzen, denn in diesen Fällen ist das Natron selbst schon Heilmittel der Gallengänge.

Es kann aber sein, dass die Affektion des galleabsondernden Organs ganz anders geartet ist. Die zwei entgegengesetzten krankhaften Zustände dieses Organs sind: entweder sehr vermehrte, oder ganz aufhörende Gallenabsonderung. Zwischen diesen Extremen liegen aber so viele unberechenbare Schattungen des Krankseins, dass ich ein wahrhafter Galeniker sein müsste, wenn ich einen allgemeinen Rath geben wollte. Nur das kann ich sagen: sobald man die Vermuthung hat, dass die Gallenabsonderung sich eher zur Verminderung als zur

Vermehrung neigt, so thut man wohl, gleich ein gutes, zur Zeit wirksames Lebermittel zu jener Mischung zu setzen. Die Zeichen, woraus man eine solche zur Verminderung sich neigende Gallenabsonderung erkennet, sind zwar nicht ganz sicher, aber doch von der Art, dass es wol der Mühe lohnet, auf selbige zu achten. Die in das Duodenum ergossene Galle kann, wenn gleich nicht übermässig in Menge, doch eigenschaftlich so krankhaft verändert sein, dass sie im Darmkanale durch ihre Schärfe die sogenannten gastrischen Zufälle in hohem Grade hervorbringt. Wenn wir nun diese Zufälle durch Natron, oder Ammonium beschwichtigen, die Bitterkeit des Mundes weicht aber nicht zugleich mit den Darmleiden, so ist das ein ziemlich sicheres Zeichen, dass dieser Zufall nicht von der zu reichlich in den Darmkanal ergossenen, sondern von der in den Gallengängen zurückgehaltenen, eingesogenen und auf die Zunge abgelagerten Galle entstehet.

Durch das im ersten Zeitraume nebst dem Natro gegebene Eisenoxyd werden wir so viel erlangen, dass die Ureisenaffektion des Gesammtorganismus, während wir die saure Galle neutralisiren, nicht überraschend zunimmt und uns in Verlegenheit setzt.

Sobald die Neutralisation der scharfen Galle im Darmkanal vollbracht ist, wird es wol am klügsten sein, essigsaure Eisentinktur mit einem zur Zeit passlichen Lebermittel verbunden zu geben, und mit diesem die Heilung zu vollenden.

Brech- und Laxirmittel im ersten Zeitraume solcher vermischten Leberfieber zu geben, halte ich für sehr unsicher, weshalb ich auch den Gebrauch der Bittersalzerde nicht anrathen kann. Bei einfachen Gallenfiebern hat die ausleerende Methode eine erträglich gute Wirkung, wiewol sie, hinsichtlich der Sicherheit, der neutralisirenden auch hier weit nachstehet; aber bei dem mit einer Ureisenaffektion des Gesammtorganismus verbundenen Gallenfieber passt sie sehr schlecht. Wir können damit ein Fieber erkünsteln, welches in der schulrechten Sprache *Gastrica nervosa* heisst.

Hypochondrie und Hysterie. Wer da glaubt, das Eisen sei eine spezifische Hülfe gegen diese, bloss dem Namen nach verschiedenen Uebel, der bekundet wahrlich eine grosse

Unerfahrenheit in diesem Punkte. Häufig ist das verrufene Uebel in dem Urleiden irgend eines Organs begründet, und kann nur einzig dadurch geheilt werden, dass wir das urerkrankte Organ gesund machen: so sitzt in vielen Fällen der Grund in der Leber, in der Milz, im Gehirn, im Pankreas, im Pfortadersystem. Zuweilen, jedoch selten, ist eine Verhärtung im Gekröse, zuweilen, aber auch selten, eine Verengerung eines Theils des Darmkanals Schuld an dem ganzen Elende, auf welche Fehler viel Rath und wenig Hülfe ist. Ja auch Nierensteine und ein Urleiden des Herzens (welches nicht gerade erworbener oder angeborener Bildungsfehler zu sein braucht) können Hypochondrie machen. Endlich spielt beim weiblichen Geschlechte auch die Gebärmutter eine Hauptrolle, wenn sie nämlich urerkrankt ist. Können wir nun das urleidende Organ erkennen und heilen, so können wir auch die davon abhangende Hypochondrie heilen, sonst bleibt all unser Thun nur Flickwerk, von dem es nicht der Mühe werth ist, zu sprechen.

Dieses nun vorausgesetzt, ist aber nicht zu läugnen, dass die Hypochondrie in gar manchen Körpern sich ohne Urleiden irgend eines Organs als reine Eisenaffektion des Gesammtorganismus findet. Je nachdem diese Affektion in dem einen oder dem anderen Organe vorwaltet, macht sie ein endloses Heer von Zufällen, deren Erklärung den gelehrtesten Physiologen wol grosses Kopfbrechen verursachen möchte.

Man hat schon in alter Zeit geglaubt, das Eisen heile die Hysterie und Hypochondrie durch seine stärkende Wirkung; Schwäche, der man in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Namen gab, sei die nächste Ursache des verrufenen Uebels.

Schon im dritten Jahre meiner Praxis wurde mir dieser Gedanke, den ich, wie so manches andere, auf guten Glauben hingenommen, höchst verdächtig. Ein Mädchen, welches wochenlang mit allerlei seltsamen, gemeinlich alle Tage abwechselnden Zufällen heimgesucht wurde, genas, nachdem alle Mittel nutzlos gewesen, durch Eisenfeil, und zwar auf eine so schnelle und mich überraschende Weise, dass ich wahrhaftig ein Thor hätte sein müssen, wenn ich dieses Heilen einer Vertreibung der Schwäche hätte zuschreiben wollen. Obgleich

damahls noch jung, hatte ich doch schon manche Menschen, die schwach waren, durch stärkende Mittel wieder auf die Beine gebracht, wusste also recht gut, dass das Stärken sich so rasch nicht machte, als hier die Heilung. Ja der etliche Monate fortgesetzte Gebrauch des Eisenfeils behinderte mehre Jahre die Rückkehr der Zufälle, so, dass das Mädchen, so lange sie hier wohnte, ganz frei blieb. Da sie aber hernach mit ihrer Familie nach W** zog, und dort ein Jahr gewohnt, erhielt ich von ihrer Schwester die Nachricht, die alten Zufälle haben sich wieder eingestellt, und der Arzt, der alle bekannte Mittel fruchtlos gebraucht, wünsche das Rezept der Wunderpulver zu sehen, durch welche ich sie früher geheilt.

Das Eisen hat auch jetzt wieder die nämliche Wirkung gehabt als früher, und so viel ich von der Familie in Erfahrung gebracht, ist die Jungfrau bis zu ihrem Tode, der im Jahre 1831 erfolgt, frei von ihren seltsamen Zufällen geblieben.

Bei dieser Kranken habe ich etwas beobachtet, welches ich seitdem nie wieder gesehen. Sie hatte nämlich zuweilen opisthotonische Krämpfe, welche mit minutenlanger Unterbrechung einen ganzen Tag anhielten und dann anderen Zufällen Platz machten. Diese Krämpfe waren so heftig, dass der Körper einen hohen Bogen bildete, und ohne durch fremde Hülfe im Gleichgewichte gehalten zu werden, nothwendig aus dem Bette hätte stürzen müssen. Gewöhnlich sind die an solch furchtbaren Convulsionen Leidenden während des Anfalles besinnungslos: diese Jungfrau aber hörte während des Anfalles alles, was um sie vorging und erinnerte sich desselben hernach ganz genau. Sprechen konnte sie aber nicht, und nur höchst unvollkommen, auch wol gar nicht, in den kurzen Unterbrechungen.

Ob es zwar ganz ausser meinem Plane liegt, die Leser mit der Erzählung seltsamer hysterischer Begebenheiten zu langweilen, so kann ich doch nicht gut zwei Beobachtungen unterdrücken, die mir merkwürdig scheinen. Die erste betrifft ein Mädchen, welches im hysterischen Anfalle bei geschlossenen Augen, ohne jedoch das Bett zu verlassen, gleich den Schlafwandlern allerlei Dinge trieb als ob sie wachte. Ich habe selbst einmahl gesehen, dass sie einem Manne ihrer Ver-

wandtschaft, der bei seinem Besuche sie gerade in dem Anfalle traf und sich zu ihr ans Bett setzte, alle Taschen ausleerte, den Inhalt auf das Bett legte, und dann alles wieder genau an den Ort steckte, woher sie es geholt. War der Anfall beendiget, so erinnerte sie sich dessen, was sie gethan, nicht mehr. (Die Hysterie hing von einem Urleiden der Milz ab, ich heilte sie durch Eichelnwasser.) Sie ist jetzt längst verheirathet, Mutter mehrer Kinder, und hat, seit sie genesen, nie mehr ähnliche Zufälle gehabt.

Die zweite Geschichte wird den Physiologen besonders merkwürdig sein, sie betrifft eine hysterische Nachtsichtigkeit.

Die Ehefrau eines meiner Freunde wurde von Zeit zu Zeit, jedoch selten, von hysterischen Zufällen heimgesucht, welche sich nicht im Bauche, sondern im Kopfe als vorübergehendes Irrereden äusserten. Uebrigens gehörte sie wahrlich nicht zu dem Orden der allzeit klagenden, allzeit arzeneienden Weiber, sondern sie war eine gesunde, lebenslustige, rührige Hausmutter. Eines Tages sagte mir der Ehemann, da ich ihn gelegentlich sprach, seine Frau habe seit einiger Zeit etwas Seltsames an sich bemerkt; sie könne nämlich zuweilen, wenn sie nachts erwache, in dem stockdunklen Schlafzimmer sehen. Ob er mich nun zwar weder aus eigenem Antriebe, noch namens seiner Frau zur näheren Untersuchung dieser Sache auffoderte, die er als eine seltsame, aber unwichtige Kleinigkeit ansah, so trieb mich doch die ärztliche Neugierde gar bald zu der Seherinn, um aus ihrem eigenen Munde den Vorgang zu vernehmen.

Begreiflich kann ich dem Leser nur erzählen, was ich von ihr gehört, denn um mich durch eigene Versuche von der Wahrheit der Erzählung zu überzeugen, hätte ich mich ein acht oder vierzehn Tage in das Schlafgemach der jungen Frau betten müssen, welches sich hier zu Lande nicht gut thun lässt.

Ich bemerke aber dem Leser, dass die Frau wahrhaft, nicht abergläubisch, und mit gutem Verstande begabt ist. Sie hat *Schillers*, *Göthes*, *Wielands* und anderer Schriftsteller Werke, aber bestimmt nie etwas über Nyktalopie und Hemeralopie gelesen. Es ist also kein guter Grund vorhanden, ihrer Aussage auch nur im mindesten zu misstrauen. Ja sollte einer

meiner Leser noch Zweifel hegen, so wird er in der Geschichte selbst den schlagendsten Beweis der thatsächlichen Wahrheit finden. Nun zur Sache.

Die Fenster des Schlafzimmers der Frau sind mit gut schliessenden Laden, die keine Löcher haben, versehen, also konnte von aussen kein Licht ins Zimmer dringen, und dieses musste, da die Frau keine Nachtlampe brennet, stockfinster sein. Wenn sie nun zuweilen nachts erwachte, war das Gemach von einem eigenen Lichte erhellet. Sie konnte dieses weder mit dem Tages-, noch mit dem Mond-, noch mit Kerzenlichte vergleichen, es kam dem hellen Dämmerlichte am nächsten (ohne diesem jedoch ganz zu gleichen), welches im hohen Sommer beim anbrechenden Tage die nahen Gegenstände schon so beleuchtet, dass man sie gut kennen und unterscheiden kann. So konnte sie z. B. auf einem etliche Schritte vom Bette stehenden Tische alle Gegenstände deutlich unterscheiden, nicht bloss grosse, als den Leuchter, oder ein Buch, sondern auch kleinere, als Lichtscheere und Uhr. Schloss sie die Augen etliche Minuten und öffnete sie dann wieder, so war zuweilen das Zimmer stockfinster, zuweilen aber von dem vorigen Dämmerlichte erhellet. Ihr Ehemann, den sie mehrmahls des Versuches wegen aufgeweckt, konnte von diesem Lichte nie etwas gewahren. Das Nachtsehen äusserte sich zuweilen in mehren Wochen nicht, wenn es aber Statt fand, meldete es sich durch keine so genannte hysterische Zufälle vorher an, sondern erschien gemeinlich nach einem ruhigen Schlafe, war auch von keinen anderen krankhaften Zufällen begleitet. Das Merkwürdigste bei der Sache ist die Behauptung der Frau, dass das Licht, welches das Zimmer erhelle, keinen Schatten habe. Auf meine Frage, wie sie auf den Gedanken gekommen sei, auf die Unschattigkeit zu achten, antwortete sie Folgendes. Das Bett ihres Mannes stehe in einer Entfernung von ungefähr fünf Schritten dem ihren gegenüber. Einst habe sie ihren schlafenden Mann betrachtet, alle Theile seines Gesichtes deutlich unterschieden, und über ihre seltsame Befähigung, im Dunkeln zu sehen, Betrachtungen angestellet; da habe sie ganz zufällig ihren Blick unter das Bett gerichtet und zu ihrer grossen Ueberraschung

gesehen, dass es unter dem Bette eben so hell gewesen als in dem Bette. Bei Tage sei es aber doch unter jedem Bette dunkel, wenn nicht zufällig die Sonnenstrahlen gerade darunter fielen, also wäre es wol ganz natürlich, dass diese Unschattigkeit sie bestimmt hätte, auch auf andere Gegenstände ihre Aufmerksamkeit zu richten. Sie sei jetzt gleich gewahr worden, dass kein Geräth des Zimmers einen Schatten werfe, denn an welcher Seite eines Gegenstandes sie auch den Boden betrachtet, der Grad der Beleuchtung sei immer gleich geblieben und sie habe nicht die leiseste Spur eines Schattens entdecken können. Uebrigens gestand mir noch die Frau ganz ehrlich: ob sie gleich frei von Aberglauben und Geisterfurcht sei, so habe sie sich doch bei dieser magischen Beleuchtung anfänglich eines leisen Grauens nicht erwehren können.

Ein zweimonatlicher Gebrauch des kohlensauren Eisenoxydes befreite sie von ihrer Nachtsichtigkeit.

Man könnte über diese Geschichte manche physiologische Bemerkung machen, ich überlasse das aber dem Leser, weil ich selbst nichts Kluges zu sagen weiss; glaube jedoch, er wird wol so gut als ich an das Platonische eigenthümliche Licht, welches angeblich aus den Augen hervorströmen soll, gedacht haben. Nun, wahrscheinlich war das innere Licht in den Augen der Frau so mächtig, dass es, auch ohne sich mit dem verwandten Aussenlichte zu verbinden, das Zimmer zu erhellen im Stande war. Ich gestehe aber gern, dass ich noch eines dritten Lichtes bedürfte, um den Platonischen Gedanken zu fassen. So viel ist wol sicher: da kein äusseres Licht das Zimmer erleuchten konnte, so musste das Licht aus den Augen der Seherinn selbst hervorkommen. Aber freilich, musste es auch ein sonderbares, von anderen Lichtern ganz verschiedenes sein, weil der Mann es nicht sehen konnte, der doch recht gute Augen hat.

Ich sagte oben, in der Geschichte selbst liege der beste Beweis der thatsächlichen Wahrheit. Der zweifelnde Leser kann darüber folgenden Versuch machen. Er erzähle zehn Aerzte die Geschichte, mit Ausschluss der Unschattigkeit der Beleuchtung, und mache sie vorzüglich darauf aufmerksam, dass das Licht, welches das Zimmer und die darin befindlichen

Gegenstände erhellte, bloss aus den Augen der Frau selbst habe kommen können. Er wird dann schon gewahr werden, wie viele von den zehnen ihm flugs die Bemerkung machen, dass die durch ein eigenthümliches Augenlicht beleuchteten Gegenstände nothwendig ganz unschattig sein müssten. Freilich, jeder verständige Mensch, wenn er ein wenig darüber nachdenkt, wird dieses leicht einsehen; ob aber alle, ja ob nur die Hälfte derer, die diese fremdartige Erscheinung hören, gleich bei der Erzählung darauf fallen, daran zweifle ich sehr. Ich glaube auch, der Leser wird sich durch diesen Versuch von der grossen Unwahrscheinlichkeit überzeugen, dass eine schlichte Frau, im Falle sie mich auch hätte täuschen wollen, solche Folgerichtigkeit in ihre Erdichtung habe legen können.

Was ich oben über den Gebrauch des Eisens bei akuten Fiebern gesagt, dass nämlich ausleerende Mittel nicht dabei taugen, wiederhole ich auch hier. *Sydenham* gibt zwar, nach einem Aderlass, drei bis vier Tage hinter einander ein Laxirmittel (*Opuscula univ. p.* 507), sagt aber selbst, die Leute befänden sich so übel dabei, dass er sich genöthiget sähe, damit sie nicht gar den Muth verlören, ihnen die Verschlimmerung vorher anzukündigen. Es wäre wol klüger gewesen, er hätte die viertägige Ausleerung gar nicht gemacht, dann hätte er auch nicht nöthig gehabt, den Propheten zu spielen. Uebrigens ist nicht zu läugnen, dass bei alter Hypochondrie, welche als Eisenaffektion im Bauche vorwaltet, durch die gestörte Verdauung, auch ohne Urleiden irgend eines Organs, entweder Stuhlverhaltung, oder eine grosse Masse von Säure erzeugt wird. Bei der Stuhlverhaltung muss man darauf achten, ob im Mastdarm, oder in den Dünndärmen der Grund steckt, und im ersten Falle durch ein, täglich zur nämlichen Stunde gebrauchtes Salz-, oder einfaches Wasserklystir, im zweiten durch Glaubersalz-, oder Seignetsalzwasser helfen; nicht um den Kranken ordentlich zu laxiren, sondern bloss um ihm tägliche Oeffnung zu erhalten und die fehlerhafte Bewegung seiner Därme zu regeln. Diese einfachen Mittel machen nicht, wie *Sydenham* sagt, eine *spirituum ataxiam*, sondern die Leute befinden sich gut dabei, und ich sehe auch nicht, dass dadurch der Wirkung des Eisens Eintrag gethan wird.

Wo man aber eine solche Beihülfe nicht unumgänglich nöthig hat, möchte man wol ein Narr sein, wenn man sie gebrauchen wollte. Das Eisen heilet allein, nicht das Glaubersalz, nicht Klystire; sie sind nur anfängliche Beihülfen, um dem Kranken vorläufig eine Erleichterung zu verschaffen, deren er späterhin nicht mehr bedarf. Ueberhaupt muss man ein *Catharcticum lenissimum* der Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht mit einem Schluck Glaubersalzwasser, oder mit einem Wasser- oder Salzklystir verwechseln. Wer den Kranken zwischen der Eisenkur von Zeit zu Zeit ordentlich, auch nur mässig laxiren will, der kann durch ein Abführungsmittel in Einem Tage wieder verderben, was er durch Eisen in acht Tagen gut gemacht, und *Sydenham* hat ganz Recht, wenn er sagt, nur ein alberner, verdammter Faselhans (*vanus et infelix ardelio*) könne ein solches *Catharcticum lenissimum* abwechselnd während der Eisenkur reichen.

Was nun die Ansammlung von Säure betrifft, die sich zwar nicht in dem Darmkanal aller, aber doch mancher Hypochondristen erzeugt, so ist es dringend nöthig, diese zu neutralisiren und durch eine zweckmässige Diät die Wiedererzeugung zu verhüten. Die Hauptsache bleibt immer, dass man gleich vom Anfange an, zugleich mit dem Eisen, Natron, oder Ammonium in solcher Gabe reicht, dass die vorhandene Säure nicht bloss im Magen, sondern auch im ganzen Darmkanale getilgt werde; hat man das erreicht, so hat man schon viel gewonnen.

Bei manchen Leidenden der Art entstehet nachmittags gegen vier, fünf oder sechs Uhr, je nachdem sie früh, oder spät getafelt haben, ein Anfall von allerlei schmerz-, oder krampfhaften Darmleiden. Diesen sehr lästigen Zufällen, die, wenn sie zu der besagten Zeit sich einstellen, von einer sauren Gährung der mittags genossenen Nahrungsmittel herrühren, kann man dadurch zuvorkommen, dass man von einer Auflösung des Natron (eine halbe bis ganze Unze in acht Unzen Wasser) gleich nach dem Mittagsmahle stündlich, bis fünf, oder sechs Uhr einen Löffel voll nehmen lässt. Dadurch beugt man der sauren Gährung der genossenen Speisen vor und die Bauchleiden erscheinen nicht. Wenn man dann mehre Tage

das Natron auf die Weise gibt, so bleiben die nachmittägigen Bauchleiden auch ohne Natron weg und man kann weiter das Eisen allein reichen. Ich habe in meinem Leben gar vielen Menschen durch dieses ganz einfache Kunststückchen geholfen, die vergebens die antispasmodische und stärkende Schule mit anderen Aerzten durchgemacht. Den Gebrauch der Bittersalzerde kann ich niemand sonderlich anrathen. Diese macht zuweilen Durchlauf und auch wol stürmischen, der dem Kranken kein Gut thut; überdies habe ich gefunden, dass nach einem solchen Durchlaufe Verstopfung folgt, welches denn auch nicht viel taugt.

Noch einmahl bemerke ich aber ausdrücklich, dass bei manchen durch Eisen heilbaren Kranken, bei denen die Eisenaffektion des Gesammtorganismus im Bauche vorwaltend sich durch Darmleiden offenbaret, keine saure Gährung in den Därmen Statt findet. Will man diesen Natron oder Ammonium geben, so haben sie des keinen Nutzen. Die Säure im Magen ist leicht zu erkennen; aber wie erkennt man die in den Därmen? Ich weiss es nicht bestimmt anzugeben, die Zeichen sind höchst unsicher. Will man der Sache gewiss sein, so lasse man den Kranken vormittags fasten, und gebe ihm nach dem Mittagsessen das Natron auf die so eben beschriebene Weise, dann wird man bald gewahr werden, ob eine saure Gährung der Speisen die Bauchleiden macht.

Das Natron ist in solchen Fällen so sicher helfend, dass man sich unmöglich täuschen kann. Da, wo die Darmleiden nicht von einer sauren Gährung hervorgerufen werden, sondern bloss von der immateriellen krankhaften Reizbarkeit der Därme abhangen, hilft das Natron nicht, ja, wenn es in gar zu reichlicher Menge gegeben wird, kann es selbst jene Zufälle wol augenblicklich ein wenig vermehren; kurz, wer die Wirkung des Natron oder des Ammonium durch den Gebrauch kennet, der muss ein Alberner sein, wenn er aus der Wirkung nicht gleich siehet, mit welcherlei Darmleiden er zu thun hat.

Von der Diät der Hysterischen und Hypochondrischen weiss ich hier nichts zu sagen, was ich nicht schon früher bei den Bauchmitteln gesagt. Jedenfalls ist eine zweckmässige

Diät denen sehr anzuempfehlen, bei denen die Eisenaffektion in den Därmen vorwaltet. Bei jenen, wo sie bloss im Gehirn vorwaltet, braucht man so gar wählisch nicht zu sein. So habe ich z. B. der Nachtseherinn, von der ich oben sprach, keine besondere Lebensweise vorgeschrieben, denn ihr Gehirn litt, nicht ihr Bauch. Sie ass, wie andere wohlhabende Leute, gesunde Hausmannskost; warum sollte ich also daran meistern?

Was den Wein und Branntwein betrifft, so lässt sich über die Zulässigkeit dieser Getränke im Allgemeinen nicht absprechen. Einigen bekommen sie gut, anderen nicht; das gilt aber nicht bloss von der durch Eisen heilbaren Krankheit, sondern auch von der, die von Bauchvollblütigkeit, oder anderen Urorganleiden abhängt. Einzig von der durch kubischen Salpeter heilbaren kann ich behaupten, dass geistige Getränke, selbst mässig gebraucht, das Uebel immer verschlimmern.

Es ist am besten, in jedem einzelnen Falle durch Beobachtung das auszumitteln, was der Eigenthümlichkeit des Körpers zusagt. Wollte man sprechen: diesem Körper bekommt das Eisen gut, also muss ihm auch Wein oder Branntwein zuträglich sein; so könnte das allerdings eintreffen, es könnte aber auch eben so gut missgehn. Hinsichtlich des Gutbekommens geistiger Getränke kann das eigene Gefühl manchen Bauchkranken sehr täuschen. Selbst in Fällen, wo geistige Getränke den ganzen krankhaften Zustand auf die Dauer verschlimmern, ja ganz unheilbar machen, können sie dennoch unangenehme, selbst schmerzhafte Gefühle wol augenblicklich beschwichtigen, oder vielmehr betäuben. Menschen, die dieser verrätherischen Hülfe vertrauen, schweben in Gefahr, sich nach und nach der Völlerei zu ergeben; darum ist es Pflicht des Arztes, sie vor dieser Klippe zu warnen. Wollen sie der Warnung nicht Gehör geben, so kommen die bösen Folgen auf ihre eigene Rechnung, und dass diese nicht immer bloss in einer unanständigen Trunksucht bestehen, sondern weit ernsthafter, ja wirklich schauderhaft sein können, mag folgender Fall beweisen.

Im Anfange des Jahres 1840 starb ein Mann, den ich seit ungefähr 30 Jahren gekannt. In früher Zeit unterhielt ich mich gern mit ihm, weil er gut unterrichtet, gut belesen

war und viel Verstand besass; später aber trat ein ihm vom Vater vererbter Geist des Widerspruchs und eine ebenfalls vererbte Widerhaarigkeit des Charakters nach und nach so grell hervor, dass mich sein Umgang nicht mehr anmuthete, obschon ich ihn als einen alten Bekannten und rechtlichen Mann immer in Ehren gehalten. Er litt an erblicher Bauchvollblütigkeit, welche sich früher bloss durch ein beängstigendes Gefühl beim Sitzen äusserte, weshalb er auch wenig sass, sondern fleissig im Freien spazieren ging, ja selbst im Hause sich beständig bewegte. Ich habe ihn schon früh ermahnt, ein Auge auf seine ererbte Bauchvollblütigkeit zu halten, sie auf eine zweckmässige Weise zu regeln; er hat aber meine Ermahnung in den Wind geschlagen, theils weil er von Natur widerhaarig, theils weil er, abgesehen von dem väterlichen Baucherbtheile, ein kräftiger Mann war.

Mit der Zeit stellten sich nun nach und nach andere Bauchbeschwerden ein, die er durch geistige Getränke augenblicklich beschwichtigen konnte und dieses war wol die Veranlassung, dass er sich allmählig mehr und mehr dem Trunk ergab. Einen Trunkenbold konnte man ihn aber darum nicht schelten, denn er berauschte sich, im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht, sondern trank nur vom Morgen bis zum Abend allerlei geistige Getränke unter einander, je nachdem es ihm einfiel, nämlich, Punschsirop, starken französischen Branntwein mit Bischoftinktur, ein Gemisch von rothem französischen Wein mit Bleichert, Teneriffa, seltener Rheinwein. Wie viel er täglich trank, war nicht auszumitteln, denn er holte diese verschiedenen Getränke selbst aus dem Keller und stellte sie an verschiedene Orte des Hauses hin, so, dass er sie, bei seinen unablässigen häuslichen Wanderungen beständig ohne Mühe zur Hand hatte. Gegen Abend ist sein Kopf wol immer etwas aufgeschraubt gewesen, dieses hat sich aber, wie seine Hausleute versichern, immer bloss durch eine etwas greller hervortretende Widerhaarigkeit offenbaret.

So ging nun die Sache manches Jahr, da stellten sich Blasenhämorrhoiden ein, bluteten aber nicht, sondern machten bloss sehr peinliche Harnstrenge, dieses und eine Steifheit der Füsse war wol die Ursache, dass er seine täglichen Spazier-

gänge im Freien nach und nach einschränkte, und endlich ganz darauf verzichtete.

Im Herbste des Jahres 1838 wurde ich zu ihm gerufen, er sollte angeblich an der Gicht leiden. Die vermeintliche Gicht war aber eine schmerzhafte Nervenaffektion der Füsse, welche von der misshandelten Bauchvollblütigkeit abhing, die ich unmöglich heilen konnte, weil die Widerspenstigkeit des Mannes nicht erlaubte, den wahren Grund seiner Leiden anzugreifen. Ein einziges Mahl, da sich kleine Hämorrhoidalknoten am After zeigten, gab er es zu, dass ihm Blutegel daran gesetzt wurden, liess aber, verkehrt wie er war, die Bisswunden nicht nachbluten, wodurch denn das Gute, was die Egel hätten leisten können, vereitelt wurde.

So vergingen nun unter abwechselndem Befinden vier Monate; die Schmerzen der Glieder wurden nach und nach minder, der Kranke wieder befähiget, das Haus zu verlassen. Diese scheinbare Besserung, die ein acht Tage Stand hielt, muss der Leser aber nicht meinen ärztlichen Bemühungen zuschreiben; ich bekenne vielmehr, dass ich den Mann bloss als alter Bekannter besucht und mit ihm geplaudert habe; das Wenige, was ich als Arzt dabei gethan, ist gar nicht in Anschlag zu bringen.

Nachdem ich nun den vermeintlich Genesenen in etlichen Tagen nicht gesehen, liess er mich eines Abends ziemlich spät bitten, ihn zu besuchen. Der Grund dieser Bitte lautete seltsam; er hatte angeblich seit einigen Tagen ein Gefühl von Schwere unten im Becken gespüret, dieses Gefühl einer zweitägigen Verstopfung zugeschrieben, und sich deshalb ein Klystir setzen lassen. Oeffnung war darauf erfolgt, aber nun lief flüssiger Koth unfreiwillig von ihm. Da ich den Grund dieser seltsamen Erscheinung unmöglich abends bei der Kerze untersuchen konnte, so vertröstete ich ihn auf den folgenden Tag, wo es sich denn auch gleich auswies, dass an der rechten Seite neben der Aftermündung eine kleine Oeffnung war, aus der eine kothartige Flüssigkeit sickerte. Ich zweifelte also gar nicht, dass der Mann eine vollständige Mastdarmfistel habe, obgleich es mir ein Räthsel war, wie sich diese ohne Schmerz gemacht. Da ich die Chirurgie nicht übe, so rieth ich dem

Manne sich einem guten Wundarzte anzuvertrauen. Die Untersuchung des ersten, den er gewählt, gefiel ihm aber nicht, er wählte also einen anderen. Ueber diesem Missgriff waren etliche Tage vergangen. Bei der Untersuchung des zweiten Wundarztes war ich selbst gegenwärtig, und sah zu meiner Ueberraschung die vermeintliche kleine Fistelöffnung so vergrössert, dass der Wundarzt seinen Finger ohne Mühe ganz hineinbringen konnte ohne Grund zu finden; es vergingen aber mehre Tage, bevor er zu einer vollständigen Erkenntniss des Uebels gelangte. Dass eine brandige Zerstörung im Becken Statt hatte, stellte sich gleich heraus, schon der starke Brandgeruch verrieth es; wie weit sich aber die Zerstörung erstrecke, ergab sich erst nach und nach, denn manches, was anfangs noch lebendig schien, war schon abgestorben. Um mich also kurz zu fassen, will ich die Zerstörung, wie sie sich nach und nach herausgestellt, angeben.

Die rechtseitige Wandung des Mastdarmes war, so weit sie zu bereichen, ganz zerstört. Von dem inneren und äusseren Schliessmuskel war über die Hälfte zerstört, von den Hautfalten der Aftermündung blieb nichts über, als an der linken Seite ein Stückchen einer grauen Erbse gross. Begreiflich bildeten also jetzt die Aftermündung und die anfangs scheinbare Fistelöffnung ein einziges grosses Loch, durch welches man in eine dunkle Höhle schaute. — Was konnte nun die Kunst bei diesem verzweifelten Handel thun? Wenig, sehr wenig. Der Wundarzt war auch verständig genug, dieses zu begreifen; er stopfte anfangs die ganze Höhle mit Pflücksel aus, welches mit starkem Rindeabsod getränkt war; nachdem aber die Höhle sich gereiniget und alles Abgestorbene ausgestossen war, überliess er die Heilung der Natur, suchte bloss die Wundlippen durch Abspritzen und durch eine gute Salbe vor der Einwirkung des auslaufenden Eiters zu schützen, so viel sich dieses nämlich thun liess. Ich rieth, abends dem Kranken 15 Tropfen Mohnsafttinktur zu geben, dieses beförderte eine sehr gute Eiterung. Uebrigens schien der Gesammtorganismus des Mannes gar nicht angegriffen zu sein, nur abends beschleunigte sich sein Puls etwas, aber gewiss nicht mehr, als bei dem leichtesten Wundfieber. Von der Harnstrenge, die ihn

vor diesem Strausse, nämlich, vor der vermeintlichen Gicht und vor der Mastdarmzerstörung viel gemartert, war er jetzt ganz frei.

Wie die Heilung sich nach und nach gemacht, werde ich dem Leser nicht erzählen, denn theils begreift es sich leicht, dass die Natur mehre Monate dazu bedurfte, theils begreift es sich eben so leicht, dass ich nicht in den Mastdarm schauen konnte und der Wundarzt eben so wenig. Aber auf einen Punkt werden die verständigen Leser wol neugierig sein, nämlich, wie sich die Heilung der Afterschliessmuskeln gemacht. Ich sage ihnen also, sie hat sich wider Erwarten gut gemacht. Die Hautfalten der Aftermündung, von denen, wie gesagt, nichts übergeblieben, als an der linken Seite ein Stückchen von der Grösse einer grauen Erbse, haben sich nicht wieder erzeugt, sondern die Mündung ist ohne Falten ganz glatt geheilt. Die Zusammenziehbarkeit der Schliessmuskeln ist in so fern wiedergekehrt, dass der Mann steifen Koth und breiigen Koth zurückhalten konnte, aber nicht flüssigen, dieser entlief ihm.

Nachdem nun im Mai 1839 die Heilung also vollbracht war, der Mann wieder auf die Strasse kam, ja ausser dem Thore spazieren ging, blieb er ungefähr sechs Wochen auf seine Weise wohl; ich sage, auf seine Weise, denn ganz ohne krankhafte Gefühle wird er nicht gewesen sein, er war aber schon seit Jahren an dergleichen gewöhnt. Merkwürdig ist es, dass der überstandene Strauss ihm sehr wenig von seiner Vollfleischigkeit genommen. Nun wurde er aber einst auf einmahl, ohne erkennbare Veranlassung leidend, klagte über Seitenstechen, Fuss- und Rückenschmerzen, nach 10 Tagen wurde er etwas fieberhaft, sein Puls beschleunigt; nachdem dieses ein paar Tage gewährt, lös'te sich das Räthsel, es borst nämlich eine im Grimmdarme erzeugte Eiterbeule. Beim ersten Aufbruche, da der ablaufende Eiter mit Koth gemischt war, hätte man noch wol einigen Zweifel über die Natur dieses Zufalles haben können; später aber, da der Koth entleert war und nun der pure Eiter aus dem After lief, konnte ich unmöglich mehr zweifeln. Bald nach dem Aufbruche verschwanden allmählig die Leiden, die, wie gesagt, ein paar Tage vor dem Aufbruche ziemlich ernsthaft gewesen, der be-

schleunigte Puls wurde wieder ruhig, die Esslust kehrte zurück. Der Eiterausfluss währte abnehmend einige Tage, hörte dann ganz auf und das Befinden kehrte wieder in das alte Gleis zurück.

Mir gefiel diese Begebenheit gar nicht, denn ich begriff, dass eine so beträchtliche Eiterbeule sich unmöglich in der Wandung des Grimmdarmes hätte erzeugen können, wenn dieser nicht hypertrophisch entartet gewesen, und wie weit konnte sich diese Entartung erstrecken!

Ich will meine Leser nun nicht mit der weitschichtigen Aufzählung der Fortschritte des Uebels langweilen, sondern halte es für schicklicher, mich auf folgende kurze Nachricht zu beschränken. — In einem Zeitraume von neun Monaten erzeugten sich sechs solcher Eiterbeulen, und mit Ausschluss der Letzten kann ich von den andern nichts sagen, als was ich von der ersten gesagt. Jedoch muss ich bemerken, dass, wenn gleich nach dem Aufbruche jeder Beule das Befinden des Kranken wieder leidlich gut wurde, dennoch im Allgemeinen seine Kräfte allmählig abnahmen und seine Vielfleischigkeit sich nach und nach in Magerkeit umwandelte. Die letzte Eiterbeule, die ihm den Todesstoss gab, musste grösser sein, als die früheren, denn sie verschloss den Darmkanal so, dass mehrtägige Verstopfung eintrat, der Kranke grosse Beängstigung, starke Strangurie und so heftige Schmerzen in der Seite, in der Brust, im Rücken, und in den unteren Extremitäten bekam, dass ich, so ungern ich es auch that, ein Laxirmittel geben musste. Da in Fällen, wo ein mechanisches Hinderniss den Darmkanal verschliesst, es unmöglich ist, die Gabe eines Laxirmittels so zu bestimmen, dass es nichts mehr wirkt als man verlangt, nämlich, Oeffnung, so geschah es auch hier, dass, nachdem durch die künstlich vermehrte Darmbewegung dem Koth ein Weg neben der Verengung gebahnt war, die Entleerung weit reichlicher erfolgte, als nöthig gewesen wäre, jedoch, da der beabsichtigte Zweck, Linderung der unsäglichen Qualen, namentlich der Beängstigung, erreicht war, so schickte sich der Kranke gern in das bei seiner Schwäche lästige Verbetten, welches das unfreiwillige Entlaufen des Darmkothes nöthig machte. Drei Tage nachher borst die Eiterbeule, aber

nach ihrem Aufbruche wurde der beschleunigte Puls nicht, wie nach dem Aufbruche der früheren Beulen normal, sondern er wurde noch geschwinder, die Schmerzen blieben unter etwas veränderter Form, die Strangurie wurde zur vollkommnen Harnverhaltung, so, dass der Catheter musste gebraucht werden; ich war selbst dabei, als ihn der Wundarzt zuerst in die Blase brachte, es geschah langsam und ganz ohne Schmerz, der entleerte Harn war braun, schleimig und etwas blutig. Da ich am folgenden Tage den Kranken sah, klagte er über lästige Spannung in der Blase, der Wundarzt, ausser der Stadt beschäftiget, hatte lange auf sich warten lassen. Da ich die Blase fühlte, fand ich sie ungefähr vier Finger breit über dem Schambein hervorragend, die rechte Seite der vorderen fühlbaren Wand war ganz entartet, sie fühlte sich hier gerade an, wie ein fleischerner, mit Flüssigkeit gefüllter Sack, die linke Seite der vorderen Blasenwand fühlte sich hingegen an, wie gewöhnlich eine ausgedehnte Blase, also war an einer theilichten hypertrophischen Entartung nicht zu zweifeln. Nachdem der Mann nun noch ein paar Tage gelebt, ist er in Besinnungslosigkeit verfallen und dann gestorben.

Beim Schlusse dieses Artikels wandelt mich nun noch die Laune an, einen flüchtigen Blick auf die ältere Literatur zu werfen.

Wer nur etwas mit hypochondrischen und hysterischen Menschen umgegangen, der wird schon von selbst, ohne fremde Lehre, gewahr worden sein, dass unter allen den Gemüsen, die solchen Kranken eine saure Gährung in den Därmen verursachen, deren Folge eine Menge Winde sind, Rüben oben an stehen. Dieses ist so sicher, dass, mit Ausnahme der ganz rohen Menschen, die, wie das Vieh auch nicht im mindesten auf das achten, was ihnen schadet, mir fast alle, die ich auf den Nachtheil dieser Speise aufmerksam gemacht, gleich Beifall gegeben, sagend, ihre eigene Erfahrung habe sie dieses schon oft genug auf eine sehr lästige Weise gelehret.

Ferner: unter allen Gewürzen, die solchen Bauchkranken übel bekommen, sind die Gewürznelken das schädlichste. Speisen, die damit etwas reichlich gewürzt sind, bewirken ja in einem gesunden Magen schon ein lästiges Aufstossen; da

braucht man wol noch zu fragen, warum sich die hypochondrischen gar übel dabei befinden!

Nun wollen wir einmahl hören, was *Joh. Crato,* bekanntlich einer der besten Aerzte des sechzehnten Jahrhunderts, (*Consil.* 107 *lib.* 6) von der Diät bei der *Melancholia hypochondriaca* sagt.

*Utatur* (der Kranke nämlich) *cibis boni succi, ut est vitulina caro, pulli, pipiones, aves nemorales: palustres omnes, ut anates, anseres, carnes cervinas, suum, tam sylvestrium quam domesticarum relinquat: non commedat fumo macerata, non salsa admodum aut aromatibus superflue condita; abstineat a leguminibus, oleribus; rapas tamen, bene coctas et conditas caryophyllis, commedere poterit* u. s. w.

Sollten die Leser nun noch daran zweifeln, dass Rüben mit Nelken gewürzt den Hypochondrischen zuträglich seien, so bitte ich sie, wohl zu bedenken, dass *Joh. Crato* Leibarzt dreier Kaiser gewesen. Sollten sie ferner in dieser diätetischen Vorschrift auf andere, ihrer eigenen Erfahrung widersprechende Behauptungen stossen, sollten sie z. B. glauben, die *Pipiones* und *Aves nemorales*, zu welchen letzten doch ohne Zweifel Krammetsvögel und Holzschnepfen gehören, verlangen, um verdauet zu werden, einen weit gesunderen Magen, als Hirschbraten und geräuchertes Rindfleisch (vorausgesetzt, dass erster nicht von einem alten Vielender, und letztes nicht im Schornstein zu Holz ausgedörret sei); so bitte ich sie noch einmahl, zu bedenken, dass *Joh. Crato* Leibarzt dreier Kaiser gewesen. Ein solcher Arzt ist wahrlich ein seltener Vogel, und schon seiner Seltenheit wegen muss man ihm glauben, wenn es einem gleich schwer eingehet.

Er war aber auch ein für seine Zeit recht verständiger Mann, und wenn er, hinsichtlich der Diät der Hypochondristen, offenbar gegen die gemeine Erfahrung spricht, so thut er etwas, was auch wol noch in unseren Tagen geschiehet. Ich habe mehr als einmahl gesehen, dass Aerzte jungen Kindern, die eine schwache Verdauung und grosse Geneigtheit zur Säureerzeugung hatten, vorzugsweise Möhren zur Nahrung verordneten, obgleich diese, nächst den Rüben, am leichtesten in schwachen Därmen säuren, und überdies den Kindern, so gut wie den jungen Hunden, unverdauet abgehen.

Jetzt wollen wir eine andere Seltsamkeit beäugen. Unter allen Gerüchen, welche bei hysterischen Weibern den Krampfanfall hervorrufen, stehet, nach allgemeiner Erfahrung, der Moschus oben an. Ich habe schon gesehen, dass eine Jungfrau, die wol ein klein wenig hysterisch, aber doch sonst eine gesunde und lustige Maid war, ohnmächtig aus einem Conzert getragen wurde. Indem ich mich bei ihr, die sonst gar nicht zu Ohnmachten geneigt war, erkundigte, was ihr denn doch Ungeheures begegnet sei, so hörte ich: eine mit allerlei lieblichen vermoschussten Gerüchen gebalsamte Frau habe sich neben sie gesetzt, da sei sie in einen seltsamen Zustand gerathen, von dem sie selbst nichts nacherzählen könne.

Wer sollte nun bei dieser gemeinen und allbekannten Erfahrung darauf fallen, hysterische Weiber durch Moschus zu heilen? — Und doch stösst man in der älteren Literatur auf solche Kuren. *Reinerus Solenander* Leibarzt des Herzoges von Cleve behandelt eine Frau, die wird von Kopfschmerzen, Aufstossen, Convulsionen, Schmerzen des Unterbauches und Zahnknirschen heimgesucht. Zuweilen stürzt sie nieder, wird stumm, ihre Kinnlade schliesst sich krampfhaft, sie zerreisst ihre Kleider, wird auch wol mitunter ohnmächtig. —

Das waren gewiss sehr böse Zufälle; wie werden sie gehoben? Ich will es mit den eigenen Worten des Beobachters sagen: *Remediis multis frustra factis, superveniens mulier quaedam vetula dedit tredecim grana moschi et totidem pulveris sanguinis draconis vulgaris ex unciis quatuor aquae florum aurantiorum. Sanata est, nec unquam in posterum istos dolores perpessa est. Idem medicamentum, in simili casu a me exhibitum, semper profuit: exhibitum autem aliquoties (Consil.* 15 *Sect.* 4).

*Horatius Augenius*, Professor zu Turin und Padua, ein Zeitgenosse des vorigen, sagt von der Heilung der Hysterie: *Nostrum experimentum, quod nunquam fefellit, est: ut devoret moschi optimi gr.* v — *Cinnamomi, caryophyllorum, nucis moschatae, aa* ℥i *vino odoratissimo dissoluta. (Epist.* 7 *lib.* 12.)

Nachdem wir nun gehört, was ein deutscher und ein italiänischer Arzt sagen, müssen wir auch einen Franzosen, den *Lazarus Riverius* hören. Er lebte bekanntlich etwas später als jene, denn er ist 50 Jahre später als *Solenander* und un-

gefähr 42 später als *Horatius Augenius* gestorben. Dieser hat einst eine hysterische Frau zu behandeln und verordnet ihr allerlei gute Dinge, als: Klystire, ein Brechmittel aus Vitriol und zwei Aderlässe; sie wird aber bei dieser Behandlung bis zum vierten Tage immer schlimmer. Nun fährt der Beobachter also fort in seiner Erzählung: *Quinto demum die exhibita est potio sequens hystericis convenientissima.* ℞ *moschi et sanguinis draconis aa gr.* xiii *Aquae naphae* ℥iv *f. potio. Hoc remedio maxime levata est. At sexto et septimo redierunt symptomata. Octavo sumsit pilul. foetid.* ʒi *quibus optime purgata est et ita bene habuit, ut nullis aliis remediis opus fuerit (Observ.* 64, *cent.* 1*).*

Das Moschusrezept des gelehrten Professors von Montpellier ist gerade das nämliche, welches eine alte Frau der Kranken des *Solenander* gab.

*Sydenham* sagt bekanntlich, das Reiten sei das beste Heilmittel der Hypochondrie; ihm haben diese Meinung gar viele Aerzte nachgesprochen und das unfehlbare Mittel gar vielen Kranken verordnet, die sich übel dabei befunden. Da, wo die Hypochondrie, ohne Urorganleiden, bloss eine im Bauche vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus ist, kann man diese Uebung denen wol rathen, die durch den Gebrauch früher schon daran gewöhnt sind; aber auch diesen wird das Schrittreiten besser bekommen als das Traben. *Sydenham* erklärt sich den Nutzen des Reitens auf eine sehr mechanische Weise; er sagt: *(pag.* 521*) Quae tanta functionum perversio, aliave organorum naturalis impotentia vel fingi potest, cui tot succussationum millia eodem die ingeminata idque sub dio, opem non attulerit? Cujus calidum innatum usque adeo deferbuerit, ut hoc motu non excitetur, et denuo effervescat?* — Was die Aufregung des *Calidi innati* betrifft, so habe ich, vor ungefähr 26 Jahren, mich von der Wahrheit der *Sydenhamschen* Behauptung recht fühlbar überzeugt. Damahls kaufte ich mir nämlich, zum Nothbehelf, bis ich ein tüchtigeres Pferd fände, einen angeblich Bastardtürken. Traf es sich nun unglücklicherweise, dass ein Reiter sich auf der Strasse zu mir gesellte und mir durch Plaudern den Weg verkürzen wollte, so wurde der Bankert dermassen ungestüm, und rührte mir mein *Calidum*

*innatum* durch seine heftigen und widrigen Anstrengungen so derb auf, dass in Zeit von einer Viertelstunde mir der Schweiss am ganzen Leibe ausbrach. Ach! wie oft habe ich damahls an den guten *Sydenham* gedacht. Ich glaube wahrhaftig, hätte der podagrische und steinsüchtige Mann jemahls auf solch einer Bestie gesessen, er würde andere Gedanken vom Reiten bekommen, zum wenigsten einen Unterschied zwischen Pferd und Pferd gemacht haben.

Was aber solche Hypochondristen betrifft, deren Uebel von dem Urleiden eines Bauchorgans, der Leber, der Milz, des Pfortadersystems abhängt, so dienet diesen in der Regel das Reiten gar nicht; ja selbst die, die ihrer Geschäfte wegen reiten müssen, thun wohl, sich eines Pferdes zu bedienen, welches einen ganz gemächlichen Gang hat. Die *Sydenhamischen Millia succussationum* die der Trab mit sich bringt, können ihnen, besonders auf einem Harttraber, leicht die alten Urorganfehler in Aufruhr bringen; und, was das Böseste ist, diese Verschlimmerung wird sich selten unmittelbar nach dem Ritte, sondern den zweiten oder dritten Tag nachher erst recht äussern, wo man sie denn gewöhnlich anderen Ursachen zuschreibt.

Solche Hypochondristen, welche nie auf einem Pferde gesessen, und solche, welche zwar in ihrer Jugend auf der Reitbahn ein wenig im Kreise herumgezuckelt, später aber all ihr Leben Fussgänger geblieben sind, stehen hinsichtlich des Reitens offenbar in der Kategorie der Weiber, von denen *Sydenham* sagt, dass ihnen diese gymnastische Uebung nicht diene.

Dem Falle einer bloss durch Reiten geheilten Hypochondrie, den *Sydenham* erzählt (*pag.* 522), könnte man gemächlich andere Fälle entgegensetzen, in welchen Kranke, denen ihr Uebel durch viele undienliche Arzenei auf den höchsten Grad gesteigert war, bloss und einzig durch gänzliche Enthaltung von aller Arzenei, ohne Reiten geheilt sind, und der Gedanke liegt einem sehr nahe, dass auch bei dem *Sydenhamischen*, durch die Kunst übel misshandelten Kranken, die ihm von dem Erzähler angerathene Enthaltung von aller Arzenei

wol eben so viel zur Heilung mag beigetragen haben als das Reiten.

Zum Schlusse rathe ich noch meinen Lesern, die, gleich mir, gern selbst sehen und keinem Schriftsteller blinden Glauben schenken, dass sie die Hypochondristen, denen sie vielleicht das Reiten zu verordnen Lust haben möchten, erst einen mässigen Versuch mit dieser Uebung machen lassen. Sie werden dann schon sehen, ob selbige ihnen dienet oder nicht. Wo sie dient, wendet man sie zweckmässiger vormittags als nachmittags an, denn sie verlangsamt selbst in gesunden Magen die Verdauung der mittags genossenen Speisen; also muss sie in kranken Eingeweiden die Verdauung mehr oder minder stören. Ich spreche hier nicht nach einem Buche, sondern aus eigener Erfahrung; denn da ich, bei gesunden Eingeweiden und einer schnellen Verdauung, über fünf und zwanzig Jahre fast täglich auf dem Pferde gehangen und mich erst da ich alt wurde in einen Wagen gepackt habe, so werde ich doch wol wissen, welchen Einfluss diese Bewegung auf die Verdauung hat.

Hämorrhoiden. Bauchvollblütigkeit ist zuweilen mit Eisenaffektion des Gesammtorganismus gepaaret; in diesen Fällen nutzt dem Kranken der Schwefel nicht, und reichliche Blutentleerung durch Egel können ihn in grosse Schwachheit stürzen. Erscheinen auf den Gebrauch des Eisens Knoten am After, welche früher nicht da waren, so ist das ein gutes Zeichen und man kann wol die Egel versuchen; man muss aber nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern es erst mit ein paar Egeln versuchen. Siehet man, dass die Blutentleerung gut vertragen wird, und dass die Knoten durch die geringe Entleerung am zweiten oder dritten Tage nachher eher hervortreten als verschwinden, so kann man reichlichere Entleerung machen; aber alles mit Vorsicht und nicht übertreiben.

Mit alten Urleiden der Bauchorgane verbindet sich auch wol eine Eisenaffektion des Gesammtorganismus. Ist der Kranke schon betagt, früher nie Hämorrhoidarius gewesen, und haben wir keinen verständigen Grund, die Heilbarkeit des Urorganleidens anzunehmen (wie es z. B. der Fall bei handgreiflicher Verhärtung der Leber, oder der Milz wol sein möchte,)

so ist es, wenn sich entweder vor, oder bei dem Gebrauche des Eisens Knoten am After zeigen, höchst misslich, Blutentleerung aus dem After durch Egel zu machen, denn in solchen Fällen kann die Eisenaffektion bloss eine Offenbarung der Abnahme des Lebens sein; Blutentleerung wird dann nicht dazu beitragen, das Leben zu verlängern, im Gegentheil, sie wird es viel eher abkürzen. Ueberhaupt sind Knoten am After bei alten handgreiflichen Fehlern der Baucheingeweide weit wahrscheinlicher Folge jener Fehler, als Zeichen einer Bauchvollblütigkeit; wer, sobald die Knoten erscheinen, gleich den wahren Heilweg gefunden zu haben wähnet und denselben keck und unbesonnen einschlägt, der kann übel anlaufen. — Doch, das sind bekannte Dinge, ich will mich nicht länger dabei aufhalten, sondern dem Leser einen Versuch erzählen, den ich mit dem Eisen an meinem eigenen Bauche gemacht.

Da ich das Eisen schon früh häufiger gebraucht als manche andere Aerzte, so war es mir auch schon damahls auffallend, dass Menschen, die etwas bäuchig waren, ohne gerade mastbäuchig zu sein, bei dem Gebrauche desselben dünner von Bauch wurden, ohne an Fleisch zu verlieren.

Ich mochte ungefähr 40 Jahre alt sein, da bekam ich auch ein wenig Bauch: es fiel mir ein, den Versuch zu machen, ob ich mir das Zuviel des Bauches wegnehmen könne. Zu dem Ende gebrauchte ich den *Liq. ferri muriat. oxyd.*, fing mit fünf Tropfen viermahl tags an, und stieg bis zu zehn. Der Erfolg, den ich nach vierzehn Tagen spürte, war eine solche Verminderung des Bauchumfanges, dass ich den Rock, der mir früher ordentlich passte, wol zwei Finger breit über einander schlagen konnte.

Einer meiner Freunde, damals über 60 Jahre alt, dem sein stark gewölbter Bauch etwas hinderlich war, wünschte diesen Versuch, von dem ich ihm den Erfolg an meinem Leibe zeigte, auch zu machen. Bei ihm war aber das Ergebniss ganz anders, sein Bauch wurde um nichts dünner. Ich schloss daraus, dass die Dicke des Bauches, wenn sie bloss von Fett herrühre, durch Eisen nicht vermindert werde.

Da ich nun nach den Funfzigen auch fetter wurde, wahrscheinlich weil ich zu der Zeit um nicht ganz zu versteifen

das Reiten aufgab und mir einen Wagen zulegte, so fiel es mir im 59sten Jahre ein, den vorigen Versuch zu wiederholen; nicht weil mir der Bauch hinderlich war, sondern aus blosser Neugierde. Ich wurde jetzt gewahr, dass das Eisen nicht mehr die bauchvermindernde Wirkung hatte als zwanzig Jahre früher. Dass ich jetzt fetter war als früher, davon überzeugte mich die Wage; also würde auch wol mehr Fett im Bauche stecken als früher, und das konnte doch das Eisen nicht wegnehmen.

Aber was steckt nun eigentlich in einem Bauche, der durch Eisen dünn gemacht wird? Sein Umfang kann doch unmöglich minder werden, oder er muss etwas Materielles verlieren.

Weil ich über meinen eigenen Bauch wol am richtigsten urtheilen kann, werde ich, mit Uebergehung anderer Bäuche, bei denen ich das Dünnwerden beobachtet, bloss von dem meinen reden.

Da ich vor zwanzig Jahren den ersten Versuch machte, hatte ich bestimmt kein Wasser in der Bauchhöhle, denn meine Harnaussonderung ist von jeher regelmässig, selbst schnell und stark gewesen. Unter diesen Umständen sammelt sich aber kein Wasser in der Bauchhöhle an, zum wenigsten sind die Fälle höchst selten, wo dieses geschiehet, und in diesen seltenen lässt sich doch die Schwappung im Bauche mit der Hand fühlen.

Eine Auftreibung des Darmkanals durch Winde konnte auch nicht Statt finden, denn ich habe weder damahls noch jemahls zu dem Orden der windigen Gesellen gehört.

Eben so wenig konnte eine Ansammlung von Speisebrei und Darmkoth die durch das Eisen verminderte Ausdehnung des Bauches machen, denn ich hatte, damahls sowohl als jetzt, eine schnelle Verdauung und regelmässige Entleerung; überdies wirkte bei mir das Eisen nicht als *Laxans*, mithin lässt sich auch das Dünnerwerden des Bauches nicht auf eine Entleerung des Darminhaltes schreiben.

Was bleibt uns nun für eine Erklärung über? — Da ich meine Meinung nicht ohne Anführen von anatomischen und physiologischen Gründen vortragen könnte, diese aber nicht

in dem mir vorgesteckten Plane liegt, die Leser überdies einen alten Praktiker wol schwerlich als sonderlichen Anatomen und Physiologen anerkennen werden: so überlasse ich die Lösung des Räthsels denen Amtsgenossen, welche jene Hülfsschulen der Heilkunst vorzugsweise üben, und ich denke, sie werden sich den Kopf deshalb nicht stark zu zermartern brauchen.

Fehler der Menstruation. Da das Eisen häufig bei dem Ausbleiben des Monatlichen von den Aerzten gebraucht wird, so würde es thöricht sein, viel Worte davon zu machen. Eine Warnung habe ich aber meinen jüngeren Lesern zu geben. Bei siechenden Weibern, denen das Monatliche ausbleibt, wird nur zu oft das Siechthum dem Ausbleiben der Menstruation zugeschrieben. Es verhält sich aber die Sache nicht selten ganz umgekehrt, das Siechthum ist die Ursache des Ausbleibens der Menstruation, und dies Ausbleiben und die Kränklichkeit rühren beide nicht von einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus, sondern von dem Urleiden eines Organs ab. Es ist also dringend nöthig, dieses urerkrankte Organ aufzusuchen und zu heilen, denn nur auf diese Weise kann man das Monatliche regeln und die Weiber gesund machen. Eine rohe Anwendung des Eisens kann in solchen Fällen wol schaden, aber nicht nutzen.

Das Nichterscheinen der Menstruation bei jungen Mädchen kann zuweilen von einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus abhangen und durch einen mehrmonatlichen Gebrauch des Eisenfeils, oder des *Croci martis aperitivi* hervorgebracht werden. Man siehet in solchen Fällen die siechlichen Mädchen gesund werden und dann die Menstruation erscheinen. Hängt aber das Nichterscheinen des Monatlichen von dem Urleiden eines Organs ab, so hilft Eisen nicht, sondern man muss das kranke Organ aufsuchen und gesund machen.

Zuweilen mag aber wol das Nichterscheinen des Monatlichen in einer angeborenen Fehlerhaftigkeit der Gebärmutter begründet sein, und darauf weiss ich keinen Rath. Solche Mädchen können gesund und blühend aussehen, ja auch wirklich gesund sein. Ob es gut sei, sie mit vielen und heroischen Arzeneien zu bestürmen, mag ich nicht entscheiden; mir selbst scheint es nicht so.

Mutterblutfluss. In meiner Jugend sollte ich einst einer Holländerinn, die sich hier aufhielt, vom Mutterblutflusse helfen; ich gab ihr Alaun, Schwefelsäure und andere gar nützliche Dinge, von denen ich gelernt, dass sie gut gegen diese Blutung seien. Das Uebel war aber so hartnäckig, dass es diesen guten Mitteln nicht weichen wollte. Da fiel es der Frau ein, ihren früheren Arzt um Rath zu fragen; der verordnete ihr einen Trank, welcher aus 30 Tropfen *Liquor stypticus (Liq. ferri muriat. oxyd.)*, ächt Unzen Wasser, zwei Drachmen Arabischen Gummi und funfzehn Tropfen Mohnsafttinktur bestand. Davon nahm sie stündlich einen Löffel und es half gleich. Die Sache gefiel mir, und ich habe seitdem gar manchen Blutflüssigen durch den *Liq. stypt.* geholfen; vermuthete aber gleich, dass der Mohnsaft recht gut dabei entbehret werden könne, und das hat sich mir auch in der Folge bestätiget. Uebrigens muss man nie vergessen, dass Mutterblutflüsse auch häufig von Urleiden der Baucheingeweide auf consensuelle Art entstehen, in welchen Fällen das Eisen gar übel passen möchte. Solche, von Leber und Milzleiden entstehende Mutterblutflüsse heben sich am sichersten durch den Samen der Frauendistel, die, welche von Urnierenleiden entstehen, durch Nierenheilmittel, als Cochenille, *virga aurea*, *Magnes. usta*, Kalkwasser, die, welche von einer Menge saurer Stoffe in den Därmen entstehen, durch laugensalzige Mittel.

Bei frühen Missfällen, wo die halb getrennte Nachgeburt furchtbare Blutstürze erregt, hat mir der *Liq. ferri muriat. oxyd.* von allen Mitteln die besten Dienste geleistet; begreiflich kann man hier auf gänzliches Aufhören der Blutung erst dann rechnen, wenn die Gebärmutter die Nachgeburt ganz ausgestossen hat. Es scheint aber, dass in solchen Fällen das Eisen diese Austreibung befördert.

Nächtliche Samenergiessung. Gegen dieses Uebel habe ich schon in meiner Jugend die Bestuschefsche Nerventinktur mit sehr gutem Erfolge gegeben, später aber gelernt, dass man mit dem einfachen *Liquor ferri muriat. oxyd.* eben so weit kommt. Begreiflich ist es aber nicht immer eine in den Geschlechtstheilen vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus, sondern hängt auch zuweilen, als consen-

suelle Affektion, von dem Urleiden eines anderen Organs ab. So kann z. B. Blutüberfüllung des Pfortadersystems grosse Geilheit und übermässige nächtliche Samenergiessungen bewirken, in welchem Falle Blutegel an den After, Schwefel mit Salpeter, oder Glaubersalz besser helfen als Eisen.

Rheumatismus und Gicht. Dass diese Uebel in vielen Fällen eine in den Muskeln und Gelenken vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus seien, dafür spricht die wohlthätige Wirkung des inneren und äusseren Gebrauches eisenhaltiger Mineralwässer, von der ich schon als Knabe, einer solchen Quelle ganz nahe wohnend, Wunder gehört. Wehe dem Kranken, dem der Arzt ein solches Uebel durch Aderlassen, Salpeter, Quecksilber, oder durch antirheumatische Mittel heilen will. Das gibt eine langweilige Kur, deren Ende nicht selten Baufälligkeit des ganzen Körpers ist. Ich bediene mich zur Heilung dieses Uebels der Eisensalze, des essig-, schwefel-, salzsauren Eisens, ohne jedoch den Oxyden die Heilwirkung absprechen zu wollen; jene leisten schneller, was man verlangt, darum ziehe ich sie in diesen Fällen den Oxyden vor.

Beim ***Rheumatismus acutus*** ist das Eisen ein so schnell wirkendes Mittel, dass dem Kranken die Heilung an Wunder zu grenzen scheint, und dass sie auch wol einen Arzt, der dergleichen nie gesehen, stutzig machen könnte. Dass aber auch hier, wie beim Salpeterrheumatismus, besonders wenn der Kranke erst spät Hülfe gesucht, das Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus in dem einen oder dem anderen Theile zum Urleiden dieses Theiles werden könne und dann äussere Mittel zu seiner Heilung erfordere, ist wol kaum nöthig zu erinnern. Jedoch ist dieses Urwerden beim Eisenrheumatismus seltener als beim Salpeterrheumatismus.

Das chronische Gliederreissen, welches man mit dem Namen der Gicht belegt, ist, wie ich schon früher gesagt, so ganz verschiedener Art, dass der ein wahrer Narr sein muss, der da behauptet, er habe ein allgemeines Gichtmittel entdeckt. In manchen, und zwar nicht seltenen Fällen, ist aber die Gicht eine in den Gelenken vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus und wird dann, wie dieses schon alte Erfahrung

gelehrt hat, durch Eisen geheilet. Die durch eisenhaltige Mineralquellen geheilten Gliederkranken sind ja durch die Bank gichtische Menschen, denn die am akuten Rheumatismus leidenden sind gewöhnlich der Schmerzen wegen so unbeweglich, dass sie sich zu einer solchen Quelle nicht leicht werden schleppen lassen.

Nun muss ich noch von einem die Gicht betreffenden Gegenstande sprechen. Mir ist es höchst wahrscheinlich, dass dieses verrufene Uebel in manchen Fällen consensueller Art sei und von einem Urleiden irgend eines Bauchorgans abhange *). Manche Urbauchleiden können durch eine lang fortgesetzte milde und mässige Diät gehoben, oder doch um vieles gebessert werden, und da wird denn auch wol der consensuelle Gliederschmerz bessern, oder ganz vergehen. So erkläre ich mir zum wenigsten die alte Erfahrung, dass Gichtkranke durch Enthaltung von allen schwerverdaulichen, hitzigen, gewürzten Speisen und von allen geistigen Getränken, bloss durch milde einfache Nahrung auf die Dauer geheilt sind. Es sagt schon *Corn. Celsus: Quidam cum asinino lacte epoto se eluissent, in perpetuum hoc malum evaserunt. Quidam cum toto anno a vino, mulso, venere sibi temperassent, securitatem totius vitae consecuti sunt. (Lib.* 4 *cap.* 24*) Paulus Aegineta* sagt *(pag.* 307 **)*): Si fieri queat, vini potus ex toto devitandus. Non paucos equidem*

---

*) Unheilbare Fehler der Baucheingeweide können nicht bloss Schmerzen der Nervenstämme der Extremitäten, oder der Muskeln, oder der Gelenke, sondern auch, in seltneren Fällen, eine fast schmerzlose Verdrehung der Gelenke bewirken. Ich kenne eine Frau, die schon seit mehren Jahren an einem dunklen, schwer zu bestimmenden Bauchübel leidet (wahrscheinlich ist es eine Verengung an einem Orte der Dünndärme). Dieser sind jetzt die Halswirbel so nach vorn gekrümmt, dass ihr Kinn auf dem Brustbeine ruhet, die Finger beider Hände so verdrehet, dass sie, unfähig, Gabel oder Löffel zu halten, sich muss füttern lassen, die Füsse in den Knöchelgelenken dermassen einwärts gezogen, dass sie, wäre das Gehen möglich, auf den äusseren Knöcheln gehen müsste; sie hat nie Gichtschmerzen gehabt. Im Sommer 1837 sah ich auf Belgischem Gebiete eine Frau, die das leibhafte Ebenbild der beschriebenen war.

**) *Pauli Aeginetae Medici insignis opus divinum etc. Albano Torino Vitodurensi interprete Basil.* 1532.

*novi, qui ab hoc solo in totum abstinentes, omnes morbo levati sunt. Alii namque in morbi confestim exordio prorsus convaluerunt: alii vero in posterum rarius et minus gravibus accessionum doloribus vexati sunt etc.*

Im 16. Jahrhundert hat bekanntlich *Joh. Crato* die Gicht durch strenge Diät und den Gebrauch der Milch geheilt. Im 17. Jahrhundert schrieb der Hessische Leibarzt *Doläus* ein kleines Buch, das hat den pomphaften Titel: *Tractatus novus, nunquam antehac editus, de furia podagrae lacte victa et mitigata, propria experientia conscriptus.* Hier führt er noch drei andere Schriftsteller an, die angeblich von dem nämlichen Gegenstand handlen, nämlich: *J. G. Greiselius, J. Sachs* und *J. G. Waldschmidt.* Von diesen dreien kenne ich nur den *Waldschmidt*; wenn aber das, was er über die Gicht geschrieben, nicht klüger ist als seine ungesalzenen *Institutiones medicinae rationalis*, so begehre ich es nicht zu lesen. Auch kenne ich noch einen Franzosen, den *Nicol. Chesneau*, der von dieser Heilung der Gicht, als von einer im 17. Jahrhundert bekannten Sache spricht (*Observ. pag.* 391). Sein Buch hat aber einen ziemlichen Anstrich von Albernheit.

Doch nicht bloss Enthaltung von Wein, nicht bloss Milch trinken, sondern überhaupt ganz magere, sparsame Diät muss wol die Gicht zuweilen heilen können, denn *Joh. Crato* schreibt: (*Consil.* 21 *lib.*4) *Franciscus Alexander, Medicus de Francisco Pechio scribit, eam jam quinquagenarium morbo articulari graviter affectum totis annis viginti turri inclusum fuisse, vixisse autem sola aqua et pane. Ea diaeta, beneficio naturae materiam absumptam, et motu et exercitio articulos adeo roboratos, ut liberatus nullos unquam dolores podagricos senserit. Ex quo perspicuum est, immoderationem in victu hujus morbi quasi matrem esse.*

Den reichlichen und anhaltenden Genuss des Weines sehen die Aerzte als eine Ursache der Gicht an. Es ist aber doch seltsam, dass die Menschen am Rheine, wo der Wein häufig und täglich getrunken wird, von der Gicht, so viel ich gehört, nicht mehr heimgesucht werden als die Bewohner solcher Gegenden wo kein Wein wächst. *Quarin* sagt auch: (*Animadvers. pract. pag.* 287) *Rustici nostri et plebeji, toties vino acido abutentes podagra vix corripiuntur.* — Was soll man nun zu

diesem Widerspruche sagen? In Weinländern trinken die Menschen durch die Bank junge und unvermischte Weine, in Ländern, wo kein Wein wächst, trinken sie meist vermischte.

Es ist möglich, dass die Meinung der Aerzte, hinsichtlich der gichtmachenden Wirkung des Weins, bloss auf die vermischten, gebrauten, von Verderbniss künstlich geheilten, nicht aber auf die unvermischten passt. Jedoch muss ich gestehen, dass ich mehre Leute gekannt habe, die, ganz ohne Auswahl, von der gemeinen Weinjauche täglich eine grosse Menge verschlangen und dieses unausgesetzt bis zu einem ziemlichen Alter trieben, ohne je von der Gicht Anmahnung zu bekommen. Der in meinem engeren Wirkungskreise von Gicht und Nierenstein am schlimmsten geplagte Mann hatte von jeher mässig gelebt, und trank, so lange ich ihn gekannt, bloss Wasser, oder Dünnbier.

Hüftweh. Ich habe schon im vorigen Kapitel gesagt, dass bei weitem der grösste Theil der Kranken, welche ich gesehen, an einer Krankheit des Hüftnerven, nicht an einer des Gelenkes oder der Gelenkkapsel gelitten. Dass das Uebel häufig eine in dem Hüftnerven vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus sei, lässt sich nicht bezweifeln. Ich bediene mich, wenn die Umstände es erlauben, gern des *Liq. ferri muriat. oxyd.*, weiss aber recht gut, dass auch andere Eisenpräparate helfen, wiewol etwas langsamer als jener Liquor.

Als ich zuerst in einer Zeitschrift die Empfehlung des kohlensauren Eisens gegen das besprochene Uebel las, unser Zeitalter also den alten verachteten Geheimärzten mühselig nachhinken sah, da wandelte mich ein gewisses spottlustiges Gefühl an. Die Meinung aber, dass die Vermehrung des Schmerzes durch äusserlichen Druck eine Entzündung des Nerven bezeichne, lasse ich auf ihrem Werth beruhen, bemerke jedoch Folgendes dazu. Wenn die Vermehrung des Schmerzes durch äusserlichen Druck auf ein erkranktes Organ die Entzündung dieses Organs bewiese, so würde es ganz unerklärlich sein, wie bei schmerzhaften Darmleiden, wo zuweilen der Bauch für den äusseren Druck ausnehmend empfindlich ist, man also, von jener Meinung ausgehend, an *Enteritis*, oder *Peritonitis* denken müsste, ein paar Löffel eines zweckmässigen

Darmheilmittels diese Empfindlichkeit für die Berührung heben können. Ich sollte doch nicht denken, dass *Enteritis*, oder *Peritonitis* sich so schnell wegzaubern liessen. Wenn wir aber auch die Meinung, dass die Vermehrung des Schmerzes durch Druck eine Entzündung des Hüftnerven oder seiner Scheide bezeichne, als wahr annehmen wollten, so würde doch daraus noch keine richtige Anzeige für die Behandlung zu entnehmen sein; denn so gut es entzündete Mandeln, entzündete Lungen, entzündete Augen gibt, die nicht durch Blutentziehung, Quecksilber, oder Salpeter, sondern durch Eisen geheilt werden, so gut wird es auch wol entzündete Hüftnerven geben, welche einzig durch Eisen sicher geheilt werden.

Da dieses Uebel unter den chronischen ein sehr gemeines ist, ich nicht bloss viele Menschen behandelt, sondern auch geheilt habe, so will ich denen meiner Leser, welche noch wenig Erfahrung in diesem Punkte haben, alles, was ich weiss und was ihnen dienen könnte, ganz ehrlich mittheilen. Die, welche mehr davon wissen als ich, werden es mir wol zugute halten, wenn ich der Verständlichkeit wegen Dinge berühren muss, die ihnen so gut bekannt sind als mir.

Im vorigen Kapitel habe ich schon gesagt, dass das Hüftweh zuweilen als blosses Urleiden des Nerven auftrete und dass ich es in diesem Falle mit Zink geheilt. Ferner, dass es nicht selten als consensuelles Leiden, von dem Urleiden eines anderen Organs abhangend, nur durch Heilen des urergriffenen Organs geheilt werde. Dieses setze ich also als bekannt voraus, und spreche jetzt bloss von der im Hüftnerven vorwaltenden Eisenaffektion des Gesammtorganismus *).

*) Ich halte es für meine Pflicht, hier den jüngeren Amtsgenossen eine kleine Warnung zu geben. Früher habe ich schon auf die üble Lage, worin bei gastrisch-epidemischer Constitution sich schwangere Weiber befinden, aufmerksam gemacht, und vorzüglich darauf, dass Krankheiten, welche früher oder später nach der Niederkunft ausbrechen, häufig von einem während der Schwangerschaft durch die epidemische Constitution mässig berührten Bauchorgane abhangen. Jetzt bemerke ich noch insbesondere, dass auch das Hüftweh, welches zuweilen, früher oder später, nach der Niederkunft erscheint, gar leicht aus solchem Grunde entspringt, dass also jeder sich wol hüten mag, in diesem Falle leichtsinnig das Eisen zu reichen. Hier schafft die Tinktur des Frauendistelsamens sichtbar Hülfe.

Das Uebel erscheint gemeinlich unvermuthet, ohne Vorläufer, zum wenigsten ohne solche, die der Arzt, oder der Kranke deuten könnte. Erkundigt man sich aber genau bei solchen Menschen, welche einer möglichst vollkommenen Gesundheit geniessen, mithin am besten sich jeder kleineren Abweichung von dem gewohnten Normalen erinnern, so wird man durch die Aussage derselben sich überzeugen, dass das Uebel allerdings sich durch kleine Trübungen des Gesundheitsgefühls eine Zeit lang vorher ankündiget. In der Verdauung, im Schlafe, in der Ausdauer körperlicher Anstrengungen äussern sich solche kleine Abweichungen vom Gewohnten. Sie sind aber so klein, dass, wie gesagt, niemand sie als Vorherverkündiger des Hüftwehs verstehen kann. Rohe Menschen, die gar auf ihren Körper nicht achten, und kränkliche, die nie das volle Gefühl der Gesundheit haben, braucht man aber nach solchen Dingen nicht zu fragen.

Der Anfang des Uebels ist zweifach. In einigen, jedoch den wenigeren Fällen, wird gleich der Hüftnerv ergriffen. Gemeinlich fühlt der Kranke bei einem Tritt, oder beim Auf- oder Absteigen einer Treppe, oder beim Niedersitzen auf einmahl ein eigenes, widriges, mässig schmerzhaftes Gefühl, von dem er behauptet, es habe sich gerade so geäussert, als sei ihm eine Sehne versprungen. Dieses schmerzhafte, das Gehen mehr oder minder behindernde Gefühl, kann in der anfänglichen Geringigkeit lange fortbestehen; es kann aber auch so schnell zunehmen, dass der Ergriffene nach vier und zwanzig Stunden schon ganz unfähig zum Gehen ist.

In den meisten Fällen aber fängt das Hüftweh zuerst als Lendenweh an, und letztes entstehet scheinbar durch eine Bewegung beim Treten, Niedersitzen u. s. w; auch hier sagen die Leute, es müsse ihnen wol eine Sehne versprungen sein. In den Fällen, wo das Lendenweh wirklicher Vorbothe des Hüftwehes ist, habe ich es fast immer schnell zunehmen sehen. Die Leute gehen sehr mühsam, gebückt, mit steifem Rücken, oder sie sind zum Gehen, ja zu aller Bewegung des Rumpfes unfähig.

Es stehet mir vor, bei einem älteren Schriftsteller gelesen zu haben, man könne dem Hüftweh in diesem ersten Zeit-

raume durch ein Laxirmittel den Pass abschneiden. Die Erfahrung ist wahr, (ich habe es selbst mehrmahls versucht) dass man das neue Lendenweh dadurch zuweilen vertreiben kann; ob aber aus diesem Lendenweh Hüftweh würde geworden sein, lässt sich doch nicht mit Gewissheit behaupten, zumahl, da auch Menschen, die schon mehrmahls vom Hüftweh heimgesucht waren, ein Lendenweh bekommen können, welches, ohne zum Hüftweh zu werden, in einigen Tagen von selbst vergehet.

Der Uebergang des Lendenwehes in Hüftweh macht sich nicht immer auf einerlei Weise. Zuweilen geschiehet dieses innerhalb Eines Tages, oder Einer Nacht; der Rücken ist frei und das Leid sitzt im Hüftnerven. In anderen Fällen geschiehet die Uebertragung langsamer. Der Rücken wird in einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen nach und nach besser, und je nachdem dieser bessert, wird der Hüftnerven nach und nach krank. Zuweilen kann, wenn diese Uebertragung geschehen ist, auch wol noch später eine rückgängige, jedoch unvollkommne Uebertragung Statt haben, so dass der Schmerz zum Theile wieder aus dem Hüftnerven in den Rücken wandert. Diese Uebertragung war aber, so oft ich sie beobachtete, unvollkommen, denn der Schmerz blieb, obgleich minder, im Hüftnerven, und die Affektion des Rückens äusserte sich mehr durch Steifheit der Muskeln, als durch eigentlichen Schmerz. Ich sah auch diese Halbübertragung fast nie länger als einen Tag bestehen. Was die Affektion des Hüftnerven betrifft, so kann der Schmerz anfänglich zuweilen sehr heftig sein, sich durch die äussere Seite des ganzen Fusses verbreiten, und nicht bloss bei der Bewegung, sondern auch beim ruhigen Liegen den Kranken martern. Die Stellen, wo er sich gewöhnlich äussert, sind: der Trochanter, oder die Mitte des Schenkelbeines, oder der äussere Theil des Knies, oder die Gegend über dem äusseren Knöchel. Er ist meist ziehend und nagend, selten blitzend; jedoch habe ich auch Fälle beobachtet, dass er wie elektrische, oder Blitzschläge durch den Nerven schoss und den Kranken zum Schreien nöthigte. Selten währet aber dieser Zustand des heftigen Schmerzes lange, und in den wenigsten Fällen ist er so stark.

Gewöhnlich hat der Kranke beim Liegen wenig oder keinen Schmerz, aber wol bei der Bewegung und beim Sitzen. Einige können auf der kranken Seite liegen, anderen ist dieses schmerzhaft. Bei einigen äussert sich nachts zu einer gewissen Zeit, ohne äussere Veranlassung, der Schmerz an irgend einer Stelle, und die Stelle, welche er einmahl gewählt, besucht er gern wieder. Gern erscheint er an der äusseren Seite des Unterschenkels über dem Knöchel, ziehet sich aber mehr nach dem Schienbeine als nach der Wade. Unerträglich ist er eben nicht, aber es kommt dem Kranken doch so vor, als nagten Mäuse in dem Fusse, und das Nagen treibt ihn aus dem Bette.

Anfänglich ist mit dieser Krankheit des Hüftnerven eine grössere oder geringere Steifheit der Schenkelmuskeln verbunden, diese ist aber nur Nebensache; sie kann verschwinden und sie verschwindet gewöhnlich schon früh, ohne dass die Affektion des Hüftnerven deshalb der Heilung näher gerückt wäre. In diesem Zeitraume kann jeder den Unterschied zwischen Rheumatismus der Muskeln und dieser Nervenkrankheit recht anschaulich erkennen. Hier liegt z. B. der Kranke auf dem Polsterbette; er stehet ohne Mühe auf und gehet ein-, zweimahl, rasch wie ein Tanzmeister durch das Zimmer, Ihr sehet nicht die allermindeste gestörte Bewegung seiner Muskeln. Aber, heisst ihn nun drei-, vier-, fünfmahl auf- und abgehen, so werdet Ihr sehen, dass sein luftiger Tanzmeistergang zum wahren Krüppelgange wird, und dass sein anfänglich gleichgültiges oder heiteres Gesicht den Ausdruck des verhaltenen Schmerzes und grosser Unbehaglichkeit ausspricht.

Der Schmerz, der durch fortgesetzte Bewegung hervorgebracht wird, ist ein eigener ziehender und lähmender. Das letzte Beilegewort verdienet er mit allem Rechte, denn wenn der Kranke, ihm trotzend, sich hartnäckig am Gehen hält, so läuft er Gefahr, gleich einem Gelähmten niederzustürzen. Legt er sich nach einer solchen Anstrengung nieder, so währt der Schmerz in der ruhigen Lage widrig ziehend, aber nicht mehr lähmend, noch eine längere oder kürzere Zeit, und diese Zeit richtet sich nach der vorhergehenden Anstrengung. Ist z. B. der Schmerz durch ein mehrmahliges Auf- und Abgehen im Zimmer veranlasst, so kann er im Ruhen nach zehn Minuten wol

verschwinden. Ist aber das Hüftweh so weit beseiliget, dass der Kranke beim Probegehen das lähmende Gefühl nicht mehr bekommt, oder doch nur in einem solchen Grade, dass er demselben trotzen kann, und er wandert dann ein oder anderthalb Stunden, bald sitzend, bald gehend, Geschäfte beschickend, oder Freunde besuchend in der Stadt herum, so kann, wenn er sich hernach aufs Ruhebett legt, der ziehende Schmerz bei einer Stunde anhalten.

Bei dem ersten Entstehen des Hüftwehes ist etwas Fieber vorhanden, welches sich nur bei reizbaren Körpern und grossen Schmerzen durch vermehrten Pulsschlag, bei allen aber durch einen gewissen Grad von Unbehaglichkeit im ganzen Körper offenbaret.

Der beste Beweis jedoch, dass das Gefühl des allgemeinen Krankseins selten beim Hüftweh Statt habe, wird wol die Bemerkung sein, dass ich selten unter der geringen, ja unter der mittlen Volksklasse im Beginne des Uebels zum Helfen aufgefodert werde, sondern nur dann erst, wenn es in ein acht oder vierzehn Tagen nicht von selbst hat weichen wollen. Wären die Leute vom Anfange an ordentlich fühlbar krank, so würden sie wol gleich Hülfe suchen, wie sie es bei akuten Krankheiten thun.

Es gibt von diesem Uebel leichte, bald und ohne Kunsthülfe sich heilende Fälle, wie es deren bei allen Krankheiten, Pest und Cholera nicht ausgenommen, gibt; wer aber an diesen das Heilen lernen wollte, der würde später finden, dass er in einer schlechten Lehre gewesen.

Ich sah die Kranken schon in drei oder vier Tagen von selbst genesen; ja ich kenne genau einen Mann, der, eine Wegstunde von seinem Wohnorte entfernt, plötzlich ein so schmerzhaftes Leiden des rechten Hüftnerven bekam, dass er, um nicht bei fremden Leuten liegen zu bleiben, mit grosser Mühe sein Pferd erkletterte und unter grossem Schmerz im kleinen Schritte nach Hause ritt. Hier angekommen muss er auf den Abtritt, und nach der Bauchentleerung erfolgt ein Bluterguss aus dem After, der, nach ungefährer Schätzung, kaum einen Esslöffel voll beträgt, und siehe! da er vom Abtritte zurück ins Wohnzimmer humpeln will, wird er zu seiner

grossen Verwunderung gewahr, dass der Schmerz bis auf die leiseste Spur verschwunden ist. Dieser Mann war damahls jung und gesund, und hatte nie die geringste Anmahnung von Hämorrhoiden gehabt.

Die Zeit, in der man das Hüftweh, welches nicht so gefällig gewesen, von selbst zu vergehen, heilen kann, ist sehr unbestimmt. An sich ist es, wird es nicht durch die Kunst vertrieben, ein sehr langdauerndes Uebel. Es kann ein Jahr und länger währen; ja ich habe Leute gekannt, welche zwar Hülfe gesucht, aber nicht gefunden, die von der heilenden Natur langsam wieder zurecht gebracht, noch nach anderthalb Jahren, sobald sie lange stillstanden, ein lähmendes Gefühl im ganzen Fusse und ein solch widriges Ziehen über dem äusseren Knöchel spürten, dass sie genöthigt waren, sich zu setzen.

Die längste Dauer eines heilbaren Hüftwehes, die zu meiner Kenntniss gekommen, war reichlich sechzehn Jahr. Die Frau, welche so lange daran gelitten, hatte vergebens die Kunst mehrer Aerzte in Anspruch genommen, und eben so vergebens ein Pariser, ziemlich theures Geheimmittel versucht. Endlich aber wurde sie geheilt und konnte ihre lang gebrauchte Krücke wegwerfen.

Durch welches Mittel wurde sie geheilt, werdet Ihr fragen, werthe Leser! wer war der kundige Meister, der dieses verjährte Uebel zu bändigen verstand? — Ach! — es war einzig unsere Lehrmeisterinn die Natur. — Abermahls könntet Ihr zu mir sagen: Du, der du ketzerisch die schulgerechte Kunst bekrittelst, der du die Natur als deine einzige Lehrerinn ansiehest, der du uns, die wir lehren und schreiben, nur in so fern zu achten scheinst, als wir treue Dolmetscher der Geheimsprüche dieser Cumäischen Sybille sind, hast denn Du deiner angeblichen Meisterinn ihr Kunststück nicht abgelauscht? — Wahrhaftig, liebe Amtsgenossen! ich habe es ihr abgelauscht, aber, — ich kann es ihr leider nicht nachmachen. Die Selbstheilung dieses veralteten Uebels erzähle ich jedoch weit belehrender in einem anderen Kapitel; hier führe ich nur den Fall als den ausgezeichnetsten hinsichtlich seiner Dauer an.

Wenn das Hüftweh, ohne Vermischung mit einem Urorgan-

leiden, als reine Eisenaffektion des Gesammtorganismus auftritt, so heilet es sich, mag es zur Zeit, wo man zum Heilen aufgefodert wird, lange, oder minder lange bestanden haben, in kurzer Zeit, das heisst, in einer Zeit, die mit der, worin es die Natur heilet verglichen, kurz zu nennen ist; denn eine, zwei, drei Wochen sind, denke ich, doch eine kürzere Zeit, als zwei, drei, oder sechs Monate.

Ob nun jemand in Einer Woche, oder in zwei, oder drei geheilt werden wird, das lässt sich so genau nicht vorhersagen. Ich habe Fälle, die mehre Monate alt waren, in der kürzesten Frist, und andere, die neu waren, in der längeren geheilt.

Hinsichtlich der Behandlung muss man ein neues, noch nicht ausgebildetes Hüftweh, von einem älteren, ordentlich ausgebildeten unterscheiden, weil jenes einige besondere Vorsichtigkeiten erfodert. Befindet es sich nämlich noch auf dem Punkte, wo es Lendenweh ist und wo die Uebertragung des Schmerzes auf den Hüftnerven beginnt, so kann eine consensuelle Berührtheit der Bauchorgane, insonderheit der Leber dabei Statt haben und der Kranke über bitteren Mund, Blähungen und Aufstossen klagen. In diesem Falle gebe ich mit grossem Nutzen, ja zuweilen wahrhaft heilend, einen Trank von einer halben Unze gebrannter Bittersalzerde, ein Skrupel, oder eine halbe Drachme *fl. Zinci* und acht Unzen Wasser, und lasse den Kranken stündlich einen Löffel davon nehmen. Wirkt dieser Trank gleich nicht immer heilend, so macht er doch den Bauch frei, die Kranken fühlen sich darauf behaglicher und, wie sie sich gewöhnlich ausdrücken, von Herzen gesund. Siehet man nun, dass die Steifigkeit der Rückenmuskeln nachlässt und das Uebel seine wahre Form angenommen hat, so kann man den Gebrauch des Eisens beginnen.

Hier muss ich aber etwas einschalten. Wenn gleich, nach meiner Beobachtung zu sprechen, das Hüftweh in den allerseltensten Fällen salpeterischer Art war, so kann doch die epidemische Constitution zu einer Zeit so geartet sein, dass sie ausschliesslich Salpeterkrankheiten erzeugt. Unter diesen Umständen würde ich jedem rathen, beim neuen Hüftweh, wenn bestimmte Zeichen der Eisenaffektion fehlen, zuerst den kubischen Salpeter als Erkennungsmittel zu versuchen. Es ist

besser, drei oder vier Tage der Sicherheit der Erkenntniss aufzuopfern, als die ganze Krankheit in die Wirre zu bringen. — Ferner rathe ich jedem, nicht aus den gastrischen Zufällen gutgläubig auf ein Urleiden der Leber zu schliessen, und die Affektion des Hüftnerven als von diesem consensuell abhängig anzusehen. Die gastrischen Zufälle, die man zuweilen gewahret, sind meist consensueller Art; ich habe sie, so viel ich mich erinnere, nie gesehen, als im ersten Zeitraume, wo das Hüftweh noch Lendenweh, oder wo letztes im Begriff war, sich in erstes zu verwandeln. Wird man aber erst dann zum Kranken gerufen, wenn der Hüftnerv schon ordentlich ergriffen ist, so braucht man nicht viel Vorsichtigkeiten zu beobachten. Glaubt man nämlich überzeugt zu sein, dass man es mit keinem consensuellen und mit keinem Urleiden des Hüftnerven zu thun hat, so kann man das Eisen gleich geben. Ich habe schon oben gesagt, dass ich mich des *Liq. styptici* bediene und, mit einigen Tropfen anfangend, bis zu zehn für die Gabe, viermahl tags, steige. Jedoch können Umstände eintreten, die auch einen dreisteren Gebrauch rechtfertigen; denn es gibt Menschen, welchen dieses Mittel in stärkeren Gaben gut thut, indess solche, die reizbare Därme haben, von zu reichlichen Gaben Uebelkeit, Bauchschmerzen, oder Durchfall bekommen. Folgenden merkwürdigen Fall habe ich einst in hiesiger Stadt erlebt.

Ein kleiner, Ackerschaft treibender Bürger, der das Hüftweh ungefähr zehn Tage gehabt haben mochte, sprach meine Hülfe an. Er hatte den Schmerz zwar nicht im höchsten Grade, aber doch so, dass er unfähig zu seinen Geschäften war und das Bett hüten musste. Ich verschrieb den *Liq. stypt.*, viermahl tags mit sechs Tropfen anzufangen und bis zu zehn zu steigen. Am folgenden Tage besuchte ich ihn, und er kam mir, von seinem Schmerze ganz befreiet, in der Thür entgegen. Ich war erstaunt, liess mir aber mein Erstaunen nicht merken, sondern ging gleich zum Tische, wo das Gläschen mit dem *Liq. stypt.* stand. Dieses fand ich leer. Auf meine Frage: ob vielleicht jemand die Tropfen verschüttet habe, sagte er, nein, er habe sie ehrlich genommen, es seien verzweifelt mächtige Dinger; er liebe aber solche Arzenei, von der man

fühlen könne, wohin sie komme. Ich bemerkte ihm, er habe denn doch die Tropfen etwas reichlicher genommen als ich es ihm mündlich gesagt und als auf dem Zettel der Flasche geschrieben stehe. Weil er sie aber gut vertragen und sie ihm von dem Schmerz geholfen, sei an dem Missverständniss nichts gelegen.

Er versetzte darauf: am vorigen Tage habe er sich gerade eines unaufschiebbaren Bedürfnisses wegen in die Scheune geschleppt und sich den Augenblick vor meiner Ankunft wieder ins Bett gelegt. Der Schmerz sei durch diese Bewegung so heftig aufgeregt gewesen, dass er unmöglich auf meine Auslegung habe achten können. In der Zuversicht, die Tropfen würden ihm helfen, habe er auch, von Schmerz gepeiniget, nicht lange den Apothekerzettel gelesen, sondern nach Gutdünken davon in eine Tasse Wasser geschüttet, und weil er gemerkt, dass ihm diese Art des Gebrauchs keinen Schaden gethan, sei er dabei geblieben.

Er hatte wirklich eine ganze Unze *Liq. stypt.* innerhalb vierundzwanzig Stunden verzehrt.

Unter der arbeitenden Klasse, der es begreiflich sehr hinderlich ist, durch schmerzhafte Leiden von ihren Geschäften abgehalten zu werden, trifft man nicht selten Menschen, die die Arzenei in ungemessener Menge verschlucken. In dem erzählten Falle war nun freilich wenig daran gelegen; aber in solchen Fällen, wo gerade von einer geringen Gabe der verordneten Arzenei das Heil zu erwarten ist, muss man der Art Leuten nie Tropfen verschreiben, sondern die Taggabe mit Wasser zu einem Tranke machen, dann können sie doch nicht gar zu toll über die Schnur hauen.

Ich fragte noch den Liebhaber kräftiger Arzenei, ob er auch ein widriges Gefühl im Bauche von den Tropfen verspüre. Er antwortete: das gerade nicht; aber er sei so pustig, als habe er sich an starker Kost überfressen. — Das glaube ich gern, denn ob ich gleich selbst einen guten, gefälligen Magen habe, so sind doch funfzehn Tropfen *Liq. stypt.* das Höchste, was ich, ohne mir widrige Gefühle zu erwecken, auf ein Mahl vertragen kann.

Uebrigens haben mir mehrmahls Menschen aus der arbeiten-

den Klasse, von denen ich vermuthete, dass sie die Tropfen etwas reichlich nähmen, von dieser Pustigkeit gesprochen, jedoch hat es bestimmt keiner zu einer solchen Meisterschaft im Einnehmen gebracht, als der besagte Mann.

Nach einem ungefähren Ueberschlage kommt es mir vor, als habe ich weit mehr Männer als Frauen am Hüftweh behandelt, und ebenfalls nach allgemeinem Ueberschlage kommt es mir so vor, als habe ich weit öfter den linken, als den rechten Hüftnerven ergriffen gesehen. Buch habe ich freilich nicht darüber gehalten, denn wenn man sich in der Praxis alles schriftlich bemerken wollte, würde man wol, bevor man zu den Funfzigen gekommen, eine ganze Pferdefracht Schreiberei haben. — Wer einmahl das Hüftweh gehabt, der wird leicht mehrmahls davon ergriffen; nicht deshalb, weil das Uebel seiner Natur nach ein periodisches ist, sondern weil die Affektion aller Organe (diese mag geartet sein, wie sie wolle) eine Geneigtheit der Organe zu derselben Krankheitsform zurücklässt. Wer einmahl ein solches Leid gehabt, der kann es durch eine Veranlassung wiederbekommen, durch welche es ein anderer nicht bekommt. So kann z. B. der, der einmahl das Hüftweh gehabt, es durch ein einfaches Fieber wiederbekommen, bei welchem jeder andere nur etwas schmerzhaftes Ziehen in den Füssen klagt, leicht, gar leicht durch ein Wechselfieber, auch wol durch ein gastrisches, oder Gehirnfieber. Man muss sich aber bei Leibe nicht in den Kopf setzen, als sei das nach Jahren wiederkehrende Hüftweh mit dem früher erkannten und geheilten immer gleichartig. Das kann es allerdings sein, aber es kann auch eben so gut ganz anders geartet sein. So kann es z. B. jetzt eine im Hüftnerven vorwaltende Eisenaffektion des Gesammtorganismus, über vier oder fünf Jahre bei seiner Rückkehr ein Urleiden des Hüftnerven, und abermahls bei einer künftigen Rückkehr ein consensuelles Leiden des Hüftnerven sein. Man muss also jedesmahl die Sache genau untersuchen, wenn man helfen will.

Ich habe viermahl in meinem Leben selbst dieses verdammte Leid gehabt, bin aber jedesmahl mit einer acht, oder zehntägigen Haft davon gekommen, ohne jedoch nach aufgehobener Haft zum Tanzen, Springen, oder anderen Turnübungen son-

derlich geschickt gewesen zu sein, vielmehr muss ich gestehen, meine Geschäfte mit Unlust beschickt zu haben.

Bis jetzt habe ich bloss von dem Hüftweh gesprochen, welches eine reine Eisenaffektion des Gesammtorganismus ist. Nicht immer ist es aber so rein geartet, bisweilen ist es vermischt, theils mit chronischen Organleiden, theils mit neuen epidemischen. Will man den Leuten helfen, muss man nothwendig auf diese Vermischung Acht haben, sie erforschen und sie beseitigen.

Hinsichtlich der chronischen Organleiden mache ich vorzüglich aufmerksam auf Leber und Milz. Wollte man aus der Seite, deren Hüftnerv ergriffen ist, auf eine Krankheit eines dieser Bauchorgane schliessen, so würde man die Wahrheit bei weitem nicht in jedem Falle treffen. Zuweilen verhält sich die Sache ganz umgekehrt. Ich habe gar oft den linken Hüftnerven durch ein Urleiden der Leber affizirt gefunden, und in seltneren Fällen den rechten durch ein Urleiden der Milz. Bei grosser Schwierigkeit der Erkenntniss, wo man, von allen Zeichen verlassen, die Artung der Krankheit bloss durch Probemittel erkennen muss, also am ersten und liebsten auf das probet, was am wahrscheinlichsten und schnellsten zur Heilung führt, thut man immer am besten, sich zuerst nach der erkrankten Seite zu richten.

Man muss sich aber ganz den rohen Gedanken aus dem Kopfe schlagen, als ob bloss handgreifliche Leiden dieser Organe solche consensuelle Hüftnervenberührtheit verursachten. Nein! nein! diese handgreiflichen Leiden bewirken sie gerade am seltensten. Jene geheime, von den meisten Aerzten unbeachtete Berührtheit der Organe, die sich nicht durch sichtbare und fühlbare Störung der Verrichtung der berührten Organe selbst, sondern in gar manchen Fällen einzig durch consensuelle Leiden anderer Organe offenbaret, sie ist es, auf welche wir vorzüglich unser Augenmerk richten müssen. So habe ich mehrmahls eine Leberberührtheit mit dem Hüftweh verbunden gesehen, die sich einzig durch goldfarbenen Harn, und in anderen Fällen Milzberührtheit, die sich einzig durch blassen, ungleichen, bald klaren, bald weiss absetzenden Harn, oder durch leise, nur blickliche harnstrengige Mahnungen dem

Beobachter verdächtigte. Beachtet man solche mit der Eisenaffektion des Gesammtorganismus vermischte Organberührtheiten nicht, oder kann man sie bei der gänzlichen Abwesenheit aller, auch der leisesten Zeichen nicht beachten, so wird man während der Behandlung der Krankheit auf folgende Weise den Missgriff gewahr. Bei dem Gebrauche des Eisens wird das Hüftweh minder, aber es verschwindet nicht ganz, oder es verschwindet bis auf einen kleinen Rest und dieser will nicht weichen; nebst dem durch anhaltende Bewegung aufgeregten Schmerz bleibt noch ein gewisses Missbehagen im Körper zurück; oder das Hüftweh verschwindet ganz, erscheint aber nach einem ein- oder zweistündigen Gange wieder eben so, als es vor der Eisenkur war. Hat man nun anfangs nicht an eine entferntere Organberührtheit gedacht, oder hat man, wegen Abwesenheit aller Zeichen, als Verstandesmensch das bloss Mögliche nicht beachten dürfen, so ist es jetzt Zeit, entweder das durch Zeichen erkennbare kranke Organ zu heilen, oder das durch keine Zeichen sich verrathende durch Probemittel aufzusuchen. Sobald man dieses findet und es heilet, heilet man auch dadurch gleichzeitig den kranken Hüftnerven.

Jetzt wollen wir noch kürzlich von der epidemischen Organberührtheit sprechen, welche sich mit einer im Hüftnerven vorwaltenden Eisenaffektion paaren kann. Zu einer Zeit, wo solche Krankheiten der Organe als Urleiden derselben landgängig sind, liegt wol jedem Arzte der Gedanke nahe, dass die epidemische Urorganberührtheit sich mit der als Hüftweh offenbarten Eisenaffektion des Gesammtorganismus paaren könne. Allzeit verhält sich dieses freilich in der Wirklichkeit nicht so, denn ich habe zu den verschiedenen Zeiten, da Leber-, oder Pankreas-, oder Gehirnleiden landgängig waren, Hüftwehkranke behandelt, welche einzig durch Eisen geheilt wurden, ohne dass auch nur die geringste Stockung in dem Fortschreiten der Besserung, bei mir den Verdacht eines vermischten Krankheitszustandes hätte aufkommen lassen. In anderen Fällen aber habe ich eine solche Vermischung da, wo ich sie nicht geahnet, wahrgenommen, das heisst, praktisch wahrgenommen; ich habe nämlich da, wo in der durch Eisen

bewirkten Besserung eine Stockung eintrat, das Eigenheilmittel auf das landgängig erkrankte Organ, entweder gleichzeitig mit dem Eisen, oder, wenn des letzten schon genug gebraucht war, allein gegeben, und nicht selten überraschende Heilung gesehen.

An mir selbst machte ich einst einen dahin einschlagenden Versuch, dessen Erzählung wohl nicht ganz unbelehrend sein mag. Im Jahre 1828 litt ich am Hüftweh. Durch Eisen stellte ich mich so weit wieder her, dass mir niemand mehr etwas anmerken konnte. Ich selbst konnte aber nur zu gut gewahr werden, dass nicht alles war, wie es sein musste; theils fühlte ich noch Schmerz, wenn ich ein paar Stunden, meine Geschäfte beschickend, in der Stadt herumgegangen war, und musste mich aufs Sofa legen, um den Schmerz verschreinen zu lassen, theils fühlte ich auch eine leise Trübung meines Befindens, welche sich nicht durch Mangel an Esslust, durch schlechte Verdauung, durch unruhigen Schlaf, oder durch andere sichtbare Störung der gewohnten Gesundheit, sondern durch eine gewisse Sehnsucht nach Ruhe offenbarte. Die deutlichste Veränderung in meinem Befinden war, dass ich nachts ungewöhnlich lange schlief. Bin ich bei vollkommner Gesundheit um zehn, halb eilf eingeschlafen, so wache ich um halb vier oder vier auf und mein Hauptschlaf ist abgethan. Jetzt schlief ich ganz ruhig, ohne aufzuwachen, bis sieben Uhr, und würde gern noch länger geschlafen haben, wenn meine Geschäfte es erlaubt hätten. Es kam mir wahrhaftig so vor, als sei ich zurück, in meine Kindheit versetzt, wo es mir hart ankam, um sieben Uhr aufzustehn. Solch eine Veränderung in der gewohnten Weise eines Menschen, wenn sie gleich ohne krankhafte Gefühle sich zeiget, bedeutet gewöhnlich nicht viel Gutes.

Da ich nun oft genug bemerkt, dass epidemische Organberührtheit einen guten Theil der davon Ergriffenen nicht eigentlich krank macht, sondern nur ihre Gesundheit ein wenig trübt, so kam ich auf den Gedanken, ob auch mein widerspenstiges Hüftweh wol zum Theil von einem solchen epidemischen Einflusse abhangen möchte. Damahls herrschten Krankheiten, die ich für ein Urleiden des *Plexus coeliaci* ansah und mit Bittermandelwasser heilte. Es war also eben kein grosses

Wagniss, dieses Mittel zu versuchen. Da ich schon bei drei Wochen Eisen genug gebraucht, die Besserung, die es bewirkt, offenbar stillstand, so war es unverkennbar, dass mein Uebel keine reine Eisenaffektion sein konnte. Ich liess also das Eisen ganz fahren, nahm täglich eine Unze Bittermandelwasser in getheilten Gaben, und — wie ich dieses drei Tage gethan, war der Rest meines Hüftwehes ganz verschwunden. Nun war noch nöthig, die Probe auf die Kur zu machen; dazu bot sich gleich eine treffliche Gelegenheit.

Ich wurde gebeten, eine kranke Frau in einem zwei Wegstunden entlegenen Städtchen zu besuchen, und sagte meinen Besuch bestimmt auf den 26. Januar zu, denkend, ich würde den Weg gar gemächlich in meinem Wagen machen. Das ging aber ganz anders als ich dachte. Da ich bestimmt hatte, mit dem Tage auszufahren, kam mein Kutscher eine Stunde vor Tage mir ankündigen, es sei die Nacht ein solch höllisches Wetter mit Sturm und Schneegestöber eingetreten, dass er nicht wisse, wie er durch den an sich garstigen, mit tiefen Gleisen durchschnittenen, jetzt verschneiten Weg ohne Unglück kommen solle. Ich stand auf, und nachdem ich mich von der Wahrheit seines Vorgebens überzeugt, verging mir selbst die Lust zum Fahren. Ich verabscheue es nämlich, einen Weg zu Wagen zu machen, auf welchem ich jeden Augenblick fürchten muss, entweder umgeworfen zu werden, oder die Pferde lahm zu fahren. Ich entschloss mich also kurz und gut eine Probe auf meinen Hüftnerven zu machen und zu Fusse zu gehen.

Nachdem ich meine, wegen dieses Unternehmens sehr besorgte Gattinn beschwichtiget und zu ihrer Beruhigung eingewilliget, den Kutscher mitzunehmen, wiewol ich nicht recht begriff, wozu er mir dienen sollte, machte ich mich mit dem Tage auf den Pfad, vermied auf einem Umwege durch Holzung einigermassen den Sturm und die Schneewellen, und machte schon die Bemerkung, die ich mehrmahls gemacht, dass solch wüstes Wetter sich im Hause hinter dem Ofen viel unfreundlicher ansiehet, als es wirklich ist, wenn man sich darin befindet. Ich legte selbst mit Vergnügen den Weg bis zum letzten Viertel zurück. Da lag nun aber ein unbeschütztes, unvermeidliches Blachfeld vor mir. Den tief zugeschneiten

Weg zu halten, war unmöglich, also musste ich zur Seite über die gefrorenen Ackerfurchen, die hohen Schneewellen vermeidend, in einer Schlangenlinie wandern. Der Sturm, mir entgegen, war so stark, dass er mich nöthigte, mit vorgelegtem Leibe gegen ihn anzukämpfen. Es bedünkte mich, als käme ich fast nicht vom Flecke, als würde ich wol eine Stunde Zeit gebrauchen, um diese halbe Wegstunde zurückzulegen. Das Gefühl des Menschen muss aber sehr täuschend sein, denn da ich unter dem Thore des Städtchens auf meine Uhr sah, wurde ich zu meiner Ueberraschung gewahr, dass ich nur fünf Minuten länger als gewöhnlich auf dem Wege zugebracht, und diese fünf Minuten konnte man reichlich auf das Vermeiden der Schneewellen rechnen. Die Leute, zu denen ich kam und die gehört hatten, ich sei etwas unwohl gewesen, wunderten sich bass, da sie den beschneiten Wandersmann eintreten sahen; sie behaupteten nach einer alten Sprechweise, es sei ein Wetter, dass ein ehrlicher Mann keinen Hund hinausjagen würde. Da die Hausfrau aber wirklich meine Gegenwart nöthig hatte, so liess ich die guten Menschen dabei, dass ich, bloss als Mann von Wort mein Versprechen erfüllend, mich diesem Ungemache ausgesetzt, und sagte ihnen nicht, dass ich zugleich die Absicht habe, ein Experiment auf meinen *Nervum ischiadicum* zu machen. Hinsichtlich des Hundes hatten sie aber wirklich Recht, es war mir auf dem ganzen Wege weder Hund noch Katze zu Gesicht gekommen; beim Heimgange begegneten mir die ersten lebendigen Geschöpfe, ein paar Holzsäger mit verhüllten Mäulern.

Wie ging es mir nun nach diesem Strausse? — Gut, recht gut, ich fühlte nicht das mindeste Ziehen im Hüftnerven und war jetzt von seiner vollkommnen Genesung überzeugt.

Ein Gang von ein paar Stunden über Land ist die beste Probe auf die Heilung; ist diese nicht gründlich, so fühlt man hintennach ein widriges Ziehen im Nerven, ist sie aber gründlich, so kann man wol müde werden, wie jeder andere, aber man fühlt nicht, dass man einen *Nervum ischiadicum* hat. Nothwendig ist es eben nicht, einen solchen Probegang in Sturm und Schnee zu machen; ich hätte ihn auch lieber bei gutem Wetter gemacht, aber es fügte sich so, dass es gerade stürmte

und schneiete und dass ich der Kranken meinen Besuch bestimmt zugesagt.

Ich habe im dritten Kapitel, von dem Hüftweh handelnd, gesagt, dass ich von der Erkrankung des Hüftnerven nie Folgeverkrüppelung gesehen, mir also einst eine durch das lange Verharren in der nämlichen Stellung krumm gewordene Frau eine auffallende Erscheinung gewesen. Was ich dort gesagt, gilt begreiflich nur von Erwachsenen; von Kindern würde die Behauptung gegen die allgemeine Erfahrung streiten. Verharren diese lange in Einer Stellung, so wird ihr Knochengerüst gar leicht verschoben; manche im Wachsen begriffene Mädchen verkrüppeln ja am Stickrahmen, manche Knaben am Schreibtische. Je jünger die Körper, je leichter werden sie verkrüppelt. Auch junge Kinder kann ein körperlicher Schmerz an eine gewisse Stellung bannen und dadurch ihr Knochengerüst theilicht verschoben werden; die Erkrankung des Hüftnerven ist eine Veranlassung zur Verkrüppelung, die man nicht übersehen darf. Ob die chronische Entzündung und Eiterung im Hüftgelenk, deren Folge theilichte Zerstörung des Gelenkkopfes und Exartikulation ist, in manchen Fällen nicht ursprünglich von einer Erkrankung des Hüftnerven abhange, will ich nicht untersuchen. Auf Etwas, welches ich aber nur in einem einzigen Falle beobachtet habe, muss ich jedoch meine Leser aufmerksam machen.

Wenn bei einer ausgezeichnet schmerzhaften Erkrankung des Hüftnerven der Schmerz durch dienliche Mittel gehoben ist, so kann ein Zustand in den Muskeln überbleiben, der einer unvollkommnen Lähmung sehr ähnlich scheint, im Grunde aber wol nichts anders sein wird, als eine bloss veränderte Form der Hüftnervenerkrankung. Ich schliesse dieses daraus, weil diese scheinbare Lähmung dem fortgesetzten Gebrauche des nämlichen Mittels weicht, welches den Schmerz gehoben hat. Wenn nun ein Kind nach beseitigtem Schmerz lange in der nämlichen Körperstellung verharret, so kann, je nachdem die Stellung sich dazu eignet, nicht bloss eine Verschiebung der Lendenwirbel, sondern auch eine allmählige mechanische Exartikulation des Schenkelgelenkkopfes die Folge davon sein. Darum ist es nöthig, nach beseitigtem Schmerz die Aeltern

zu ermahnen, dass sie das Kind nicht in der nämlichen Stellung sitzen lassen, und am wenigsten in einer solchen, wodurch die Exartikulation könnte veranlasst werden. Folgen sie der Ermahnung nicht, so können sie sich die Verkrüppelung des Kindes selbst zuschreiben. Uebrigens habe ich mich durch den Einen Fall überzeugt, dass eine solche allmälig bewirkte mechanische Exartikulation ein weit anderes Ding ist als die durch Gelenkeiterung bewirkte. Letzte ist sehr gefährlich, niemand kann sich für den Ausgang verbürgen; erste ist ohne Gefahr. Bei dieser ist das Kind weit, weit früher befähiget, schmerzlos, obgleich hinkend zu gehen, als bei jener. Bei dem durch Gelenkeiterung theilicht zerstörten Gelenkkopfe ist das schmerzlose Gehen unmöglich, bevor nicht die Natur die Rauhigkeit des exartikulirten Gelenkkopfrestes abgeglättet hat, wozu jedenfalls Zeit gehört. Bei der allmähligen mechanischen Exartikulation ist der Gelenkkopf glatt, mithin kann er sich weit gemächlicher Platz auf dem Hüftbeine machen, und gerade wegen seiner Glätte muss die Befähigung, zwar hinkend, aber doch schmerzlos zu gehen, weit früher eintreten.

Scorbut. Es muss wol zwei verschiedene Arten dieses Uebels geben, den See- und den Landscorbut. Ich schliesse das daraus, weil, nach den Reiseberichten der Seefahrer, das scorbutische Schiffsvolk am Lande bloss durch den Gebrauch frischer Nahrungsmittel geneset. Nun kann aber jemand, der immer auf dem festen Lande gewohnt und frische, gesunde Kost gegessen hat, vom Scorbut ergriffen werden; ich meine also, dass dieser Scorbut anders geartet sein müsse als jener.

Vom Seescorbut weiss ich nichts zu sagen, denn ich habe nie die See befahren, aber vom Landscorbut behaupte ich mit Bestimmtheit, dass er in der Gegend, wo ich die Kunst übe, unter den chronischen Uebeln eines der seltneren ist. Wollte man alle die Leute für scorbutisch halten, die wegen des geschwollenen und blutenden Zahnfleisches sich selbst dafür ausgeben, so würde man eine grosse Unerfahrenheit verrathen. Dieser Zufall ist in weit den meisten Fällen ein örtliches Leiden des Zahnfleisches, oder hängt von der Krankhaftigkeit einer oder mehrer Zahnwurzeln ab. Der echte Landscorbut, der sich durch Mattigkeit, Schmerz der Beine, grosse, blaue, nicht

scharf umschriebene Flecken, stinkenden Athem, geschwollenes, blauliches, blutendes Zahnfleisch und durch mehr oder minder dunkel gefärbten, laugensalzigen Harn offenbaret, ist ein ganz anderes Ding. Wird hier dem Kranken nicht durch zweckmässige Mittel geholfen, so muss er verderben. In den einzelnen Fällen, die ich beobachtet, schaffte das Eisen (*Tinct. ferri acet.*, oder *liq. stypt.*) nicht einbildischen, sondern augenscheinlichen Nutzen, und beförderte die Heilung weit rascher, als ich dieses früher je durch Säuren und sogenannte *Antiscorbutica* gesehen.

Mit dem Scorbut scheint die Schwärzung einzelner Glieder ein wenig verwandt zu sein. Sie ist mir aber sehr selten vorgekommen; den letzten Fall habe ich vor neun Jahren behandelt. Hier war die äussere Seite des rechten Ober- und Unterschenkels so glänzend schwarz, als sei sie mit Pottloth gefärbt. Uebrigens war der Mann mit keinem anderen Zeichen des Scorbuts behaftet, sein Harn jedoch laugensalzig. Auf den Gebrauch des *Liq. stypt.* veränderte die schwarze Farbe in die violette, diese in die natürliche Hautfarbe. Uebrigens war der Kranke einer von den täglichen Branntweinsäufern, der auch seinem schwarzen Beine zu Liebe das Saufen nicht wird unterlassen haben.

Näher mit dem Scorbut verwandt scheint die Fleckenkrankheit zu sein, die ich öfter in meinem Leben gesehen habe als den wirklichen Scorbut. Die Flecken, die ich gesehen, waren bei verschiedenen Kranken verschieden. Bei einigen klein, wie alte Flohstiche ohne Hof, dunkel violett, oder ganz schwarz, entweder mit scharf umschriebenen Rändern, oder gezackt. Bei andern von verschiedener Grösse, die kleinsten wie Linsen, die grössten wie der Nagel eines Fingers, ihre Gestalt unregelmässig rund, ihre Ränder scharf abgeschnitten, ihre Farbe schwarz. Bei dem grössten Theile schien, nach dem Ansehen zu schliessen, die Verbindung zwischen Oberhaut und Schleimhaut nicht verändert zu sein. Bei zweien war aber eine krankhafte Veränderung dieser Verbindung sichtbar, denn wenn sie sich nur ein wenig an die Flecken stiessen oder rieben, so schälte sich die Oberhaut ab und es erfolgte Blutung. Eine einzige Frau habe ich gesehen, die mehre

Flecken auf der Zunge hatte; weil hier durch das Käuen die Oberhaut von den Flecken abgerieben wurde, blutete ihr beständig der Mund. Uebrigens sind Blutungen nicht immer mit dieser Krankheitsform verbunden; ob sie entstehen, oder ausbleiben, hängt vom Zufalle ab. Am lästigsten ist die aus der Nase, sie kann wirklich den Arzt in Verlegenheit setzen, und man mag wol jedem rathen, gleich anfänglich ernsthafte Massregeln zu ergreifen.

Die Fälle von Fleckenkrankheit, die mir vorgekommen, seit ich mich zu der geheimärztlichen Heillehre gehalten, habe ich mit *Liq. stypt.*, oder essigsaurem Eisen geheilt. Früher bediente ich mich einzig der Schwefelsäure; die erste Behandlung ist aber der letzten weit vorzuziehen, nicht bloss weil sie die Heilung geschwinder bewirkt, sondern deshalb, weil manche Menschen nur ungern eine solche Menge Säure verschlucken, als zur baldigen Heilung nöthig ist.

Die Heilung geschiehet folgendermassen. Zuerst verschwinden alle krankhafte Gefühle, wozu man besonders das der Mattigkeit rechnen muss, bei manchen auch die vermeintlichen Rheumatismen. Der Harn, war er laugensalzig, welches er bei einem ziemlich hohen Grade des Uebels wol immer sein wird, wird erst neutral und dann sauer. Hinsichtlich des Verschwindens der Flecken findet aber ein grosser Unterschied Statt. Bei einem geringeren Grade der Krankheit scheint das Blut bloss in solche Gefässe gedrungen zu sein, welche im gesunden Zustande kein rothes Blut führen. Dadurch werden kleine Flecken gebildet, die, violett, oder schwarz, wie die gewöhnlichen Petechien beim Petechialfieber aussehen. Diese Petechien verschwinden gleichzeitig mit dem Besserwerden des ganzen Befindens. Es scheint also, dass das Blut nur in solche kleine Gefässe gedrungen ist, die bei der Besserung des ganzen krankhaften Zustandes fähig sind, es zur Gesammtblutmasse auf eine mir freilich unbekannte Weise zurückzubefördern.

In anderen Fällen scheinet das Blut in noch feinere Gefässe, und zwar in solche gedrungen zu sein, welche bei der Besserung des ganzen Krankheitszustandes, vermöge ihrer Organisation nicht befähiget sein können, es geradezu zur Gesammtblutmasse zurückzubefördern. Ich schliesse dieses aus

der Beobachtung, dass solche Flecken nicht verhältlich mit der Rückkehr der Gesundheit verschwinden, sondern später wie Blutunterlaufungen durch die Einsaugung.

Uebrigens habe ich bis jetzt noch nie eine Fleckenkrankheit mit rothen Flecken gesehen, muss aber wol glauben, dass die von einigen anderen Aerzten behandelte mit der von mir eben beschriebenen nicht gleichartig gewesen sei; denn ich habe ja in neuer Zeit gelesen, dass einer sie mit Glaubersalz, ein anderer mit Calomel will geheilt haben. Wahrlich! ich hätte meinen Kranken weder das eine, noch das andere geben mögen.

Man sagt, der *Morb. haemorr. mac.* sei ohne Fieber. — Nun solche Behauptung kann wahr und auch unwahr sein, je nachdem der Begriff ist, den man sich vom Fieber macht, und einen bestimmten kann wol keiner haben. Dass eine Affektion des Gesammtorganismus, die sich durch die beschriebenen Zeichen offenbaret, ohne mancherlei krankhafte Gefühle Statt haben könne, lässt sich nicht wol denken; ob sie aber gerade auf das Schlagadersystem den ärztlichen Fingern fühlbar wirkt, das hängt von dem eigenthümlichen Grade der Reizbarkeit dieses Systems in den verschiedenen Körpern ab, und der ist bekanntlich in verschiedenen Körpern sehr verschieden.

Ein einziges Mahl und zwar in früheren Jahren hatte ich die seltene Gelegenheit, die Entstehung der violetten Flecken mit meinen Augen zu sehen. Ein fast noch kindisches Edelfräulein ward, auf einer Reise ein wenig unwohl, von so starkem Nasenbluten befallen, dass die Mutter einen Arzt zu Hülfe rufen musste. Gleich nach ihrer Rückkehr, da ich mich gerade anderer Geschäfte wegen im Schlosse befand, musste sie sich ohne erkennbare Veranlassung erbrechen; die Anstrengung des Erbrechens bewirkte augenblicklich den Ausbruch unzähliger Flecken am Halse, die sich hinsichtlich ihrer Form und Farbe in gar nichts von den gemeinen, kleinen, violetten Petechien des Faul- oder Petechialfiebers unterschieden. Absichtlich verweilte ich noch etliche Stunden, um zu sehen, ob sie vielleicht eben so von selbst vergehen würden als sie gekommen. Sie blieben aber und verschwanden erst nach

etlichen Tagen nebst dem geringen Unwohlsein, welches schon vor dem Nasenbluten sich gezeigt, bei dem Gebrauche der Schwefelsäure, die ich damahls noch in solchen Fällen zu geben pflegte.

Diese Beobachtung ist in pathogenetischer Hinsicht sehr merkwürdig; sie zwingt uns gleichsam, über den Unterschied der violetten, schwarzen und der rothen Flecken nachzudenken. Ich überlasse das aber dem Leser, da es ausser meinem Plane liegt, mich in solche Erörterungen einzulassen.

Die Leser werden jetzt auch wol erwarten, dass ich vom Petechialfieber ein Wort sage. Ich habe dieses aber seit vierzig Jahren epidemisch nicht beobachtet, und es seitdem nur ein einziges Mahl, lange bevor ich die geheimärztliche Lehre kannte, in der Hütte eines armen Mannes gesehen, kann also aus Erfahrung nicht von der Wirkung des Eisens bei demselben sprechen. Was mich früher die Erfahrung von diesem bösen, ansteckenden Fieber gelehret, will ich weiter unten, wo ich von den dem Eisen verwandten Mitteln sprechen werde, vortragen.

Wassersucht. Diese ist in manchen Fällen eine reine Eisenaffektion des Gesammtorganismus, welche in den Nieren, die aussondernde Verrichtung derselben störend, vorwaltet; in anderen Fällen ist sie nicht rein, sondern mit dem Urleiden eines Organs gepaaret.

Zuerst werde ich von der reinen Eisenaffektion sprechen. — Es ist mir höchst wahrscheinlich, dass diese Wassersucht bloss von einem Vorwalten jener Affektion des Gesammtorganismus in den Nieren abhängt, nicht von einem Vorwalten in den einsaugenden, oder aushauchenden Gefässen; zum wenigsten ist Letztes nicht das Gewöhnliche, sondern man muss es bloss als Ausnahme von der Regel betrachten.

Die Erkenntniss der durch Eisen heilbaren Wassersucht ist zuweilen kinderleicht, zuweilen schwieriger. Leicht ist sie da, wo die Laugensalzigkeit des Harnes die Art der Krankheit offenbaret, schwieriger da, wo der Harn nicht diese gesundheitswidrige Beschaffenheit hat.

In Fällen, wo die Harnabsonderung sehr gering und der wenige Harn sehr trübe und braun ist, lässt sich zuweilen

aus demselben der Zustand des Gesammtorganismus übel beurtheilen; hier kann nämlich das Lackmusspapier Säure anzeigen, und diese Probe dennoch falsch sein. Um zur richtigen Beurtheilung zu gelangen, gibt es ein kleines Kunststück, welches zwar nicht allzeit, aber doch oft glückt. Man muss zuerst ein gutes Nierenmittel reichen (die Goldruthe, oder die Cochenille), dieses vermehrt nicht selten die Harnabsonderung, und wenn man dann den Harn untersucht, kann man ihn laugensalzig finden, da man ihn, während er in unbedeutender Menge ausgesondert wurde, sauer gefunden. Ich kenne den Menschenleib nicht so genau, um diese Sonderbarkeit erklären zu können; genug, dass ich weiss, man kann zuweilen auf diese Weise gemächlich zur Erkenntniss gelangen. Man hat bei der Probe zugleich den Vortheil, dass man sich überzeugt, ein Urleiden der Nieren sei nicht vorhanden. Bei einem Urleiden dieser Organe helfen nämlich die Nierenmittel allein; vermehren sie aber bei einer in den Nieren vorwaltenden Eisenaffektion die Harnabsonderung auch etwas, so hat diese gute Wirkung keinen Bestand. Wer das nicht kennt, der glaubt, sobald er die Harnabsonderung vermehren siehet, er habe gewonnen Spiel, hernach wird er gewahr, dass die vermeintliche Besserung stillsteht, er siehet dann wol, dass er sich getäuscht, weiss aber nicht, woran das Ding hakt.

Ferner erinnere ich auch noch an den Probegebrauch des Natrons, oder des Ammoniums, wovon ich früher, bei Besprechung der mit einer Ureisenaffektion gepaarten Leberkrankheit schon alles gesagt, was auch bei der Wassersucht anwendbar sein möchte.

Ich bediene mich zur Heilung der Wassersucht entweder der essigsauren Eisentinktur, oder des *Liq. stypt.* Der Harn wird, war er anfänglich trübe und dunkel braun, zuerst klar und braun, dann gehet die braune Färbung durch Schattungen von Hellbraun, Dunkelgelb, Hellgelb, Goldfarbe in das Strohgelbe über. Die Mengevermehrung hält gewöhnlich gleichen Schritt mit dieser Farbenveränderung. Wo aber vor dem Gebrauche des Eisens die Farbe des Harns von der gesundheitsgemässen wenig abwich, (vollkommen gesundheitsgemäss trifft man sie selten bei reinen Eisenaffektionen) kann man

sich allein durch die Vermehrung von der Heilwirkung des Eisens überzeugen.

Da, wo der Harn stark laugensalzig ist, währet es jedoch zuweilen ziemlich lange, ehe er seine Säure wieder annimmt. So lange diese Umänderung zum Normalen noch nicht geschehen ist, kann man, wäre auch alles Wasser entleeret, nicht sicher der gründlichen Heilung sein, sondern man muss das Eisen, bis sich diese Umänderung gemacht, fortgebrauchen lassen.

In manchen Fällen geschiehet die Säurung des Harns in wenigen Tagen; ich erinnere aber absichtlich an das Schwierigere, damit sich niemand täusche, und glaube, er könne den laugensalzigen Harn jederzeit in drei oder vier Tagen sauer machen.

Wenn vor dem Gebrauche des Eisens der laugensalzige Harn nicht trübe und dunkelgefärbt, sondern nur ein wenig trübe, oder selbst klar und weiss ist, so muss man daraus nicht schliessen, die Eisenaffektion sei dem Grade nach geringer, als da, wo der Harn dunkelbraun und morastig ist; ich habe zum wenigsten eine solche Uebereinstimmung der Harnfarbe mit dem Grade der Eisenaffektion im Allgemeinen nicht beobachtet. Schwarzen Harn siehet man äusserst selten, und wo man ihn zu sehen glaubt, wird man sich wol in den meisten Fällen durch Zugiessen von Wasser überzeugen können, dass er nicht wirklich schwarz, sondern ganz dunkelbraun ist. Wirklich schwärzlich gefärbten habe ich nur ein einziges Mahl gesehen. Er war vollkommen klar, strohgelb mit einer schwarzen Schattung, als sei ein wenig Dinte darunter gemischt. Dass diese schwärzliche Färbung nicht von der Unreinigkeit des Harntopfes herrührte, davon überzeugte ich mich hinlänglich. Er blieb mehre Tage so, verlor dann bei der fortschreitenden Besserung des Kranken die schwärzliche Färbung und wurde sauer, da er früher schwachlaugensalzig gewesen war.

Einen seltenen Fall von Bauchwassersucht habe ich einst bei einer armen, alten Frau beobachtet. Sie hatte, nebst der Bauchwassersucht und geschwollenen Füssen, schwarze Flecken auf der Haut, gerade so, wie die grösseren beim *Morb. haemorrhag. mac.* zu sein pflegen. Ich wollte ihren Harn untersuchen,

hatte aber das Lackmusspapier vergessen, warf also ein Stückchen Kupfervitriol, welches ich zufällig bei mir führte, in das Glas, worin man den Harn gethan. Dieser brauste so heftig dadurch auf, dass ein gutes Theil über den Rand des Glases lief; es erzeugte sich hernach ein grüner Niederschlag.

Durch den *Liq. stypticus* genas diese Frau; die schwarzen Flecken standen aber noch auf der Haut, da durch die vermehrte Harnabsonderung Bauch und Füsse schon entleeret waren. Der Harn nahm ganz ungewöhnlich spät seine Säure wieder an.

Jetzt wollen wir von der aus einer Ureisenaffektion des Gesammtorganismus und aus einem Urorganleiden gemischten Wassersucht sprechen. Diese ist im Allgemeinen weit schwieriger zu erkennen und zu heilen als die einfache, von der wir bis jetzt gehandelt. Ein Arzt, der gern prophezeiet, kann, durch die anfängliche gute Wirkung der Mittel getäuscht, Versprechungen machen, die er zu halten nicht im Stande ist; darum rathe ich wohlmeinend jedem, nicht zu viel zu versprechen. Es ist aber ein grosser Unterschied zwischen den Organleiden; einige sind neu, andere alt. Zu den neuen gehören vorzüglich solche, welche von epidemischen Einflüssen erzeugt sind. Machen diese nicht bettlägerig, so wird auch keine Hülfe gesucht. Der davon Ergriffene, heilt ihn nicht die Natur, pflegt gewöhnlich eine Zeit lang zu siechen, bekommt kurzen Athem, fühlt hernach Spannung des Bauches, endlich schwellen ihm die Füsse. Nun erst kommt ihm das Ding unheimlich vor und er gehet zum Arzte. Findet man in solchen Fällen keine bestimmte Zeichen der Eisenaffektion, so handelt man immer am klügsten, wenn man das Organheilmittel ganz unvermischt auf das urerkrankte Organ gibt, denn durch die Bank wird man, je nachdem man dieses Organ heilt, zugleich die davon consensuell abhangige Nierenaffektion, mithin auch die Wassersucht heilen. In manchen Fällen kann freilich die consensuelle Nierenaffektion schon zur Uraffektion dieser Organe geworden sein, wo man dann allein Nierenmittel anwenden muss.

Es trifft aber zu Zeiten, dass epidemische Urorganleiden, die einige Zeit im Körper genestet, die ich aber deshalb noch

nicht zu den chronischen rechnen möchte, mit einer Ureisenaffektion des Gesammtorganismus sich mischen. Hier hangt die Eisenaffektion entweder von der Eigenthümlichkeit des Körpers, oder von epidemischen Einflüssen ab. Letztes ist also zu verstehen: vor zwei, oder drei Monat, da z. B. Urleberleiden herrschten, wurde die Leber eines Menschen leise von dieser epidemischen Einwirkung berührt. Jetzt da er, um sich heilen zu lassen, wassersüchtig zum Arzte kommt, kann die epidemische Constitution so verändert sein, dass sie Eisenaffektion des Gesammtorganismus erzeugt. Diese epidemische Constitution kann den früher leberkranken Mann berührt und ihn in einen gemischten Krankheitszustand versetzt haben. Die Ureisenaffektion mag nun aber von einer solchen epidemischen Berührtheit, oder von einer unerklärlichen Eigenthümlichkeit des ergriffenen Körpers abhangen, so thut man am besten, das Eisen mit dem passlichen Organheilmittel entweder gleichzeitig, oder verbunden zu geben. Obgleich ich ein grosser Freund von einfacher Medizin bin, so muss ich doch bemerken, dass man in besagten gemischten Fällen weder allein mit dem Eisen, noch allein mit dem Organheilmittel ausreicht: von beiden vereint siehet man überraschende Heilwirkung. Aber auch bei solchen vermischten Fällen muss man immer an die Möglichkeit denken, dass durch die Zeit ein Leber-, Milz-, oder anderes Organleiden zum Urnierenleiden werden könne, und wo man diese Vermuthung hat, statt eines Leber-, oder Milzmittels, ein gutes Nierenmittel gleichzeitig mit dem Eisen gebrauchen lassen. Da ich aber von diesem Metaschematismus im Vorigen zur Genüge geredet, wird es jetzt hinreichen, den sehr wichtigen Gegenstand nur beiläufig in Erinnerung gebracht zu haben.

Jetzt müssen wir noch von der Wassersucht sprechen, die aus einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus und aus einem alten Organfehler zusammengesetzt ist. Sie ist zuweilen sehr böse zu heilen, zuweilen ganz unheilbar, das heisst, meiner Kunst unheilbar. Es kann mitunter ein wunderliches Verhältniss zwischen dem alten Organfehler und der Eisenaffektion Statt haben. Letzte kann, in den Nieren vorwaltend, allein die gestörte Harnabsonderung und die davon abhangende

Wassersucht gemacht haben, und der alte Organfehler kann ganz unschuldig sein. Begreiflich heilt man in solchen Fällen die Wassersucht gar gemächlich durch Eisen, und es lässt sich auch nicht geradezu behaupten, sie werde früher oder später wiederkehren; denn obgleich der alte Organfehler nicht geheilt ist, so sterben doch gar viele Menschen an solchen Fehlern, die durch selbige nicht wassersüchtig geworden.

Ganz anders gestaltet sich aber die Sache, wenn der chronische Organfehler, consensuell auf die Nieren wirkend, die Wassersucht gemacht und sich mit diesem Zustande eine Ureisenaffektion des Gesammtorganismus verbindet; da ist wahrlich guter Rath theuer. Im Allgemeinen kann man nichts anders dabei beobachten, als das, was ich so eben von der Behandlung der vermischten, von neueren Organleiden abhangenden Wassersucht gesagt. Zuweilen glückt es, die alten Organfehler ein wenig zu beschwichtigen und die Harnabsonderung zu befördern, zuweilen glückt es auch nicht; die Prognose ist jedenfalls zweifelhaft. Ja da, wo wir so glücklich sind, das Wasser durch die Nieren zu entleeren, kehret es doch früher oder später wieder, und im Grunde ist unser Bemühen weiter nichts, als ein zweckloses Scharmützeln mit dem Tode. Freilich ist es unsere Pflicht, da zu flicken, wo wir nicht erneuen können, und selbst da das Flicken zu versuchen, wo keine Aussicht ist, dass es glücken werde; wenn ich aber behaupten wollte, dass die Erfüllung dieser Pflicht mir jemahls grosses Vergnügen gewährte, so müsste ich lügen.

Weil ich doch nun einmahl am Sprechen über die Wassersucht bin, will ich, meinen jüngeren Amtsgenossen zu Liebe, noch einiger Punkte erwähnen, die ihnen bei Behandlung dieser Krankheit könnten zu Statten kommen.

Der Durchfall ist bei Wassersuchten, die von Organerkrankungen herrühren, zwar kein ganz sicheres Zeichen ihrer Unheilbarkeit, denn wir finden ihn ja häufig als consensuellen Zufall bei neuen, leicht heilbaren Organleiden; bei Wassersuchten aber, die von alten Organleiden abhangen, ist er immer sehr bedenklich, es lässt sich in solchen Fällen nicht viel versprechen.

Wer einen Wassersüchtigen mit alten Organleiden aus

den Händen eines Purgiermeisters übernimmt, der den Versuch gemacht, durch heftige Purganzen das Wasser zu entleeren, und es ist nach dieser Gewaltkur chronischer Durchlauf übergeblieben, so ist es höchst unweise, viel Gutes zu versprechen.

Wenn bei Wassersuchten mit alten Organleiden der Harn klar, blass, und hinsichtlich der ausgesonderten Menge fast normal ist, ohne dass das Wasser im Bauche mindert, so ist das ein sehr böses Zeichen.

Ich habe einst den Fall beobachtet, dass ein mit sehr alten Milzleiden behafteter Mann, da er endlich wassersüchtig wurde, weissen, klaren, stark laugensalzigen Harn anhaltend in noch grösserer Menge entleerte, als ein Gesunder, während sein Bauch und seine Füsse immer mehr anschwollen. Diese Wassersucht schien mir mit der Harnruhr ein wenig verwandt; dass sie den Mann getödtet, brauche ich wol nicht zu versichern.

In meiner Jugend sah ich, dass ein verständiger und gelehrter Professor Wassersüchtigen den Bauch täglich, oder um den anderen Tag messen liess, um zu sehen, wie viel die Wasserentleerung gefördert sei. Damahls kam mir der Anschlag des verständigen Mannes recht verständig vor; nachdem ich aber selbst die Kunst ein wenig geübt, dachte ich anders darüber. Die Fälle, wo bei normaler Harnentleerung das Wasser in der Bauchhöhle eher vermehrt als vermindert, sind selten. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass die Verminderung der Wasseransammlung mit der Vermehrung der Harnaussonderung in geradem Verhältnisse stehet. Statt also den Bauch mit einem Bande zu messen, ist es doch wol weit einfacher und sicherer, die Menge des täglich entleerten Harnes zu messen, denn wenn der Kranke auch nur einen halben Schoppen täglich mehr harnt als er trinkt, so muss er früher oder später das Wasser verlieren, und hätte er auch eine ganze Ahm im Bauche.

Den Bauchstich habe ich in meiner Jugend öfter versucht als später, im Allgemeinen aber nicht viel Nutzen davon gesehen. Seit ich mich zur altgeheimärztlichen Lehre gehalten, ist er mir als Beihülfe zur Heilung ganz entbehrlich geworden,

ich wende ihn bloss zur Erleichterung der Kranken nur in solchen Fällen an, die meiner Kunst unheilbar sind.

Die Meinung, die ich in meiner Jugend aussprechen hörte, dass der Bauchstich die Wirkung der harntreibenden Mittel unterstütze, so, dass man nach der Entleerung die nämlichen Mittel harntreibend auf die Nieren wirken sehe, welche vor der Entleerung nichts geleistet, kann ich nach eigener Erfahrung nicht bestätigen. Vielleicht habe ich aber auch den Bauchstich zu wenig bei heilbaren Fällen versucht, als dass ich in dieser Hinsicht richtig über seinen Werth urtheilen könnte. Die Möglichkeit, dass etwas Wahres an dieser Meinung sei, gebe ich zu, aber als eine unbedingt wahre kann ich sie nicht gelten lassen, und zwar deshalb, weil ich folgenden Fall noch in neuer Zeit beobachtet habe.

Eine vierzigjährige Jungfrau war seit mehren Jahren mit Leberleiden behaftet und bekam endlich die Bauchwassersucht. In der Magengegend fühlte man den vorderen Leberlappen als eine harte, höckerige, hervorragende Kugel, und so weit man an der rechten Seite mit den Fingern etwas unterscheiden konnte, war die Leber nicht bloss aufgetrieben, sondern wirklich verhärtet. Bei diesem verzweifelten Falle versuchte ich allerdings einige Mittel, wie dieses meine Pflicht war, dass sie aber nicht geholfen, werden die Leser wol denken.

Da die Jungfrau zwar nicht zu den Armen gehörte, aber doch auch kein überflüssiges Geld hatte, so rieth ich ihr ein Hausmittel, nämlich den Aufguss von stark gebrannten, aber nicht verbrannten Kaffeebohnen. Dieser Trank that sehr gute Dienste, sie harnte täglich einen grossen Nachttopf voll (gewöhnlich mehr als sie trank), aber das Wasser im Bauche vermehrte bei dieser Ausleerung täglich, und ich sah mich genöthiget, zu ihrer Erleichterung den Bauchstich, in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, zehnmahl zu machen. Merkwürdig war es, dass nach jeder künstlichen Entleerung die Harnabsonderung gewiss um zwei Drittel verminderte und erst nach und nach wieder zunahm, je nachdem die Wasseransammlung im Bauche diesen ausdehnte. Solche Erscheinungen sind übel zu erklären und unsere Erklärungen sind meistens nur Vermuthungen.

Den Bauchstich kann man nicht einmahl bei jeder Bauchwassersucht als erleichterndes Mittel mit Vortheil anwenden, denn wenn das Wasser in einem vielzelligen Sacke eingeschlossen ist, möchte es schwierig sein, den Hauptbehälter zu treffen. Vor etlichen Jahren wurde ich zu einem verwachsenen, ausgezehrten jungen Mann gerufen, der den Bauch voll Wasser hatte. Der Bauchstich war schon vergebens von einem meiner Kollegen versucht. Da ich den Fall für unheilbar hielt und den Bauchstich als das einzige Erleichterungsmittel ansah, liess ich den Trocar an einem ganz anderen Orte in den Bauch stossen, als wo mein Kollege den Stich gemacht. Der Sack musste aber wol aus vielen kleinen Zellen bestehen, denn es ging mir nicht besser als meinem Vorgänger; es lief höchstens nur ein halbes Mass Wasser heraus, welches gelblich und gar nicht leimig war *). Eine lange Sonde in die Röhre gebracht, um zu sehen, ob etwa die Mündung derselben verstopft sein möchte, beförderte den Ausfluss des Wassers gar nicht. Da ich den Verwandten des Kranken auf ihre Anfrage bestimmt erklärte, das Uebel sei meiner Kunst unheilbar, so werden sie wol anderwärts Hülfe gesucht haben, ohne diese jedoch zu finden, denn der Kranke ist bald darauf gestorben.

Bei unheilbaren, von chronischen Organleiden abhangenden Wassersuchten habe ich dem Kranken zuweilen dadurch grosse Erleichterung verschafft, dass ich ihm zweimahl täglich eine Mischung von zwei Theilen Schmalz und einem Theile Terpenthinöl in die unteren Extremitäten einreiben liess. Die Harnabsonderung wurde dadurch befördert und das schaffte Luft. Man verlängert das Leben wol gerade nicht, aber man macht das kurze erträglich. Leider glückt dieses Künstchen nicht immer.

Beiläufig erinnere ich noch meinen jüngeren Lesern, dass man die Terpenthineinreibungen auch bei heilbaren Wassersuchten mit Nutzen gebrauchen kann. Hangen diese nämlich als consensuelle Nierenaffektion von dem heilbaren Kranksein

---

*) Die Fälle, wo eine leimige oder gallertartige Beschaffenheit des Bauchwassers die Entleerung desselben durch den Trocar unmöglich macht, sind sehr selten.

eines anderen Organs ab, und hat man durch heilendes Einwirken auf das urerkrankte Organ das consensuelle Nierenleiden gehoben, die Harnabsonderung normal gemacht, so kann man durch Terpenthineinreibungen die gesundgemachten Nieren zur sehr verstärkten Harnabsonderung anspornen und die vorhandene Wasseransammlung schnell entleeren. Im Grunde ist dieses aber ein nichtsnutziger Kunstgriff; denn sobald die Verrichtung der Nieren wieder normal ist, muss ja der Kranke das Wasser von selbst entleeren, und ich sehe eben keinen ausgezeichneten Vortheil in der gar zu grossen Eile. Ja, sollte es wol der Klugheit gemäss sein, die eben zum Normalstande zurückgebrachten Nieren so ungemessen zu reizen? — Ich bin der Meinung, man muss das, was gut ist, gut lassen; will man es besser machen, verdirbt man zuweilen den ganzen Kram.

Hinsichtlich des Terpenthinöls bemerke ich noch, dass ich es bloss deshalb mit zwei Theilen Schmalz mische, weil ich bemerkt, dass es, ohne diese Vermischung eingerieben, einigen Menschen eine rosenartige Entzündung der Haut verursacht. Ich würde aber doch jedem rathen, dass er es, auch mit Schmalz vermischt, nicht in die Füsse einreiben liesse, wenn diese schon entzündet sind, wie sich solches nicht selten bei alten Wassersuchten findet. In diesem Falle kann man Hautstellen wählen, die nicht entzündet sind.

Ich habe gesehen, dass Aerzte bei Bauch- und Zellgewebewassersucht dem Kranken Einschnitte in die Haut der Füsse machten, andere, die acht oder zehn Schröpfköpfe auf jeden Fuss setzten und die Oberhaut ein wenig ritzten. Wo man solche Entleerung machen will, (ich mache sie bloss bei unheilbarer Krankheit) *) kann man ja den nämlichen Zweck

*) Bei ältlichen Weibern, in deren Bauch sich, bei vorzeitigem Ausbleiben des Monatlichen, Wasser erzeugt, kann man zuweilen durch, auf die geschwollene Füsse gesetzte Schröpfköpfe bewirken, dass Arzeneien, welche früher nur halbe Wirkung geäussert, nach der geringen Blutentleerung so gut wirken, dass die Kranken in Kurzem das Wasser wegharnen. Die unbedeutende Entleerung des Wassers durch die Schröpfwunden kommt hier nicht in Betracht, sondern die geringe Blutentleerung. In den Fällen, wo ich dieses Kunststück mit überraschend gutem Erfolge geübt, war die Fussgeschwulst ein Mittelding zwischen Oedem und Entzündungsgeschwulst.

eben so gut, ja noch wol besser, einzig durch zwei Schläge des Schröpfschnäppers erreichen, und man hat den Vortheil, dass man bei bettlägerigen Kranken die lästige und ekelhafte Durchnässung des Bettes vermeidet. An dem unteren Theile jeder Wade muss der Schröpfschnäpper mit allmählig verstärkter Kraft in die Wassergeschwulst eingedrückt und wenn das Wasser dem Drucke nicht mehr weicht, erst dann muss losgeschnellet werden. So dringen die Messerchen ordentlich in die Haut ein, und es erfolgt durch die Wunden eine reichliche Wasserentleerung. Das Bett muss dann so bereitet werden, dass es unter den Schröpfwunden hohl ist. In die Höhlung setzt man Suppenteller, die das Wasser aufnehmen und die man so oft entleeren kann als es nöthig ist.

Im Jahre 1830 erleichterte ich auf diese Weise einem ehrsamen Bürger hiesiger Stadt seine letzten Tage. Der Sohn machte sich aus Neugierde ein Geschäft daraus, das ausgelaufene Wasser täglich zu messen und das Mass anzuschreiben. Ich habe zwar die Zahl der Kannen des ausgeleerten Wassers vergessen, allein ich weiss wol, dass ich die angezeichnete Menge nicht in dem Bauche und Zellgewebe des Kranken vermuthet hätte.

Diese künstliche Entleerung kann man bei unheilbaren Wassersuchten auch zum Vorbeugen des Aufbrechens der Füsse anwenden. Das Aufbrechen ist nämlich zuweilen mit grosser Unbequemlichkeit, mit Entzündung und Abschälung der Oberhaut verbunden. Da man vorher unmöglich wissen kann, welchen Grad dieses Ungemach erreichen wird, so thut man am besten, demselben zuvorzukommen. Einer meiner ältesten Freunde litt an *Marasmus senilis*; dieses und zugleich ein vieljähriges Leberübel machten ihn wassersüchtig. Ich versäumte, ihm die geschwollenen Füsse künstlich zu öffnen, sie öffneten sich also von selbst und zwar auf eine so ungemächliche Weise, dass von den Knien bis zu den Knöcheln die ganze Epidermis sich abschälte. Die grosse, wunde, entzündete Fläche schmerzte sehr, und dieses Leid verbitterte dem alten Manne noch seine letzten Lebenstage. Ungeistiges Bittermandelwasser äusserlich gebraucht, war das einzige Mittel, durch welches ich Erleichterung verschaffen konnte; es war aber Zeit,

dass er starb, denn die wunden Füsse fingen an, so abscheulich zu stinken, dass selbst denen, welche ihm aufwarteten, beim Verbinden unheimlich zu Muthe wurde.

Da ich in meiner Jugend den ersten, meiner erlernten Kunst unheilbaren Wassersüchtigen, nachdem ihm die Füsse aufgebrochen, dünn werden sah, so hatte ich die kindische Vermuthung, die Natur wolle mir hier einmahl eins ihrer Hauptmeisterstücke der Heilung zeigen. Das Wasser wurde im Bauche und Zellgewebe täglich minder, die Harnabsonderung blieb aber gestört. Endlich, da das Wasser so weit entleert war, dass ich kaum mehr Fluktuation im Bauche des Kranken fühlen konnte, starb er eines ruhigen Todes.

Nun, ein sonderliches Kunststück hatte ich der Natur eben nicht abgelauscht, aber ich lernte doch bei der Gelegenheit, dass das Wasserentleeren und das Heilen der Wassersucht zwei himmelweit verschiedene Dinge sind, und der Rath mancher Schriftsteller, hinsichtlich des Wasserentleerens, wurde mir schon damahls höchst verdächtig.

---

Jetzt muss ich noch von den Mitteln sprechen, die mit dem Eisen verwandt sind.

Alle sogenannte ***Roborantia fixa*** sind mit ihm hinsichtlich der Wirkung verwandt, ohne aber ihm gleich zu kommen. Dass jedoch manche aus dieser Klasse auch als Organheilmittel wirken, dass also hinsichtlich des Heilens der Organerkrankungen noch viel Nützliches auf diesem bloss gebrachten, aber nicht gebauten Felde zu entdecken sei, glaube ich bestimmt. Meine Lebenszeit ist jedoch zu weit abgelaufen, als dass ich mir schmeicheln dürfte, selbst viel nützliche Entdeckungen zu machen. In alter und neuer Zeit sind wahrscheinlich manche Heilungen gutgläubig auf die sogenannte stärkende Kraft der gegebenen Mittel geschrieben, da sie doch vielleicht einzig von einer ungeahneten Organheilkraft derselben abhingen. Das Einpferchen der Heilmittel in gewisse Gedankenfächer kann wol sehr philosophisch sein, dass es aber nicht iatrosophisch ist, wurde mir im Einzelnen nur zu offenbar, als dass ich weiter dem ganzen Handel viel trauen könnte.

Da es aber ohne Zweifel viel gemächlicher ist, arzeneimittellehrige Kategorien zu ersinnen, und jedem Mittel seinen bücherlichen Platz anzuweisen, als die Heilwirkung der Mittel auf dem Wege der Beobachtung genau zu erforschen, so werden sich, denke ich, immer mehr Aerzte zu jenem als zu diesem Geschäfte finden.

Was die *Adstringentia* betrifft, so haben diese ebenfalls eine nahe Verwandtschaft zum Eisen; von ihnen gilt aber auch, was ich eben gesagt, manche können neben der sinnlich erkennbaren zusammenziehenden noch eine unbekannte, nicht schmeckbare Organheilkraft haben. Da ich aber nicht genugsame Erfahrung über diesen Gegenstand besitze und die Erzählung einzelner Fälle, welche mir die Vermuthung aufgedrungen, etwas zu weitläuftig sein würde, so mag es genug sein, diesen Gedanken bloss hingeworfen zu haben.

Endlich komme ich auf die Säuren. Diese haben eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Eisen, sonderlich die Mineralsäuren, ja ich bin selbst ungewiss, ob sie nicht in manchen Fällen die Heilwirkung jenes iatrochemischen Universalmittels übertreffen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts (wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1799) gab der Prof. *G. Chr. Reich* vor, ein Mittel entdeckt zu haben, mit dem er alle Fieber heilen könne. Seine Versuche, die er mit demselben im Krankenhause zu Berlin machte, fielen freilich nicht ganz günstig aus, jedoch bekam er für seine Entdeckung von dem Könige (wo mir recht ist) eine geldliche Belohnung. Da der Gegenstand damahls viel Aufsehen erregte und viel besprochen wurde, so war ich ungeheuer neugierig, das geheime Mittel kennen zu lernen. Ich wurde aber sehr in meiner Erwartung getäuscht, als ich im Jahre 1800 aus einem von Herrn *R.* verfassten Schriftchen ersah, es bestehe in grossen Gaben Salzsäure und Schwefelsäure. So viel ich mich noch jetzt der Sache erinnere, denn das Büchelchen ist mir abhanden gekommen, gab er vorzugsweise Salzsäure und zur Abwechselung Schwefelsäure.

Nun hatte ich aber schon selbst am Ende des Jahres 1795 durch blosse Schwefelsäure in grossen Gaben Petechialfieber geheilt, dieses im Jahre 1796 dem jetzt verstorbenen

Staatsrath, damahligem Rathe und Professor *Hufeland* in Jena, gelegentlich geschrieben, und versprochen, ihm meine Beobachtungen in der Folge ausführlicher mitzutheilen. (Man findet diese kurze briefliche Nachricht in seinem Journale B. IV. S. 825.)

Da Herr *Reich* sein Fiebermittel bekannt machte, hatte ich schon hinlänglich Gelegenheit gehabt, durch vergleichende Beobachtungen mich zu überzeugen, dass die Säuren wol im Petechial- oder Faulfieber, aber nicht in dem typhösen, welches man damahls, wie auch noch wol jetzt, Nervenfieber nannte, Heilmittel seien. Ich hätte also des Hrn. *R.* Entdeckung, die sich im Berliner Krankenhause nur sehr unvollkommen bewähret, theils trefflich bestätigen, theils berichtigen können. Da dieses aber nicht zu thun war, ohne dem Publico durch Erzählung beweisender Thatsachen zu sagen, ich habe schon ein paar Jahre früher die angebliche Entdeckung gekannt und mit überraschendem Erfolge angewendet, so hielt mich ein Gefühl des Schicklichen von aller literärischen Einmischung zurück. Ich habe es nämlich von jeher etwas klein und armselig gefunden, jemand eine vermeintliche Entdeckung direkt oder indirekt streitig zu machen. Ist das Entdeckte gut und nützlich, so kann es ja der menschlichen Gesellschaft ganz gleichgültig sein, wer es entdeckte. Jeder spätere Anspruch auf das Erstrecht der Entdeckung, und wäre dieser Anspruch auch in die höflichste und schonendste Rede gehüllet, muss dem Ansprecher das Ansehen eines armseligen Neidharts geben, und das um so viel mehr, wenn der angebliche Entdecker durch seine Entdeckung Ehre oder Geld erworben. Von rechtlichen, freisinnigen Aeltern erzogen, hatte ich aber schon in meiner Jugend einen solch unüberwindlichen Abscheu vor dergleichen niederen Leidenschaften, dass ich um alles in der Welt nicht einmahl den leisesten Verdacht derselben auf mich hätte laden mögen. Ich schwieg also; aber, aufrichtig gesprochen, es schmerzte mich, dass man die *Reichsche* Entdeckung so gar junkerhaft behandelte.

Seitdem sind nun vierzig Jahre verflossen, die heutige junge Welt weiss nichts vom *Reichschen* Fiebermittel, die Geschichte der Medizin erwähnt dieser Sache nur als einer vor-

übergehenden Erscheinung, dergleichen es unzählige gab: es wird mir also jetzt wol niemand mehr als Eigenliebe oder Neid auslegen, wenn ich das Wahre, was an der Sache ist, in das gehörige Licht zu stellen versuche.

Zuerst bemerke ich dem Leser, dass ich nicht durch Scharfsinn oder Belesenheit auf jene Entdeckung gekommen, denn ich war damahls noch jung und dumm, sondern dass mir bloss der Zufall gedient. Ich hatte einen Schneidermeister am Faulfieber zu behandeln und behandelte ihn wie ich es gelernt, das heisst, anfänglich, weil er bitteren Geschmack, belegte Zunge und Druck in den Präkordien hatte, ein wenig antigastrisch, und weil ich sah, dass er, statt besser, schlimmer wurde, gab ich eine Abkochung der Rinde, Serpentaria u. s. w., liess auch Schwefelsäure mit Sirop und Wasser nach Belieben zum Durst trinken. Die Sache ging ihren Gang wie sie gewöhnlich bei dieser Behandlung zu gehen pflegt, der Kranke starb zwar nicht, aber er stand doch viel Elend aus und lag lange.

Indem nun dieser in den übelsten Umständen war, bat man mich, den Gehülfen, einen sechzehnjährigen Jungen, der oben im Hause krank lag, zu besichtigen und seine Heilung zu versuchen. Ich fand ihn zwar bei guter Besinnung, aber in heftigem Fieber und mit grossen schwarzen Petechien besäet, das Blut sickerte ihm beständig aus der Nase.

Er war arm, sein kranker Meister hatte auch nichts mehr als die Nothdurft, und den Armenvorstand durfte man nicht ansprechen, weil der Junge nicht in die Kategorie der eigentlichen Armen gehörte; an eine schulrechte ärztliche Behandlung war also gar nicht zu denken. Da ich aber glaubte, es sei doch besser etwas als gar nichts zu thun, so verschrieb ich bloss Schwefelsäure und liess ihn davon nach Durst trinken. Nachmittags kam sein Nachbar der Apotheker L* zu mir und sagte: wenn ich keinen Rath auf das Nasenbluten wisse, müsse der Junge nothwendig sterben; dieses sei nämlich, seit ich ihn gesehen, so stark geworden, dass er es so unmöglich lange aushalten könne.

Die Anwendung äusserlicher Mittel, die ich gegen das Nasenbluten gelernt, half nicht, Hülfe musste aber vor Abend

geschafft werden; ich kam auf folgenden Einfall. Ich mischte eine ganze Unze *Acid. sulph. dilutum* (damahls nannte man es noch *Spiritus vitrioli*) mit nur so viel Wasser, dass, nach meinem Geschmacke zu urtheilen, die Speiseröhre des Schluckenden nicht dadurch verschrumpfen konnte, und liess den Kranken alles auf Ein Mahl nehmen. In dem Augenblicke, da er den Trank verschluckte, schrie er laut auf, ein Theil desselben kam wieder zurück, aber die Blutung stand und der Zweck war also erreicht. Nun versah ich den Jungen noch mit einer guten Menge Schwefelsäure, und bedeutete ihn, selbige nicht bloss zum Durst zu trinken, sondern so viel davon in sich zu giessen, als es ihm möglich sei. Da er, wie gesagt, bei guter Besinnung war, sehr fürchtete, die Blutung möchte wiederkehren, und überhaupt keine besondere Liebhaberei am Sterben zu haben schien, so trank er täglich eine grosse Menge der sauren Brüh. Nach ungefährem Ueberschlage rechne ich, dass er täglich eine halbe Unze conzentrirter Schwefelsäure verbrauchte, und das ist auch die grösste Menge gewesen, die ich in der Folge anderen Kranken beizubringen im Stande war.*)

Der Erfolg dieser Behandlung war so, dass ich wahrlich

*) In der angeführten Stelle meines Briefes (*Hufelands* Journal B. IV. S. 825) findet man zwar eine ganze Unze angegeben; das ist aber ein Irrthum, und der kommt nicht auf meine Rechnung, sondern auf Rechnung des betrügerischen Armenapothekers. Es war mir in der Folge auffallend, dass Leute, welche die Säure in einer anderen Apotheke geholet, und die ich eben nicht für sehr zärtlich ansah, kaum die Hälfte verzehren konnten. Der damahls in C* wirkende Apotheker L*, zu dem ich einst von dieser auffallenden Verschiedenheit sprach, lächelte und sagte mir unverholen: das *Acidum sulph. dilut.* seines Amtsgenossen enthalte nur die Hälfte der Säure, die es nach dem *Dispensatorio* enthalten müsse. — Nun freilich, wir lebten damahls in einer Zeit, wo jeder thun konnte, was ihm beliebte. Der nämliche Apotheker gab einst einer armen Frau, statt der verschriebenen Weinsteinsäure, schwefelsaures Kali. Sie, die am Petechialfieber krank lag, bekam blutigen Durchlauf, Mutterblutfluss und Nasenbluten zugleich. Ich kostete die Arzenei und fand die Schelmerei. Ein anderer Apotheker starb, nachdem ich ein paar Jahre mit ihm Geschäfte gemacht. Ich hatte ihn immer für einen sehr guten Apotheker gehalten, weil seine Arzeneien immer untadelhaft waren. Bevor die Wittwe des Verstorbenen einen tüchtigen Provisor bekommen konnte, besorgte der Lehrling, eine ehrliche Seele, der schon vier Jahre dort gestanden, die Rezeptur. Das

ein Alberner hätte sein müssen, wenn ich nicht auf denselben geachtet, ihn nicht mit dem der schulrechten Behandlung verglichen hätte. Der Junge genas gewiss in einem Drittel der Zeit, welche die schulrecht Behandelten zu ihrem Aufkommen bedurften. Ja, obgleich später erkrankt als sein Meister, sass er schon wieder auf dem Schneidertische, da jener noch elendiglich im Bette lag.

Seit dieser Zeit liess ich die schulrechte Behandlung ganz fahren und hielt mich bloss an die Säure. Da ich *Hufeland* jene vorläufige Nachricht gab, hatte ich erst sieben und dreissig Kranke auf diese Weise geheilt, später hat sich mir aber der ausgezeichnete Vorzug dieser Behandlung bei einer weit grösseren Anzahl bestätiget. Gelegenheit hatte ich reichlich zu solcher Untersuchung, denn ich war, wegen körperlicher Unbehülflichkeit eines älteren Kollegen, zwar nicht bezahlter, aber doch wirklicher und einziger Armenarzt in Cleve. Wer nun die Verbreitung dieses ansteckenden Fiebers in den Hütten der Armen je selbst beobachtet hat, der wird wol begreifen, dass das, was ich darüber sagen kann, nicht von Einem, oder zwei Dutzend Fällen abgezogen ist. Ja nicht bloss in Cleve herrschten diese Fieber, sondern auch in dem zwischen hier und Cleve belegenen Pfalzdorf. In letzter Dorfschaft habe ich damahls mehre Kranken behandelt, und ich erinnere mich noch lebhaft, dort einst in einem Hause gewesen zu sein, wo sechs Kranke in Einem Zimmer lagen.

---

erste Rezept, welches ich ihm übergab, enthielt ein Extrakt. Ich blieb am Rezeptirtische stehen, um zu sehen, wie sich der junge Mensch dabei benehme, denn ich hatte früher wol gemerkt, dass er selbst in Kleinigkeiten kindisch abhängig von seinem Meister und mehr Knecht als Lehrling gewesen. Nachdem er das Rezept gelesen, schauete er mich etwas verlegen an und fragte, ob er die vorgeschriebene Quantität des Extrakts ganz, oder halb nehmen solle. Ich liess mein Erstaunen nicht merken, sondern sagte ganz ruhig: wie haben sie das bei Lebzeit Ihres Prinzipals gehalten? Wir haben, versetzte er, immer die Hälfte der vorgeschriebenen Quantität genommen. — Auch von narkotischen Extrakten? — Auch von diesen.

Die Leser dürfen nicht vergessen, dass wir damahls Republikaner, also freie Leute waren. Heut zu Tage kann solche Schelmerei nicht mehr Statt haben, denn die Apotheken werden alle drei Jahre genau untersucht.

Das Fieber will ich dem Leser nicht beschreiben, denn wer es selbst nicht gesehen, kann in allen speziellen Heillehren eine Beschreibung davon finden. Petechien, nie rothe, allezeit violette, oder schwarze, war der einzige Zufall, durch welchen es sich von anderen typhösen Fiebern, die ich später gesehen, unterschied. Ich will auch nicht in Abrede stellen, dass die Geneigtheit zu Blutflüssen bei demselben etwas grösser sein mochte als bei andern Fiebern, jedoch ist diese Geneigtheit nichts bestimmt Unterscheidendes. Uebrigens war, wie bei anderen typhösen oder nervösen Fiebern, der Zustand des Gehirns, des Magens, der Därme, des Schlagadersystems, der Zunge, des Harns, der Muskelkräfte bei verschiedenen Kranken ganz verschieden; wer der Wahrheit treu bleiben wollte, konnte unmöglich ein treffendes Bild desselben entwerfen.

Sehr anstössig kam es mir damahls vor, dass die von den Schriftstellern angegebenen unterscheidenden Zeichen, erst im Verlaufe des Fiebers hervortretend, auch nicht den mindesten Werth für die Erkenntniss der ersten Entstehung hatten. Da ich aber die Nothwendigkeit einer zeitigen Erkenntniss deutlich einsah, indem diese in manchen Fällen allein die Heilung möglich macht, so begriff ich leider nur zu gut, dass den Praktiker die Bücher gerade da rathlos lassen, wo er des Rathes am meisten bedarf.

Ob man vielleicht aus der laugensalzigen, oder neutralen Mischung des Harnes jenes Fieber in seinem ersten Entstehen hätte erkennen können, weiss ich nicht, denn ich war noch jung, achtete nicht auf die Mischung des Harns, sondern nur auf seine Klarheit, oder Trübheit, auf die *Nubecula* und *Hypostasis;* woraus denn auch nichts weiter erwuchs, als ein grosser Zweifel, ob ich mich auf der Hochschule mit der Zeichenlehre vielleicht ganz nutzlos geplagt hätte.

Was den Gebrauch der Schwefelsäure betrifft, so gab ich diese, wenn ich mich von dem Vorhandensein des bösen Fiebers überzeugt hatte, (in den Häusern, wo es einmahl eingezogen war, wartete ich bei den folgenden Erkrankungen nicht auf diese Ueberzeugung) so stark, dass, wie gesagt, eine halbe Unze der conzentrirten auf die Taggabe kam. Manche mögen sie vielleicht reichlicher, andere mässiger genommen haben,

darüber lässt sich bei einer solchen ansteckenden Krankheit, wo gemeinlich mehre Menschen in einer Familie krank liegen, keine genaue Rechenschaft geben; man verschreibt eine gehörige Portion Säure für die ganze Haushaltung, viel Federlesens kann man zu einer solchen Zeit nicht machen.

Wurde die Säure nach Vorschrift reichlich gebraucht, so entstand den vierten Tag, seltener den dritten, flüssiger Stuhlgang und, was wohl zu bemerken ist, der Koth hatte eine dunkelgrüne Farbe. Rochen die ersten Entleerungen auch etwas aashaft, wie gewöhnlich bei diesem Fieber, so wurden sie doch gleich darauf fast ganz geruchlos. Sobald man dieses sah, war es Zeit, die Gabe der Schwefelsäure auf die Hälfte, ja wol, war der Durchlauf stark, auf ein Viertel zu vermindern. Die Kranken hatten dann auch schon gewöhnlich einen Widerwillen an der Säure bekommen und waren froh, sie in geringerer Menge gebrauchen zu dürfen. Inzwischen war während dieser Kur das Fieber täglich minder geworden. Die kleinen violetten Flecken verschwanden allmählig, indem die violette Farbe in die der gewöhnlichen Hautfarbe überging. Die kleinen schwarzen wurden erst violett und gingen dann in die Hautfarbe über, das Nämliche gilt von einem Theile der grösseren schwarzen. Ein anderer Theil dieser letzten verging später wie Quetschungen durch die Einsaugung, ein Beweis, dass in diesen Fällen das Blut entweder ganz ausserhalb des Kreislaufes sich befand, oder doch in so engen Gefässen stockte, dass diese unfähig waren, es zu der Gesammtblutmasse zurückzubefördern.

Ich traf bei dieser Epidemie Kranke, denen die Schwefelsäure so zuwider war, dass sie dieselbe nicht mehr nehmen konnten, sondern sich davon erbrachen. Diesen gab ich Weinsteinsäure in so grossen Gaben als sie es vertrugen.

Wo aber das Erbrechen nicht durch einen wirklichen Abscheu vor dem Geschmacke der Schwefelsäure entstand, sondern in einem eigenen krankhaften Zustande des Magens selbst begründet war, liess ich stündlich, oder zweistündlich, einen Löffel voll gemeinen Kornbranntwein neben der Säure nehmen, wobei sich die armen Leute gut befanden und nicht mehr erbrachen. Auch denen, welche auf den Gebrauch der Säure Druck oder Aufgetriebenheit des Magens bekamen, half

ich einfältig durch mässige Gaben Branntwein. Bei einigen trat den vierten, oder den dritten Tag nach dem Säuregebrauch der Durchlauf nicht ein, aber auch bei diesen, welche wahrscheinlich minder reizbare Därme hatten als andere, war der später ausgeleerte Darmkoth grün gefärbt. Es wird also wol die Schwefelsäure, in grosser Menge mit der Galle gemischt, aus dieser die grüne Farbe niedergeschlagen haben.

Wurde ich zu einem Kranken im späteren Zeitraume gerufen, der schon Petechien hatte und schon so schwach war, dass er sich nicht mehr im Bette aufrichten konnte, so gab ich diesem gleich, neben der reichlichen Schwefelsäure, stündlich einen Löffel voll Branntwein. Das Geistige, mit der grossen Menge saurer Brüh im Magen vermischt, konnte wol nicht als heftiges Aufregungsmittel wirken, sondern bloss den Magen mit der Säure befreunden.

Wurde ich im späteren Zeitraume zu einem Kranken gerufen, der schon den stinkenden, bei diesen Fiebern gemeinen Durchfall hatte, so suchte ich diesen, welcher bekanntlich Fieber und Schwäche augenscheinlich vermehrt, möglichst bald zu hemmen, und erreichte selbigen Zweck durch das Extrakt der *Mimosa Catechu* zu einer Unze für die Taggabe. Die Säure musste aber immer die Hauptsache bleiben, und nach Umständen auch etwas Branntwein nebenbei gereicht, oder der Säure zugemischt werden. Der Durchlauf hörte bei dieser Behandlung gemeinlich innerhalb vier und zwanzig Stunden auf. Drei oder vier Tage nachher erschien aber ein anderer Durchlauf, nämlich, der durch die Schwefelsäure bewirkte. Dieser unterschied sich von jenem ersten symptomatischen durch die grüne Farbe des Kothes und durch die unstinkende Mischung.

Wurde ich zu Leuten gerufen, welche schon stark irreredeten, oder sehr schlafsüchtig waren, so gab ich hier ebenfalls, nebst der reichlichen Schwefelsäure, etwas Branntwein, auch wol etwas Kampfer, weil ich mir irrig vorstellte, letzter wirke wohlthätig auf das Gehirn. Er war mir aber nur Nebenmittel, welches ich bloss in solchen einzelnen Fällen reichte, weil ich mich auf einmahl nicht ganz von dem schulrechten Trant losmachen konnte.

Ich sehe aus meinen alten Schreibereien, welche sich zufällig in einem Plunderkasten wiedergefunden haben, und die jetzt neben mir liegen, dass ich schon damahls gelernt haben musste, heftiges Irrereden mit glänzenden, rothen Augen, rothem Gesichte, vollem und starkem Pulse, deute nicht immer, und am wenigsten in diesem Fieber, auf einen sogenannten entzündlichen Zustand des Gehirns. Ich finde nämlich den Fall kürzlich bemerkt, dass ich einen Jüngling, der an den besagten Zufällen gelitten, der selbst am vorigen Tage Blut gespien und so wüthend gewesen, dass Nachts drei Menschen ihn kaum im Bette hätten halten können, durch reichliche Schwefelsäure und eine *Potio spirituosa camphorata* schnell geheilet. Ich musste auch, obgleich noch jung, die herrschende Krankheit genau beobachtet haben und, auf diese Beobachtung gestützt, fest in meinen Schuhen stehen, denn ich finde ausdrücklich verzeichnet, dass ich den Freunden des Kranken die Wirkung der Arzenei vorausgesagt und dass sich diese Voraussagung selbst überraschend schnell bewähret; nachdem ich nämlich am Morgen die Verordnung gemacht, sei der Kranke schon Abends so weit wieder bei Besinnung gewesen, dass er die Umstehenden erkannt und nur noch gleich einem vergessenen Menschen etwas albernes Zeug vorgebracht. Am anderen Morgen sei er bei vollkommnem Verstande gewesen, ferner verständig geblieben und dann bloss durch viel Schwefelsäure und etwas Rheinwein bald genesen.

Uebrigens begreife ich jetzt, da ich älter und, wie ich hoffe, auch verständiger geworden bin, dass jenes Fieber einzig in einer reinen Affektion des Gesammtorganismus bestand, welche bei verschiedenen Kranken in verschiedenen Organen vorwaltete. Es kann kein Urleiden irgend eines Organs dabei Statt gehabt haben, denn wäre das der Fall gewesen, so würde ich, bei meiner damahligen Unkenntniss der Organheilmittel, die Kranken durch blosse Schwefelsäure wahrhaftig so bald nicht geheilt haben.

In jener oben angeführten, *C. W. Hufeland* mitgetheilten Nachricht, findet man auch einen merkwürdigen Fall kürzlich erwähnet, den ich, da ich ihn jetzt in meinen alten Schreibereien wiederfinde, den Lesern, wo nicht langweilig ausführlich, doch

deutlicher erzählen werde, als es beiläufig in einem Briefe geschehen konnte. — Ich wurde zu einem Tagelöhner von mittlem Alter gerufen, der zwei Tage an Pleuritis krank gelegen. Er hatte starkes Stechen der linken Seite, blutfarbigen Auswurf, starken Husten, grosse Hitze, rothen Harn, aufgetriebenes Gesicht, vollen, starken, schnellen Puls.

Ich verordnete einen Aderlass und *Antiphlogistica.* Die vermeintliche Pleuresie war am folgenden Tage so mächtig gebessert, dass ich eines zweiten Aderlasses nicht bedurfte. Der Schmerz war verschwunden, die Expektoration ging gut von Statten, der Puls schlug zwar noch schnell, aber weder voll noch stark mehr. Als ich am dritten Tage meiner Behandlung in die Hütte trat, glaubte ich auf den ersten Blick, dem Kranken sei von den Kindern aus Possen das Gesicht geschwärzt. Die Nase war ganz schwarz, geschwollen und glänzend, die beiden Wangen sahen aus, als habe sie jemand mit Russ angestrichen, denn hier hatte die schwarze Färbung keine scharf umschriebene Grenzen, sondern floss auf dem Jochbeine nach den Schläfen hin, auf der unteren Kinnlade nach dem Halse hin, mit der gesunden Haut durch matte, ins Violette spielende Schattung zusammen. Der linke Arm, an dem man vor zwei Tagen den Aderlass gemacht, war stark geschwollen, kohlschwarz und so glänzend, als sei er mit Pottloth gerieben. Beide Waden schwarz, geschwollen und glänzend. Am übrigen Leibe sah man hin und wieder grosse, blaue, nicht scharf umschriebene Stellen, wie sie sich beim Scorbut zeigen. Uebrigens befand sich der Kranke in einem Mittelstande zwischen Irrereden und Schlafsucht, das Blut sickerte ihm aus der Nase, der Puls war schnell und klein.

Ich sah jetzt leider wol, dass der Mann das Faulfieber in hohem Grade hatte, verordnete reichliche Schwefelsäure und stündlich einen Löffel Branntwein. Neugierig war ich aber doch, ob mein alter wundärztlicher Kollege R**, den ich schon von früher Zeit als einen erfahrenen und rechtlichen Mann kannte, je einen ähnlichen Fall gesehen. Auf meine Bitte begab er sich mit mir zum Kranken; nachdem er ihn aber beschauet und ihm den Puls gefühlt, ging er zur Hütte hinaus und sagte: ich habe nie einen solchen Fall gesehen;

— der Mann wird sterben. Ich suchte ihm die wundervolle Wirkung meiner einfachen Heilart begreiflich zu machen, aber er schmunzelte und blieb dabei: der Mann wird sterben.

Der Mann starb aber nicht, sondern genas bald. Die Frau, deren Bestehen von seinem Leben abhing, machte nicht viel Umstände mit ihm, goss die Schwefelsäure in so reichlicher Menge in ihn hinein, als er sie schlucken wollte; das gute Glück fügte es auch, dass der Besinnungslose nicht bloss gut schlucken konnte, sondern auch unweigerlich alles verschluckte, was sie ihm reichte. Am folgenden Tage war der geschwollene Arm schon um die Hälfte beigefallen, die schwarze Farbe in eine violette verwandelt, und auf der rothvioletten Fläche lag, nicht allenthalben, aber stellenweise, ein dünner, schwarzer Flor. Auf der jetzt beigefallenen rothvioletten Nase lag ebenfalls ein solch dünner schwarzer Flor. Die Wangen waren aber rothviolett ohne Flor, beide Waden rundum rothviolett, in der Mitte noch kohlschwarz. Das Blut sickerte nicht mehr aus der Nase.

Nach 48 Stunden war die rothviolette Farbe in eine hellrothe verwandelt, der Arm ganz beigefallen, der schwarze Flor sass aber noch auf den Stellen, wo ich ihn am vorigen Tage gesehen. Uebrigens war das Befinden des Mannes besser, die Besinnung kehrte wieder und mit ihr die Muskelkraft. Alles ging jetzt rasch zur Genesung, so, dass ich dem Leser mit einer weiteren ausführlichen Erzählung nur Langweile erregen könnte. Ich bedurfte keines anderen Mittels als der Schwefelsäure und des Branntweines. Bloss die Waden, wo der Brand die Lederhaut schon angegriffen hatte, musste ich mit einem Pflaster heilen.

Ich halte dafür, dass der schwarze Flor, welcher bei der Besserung auf der Nase und auf mehren Stellen des Armes lag, die obere, schon wirklich abgestorbene Fläche der Epidermis war. Ganz konnte die Epidermis noch nicht abgestorben sein, denn das würde sich wol offenbaret haben. Auch in der Mitte beider Waden war die Lederhaut noch nicht ganz abgestorben, sondern nur die der Epidermis zugewandte Fläche. Hier wurde bei dem Gebrauche des Pflasters, dessen Zusammensetzung ich schon früher dem Leser mitgetheilt, das Schwarze durch

Eiterung abgestossen, und da konnte man deutlich erkennen, dass die Haut nicht ganz zerstört war.

Nun noch eine kleine Nachrede zu dieser Geschichte.

Mir steckten damahls, als fünfundzwanzigjährigem Anfänger, noch die nosologischen Formen im Kopfe, und ich vermuthete bloss, dass ich vielleicht klüger möchte gehandelt haben, dem Manne nicht zur Ader zu lassen.

Um mich selbst zu rechtfertigen und die nosologische Form zu retten stellte ich mir vor, das Petechialfieber sei zu der fast geheilten entzündlichen Pleuresie hinzugekommen. Diese Rechtfertigung schien dadurch einigermassen begründet, dass in dem Bette des Pleuritischen ein kleiner Junge lag, der, wie es sich hernach auswies, am Petechialfieber litt. Ich hatte den Knaben wol hinten in dem dunklen Bettkasten liegen sehen, wusste aber nicht, dass er krank war. Jedenfalls war es ein dummer Gedanke, dass der Vater von dem Söhnchen sollte angesteckt sein, denn wäre das wirklich gewesen, so würde bei jenem das Petechialfieber doch so bald nicht ausgebrochen sein.

Jetzt bin ich überzeugt und bin es Gott Dank schon lange gewesen, dass, hätte ich dem Manne nicht zur Ader gelassen, sondern hätte ihm gleich Schwefelsäure gegeben, er weder einen schwarzen Arm noch eine schwarze Nase würde bekommen haben. Die Affektion des Gesammtorganismus, die das landgängige Petechialfieber machte, hatte in diesem Falle durch ihr Vorwalten in der Lunge und der Pleura dem Fieber das Ansehen eines entzündlichen Lungenleidens gegeben. Abgesehen doch von diesem jugendlichen Missgriffe, ist der Fall merkwürdig, er beweiset, was man, selbst in einem anscheinend verzweifelten Zustande, mit grosser Gabe Schwefelsäure ausrichten kann. Ich glaube aber, hätte ich es, statt mit einem kräftigen Körper, mit einem schwachen und abgelebten zu thun gehabt, meines alten Freundes R* Ringelreim: der Mann wird sterben, würde wol trotz der Schwefelsäure und dem Branntwein in Erfüllung gegangen sein.

Ich erinnere mich nicht, dass Herr *Reich* die Wirkung der Säure auf Därme und Galle bemerkt hat. Es ist aber

nöthig, dass man diese kenne, wenn man das Mittel bei den Fiebern, in denen sie Heilmittel ist, gebrauchen will.

Nun werde ich dem Leser noch eine fremde Erfahrung über diesen Gegenstand mittheilen. Vor ungefähr zwanzig Jahren musste ich mich mit einem niederländischen Amtsgenossen in einem jenseits der Maas gelegenen Orte über einen Schwindsüchtigen berathen, der weit klüger würde gehandelt haben, sich in ein unvermeidliches Schicksal zu fügen, als nutzlos sich gegen dasselbe zu sperren. Da wir, weil in diesem Falle nichts mehr zu rathen war, mit unserer Berathung bald gethan hatten, so plauderten wir über andere Gegenstände unseres Geschäftes. Mein Kollege, ein alter niederländischer, von England pensionirter Militärarzt, machte unter andern einige spottende Bemerkungen über die Nichtigkeit der schulrechten Behandlung typhöser Fieber, und da er wol merken mochte, dass ich auch eben nicht zu den dummgläubigen Doktoren gehörte, erzählte er mir Folgendes.

Zu der Zeit, da England ein ausländisches Truppencorps auf der Insel *Wight* bildete (das Jahr habe ich vergessen) und die von ihm pensionirten Offiziere dabei in Thätigkeit setzte, wurde auch mein Kollege angestellt. Es herrschte dort ein ansteckendes Fieber mit Flecken und Blutflüssen unter den Truppen und das Hospital wurde mit solchen Kranken überfüllet. Man behandelte diese nach schulrechtem Trant; es ging, wie es gewöhnlich gehet, sie starben entweder, oder das Fieber durchlief alle Stufen von Jammer und Elend, und es währte lange, ehe die Genesenen wieder zum Dienste fähig waren. Der Erzähler, übel zufrieden mit diesem Erfolge, lässt in seiner Abtheilung gar keine Arzenei mehr reichen, sondern die Soldaten bloss schwefelsaures Wasser trinken und gibt ihnen zur Erquickung von Zeit zu Zeit ein Glas Portwein Er wird bald gewahr, dass diese einfache Behandlung ihnen gut thut, vermehrt jetzt die Gabe der Schwefelsäure und — er hat das wahre Heilmittel gefunden. Die Kranken sterben nicht mehr, sondern sie genesen in kurzer Zeit ohne Nachwehen und die Behandlung findet bei den übrigen Aerzten Nachahmung.

Ich stellte ihm die verfängliche Frage: ob er nicht glaube,

dass dem Portweine der gute Erfolg vorzüglich zuzuschreiben sei. Er antwortete darauf: das sei unmöglich, denn man habe diesen schon früher, wenn die Schwäche bei den Kranken überhand genommen, gereicht, ohne je den auffallenden Nutzen davon zu sehen, als von der Schwefelsäure. Er habe aber später bemerkt, dass die Soldaten, wenn sie von Zeit zu Zeit ein Glas Portwein bekommen, das schwefelsaure Wasser besser vertragen oder verdauet hätten, als wenn man sie ganz ohne Wein gelassen.

Auf meine Frage, ob er nie etwas vom ***Reichschen*** Fiebermittel gehört, antwortete er: in jener seltsam bewegten Zeit habe er kaum Musse gehabt, mit der Literatur seines Landes Schritt zu halten; an die ausländische habe er gar nicht denken dürfen und vom ***Reichschen*** Fiebermittel nie etwas gehört. Auf meine Auslegung dieser Entdeckung machte er die richtige Bemerkung, dass, ohne den gleichzeitigen Gebrauch des Weines, manche Kranke das schwefelsaure Wasser kaum in mässiger Menge vertragen würden. Da ich ihm meine eigenen Erfahrungen mittheilte, war er der Meinung, wenn ich, statt in den Hütten der Armen zu C*, in einem englischen Hospitale diese Fieber behandelt hätte, würde ich den Kranken neben der Schwefelsäure nicht Fusel, sondern Portwein gegeben haben; und wenn er selbst in dem Orte, worin er jetzt lebe, je diese Fieber wieder solle behandlen müssen, werde er den Armen statt Portwein Fusel reichen, denn ein Praktiker müsse in Zeit und Umstände sich zu schicken wissen.

Auf meiner Heimreise hatte ich nun in dem sandigen Heidewege Zeit genug, über diese Unterhaltung Betrachtungen anzustellen. Es fiel mir ein, was *Schiller* in den Worten des Glaubens von der Tugend sagt: und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Diese Worte wendete ich, ***mutatis mutandis***, auf die Medizin an. Sollte nicht, dachte ich, manches Heilmittel, oder die eigene Anwendung desselben, zuweilen von dem schlichten Verstande anspruchloser Praktiker entdeckt und zum grossen Heile der Kranken gebraucht sein, welches später uns ein Gelehrter mit grossem Pompe und nicht selten mit Uebertreibung bekannt gemacht hat? — Ich kann mich

auch noch jetzt nicht von diesem Gedanken los machen, und es kommt mir vor, als sei es sehr irrig, das Ganze der medizinischen Welt und die schreibende medizinische Welt in eine Kategorie zu werfen. In jener kann manches geübt werden, von der diese keine Ahnung haben mag.

Lacht Ihr vielleicht, Ihr gelehrten Amtsbrüder? — Glaubt Ihr, es dränge mich, als schlichten, ungelehrten Praktiker, den Zauberkreis eines Geheimwissens um mich und meine Genossenschaft zu ziehen, auf die Ihr denn doch wol ein wenig selbstgenügsam herabschauet? — Haltet Ihr mir eine kleine Abschweifung zu Gute, so werde ich Euch ein paar Stückchen erzählen, die es Euch deutlich machen sollen, dass Heimlichkeiten der Natur manchen Menschen bekannt sein, und durch mündliche Ueberlieferung lange erhalten werden können, bevor sie, zur Kunde eines Gelehrten gelangt, von diesem unter die Druckerpresse gebracht werden. — Ich sprach einst einen Mann, der gegen ein Uebel, dessen Beschreibung nicht zur Sache gehört, auf Anrathen eines einfachen Praktikers die Hungerkur versucht. Das war aber sehr lange, bevor *Osbeck* diese fast abgestorbene, nur in der Geschichte noch lebende Heilart wieder in das medizinische Leben zurückrief.

Da ich zuerst las, man habe die Entdeckung gemacht, dass der Arsenik thierische Körper vor der Fäulniss schütze, erzählte ich diese merkwürdige Entdeckung einem alten Freunde, der zwar nicht Arzt, aber doch wissenschaftlich gebildeter Mann war. Ich erstaunte nicht wenig, da er mir erklärte, was ich ihm gesagt, könne unmöglich eine neue Entdeckung, sondern müsse vielmehr eine längst bekannte Sache sein; denn da er noch Knabe gewesen, habe ihn einst ein alter Mönch die Kunst Vögel auszustopfen gelehrt. Es sei dies aber nicht ein Ausstopfen der Bälge, sondern der Leiber, also ein eigentliches Mumisiren gewesen. Die Stopfmasse habe bestanden in einer Mischung mehrer Kräuter und einer guten Portion weissem Arsenik.

Von dieser Abschweifung kehre ich wieder zur Schwefelsäure zurück. Oben sagte ich, dass man die *Reichsche* Entdeckung, weil sie nicht ganz der hochgespannten Erwartung genüget, etwas gar zu junkerhaft behandelt habe. Der Grund

dieser Nichtwürdigung lag aber nicht an den Aerzten, sondern an der eigensinnigen Natur selbst, die solche durch Säuren heilbare Fieber, verhältlich zu anderen Krankheiten, selten erzeugt.

Es sind jetzt vierundvierzig Jahre, dass dieses Fieber in dem diesseitigen Clevischen Lande nicht geherrscht, und nun bin ich der einzige Arzt dieses Landes, der es bis jetzt epidemisch gesehen hat. Sporadisch sah ich es vor ungefähr 30 Jahren in der Hütte eines armen Mannes; es verläugnete auch hier seine ansteckende Natur nicht, denn alle Bewohner der Hütte (beide Ehegatten und vier junge Leute, ihre Kinder) wurden davon ergriffen. Der Geistliche, der sie besucht und der, 60 Jahre alt, noch nie von irgend einer Krankheit war angesteckt worden, wurde auch hier gewahr, dass ihm die Natur keinen Freibrief gegeben; er erkrankte schwer, steckte aber niemand an und es blieb also bei diesen sieben Menschen.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, nicht bloss aufs neue die treffliche Heilwirkung der Schwefelsäure bestätiget zu sehen, sondern musste auch gezwungen eine vergleichende Beobachtung machen. Die sechs Kranken in der Hütte heilte ich bloss durch Schwefelsäure in kurzer Zeit. Der Geistliche, bei dem das Fieber die täuschende Form der *Angina tonsillaris* angenommen (welches nichts Seltenes ist) und der geglaubt, dieses leichte, gemeine Uebel werde wol einem Hausmittel weichen, der überdies gar nicht daran dachte, dass er könne in jener Hütte angesteckt sein, schöpfte erst Verdacht, da es schlimmer mit ihm wurde und die schwarzen Petechien ausbrachen. Ich fand auf der äusseren Seite des rechten Schenkels eine wirkliche Blutunterlaufung, die Seite sah aus, als sei sie durch Stockschläge furchtbar misshandelt. Er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen alle Säure; der Versuch, den ich mit Weinsteinsäure machte, war von keinem besseren Erfolge als der mit der Schwefelsäure. Auf meine Vorstellung, dass er durch jede andre Behandlung bei weitem so schnell nicht würde geheilt werden, antwortete er: an der heilsamen und schnellen Wirkung der Säure könne er unmöglich zweifeln, denn er habe sie ja an den sechs Kranken in der Hütte selbst beobachtet; allein er habe nun einmahl einen Abscheu vor

aller Säure, und wollte lieber dreimahl länger krank liegen, als etwas nehmen, welches seiner Natur so sehr widerstreite.

Was war da zu thun? — Ich gab eine starke Abkochung der Rinde und andere gute Dinge, wie sie gewöhnlich gegeben werden. Er starb nicht, er genas selbst ungewöhnlich bald, weil er ein starker Mann war, der noch, indem ich dieses schreibe, als neunzigjähriger Greis lebt; aber er lag doch reichlich doppelt so lange krank, als die sechs, welche bloss Schwefelsäure gebraucht hatten.

Wenn ich nun bedenke, dass ich dieses Fieber in so langer Zeit nicht epidemisch und nur ein einziges Mahl sporadisch gesehen, so wird es mir sehr glaublich, dass es auch anderen Aerzten nicht oft vorgekommen, und dass in dieser Seltenheit der Hauptgrund der Missschätzung des *Reichschen* Fiebermittels zu suchen sei. Die Berliner Aerzte halte ich für sehr kluge Leute, aber so künstig waren sie doch nicht, dass sie Fieber machen konnten, auf die des Prof. *Reich* Mittel passte. Uebrigens sehe ich recht gut ein, auf welche Weise Herr *R.* sich selbst getäuscht und, auf diese Täuschung gestützt, mehr versprochen hat als er zu halten im Stande war. Jede Affektion des Gesammtorganismus kann in jedem Organe vorwalten und ganz verschiedenartige Fieberformen machen; Herr *R.* konnte also als ehrlicher Mann darauf schwören, er habe einzig durch Salz- und Schwefelsäure alle mögliche Fieber bald geheilt. Wollte man mir einwenden: wenn die mannigformigen Fieber, bei denen er seine Entdeckung gemacht, sich, wie die von mir beobachteten, durch Petechien ausgezeichnet hätten, müsse er nothwendig auf den Gedanken gekommen sein, dass er es bloss mit einer einzigen Fieberart zu thun habe, die sich aber unter verschiedenen Formen offenbare; so antworte ich darauf Folgendes:

Bei den Fiebern, welche ich beobachtet, waren allerdings Petechien der einzige Zufall, von dem man sagen konnte, dass er unterscheidend war. Ich habe diese Flecken zum wenigsten bei anderen typhösen oder nervösen Fiebern nicht bemerkt. Daraus folgt aber nicht, dass alle von diesem Fieber Ergriffene Petechien gehabt hätten Das hatten sie wahrlich nicht. Eine Gelegenheit mochte wol bei allen Körpern zu dieser

Fleckenerzeugung vorhanden sein, allein sie offenbarte sich nicht sichtlich. Ja in den Fällen, wo, wenn ich die Heilung durch Schwefelsäure begann, die Petechien noch nicht zu Tage gekommen waren, erschienen sie auch nicht während der Kur, so wenig als andere Zufälle der Verschlimmerung.

Möglich ist es also und mir selbst wahrscheinlich, dass das Fieber, bei dem Herr *R.* seine Entdeckung gemacht, ganz ohne Petechien erschienen ist, wodurch dann die Täuschung um so leichter wurde.

Unter meinen Lesern könnten auch lustige Leute sein, die einmahl gern wissen möchten, ob es mir, da ich die wundervolle Heilwirkung der Schwefelsäure gesehen, nicht eben so gegangen sei als Herrn *Reich*, ob ich nicht auch geglaubt habe, im Besitze eines unfehlbaren allgemeinen Fiebermittels zu sein? — Ganz so ist es mir nun wol gerade nicht gegangen, das war auch unmöglich. Das Erste nämlich, was ich bei meinem Eintritt in das praktische Leben zu sehen und zu behandlen kriegte, waren gastrische Fieber, die nicht einbildisch, sondern wirklich durch die bauchentleerende Methode geheilt wurden. Da ich nun bei mehren Kranken Schwefelsäure gefunden, welche ihnen der abgelebte, sie nicht besuchende Armenarzt nach Bericht verordnet, sie sich sehr übel dabei fühlten, ja da in der ersten Hütte, wohin ich gerufen wurde, eine Frau, die die Säure gebraucht, am Sterben war, indess sich der Mann in sehr elenden Umständen befand; so war es doch wol ganz unmöglich, dass ich die Schwefelsäure für ein allgemeines Fiebermittel halten konnte.

Aufrichtig gestehe ich aber, ich hatte die grösste Vermuthung, sie würde wol in allen den Fiebern, bei denen, wie ich damahls schon mit meinen Augen oft genug gesehen, die Kunst wenig vermag und die man heut zu Tage unter dem vielsinnigen Namen *Typhus* begreift, hülfreich sein. Dass meine oben angeführte vorläufige Nachricht an Herrn *Hufeland* bloss vom Faulfieber spricht, beweiset wahrlich nicht, dass ich in meinem fünfundzwanzigsten Jahre klüger war als ein Professor der Medizin, sondern sie beweiset bloss, dass ich, schon auf der Hochschule zum Zweifler gebildet, wenig Neigung haben konnte, etwas auf das Papier zu setzen, was ich nicht mit

leiblichen Augen gesehen. Mit Augen hatte ich gesehen, dass Schwefelsäure die Faulfieber heilte, also schrieb ich auch nur das an Herrn *H.* und nichts mehr. Wie wenig ich aber frei von dem nachherigen *Reichschen* Irrsale war, mag dem Leser folgendes Geschichtchen darthun.

Es herrschte damahls in verschiedenen Gegenden die Viehseuche. Aus den Zufällen derselben schloss ich, sie müsse auch wol ein ähnliches böses Fieber sein, als das, welches die Menschen heimsuchte, und die Schwefelsäure werde bei dem Vieh eben so heilsam wirken, als bei dem Menschen. Dem damahligen Krieges- und Domänenrathe *Sack*, der sich viel um die Seuche bekümmerte, theilte ich bei Gelegenheit mündlich und später auf sein Verlangen schriftlich meine Gedanken über diesen Gegenstand mit. Begreiflich spielte in diesem Aufsatze, nach damahliger ärztlicher Ansicht, die Fäulniss eine Hauptrolle. Da aber die erste Erzeugung aller Säfte im Darmkanal geschiehet, so brauchte man diesen ja nur ganz mit Säure zu erfüllen; die Fäulniss im Blute und in allen übrigen Säften war dadurch unmöglich gemacht und die schon vorhandene musste gehoben werden.

Diese Gedanken waren schon ihrer Einfachheit wegen dem Nichtarzte, der sich wol als kluger Mann von dem glücklichen Erfolge dieser bei Menschen geübten Heilart an der besten Quelle würde erkundiget haben, sehr einleuchtend. Er machte mir den Vorschlag, selbst einen Versuch anzustellen, besorgte mir zehn Rinder von den Domänenbauern, einen Stall nahe bei der Stadt, einen Bauernthierarzt, um das Vieh zu pflegen und ihm einzugeben. Die Domänenbauern jedoch, die sich schon für Französische Republikaner hielten, hatten keine sonderliche Neigung, dem Preussischen Domänenrathe zu willfahren. Die Rinder schickten sie wol (diese hatten begreiflich zu einer solchen Zeit wenig Werth), aber das Futter blieb aus. Die armen Geschöpfe mussten bloss von nacktem Roggenstroh leben. — Ich impfte sie, erfüllte ihren Darmkanal mit Schwefelsäure, und von den Zehen starben acht. Die zwei noch lebenden sahen aber wirklich so elend aus, dass sie es auch wol nicht lange mehr werden gemacht haben. Ob nun die acht unglücklichen Thiere von Hunger, oder durch die Schwefelsäure, oder

an der Seuche gestorben, mag der Himmel wissen; ich wusste es damahls nicht und weiss es auch jetzt noch nicht.

Als ich im Jahre 1797 hierhin kam, waren in hiesiger Stadt und Umgegend typhöse Fieber zwar nicht häufig, aber sie erschienen doch einzeln, hatten, mit Ausschluss der Petechien, hinsichtlich der Zufälle die grösste Gleichheit mit jenen durch Schwefelsäure heilbaren, ich zweifelte also gar nicht, sie würden sich durch Schwefelsäure eben so gemächlich bannen lassen als jene. Das ging aber so nicht als ich glaubte; sie waren vielmehr so eigensinnig, der Säure gar nicht zu gehorchen, und ich musste jetzt thun wie andere Aerzte, behandeln sie ärztlich, weil ich sie nicht heilen konnte.

Der beste Nutzen, den ich von der mir durch Zufall aufgedrungenen Entdeckung gezogen, bestehet wol darin, dass ich schon in meiner Jugend den grossen Unterschied zwischen wirklichem Heilen und ärztlichem Behandlen mit leiblichen Augen gesehen. Das hat ohne Zweifel einen grossen Einfluss auf meine spätere praktische Ausbildung gehabt; ob einen guten, oder einen bösen? das mögen vielleicht meine Leser richtiger beurtheilen als ich selbst.

Nun muss ich noch, weil ich doch einmahl vom Faulfieber spreche, noch kürzlich erwähnen, wie es mir mit den Petechien ergangen. Auf der Hochschule hatte ich gehört, die Petechien seien den Flohstichen ähnlich, man könne sie von diesen dadurch unterscheiden, dass die Röthe auf einen Druck des Fingers augenblicklich verschwände und ganz verschwände, da bei den Flohflecken in der Mitte immer die Biss- und Stichmarke sichtbar bliebe. Das Nämliche fand ich auch in solchen praktischen Büchern, die zur Belehrung der Unkundigen verfasst zu sein schienen. Ich begriff leicht, dass bei dieser Belehrung nur von neuen Flohstichen die Rede sein konnte, denn nur diese haben einen rothen Hof. Bei keinem Kranken in der oben beschriebenen Epidemie sah ich aber solche Petechien, die auch nur die geringste Aehnlichkeit mit rothumhoften Flohbissen hatten; dunkel violett, oder schwarz, sahen sie hinsichtlich ihrer Form, aber nicht hinsichtlich der Farbe, oft genug aus wie alte, nicht umhofte Flohbisse, und verschwanden eben so wenig als diese auf den Druck des Fingers.

Bloss unter den sieben, am sporadischen Petechialfieber Leidenden, welche ich später behandelte, hatte der alte Geistliche ungefähr ein Dutzend rother, runder Flecken auf dem Rücken des rechten Plattfusses, die, umhoften Flohbissen, Masern- oder Röthlenflecken ähnlich, dem Drucke des Fingers schwanden. Diese Flecken wurden bei der abendlichen Fiebererhebung offenbar feuriger, vergingen aber in drei Tagen, ohne violett, oder schwarz zu werden, obgleich, wie ich eben erzählt, der Mann schwarze Petechien an dem übrigen Körper, und an der äusseren Seite des rechten Schenkels eine Schwärzung hatte, die wie eine wirkliche Blutunterlaufung aussah.

Ueberhaupt müssen manche Aerzte solche Epidemien beobachtet haben, bei denen rothe Petechien die gewöhnlichen, violette, oder schwarze nur Ausnahmen von der Regel gewesen. Vor etlichen Jahren kaufte ich einen Rudel alter Schriftsteller und unter diesen das Werk eines rheinisch Cöhnischen Arztes, des *Laurens Donkers*, der mir ganz unbekannt war. Sein Buch hat den Titel: *Idea febris petechialis*, *sive tractatus de morbo puncticulari*. Nun, das Wort *Idea* bezeichnet am besten den Geist des Buches. Das Praktische, welches mitunter so dumm nicht ist, muss man aus einer fünfhundert Seiten langen, ekelhaften, Cartesisch-theoretischen Brühe herausfischen. Aber auch dieser Mann, der das Petechialfieber selbst, und offenbar häufig behandelt hat, siehet die schwarzen Petechien zwar nicht gerade als Zeichen eines unbedingt tödtlichen, aber doch als eines sehr gefährlichen Zustandes an.

In Fällen, wo sich *Angina* oder *Pleuritis* bei diesem Fieber gezeigt, hat er zur Ader gelassen. Ich glaube aber, hätte er, wie ich, einen starken Mann nach dem Aderlassen schwarzarmig und schwarznasig werden sehen, er würde schon eine andere *Ideam febris petechialis* bekommen haben, als die 1686 zu *Leyden* gedruckte.

Ich habe die Säuren als Mittel angegeben, welche hinsichtlich ihrer Heilwirkung mit dem Eisen verwandt seien. Mit Recht kann also der Leser erwarten, meine Meinung zu hören, ob auch im Petechialfieber das Eisen die Säuren nicht bloss ersetzen, sondern sie in ihrer Heilwirkung noch übertreffen werde.

Ich bitte aber den Leser, wol zu bedenken, dass ich nicht eine Lobpreisung der altgeheimärztlichen Lehre, sondern eine praktische Untersuchung derselben schreibe. Da ich nun seit den zwanzig Jahren, dass ich dieser Heillehre gefolgt bin, keine Petechialfieber gesehen, so habe ich auch die Heilwirkung des Eisens bei dieser Krankheit nicht untersuchen können. Allerdings gab ich während dieser Zeit das Eisen mit grossem, selbst mit überraschendem Nutzen in solchen Krankheiten, bei denen mir früher die Schwefelsäure sehr gute Dienste geleistet, z. B. im Rheumatismus, im Scorbut, in der Fleckenkrankheit; aber der Schluss von diesen auf das Pechialfieber möchte doch wol etwas gewagt sein. Ich glaube allerdings, dass man durch Eisen das Petechialfieber noch besser, und bestimmt gemächlicher heilen wird, als durch Säuren; allein etwas nach wahrscheinlichen Gründen glauben und etwas mit leiblichen Augen gesehen haben, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Der Arzt, der nicht gelernt hat, dass in der Praxis das Wahrscheinlichste unwahr sein kann, ist noch ein Unerfahrener, wenn er gleich graue Haare hat. Wollte ich, nach Art mancher einbildischen, unkundigen Schriftsteller, das Eisen unbedingt als Heilmittel des Petechialfiebers anpreisen, so könnte es manchem jungen, das Neue oder das Altneue gern ergreifenden Arzte mit dem Eisen bei Menschen vielleicht einmahl gehen, wie mir mit der Schwefelsäure beim Rindvieh.

Ich will nicht der Veranlasser eines solchen Missgriffes sein, darum sage ich als rechtlicher Mann gerade heraus: ich habe keine Erfahrung in diesem Punkte. Sollte sich mir je die Gelegenheit darbieten, so werde ich gewiss durch vorsichtige Versuche die Wahrheit zu erforschen suchen, und ich sehe mich dazu selbst verpflichtet, weil ich das Hinderliche des Gebrauches der Säure, sonderlich bei Kindern und zärtlichen Menschen, erfahren habe; da ich aber schon zu den Alten gehöre, ist es möglich, dass die besprochenen Fieber bei meiner Lebzeit nicht mehr erscheinen, und so muss ich denn den jüngeren Amtsbrüdern diese Untersuchung überlassen.

---

Nun wollen wir noch zum Schlüsse über die krankheitslehrige Kategorie der Schwäche und über die arzeneimittel-

lehrige des Stärkenden ein wenig nachdenken, denn das Eisen gehöret ja nach schulrechter Ansicht zu den stärkenden Mitteln und könnte also nur in einem Zustande der Schwäche heilsam sein.

Welchen Begriff verbinden wir mit dem Worte Schwäche? — Im gemeinen Leben nennt man den Mann stark, der, ohne unangenehme Gefühle, ohne sichtbare Störung des Regelganges seiner Körpermaschine, alle äusserliche Schädlichkeiten kann auf sich einwirken lassen. Wer z. B. isst, was und so viel er will, ohne Unbequemlichkeit zu spüren, wer viel Wein trinkt, ohne berauscht zu werden, wer grosse Tagereisen zu Fusse oder zu Pferde macht, ohne sichtbar zu ermüden, wer schwere Lasten bewegt, im Ringen andere gewältiget, den Schlaf lange entbehret, Hitze und Kälte erträgt, ohne sichtbar davon angegriffen zu werden, den nennet man stark. Schweigend liegt diesem Begriffe ein ungefähres Mass zum Grunde, das man von der Mehrzahl der Menschen sich abgezogen. Den, der über diesem Mittelmasse ist, nennet man stark, den, der darunter ist, schwach.

Der ärztliche Begriff der Schwäche muss aber nothwendig ein von jenem, im gemeinen Leben angenommenen, ganz verschiedener sein; denn wir müssten ja, hätten wir den gemeinen Begriff der Schwäche, jeden Kranken für einen in Schwäche versunkenen halten, so wol den am inflammatorischen, als den am typhösen Fieber leidenden, denn der eine kann eben so wenig, einem Gesunden gleich essen, trinken, laufen, tanzen und springen, als der andere.

Wenn wir aber diesen gemeinen Begriff mit unserer krankheitslehrigen Kategorie der Schwäche nicht verbinden können, so verstehen wir vielleicht darunter eine quantitative Verminderung des Lebens? — Dieses kann aber auch nicht wol sein; denn da wir das Leben nur in seinen Aeusserungen, nicht von diesen geschieden kennen, so liegt das Vermehren, oder das Vermindern desselben ganz ausserhalb der Grenzen unseres Wissens. Ueberdies, wenn die krankheitslehrige Schwäche eine quantitative Verminderung des Lebens wäre, so würde die Selbstheilung solcher Fieber, die wir typhös, oder nervös, oder faulicht nennen, ganz unerklärbar sein. Ich habe mir

schon in meiner Jugend über diesen Widerspruch den Kopf zerbrochen. Wenn ich nämlich sah, dass solche Kranke nicht bloss ohne Arzenei von selbst genasen, sondern dass junge, in der Ausbildung begriffene Leute, während ihr Körper alle Stufen des Elendes dieser Fieber durchlief, nicht bloss einbildisch, sondern sichtbar und messbar an Grösse zugenommen hatten, so dachte ich: wie ist es möglich, dass hier, wo die Natur nicht bloss gegen die verderbliche Krankheit ankämpft, sondern gleichzeitig den Körper ausbildet, wie ist es möglich, dass hier eine Verminderung der so genannten Lebenskraft, oder, was wol gleichgeltend ist, eine quantitative Verminderung des Lebens Statt haben kann? — Wäre es thunlich, die hier zum Grunde liegende Wirkursache grösslich zu schätzen, so würde doch wol jeder unverkrüppelte Verstand urtheilen, es sei, um dieser Doppelverrichtung zu genügen, weit ein Mehr jenes unbekannten Wirkers nöthig, als nöthig ist, den Regelgang des gesunden, ausgebildeten Körpers in Ordnung zu halten.

Da man aber gewöhnlich in der Jugend Wörter, besonders griechische, oder lateinische, für Begriffe auf guten Glauben hinnimmt; so konnte ich mich auch von der krankheitslehrigen Schwäche nicht gemächlich losmachen. Dass bei allen Widersprüchen, in die mich die Beobachtung der Natur verstrickte, dennoch etwas Wahres an dieser Kategorie sei, fühlte ich wol, das heisst, mein Verstand dachte es sich dunkel; es ging aber eine lange Zeit hin, bevor ich dieses dunkel gedachte, dieses gefühlte Wahre zur mittheilbaren Klarheit bringen konnte. Endlich, als ich den Geist der geheimärztlichen Lehre erfasst, als ich begriffen, dass wir von dem Wesen der Krankheit, das heisst, von der Krankheit, in sofern wir sie von der sichtbaren und fühlbaren Störung des Regelganges der Körpermaschine scheiden, nichts erkennen können, als ihr Verhältniss zu der Heilwirkung der Arzenei, da sah ich erst ein, dass die Kategorie der Schwäche bloss einen Zustand des kranken Körpers bezeichne, der durch gewisse Mittel könne gehoben und durch gewisse andere könne verschlimmert werden. Dem Kranken wird es allerdings ganz gleichgültig sein, ob wir diesen Zustand Schwäche, Asthenie, Verflauung der Lebens-

geister, Abnahme der Lebenskraft, typhösen, nervösen Zustand, und Gott weiss wie sonst noch nennen, wenn wir nur das wahre Heilmittel auf denselben wissen. Da man aber heut zu Tage überviel auf Philosophie und wissenschaftliche Bildung pocht, so scheinet es mir doch sehr widersinnig, dass man eine Kategorie aufstellet, mit welcher der Verstand keinen deutlichen Begriff verbinden kann, sondern von der er nur durch die Uebung der Kunst nach und nach das Wahre ahnen lernt. Von der arzeneimittellehrigen Kategorie des Stärkenden will ich weiter nicht sprechen, da von dieser das Nämliche gilt, was ich von jener gesagt.

Das Ganze der schulrechten Lehre, welches uns, in diesem Punkte, seit der ältesten Zeit in sehr veränderlichem, vielfarbigem, von griechischen und lateinischen Kunstwörtern bauschendem Gewande vorgeführt ist, dienet dem praktischen Arzte bei Uebung der Kunst zu nichts, zu gar nichts. Wie einfach, wie verständlich, wie brauchbar in der Praxis ist dagegen die Lehre der alten Geheimärzte: es findet sich in der Natur ein krankhafter Zustand des Gesammtorganismus, der durch das Eisen zum Normalstande zurückgeführt wird. Das Eisen ist zwar nicht das einzige Heilmittel dieses krankhaften Zustandes, aber es ist das vollkommenste. Unser Verstand kann von dem Wesen dieses Zustandes nichts erkennen, als nur seine Heilbarkeit durch Eisen, und da keineswegs zu behaupten ist, er bestehe in Schwäche, in einer Verminderung des Lebens, so würde es auch sehr widersinnig sein, dem Eisen eine stärkende Wirkung zuzuschreiben.

Ich überlasse es nun ganz meinen Lesern, selbst zu beurtheilen, welche Ansicht die verständigste sei. Sollte ihr Verstand bei Beurtheilung einer Krankheit der besprochenen Kategorie nicht entbehren können, so rathe ich ihnen, selbige beizubehalten, denn ich weiss ja aus eigener Erfahrung, dass solche, unserem jugendlichen Gehirne bei der ersten Lehre eingepflanzte Unkräuter sehr schwer auszureuten sind. Uebrigens versichere ich ihnen als ehrlicher Mann, dass ich selbst wenigstens nicht, gleich den Geisterbeschwörern, dunkler Wörter und Formeln bei dem Heilgeschäfte bedarf.

# Dritter Abschnitt.

---

**Kupfer.**

Dieses Metall ist das älteste Universalmittel der Geheimärzte. Das Allheil des *R. Lullius* ist weiter nichts als Kupfer. Freilich, das gar weitläuftige Rezept, welches er in seinem Buche *De Medicinis secretissimis* den Aerzten mitzutheilen die Bosheit hat, enthält kein Gran Kupfer. Man braucht aber nur in dem Buche selbst die Wirkung des Mittels nachzusehen und diese mit dem zu vergleichen, was sich von seiner das Leben verlängernden Arzenei in dem Gespräche *De ligno vitae* findet; so begreift man bald, dass das ganze Geheimniss in Kupfer bestehet, und dass der alberne Wirrkopf dieses Metall in Salpetersäure aufgelöset eine lange Zeit mit Alkohol hat digeriren lassen. Einige Stellen aus den Schriften der ältesten Geheimärzte, die ich aber bloss bei späteren Schriftstellern gefunden, (die Werke jener ältesten Geheimärzte habe ich nie auftreiben können) sprechen auch dafür, dass das Kupfer das vorzüglichste und älteste Universalmittel jener Sekte gewesen.

Da es aber die Weise dieser Leute war, die Ungeweihten und die Galeniker zu täuschen, so spiegelten sie diesen vor, ihr Universalmittel sei aus Gold bereitet. Die Dauerhaftigkeit des Metalles, welche sie hervorheben, um die Gedanken des Lesers auf Gold zu lenken, führt sich darauf zurück, dass das Kupfer über tausend Jahre in der Erde liegen kann, ohne zu verderben, und dass Luft und Wasser nur Einwirkung auf seine Oberfläche haben, aber nicht sein inneres Gefüge angreifen.

Die Meinung, welche man nicht bloss in uralten, sondern selbst in ziemlich neuen chemisch-pharmaceutischen Schriften findet: das Kupfer werde von allen fetten Oelen aufgelöset, ist eine Fabel. Die Oele lösen es nicht auf, sondern die mit denselben verbundene Säure. Trennet man diese durch Bittersalzerde von denselben, so kann man die entsäuerten Oele so lange man will auf Kupferfeilig stehen lassen, man wird nicht sehen, dass sie es angreifen und sich grün färben. Nichtentsäuertes Oel färbt sich, lässt man es auf Kupferfeilig stehen, grün. Aber auch dieses Kupfersalz hält sich nicht einmahl im Oele aufgelöset, sondern schlägt sich durch die Zeit nieder, und man siehet das klare entfärbte Oel über dem grünen Niederschlage stehen. Die Luft, Wasser und Luft vereint greifen das Kupfer an seiner Oberfläche an, Säuren und Ammonium lösen es auf, aber nicht Oele, nicht Mittelsalze. Wenn eine Auflösung von Salmiak, auf Kupfer gegossen, eine ganz hellblaue Farbe annimmt, so ist das nicht der Salmiak als Mittelsalz, der diese Auflösung bewirkt, sondern das Ammonium, welches im Salmiak ein klein wenig unneutralisirt vorwalten kann. Dass noch in unserm Jahrhundert, hinsichtlich des Kupfers, Unrichtigkeiten zum Gebrauche der Aerzte und Apotheker gedruckt, ja wiedergedruckt sind, ohne dass die Beurtheiler einer solchen Schrift dieselben gerügt haben, beweiset, dass alte Fabeln, haben sie einmahl unter den Aerzten Fuss gefasst, schwer auszurotten sind.

Zu diesen Fabeln gehört auch unwidersprechlich die Giftigkeit des Kupfers. Dass jede Arzenei, ungehörig angewendet, dem Kranken schaden könne, daran zweifelt wol kein verständiger Mensch, also wird man dieses auch vom Kupfer nicht bezweifeln. Dass ein Gesunder durch grosse Gaben Kupfersalze oder Oxyde könne getödtet werden, mag ich eben so wenig in Abrede stellen, als dass der nämliche Zweck durch grosse Gaben Branntwein kann erreicht werden. Wenn aber behauptet wird, das Kupfer könne in mässiger Gabe, in solcher, die allenfalls in Speise und Trank einem Menschen unmerklich beizubringen sei, tödtliche Wirkung haben, so erkläre ich das geradezu für die grösste Unwahrheit. Es macht den schulrechten Aerzten wahrlich sehr wenig Ehre, dass sie diese

Lüge so lange für Wahrheit gehalten haben, da ihnen doch die eigene Untersuchung sehr nahe lag und sehr wenig Mühe würde gemacht haben.

Die Kupferschläger verschlucken täglich eine gute Menge Kupferoxyd; werden sie denn dadurch krank? Ich habe das nicht bemerkt. Hier wohnen drei Kupferschläger, die, der Branntweinbrennereien wegen, viel in Rothkupfer arbeiten; aber gerade diese und ihre Gehülfen sah ich fast nie krank. Betrachte ich die Haare dieser Leute, so sehe ich, dass sie vom Kupferoxyd ganz grün gefärbt sind. Bin ich nur fünf Minuten in ihrer Werkstatt, so bleibt mir der Geschmack des Kupferoxydes noch länger als eine Stunde im Munde. Diese Leute verschlucken 30, 40, 50 Jahre lang täglich Kupferoxyd und bleiben gesund; wie kann denn das Kupfer ein der menschlichen Natur nachtheiliges Metall sein? — Einem unserer Kupferschläger sagte ich einst: sein Geschäft müsse wol ein sehr gesundes Geschäft sein, denn weder er, noch seine Gehülfen bedürfen je meiner ärztlichen Hülfe. Schmunzelnd erwiederte er: unter ihrem Gewerke sei das, was ich sage, längst bekannt, er selbst habe auch viel alte und rüstige Meister gesehen, wisse aber wol, dass die Aerzte anderer Meinung seien. Er halte jedoch die Aerzte in diesem Punkte für Stocknarren, die Erfahrung spreche ja gegen sie.

Um zu untersuchen, ob der innerliche Gebrauch des Kupfers den gesunden Menschen krank mache oder nicht, hielt ich es für das einfachste und überzeugendste, Versuche an meinem eigenen gesunden Leibe zu machen.

Zuerst nahm ich acht Tage lang frühmorgens funfzehn Gran schwarzes Kupferoxyd. Ich liess aber das Oxyd mit dem Extrakt der Eichenmistel in Pillenform bringen, damit es mir keine Uebelkeit verursachen möchte. In Pulverform würde es mir ohne Zweifel Uebelkeit, oder wol gar Erbrechen gemacht haben; beides musste ich zu vermeiden suchen, sonst würde unmöglich gewesen sein, die Wirkung, die es auf mein Befinden hatte, zu beurtheilen. — Ich habe bei diesem Versuche nicht die geringste Trübung meiner Gesundheit bemerkt.

Bei dem zweiten Versuche, den ich eine Zeit lang später anstellte, nahm ich drei Wochen täglich vier Gran des näm-

lichen Oxydes in Pillenform, ebenfalls ohne nachtheilige Folgen für meine Gesundheit.

Später fiel es mir ein, zu untersuchen, ob das Kupfer in mässiger Gabe, aber lange Zeit gebraucht, feindlich auf den Körper wirke. Zu dem Ende nahm ich acht Monate lang täglich vier Gran Oxyd. Ich erkläre aber, dass ich von der angeblich nachtheiligen Wirkung desselben nicht das Mindeste gespüret; denn ausser dass meine übrigens gute Esslust mittags dadurch verstärkt wurde, war es mir unmöglich, irgend eine unheimliche Veränderung meines Befindens wahrzunehmen. Das einzige, was ich bemerkte, war Folgendes. Während der Versuche entstand früher oder später ein ganz mässiger, schmerzloser, höchstens einen halben Tag anhaltender, und dann von selbst aufhörender Durchfall. Ob dieser von dem Kupfer bewirkt wurde, kann ich zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, es ist mir aber wahrscheinlich, und zwar deshalb, weil einige, denen ich das Oxyd als Arzenei gegeben, den nämlichen Zufall beobachtet haben. Andere hingegen hatten angeblich nichts dergleichen bemerkt. Ob diese weniger reizbare Därme hatten als jene, oder ob sie, weniger aufmerksam auf ihren Körper, den schmerzlosen, unbedeutenden Durchfall nicht beobachtet, kann ich nicht sagen.

Ferner bemerkte ich während meiner Versuche von Zeit zu Zeit, aber lange nicht täglich, vormittags im Magen das Gefühl eines wahren Heisshungers, welches mich zum essen zwang, obgleich ich seit länger als 30 Jahren gewohnt bin, ausser Kaffe, vormittags nichts zu geniessen. Es stehet mir vor, in neuer Zeit gelesen zu haben, dass ein ausländischer Arzt einen ähnlichen Versuch an seinem Leibe gemacht, ja das Kupfer in noch grösserer Menge verschluckt hat als ich. Ich habe aber versäumt, den Namen dieses Arztes mir schriftlich zu bemerken und wüsste jetzt auch nicht, wo ich ihn suchen sollte.

Dass man in neuer Zeit zuweilen Kupfervergiftungen beobachtet, darüber wundere ich mich eben nicht; denn weil in den Giftbüchern das Kupfer einmahl als Gift verzeichnet stehet, der Verstand gar mancher Aerzte durch die Bücherlehre theilicht verkrüppelt ist, ein theilicht verkrüppelter Verstand aber seinen

Besitzer wol eben nicht zum richtigen Beobachten befähiget: so müssen wir nothwendig so lange Beobachtungen über Kupfervergiftung lesen, bis die Wahrheit, dass Kupfer kein Gift sei, so oft gedruckt ist, als die Lüge, dass es Gift sei, so lange, bis die Bücher, in denen Letztes behauptet wird, durch die Länge der Zeit der Vergessenheit heimgefallen. Da nun weder ich, noch ein einziger meiner Zeitgenossen dieses erleben wird, so werden auch hinfort noch immer von Zeit zu Zeit Menschen angeblich durch Kupfer vergiftet werden. Nun, immerhin! als Menschen sind wir doch alle dem Irrthume unterworfen, und wenn denn einmahl muss geirret werden, so ist es der Menschheit weit weniger schädlich, dass man ein wohlthätiges Mittel für Gift, als dass man ein feindliches für ein unschuldiges, ja für ein unentbehrliches Allheil hält.

In meiner Jugend sollte ich einst einen abgemagerten, braunfarbigen, an allerlei Bauchbeschwerden leidenden Nadler heilen; das konnte ich nicht, denn mein universitätisch *Stollisches* Wissen passte unglücklicherweise nicht auf den kranken Bauch dieses Mannes. Er zehrte immer mehr ab und starb endlich an der Bauchschwindsucht. Da ich nun mehrmahls in seiner Werkstatt gewesen, und gemerkt, dass beim Schleifen der Stecknadeln der ganze Luftraum des Zimmers so mit Kupferstaub erfüllet war, dass man den Augenblick, wo man hineintrat, schon den Geschmack des Metalles im Munde hatte, so glaubte ich schulgerechter Arzt, der Mann sei durch das Kupfer, welches er täglich verschluckt, langsam wie durch das Tofanische Wasser vergiftet. Freilich wollte der gesunde Theil meines Verstandes sich gegen den verkrüppelten auflehnen; es fiel mir ein, wenn das Kupfer jene Bauchleiden hervorgebracht, so habe es dieses doch wol etwas früher thun müssen, der Mann sei ja immer gesund geblieben, und erst kränklich geworden, da man ihn zu den Alten gezählt. Diese Opposition war aber zu ohnmächtig; es musste dabei bleiben, dass das anhaltende Verschlucken des giftigen Kupferstaubes den braunen Nadler zur Bauchschwindsucht verholfen.

Viele Jahre nachher, da ich schon längst manche lächerliche Vorurtheile aus meinem Kopfe verbannt, kam sein Sohn, ein Landpfarrer, um Hülfe zu mir. Er hatte eine braune

Gesichtsfarbe wie sein Vater, Bauchleiden, Heiserkeit, Hämorrhoiden, kurz, er war, mit Ausschluss der Abmagerung, das leibhafte Bild seines verstorbenen Vaters. Nun musste ich über meine jugendliche Eselei lachen, dass ich die Krankheit des Vaters dem Kupfer zugeschrieben. Dieser Sohn, der an dem nämlichen Uebel litt (weil solche Bauchfehler leicht forterben und manche derselben sich erst spät so weit ausbilden, dass sie feindlich in das Leben eingreifen), dieser Sohn hatte als Landpfarrer wol die Gewissen seiner bäuerischen Pfarrgenossen, aber nie Stecknadeln geschärft; höchstens konnte man, wollte man von Schädlichkeiten sprechen, ihm nachsagen, dass er hinsichtlich des Trankes sich den Erzvater Noah zum Vorbilde genommen.

*Mathiolus* legt dem Kupfer eine *Vim ulcerativam* bei; daran ist etwas Wahres. Legt man es als Salbe auf unzertheilbare Geschwülste, so gehen diese bald in Eiterung über, auch der innerliche Gebrauch desselben befördert die Eiterung des Unzertheilbaren.

Reibt man kohlensaures Kupfer mit Wachssalbe zusammen und legt diese Mischung auf die gesunde Haut, so stirbt die Epidermis ab, allein die neue ist schon wieder erzeugt, ehe die alte abfällt. Ich habe den Versuch an meiner eigenen Haut gemacht und mich überzeugt, dass diese Wirkung des Kupfers von der ätzenden und blasenmachenden anderer Mittel sehr verschieden ist.

Seine Wirkung auf Afterorganisationen der Haut (auf Warzen und andere Auswüchse) ist bekannt; wer aber damit umgegangen, der wird auch bemerkt haben, dass es solche Dinger nicht nach Art der Aetzmittel, sondern auf eine eigene, übel auszulegende Weise vertreibt.

Was die medizinische Bereitung desselben betrifft, so dienet diese bloss dazu, es dem Magen zu befreunden. Kupfer bleibt hinsichtlich seiner Wirkung auf den Gesammtorganismus immer Kupfer, man mag es geben in welcher Form man wolle; da es aber leicht Uebelkeit und Erbrechen verursacht, so ist diejenige Bereitung die beste, welche jener Unbequemlichkeit am besten vorbeugt.

Warum es leicht Erbrechen macht, weiss ich eben so

wenig als ich weiss, warum Brechwurzel, Spiessglanz, Zink, und in manchen Magen Wein oder Branntwein dieses bewirken, warum Senf, Pfeffer und Meerrettig, die doch die Haut schnell und sichtbar entzünden, es nicht bewirken. Das Wie der Wirkung der Arzeneimittel scheint ausserhalb der Grenzen unserer Erkenntniss zu liegen. Unterwirft man zum wenigsten eine solche vermeintlich gründliche Erklärung einer schlicht verstandhaften Analyse, so bleibt, ausser dem Wortklange, nichts Gescheites davon über.

Ich habe gefunden, dass man die übelmachende Wirkung des Kupfers durch einen Zusatz von Zimmet sehr mässigen, ja ganz aufheben kann. Das Warum, kann ich aber auch nicht auslegen, sondern bloss sagen, dass unter manchen gewürzhaften Substanzen, welche ich versucht, mir der Zimmet in dieser Hinsicht am besten gedient. Jedoch ist dieser Zusatz in vielen Körpern ganz entbehrlich, und wo er nöthig ist, ein sehr unschuldiger Zusatz, welcher der Wirkung des Kupfers auf den Gesammtorganismus keinen Eintrag thun wird.

Man kann das Kupfer geben als Oxyd, oder in Ammonium, oder in Säuren aufgelöset.

Die Verbindung mit dem Ammonio macht am leichtesten Uebelkeit, darum ist auch das *Cuprum ammoniacale* das zweckloseste von allen mir bekannten Kupferbereitungen.

Von den Oxyden kann man kohlensaures innerlich gebrauchen; es macht aber leicht Uebelkeit, weshalb es gut als Brechmittel dienen könnte, und zwar in solchen Fällen, wo man Brechen erregen wollte, ohne den Kranken hart anzugreifen, denn offenbar macht ein Kupferbrechmittel hintennach nicht halb so flau als ein Spiessglanzbrechmittel. Das ist aber bloss ein Wink, den ich im Vorbeigehen den Brechärzten gebe; ich selbst gehöre nicht zu dieser Zunft.

Treibt man durch das Feuer von dem salpetersauren Kupfer die Säure, so bekommt man ein schwarzes Oxyd, welches etliche Scheidekünstler für ein Peroxyd gehalten haben, andere nicht. An dieser Verschiedenheit chemischer Meinungen ist mir wenig gelegen; es ist ein gutes Mittel, weil es weniger Uebelkeit erregt als das kohlensaure, und weil es am brauchbarsten in solchen Fällen ist, wo es darauf ankommt, eine

gute Portion Kupfer in den Darmkanal zu bringen. Will man es nur als Universalmittel geben, so braucht man es nicht in starken Gaben zu reichen; 1, 2, bis 4 Gran täglich und zwar ½ bis 1 Gran *pro dosi* leistet alles, was man verlangen kann. Andere Oxyde habe ich nie versucht, weil ich nicht vermuthe, dass in ihnen ausgezeichnete Heilkräfte verborgen sein könnten. Die Iatrochemiker des 17. Jahrhunderts, welche viel in dieser Sache gearbeitet, haben auch viel darüber gemeinet, das sich nie bestätigen wird. So schreibt *Mart. Walter* an *G. Horst:* der Leibarzt Heinrich IV. *I. du Chesne* habe kurz vor seinem Tode noch ein Kupferoxyd von röthlicher Farbe bereitet, welches er *Sulphur vitrioli narcoticum* genannt. (*G. Horst. op. Tm. II. Lib. X. pag.* 508.) Ich denke aber, weil er bald darauf gestorben ist, kann er unmöglich Zeit gehabt haben, die narkotische Wirkung seines *Sulphuris vitrioli* zu erforschen.

Essigsaure Kupfertinktur. Diese wird am besten durch doppelte Wahlverwandtschaft bereitet.

Von dieser Tinktur kann man, je nachdem der Magen des Kranken gestellt ist, täglich anderthalb bis drei Drachmen in getheilten Gaben reichen. Jedoch ist die mittle Taggabe anderthalb, bis zwei Drachmen. Da man des möglichen Missbrauches wegen, jede Arzenei nicht jedem Menschen in Tropfenform verschreiben kann, sondern sie weit klüger in einen Trank bringt, so thut man, will man die Kupfertinktur in einem Tranke geben, am besten, die in Gummiauflösung in einem Zusatze von ungeistigem Zimmetwasser zu geben. Meine gewöhnliche Verordnung in akuten Fiebern ist Folgende: *℞ Tinct. cupri* ʒiß *Gumm. tragacanthae* ℈i *Aquae cinnamomi s.* v℥i ▽ *destill.* ℥vii M D. Stündlich einen Löffel voll. Man kann auch, statt des Skrupels Traganth, eine Unze Arabisches Gummi nehmen. Von diesem Tranke sehe ich niemahls Uebelkeit, oder Erbrechen entstehen.

Sollten vielleicht die Leser denken, es sei ein thörichtes Beginnen, diese Tinktur durch doppelte Wahlverwandtschaft zu machen, da man sie viel gemächlicher direkt aus den essigsauren Kupferkrystallen bereiten könne; so antworte ich darauf Folgendes. Bei der Bereitung metallischer Arzeneien hängt viel von dem Oxydationsgrade ab, unter welchem sich die

Säuren mit den Metallen verbinden, und dieser lässt sich nach der Theorie wol so ganz spitz nicht bestimmen. Siehet man also, dass man durch die doppelte Wahlverwandtschaft ein angenehmeres, dem Magen befreundeteres Mittel erhält, als durch die direkte Auflösung des Metallsalzes, so müsste man wol ein Thor sein, wenn man, einer bis jetzt unvollkommnen Lehre zu Liebe, das schlechtere Mittel dem besseren vorziehen wollte. Die von essigsauren Kupferkrystallen bereitete Tinktur siehet bläulichgrün aus und hat einen widrigen Geschmack. Die durch doppelte Wahlverwandtschaft gemachte hat eine grasgrüne Farbe, und ohne ganz den Kupfergeschmack zu verläugnen, schmeckt sie offenbar weit besser und macht weit weniger Uebelkeit als jene; das ist schon ein grosser Vorzug.

Sollte aber jemand durch die Scheidekunst ein besseres, dem Magen noch verträglicheres Mittel bereiten können, der thue es. Die beschriebene Tinktur ist das beste Präparat, was ich bis jetzt kenne; ich behaupte aber nicht, dass ein besseres zu entdecken unmöglich sei. Jedoch bemerke ich denen, welche Lust haben möchten, sich in dieser Sache zu versuchen, dass das salzsaure Kupfer schlechter zu gebrauchen ist, und dass das salpetersaure ebenfalls keine Vorzüge hat. Ich bin einmahl auf den Einfall gekommen, das Kupfer in säuerlichen *Spiritus vitri dulcis* aufzulösen, das gab denn des *R. Lullius* Geheimmittel, es war aber dem Magen noch weniger befreundet als die essigsaure Tinktur. Ueberdies hielt ich es für unverständig, das Kupfer in Verbindung mit einem anderen wirksamen Mittel zu geben; ich glaubte, auf die Weise unmöglich richtige Erfahrung über seine Heilkraft machen zu können.

*Van Swieten* in seinen Commentarien (*Cap. de Epilepsia*) sagt: *Longo labore ex cupro praeparatum remedium vidi, quod assumtum nullam faciebat nauseam, sed miram quandam formicationem quasi per totum corpus ad extremos digitorum apices usque: et illud quibusdam profuisse novi.* Und weiter heisst es: *Illud autem remedium, non turbando primas corporis vias, ad intima penetrare videbatur, et in totum nervorum systema agere, miris quidem, sed blandis succussibus.* Abgesehen von der *mira formicatione* und von den *blandis succussibus*,

welche wol von der Individualität des Kranken, oder bloss von dessen Einbildung werden abgehangen haben, hat der Verfasser vollkommen Recht. Das Kupfer, gibt man es nicht in so ungehörigen Gaben, dass es den Darmkanal aufrührt, wirkt auf eine eigene, sehr milde, mit der Wirkung keiner anderen Arzenei zu vergleichende Weise. Es ist eine der menschlichen Natur sehr befreundete Substanz, ja es wirkt so wundervoll, dass, wenn mein Verstand über das Mehr oder Minder des Lebens zu urtheilen befähiget wäre (welches er aber nicht ist), ich aus der Wirkung desselben zu schliessen geneigt sein würde, es vermehre wirklich quantitativ das Leben; weshalb ich auch den Geheimärzten eben nicht verdenken kann, dass sie in ihm die Verlängerung des Lebens zu finden geglaubt haben.

Es ist in chronischen und akuten Krankheiten gleich brauchbar; theils in solchen, welche einzig in einer Affektion des Gesammtorganismus, theils in solchen, welche in einer Mischung aus einer Uraffektion des Gesammtorganismus und einem Urorganleiden bestehen. So lange ich mich zu der geheimärztlichen Lehre gehalten, sind mir reine Kupferkrankheiten zwar nicht selten, aber doch weit weniger vorgekommen, als Eisen- und Salpeterkrankheiten. Sie erschienen zu einer Zeit häufiger als zu einer anderen, aber doch nie so, dass ich mit Wahrheit hätte sagen können, die Mehrzahl der Kranken habe daran gelitten. Damit behaupte ich aber wahrlich nicht, dass das in Zukunft immer so sein werde, ich sehe vielmehr recht gut ein, dass auch einmahl eine Zeit erscheinen kann, wo die vorkommenden Krankheiten durch die Bank Kupferkrankheiten sind. Sollte je ein Arzt dieses beobachten, so warne ich ihn schon jetzt vorläufig, seinen Erfahrungen, wenn er sie bekannt macht, keine allgemeine Gültigkeit beizulegen, oder das Kupfer gegen Krankheitsformen zu empfehlen; ja nicht zu sagen, es sei das beste Heilmittel der Pleuresie, des Scharlach-, des Nerven-, des typhösen Fiebers. Durch solche kühne Behauptungen, zu denen nicht bloss die Jugend, sondern auch nicht selten das männliche Alter geneigt ist, hat man von jeher der Heilkunst unberechenbaren Schaden gethan.

Welches sind nun die Zeichen, aus denen man eine Kupferaffektion erkennen kann? — Das ist eine häkliche Frage.

Salpeter- und Eisenaffektionen des Gesammtorganismus sind schon schwer zu erkennen, aber weit, weit schwerer noch Kupferaffektion. Bei akuten Krankheiten kann grosse Hitze in allen drei Affektionen stattfinden, Kopfschmerz, Durst ebenfalls. Der Harn kann in allen dreien gleich roth, trübe, oder klar sein. Irresein siehet man nicht selten bei allen dreien, und grosse Muskelschwäche häufig sowol bei Eisen-, als Kupferaffektionen. Dazu kommt noch, dass sowol Irresein als grosse Muskelschwäche oft Begleiter der Urgehirnleiden und zuweilen der Urbauchleiden sind. Der Puls kann schnell, voll, kräftig, schwach, langsam, dem gesundheitsgemässen fast gleich bei allen drei Affektionen sein.

Die Laugensalzigkeit des Harns habe ich noch nie bei Kupferaffektion gefunden, er hat bei dieser, wie bei der Salpeteraffektion, seine Säure; mithin kann die Laugensalzigkeit wol ein verneinendes Zeichen der Kupferaffektion, aber die Säure des Harns kein bejahendes derselben sein, weil es ein gemeinschaftliches der Kupfer- und Salpeteraffektion ist und weil, wie ich schon früher gesagt, dieses Zeichen auch bei der Eisenaffektion noch lange nicht immer fehlet.

Ich kenne keine Krankheitsform, von der ich behaupten kann, sie deute vorzugsweise auf Kupferaffektion; hingegen können alle Krankheitsformen Offenbarungen derselben sein.

Alles wohl erwogen, kann man Kupferaffektion, wie der Scheidekünstler, nur durch Probemittel erkennen.

Sollte das, was ich hier gesagt, meinen Lesern nicht genügen, so werden sie wol so billig sein, sich zu erinnern, dass ich ihnen nichts mehr geben kann, als ich selbst empfangen habe. Sie müssten mich für einen erbärmlichen Beobachter halten, wenn sie glauben wollten, ich habe aus Leichtsinn oder Trägheit versäumet, mich nach unterscheidenden Zeichen der Kupferaffektion umzusehen. Wahrlich! die Sache ist zu wichtig, als dass der leichtsinnigste Arzt eine solche Untersuchung vernachlässigen könnte; ja der trägste würde in dem Auffinden unterscheidender Zeichen eine solche Bequemlichkeit erkennen, dass ihn schon selbst seine Trägheit anspornen müsste, ein Ziel zu erstreben, wo er für immer von seinen Anstrengungen ausruhen könnte. Leider hat die geheimnissvolle

Natur einen gar zu dichten Vorhang vor das innere Heiligthum des belebten Menschenleibes gezogen; diesen Vorhang mit täuschenden Phantasiebildern zu bemahlen, scheinet mir eines rechtlichen Arztes unwürdig.

Da die Kupferaffektion die grösste Aehnlichkeit mit der Salpeteraffektion hat, so kann uns (vorausgesetzt, man habe es nicht mit einem Urorganleiden zu thun) zuweilen nur das Nichtheilwirken des kubischen Salpeters zur Erkenntniss der Kupferaffektion bringen, zumahl wenn wir bei diesem Nichtheilwirken den Harn ordentlich sauer bleiben sehen.

Bei chronischen Uebeln kann die Zeit, die das Uebel gewährt, uns schon einige Vermuthung geben, dass es eher eine Kupfer-, als eine Salpeteraffektion sei. Man muss aber hier mit grosser Umsicht zu Werke gehen, denn Salpeteraffektion kann zuweilen lange, sehr lange im Körper bestehen, ohne sich in Kupfer-, oder Eisenaffektion umzuwandeln.

Bei akuten Fiebern kann bedeutende Muskelschwäche, wenn sie nicht von einem Urleiden des Gehirns abhängt und wenn sie nicht Zeichen einer Eisenaffektion ist, leicht Offenbarung der Kupferaffektion sein. Auch Irrereden, wenn es nicht Zufall einer Salpeteraffektion, eines Urleiden des Gehirns, oder consensueller eines Urbauchleidens ist, deutet ziemlich wahrscheinlich auf Kupferaffektion. Das nämliche gilt von der plötzlich eintretenden Beängstigung bei akuten Fiebern, die nicht selten Mahnbothinn grosser Gefahr, ja wol des nahenden, aber noch abwendbaren Todes ist.

Alles, was ich hier aber gesagt, kann man nicht als Zeichen der Kupferaffektion ansehen, sondern als blosse Andeutungen, leise Mahnungen der Natur, das Kupfer zu versuchen.

Die Wirkung dieses Universalmittels ist so bestimmt, so wohlthätig, so rasch, dass es, als Probemittel gebraucht, sehr bald den Zustand des Gesammtorganismus offenbaret. Die Muskelschwäche siehet man innerhalb eines Tages sich bessern, die Beängstigung vergehen; der Harn, war er braun und trübe, wird klar und heller gefärbt. Auf letztes Zeichen muss man beim Probegebrauch des Kupfers vorzüglich achten. War der Harn vor dem Kupfergebrauche hellfarbig und klar, wird aber bei dem Gebrauche nur um etwas dunkler, so ist man

nicht auf dem rechten Wege. Auch muss man bei dem Probegebrauche nicht versäumen, täglich die Mischung des Harnes zu untersuchen. Ich habe in dem vorigen Abschnitte dieses Kapitels gesagt, dass bei Eisenaffektion der Harn nicht immer laugensalzig, sondern auch oft sauer sei. Nimmt man nun, aus Mangel unterscheidender Zeichen, eine solche Eisenkrankheit für Kupferkrankheit, so wird man sehen, dass in zwei oder drei Tagen der Harn bei dem Gebrauche des Kupfers laugensalzig wird. Man muss, sobald man das gewahret, gleich das Kupfer fahren lassen und zu dem wahren Heilmittel, dem Eisen greifen.

Bei dem Gebrauche des Kupfers kommt auch, wie beim Salpeter und Eisen, die Zeit in Betracht. Es gibt Zeiten, wo Kupferkrankheiten (einfache oder gemischte) häufiger vorkommen als zu anderen Zeiten. Siehet man das, so gehet man weit leichter in dem Einzelfalle zum Probegebrauch über, als wenn man es nicht siehet. Aber, wie gesagt, zu keiner Zeit beobachtete ich bis jetzt, dass die Mehrzahl der vorkommenden Kranken an Kupferaffektion litten, wiewol die Zahl derselben zuweilen so gross war, dass ich ein wahrer Narr hätte sein müssen, wenn ich diese Erscheinung einzig auf die Individualität der also ergriffenen Körper hätte schieben wollen.

Die mit dem Kupfer hinsichtlich seiner Heilwirkung verwandten Mittel sind: die verschiedenen Aether, Wein, Branntwein, gewürzhafte Mittel und destillirte balsamische Oele. Am Ende dieses Abschnittes werde ich mehr von diesen Verwandten sagen; jetzt würde es mich zu weit von der Hauptsache abführen. Es gilt von diesen Verwandten, was ich von den Eisen- und Salpeterverwandten gesagt; manche derselben mögen neben ihrer Universalheilkraft noch eine eigene Organheilkraft besitzen, und in vielen Fällen mag ihre wohlthätige Wirkung von den Aerzten gut und vorgläubig der ersten zugeschrieben sein, da sie doch vielleicht einzig von der anderen abgehangen. Hier ist noch ein weites Feld, nützliche Entdeckungen zu machen; aber freilich nicht hinter dem Schreibtische sind sie zu machen, sondern mit grossem Fleisse und mit grosser Mühe am Krankenbette. Ich rathe auch wohlmeinend dem, der aus Wissbegierde diese Untersuchung übernehmen wollte,

sich, wie *Paracelsus* sagt, am Danke der Kunst genügen zu lassen, denn der Dank seiner Zeitgenossen wird ihm schwerlich lohnen.

Ich werde jetzt, wie ich es auch bei den zwei andern Universalmitteln gethan, einige Krankheitsformen durchgehen, mich jedoch ausdrücklich gegen alle unebene Auslegung meiner Rede verwahrend. Ich empfehle das Kupfer, so wenig als das Eisen, oder den kubischen Salpeter gegen gewisse Krankheitsformen. Alle Krankheitsformen weichen aber dem Kupfer, wenn sie Offenbarungen der eigenen Affektion des Gesammtorganismus sind, die ich, weil sie durch Kupfer am besten und sichersten geheilt wird, Kupferaffektion nenne. Sind die nämlichen Krankheitsformen Offenbarungen einer Eisen-, oder Salpeteraffektion, so weichen sie, je nachdem ihre Artung ist, dem Eisen, oder dem Salpeter, und nicht dem Kupfer. Nun zur Sache!

Kopfschmerz. Sehr heftigen, anhaltenden, periodisch unregelmässig sich verstärkenden habe ich mehrmahls durch Kupfer geheilt, und bald geheilt. Ob ich nach schulrechter Weise denselben hätte rheumatisch, oder nervös nennen müssen, das weiss ich nicht; solche Kategorien, unter welche die Aerzte Krankheitszustände reihen, haben für das Auffinden der wahren Heilart gar keinen Nutzen. Wenn ein Schmerz in den Muskeln sitzt und macht ein Glied unbeweglich, und ich sage, das ist ein Rheumatismus, so weiss ich ja durch dieses Sagen nicht, wie ich ihn heilen soll. Er kann gar verschiedener Artung sein, und nur wenn ich die Artung kenne, heile ich ihn. Was nutzt es mir also, wenn ich von einem Kopfschmerz sage, er sei rheumatisch, oder nervös? Es möchte wol eben so klug sein, ich nennete ihn höllisch, oder satanisch; zum wenigsten würden diese ungewöhnlichen Bezeichnungen mir um kein Haar schlechter bei Auffindung des Heilmittels dienen, als die gewöhnlichen ärztlichen.

Den Gesichtsschmerz (*Prosopalgia*) habe ich in den letzten zwanzig Jahren als chronisches eingewurzeltes Uebel gar nicht gesehen; ganz im Anfange dieses Zeitraumes aber einen Landmann durch Kupfer davon befreiet. Dieser hatte lange daran gelitten, manche Aerzte, selbst entfernte um Rath gefragt,

viel Arzenei verschluckt, die Zähne waren ihm ausgebrochen und ein Nervenzweig durchschnitten; aber alle diese Kuren hatten zu nichts geführt. Da ich in dieser früheren Zeit noch kein gutes Kupferpräparat kannte, gab ich ihm viermahl täglich zwei Gran *Cuprum ammoniacale* in Pulverform. Der Bauer wurde von der zweigränigen Gabe jedesmahl übel, fühlte aber gleich Linderung, und nach acht Tagen war der Schmerz verschwunden. Da dieser Zweck erreicht war, hörte er auf, zu arzeneien, denn die Pulver widerten ihn, wie er sagte, zu sehr an, als dass er sich überwinden könne, sie, vom Schmerze befreiet, noch fortzugebrauchen. So kam es denn, dass der Schmerz nach einem, oder zwei Jahren auf irgend eine Veranlassung wiederkehrte, jedoch auch jedesmahl wieder den Pulvern wich. Da ich bessere Kupferpräparate kennen lernte, schlug ich einst dem Manne, den ich gelegentlich am dritten Orte traf, vor, ich wolle ihm die nämliche Arzenei mit einiger Abänderung in Pillen geben; diese würden ihm keine Uebelkeit machen, und er solle sie dann einmahl ein paar Monate hintereinander gebrauchen. Er hatte aber einen solchen unbändigen Glauben zu den blauen Pulvern, dass er mir erklärte, er verlange keine bessere Arzenei als diese Pulver; er habe noch von keinem Arzte ein solch wohlthätiges Mittel erhalten, warum er denn jetzt, da er es endlich gefunden, verändern solle? — Was war da einzureden? — Ich konnte ihm seinen Glauben durch medizinische Gründe nicht erschüttern, denn er würde sie nicht begriffen haben, also liess ich ihn dabei. Seit der Zeit hat ihn noch einmahl die Noth zu mir getrieben. Eine landgängige Leberaffektion hatte ihn ergriffen, und ohne ihn gerade bettlägerig zu machen, den alten, fast vergessenen Gesichtsschmerz wieder aufgerührt. Begreiflich hatte er, da er zu mir kam, seine unfehlbaren Pulver schon versucht, aber dieses Mahl ganz ohne Nutzen. Ich befreiete ihn durch Brechnuss von der Leberaffektion, und nun thaten die alten Pulver wieder ihre gewohnte Wirkung. Jetzt habe ich seit gar langer Zeit nichts mehr von ihm gehört.

Meinen jüngeren Lesern gebe ich aber die Warnung, bei jedem Gesichtsschmerze, welche Form er auch haben möge, wohl aufzumerken, ob er auch consensueller Art sei. Ist das

der Fall, so wird ihn weder Kupfer, noch Eisen, noch Salpeter heben, sondern er wird nur gehoben durch Heilen des unergriffenen Organs. Im Jahr 1833 und 34 habe ich viel mit solchen Gesichtsschmerzen zu kämpfen gehabt; in den meisten Fällen hingen sie von Urleberaffektion, in seltneren von Milzaffektion ab. Jene heilte ich durch das Brechnusswasser, zu 30 Tropfen fünfmahl Tages gereicht, zwar nicht ganz schnell, aber mit regelmässig fortschreitender Besserung; diese, die aus der Milz kamen, durch Eichelwasser. Der Gesichtsschmerz war unregelmässig periodisch, exazerbirte täglich, oder um den andern Tag zu unbestimmter Zeit, liess aber nie vollkommen nach, sondern gab auch in der Remissionszeit seine Gegenwart durch ein zwar erträgliches, aber doch hinderliches Mahlen kund. Er nahm die Schläfe, oder das Jochbein, oder die Unterkinnlade ein, ohne sich jedoch an den Ort, den er sich einmahl gewählt, zu binden. Er war ungeheuer heftig, so, dass selbst harte Leute ihn kaum, ohne laut zu werden, ertragen konnten. Ein davon ergriffenes starkes Bauermädchen, die bei mir als Werkmagd dient, hat uns zwei Nächte im eigentlichen Sinne aus dem Schlafe gebrüllt. Den übelsten Stand hatte ich bei einer zarten Frau von mittlen Jahren, nicht bloss wegen der Heftigkeit des Schmerzes, sondern weit mehr wegen der Schwierigkeit, das urerkrankte Organ zu finden. Bei ihr steigerte sich der Schmerz zuweilen bis zur Ohnmacht; ausser der rechten Schläfe, dem Jochbeine und der unteren Kinnlade, ergriff er auch wol die Zunge. Die Frau behauptete, der Zungenschmerz sei der unerträglichste. Bei der anfänglichen Unmöglichkeit, irgend ein erkranktes Bauchorgan zu erkennen, wollte ich das Leid wie eine *Febr. intermit. larvata* durch Chinin vertreiben; der Schmerz kehrte sich aber eben so wenig daran, als hätte ich Brunnenwasser gegeben. Nachdem ich, wegen meiner Unkunde der Natur dieses Uebels, noch mehre vergebene Heilversuche gemacht, brachten mich leise, bald verschwindende Stiche im linken Hypochondrio auf den Gedanken, ob auch wol das ganze Elend von Milzkrankheit entstehen könne. Das Zeichen der Milzaffektion war aber so unbedeutend, so vorübergehend, bloss beim Paroxysmus des Gesichtsschmerzes sich augenblicklich

offenbarend, dass ich wenig Glauben hatte, durch ein Milzmittel den gräulichen Gesichtsschmerz zu bändigen. Jedoch hielt ich es für meine Pflicht, in diesem schwer zu erkennenden Falle auch dem Schatten der Wahrscheinlichkeit zu folgen. Ich gab Eichelnwasser, viermahl tags einen halben Löffel mit einer halben Tasse Wasser verdünnet, und — das wahre Heilmittel war gefunden. Nach zweitägigem Gebrauche fing der Gesichtsschmerz schon an, minder zu werden, und dieses Vermindern schritt regelmässig, ohne Unterbrechung voran, bis zur vollkommnen Heilung. Ich bemerke dabei, dass die Anfälle, die hinsichtlich ihrer Dauer aber immer unregelmässig gewesen und meist über 12 Stunden gewährt, sich erst merkbar verkürzten, nachdem der Schmerz an Stärke bedeutend abgenommen. Dass die Frau, nach beseitigtem Gesichtsschmerze, den Gebrauch des Eichelnwassers noch eine ganze Zeit fortgesetzt, brauche ich dem Leser wol kaum zu sagen.

Chronische Zungenentzündung. Ich verstehe unter dieser Benennung nicht eine Entzündung der Haut, sondern der Substanz der Zunge. Diese Krankheitsform muss als chronisches Uebel wol sehr selten sein, denn ich sah sie nur ein einziges Mahl in meinem Leben. Sie unterschied sich von der akuten Glossitis dadurch, dass kein deutlich ausgesprochenes Fieber damit verbunden war. Der Puls war wol etwas gereizt und der Mann fühlte sich etwas unwohl, dieses konnte man aber der Schlaflosigkeit, der Dauer des Uebels, und dem von dem behinderten Schlucken abhangenden Mangel der Ernährung zuschreiben. Ferner unterschied sie sich dadurch von der *Glossitis acuta*, dass sie schon bei drei Wochen bestanden hatte, ohne in Eiterung überzugehn. Uebrigens glich sie, dem äusseren Ansehen nach, ganz der akuten. Die Zunge war geschwollen, roth, und in der Mitte der rechten Seite fühlte ich eine runde, harte Geschwulst von der Grösse einer Wallnuss. Das Schlingen war sehr erschweret und der alte Mann ziemlich abgemagert. Er hatte im bergischen Lande, wo er seinen Sohn besucht, das Uebel bekommen, und da er mich am Ende der dritten Woche um Hülfe ansprach, noch keine Arzenei genommen. Aus der Dauer des Uebels und aus dem nicht rothen, aber klaren und sauren Harne vermuthete ich,

das Uebel werde wol nicht eine Salpeter-, oder Eisen-, sondern Kupferglossitis sein. Ich gab ihm die Kupfertinktur zu zwei Drachmen für die Taggabe in einem schleimigen Tranke und sah sehr bald, dass ich mich in der Artung dieser Entzündung nicht getäuscht. Schon am folgenden Tage glaubte der Mann sich besser zu befinden; denn ob ich gleich mit meinen Augen und Fingern noch keine Veränderung an der Zunge entdecken konnte, so behauptete er doch, sie sei ihm weniger steif. Nun freilich, das war auch unmöglich zu sehen und zu fühlen. Nach dem zweiten Tage konnte ich aber schon unverkennbar eine Abnahme der Härte und Ausdehnung der Geschwulst gewahren, auch hatte die Röthe sichtbar abgenommen. Damit ich nun den Leser nicht lange aufhalte, sage ich ihm kurz, dass durch den fortgesetzten Gebrauch des Kupfers das Uebel nach und nach abnahm, und nach acht Tagen die Zunge wieder so gesund war als sie je gewesen.

Sollte aber jemand vermuthen, ich habe mich getäuscht, der Ball in der Zunge werde wol schon eine Eiterbeule gewesen und diese ohne Wissen des Kranken, während er im Schlummer gelegen, geborsten sein; so bemerke ich gegen eine solche Vermuthung Folgendes. Ich habe den Kranken nicht ein-, oder zweimahl, sondern täglich gesehen und untersucht, und mich von der allmähligen, aber regelmässig fortschreitenden Besserung überzeugt, also hätte mir das Bersten eines Zungenabszesses nicht entgehen können. Wo eine Eiterbeule berstet, da ist die Besserung gleich auffallend; so ging es aber hier nicht, es zertheilte sich die Härte vielmehr gerade wie bei der akuten Glossitis, nur mit dem Unterschiede, dass es etwas langsamer ging.

Meinen jüngeren Amtsbrüdern bemerke ich noch zum Schlusse, dass die beschriebene chronische Glossitis sich ganz gemächlich von der Verhärtung und Entzündung der Zunge unterscheidet, welche durch den mechanischen Reiz schadhafter, scharfer Zähne bewirkt wird. Letzte fängt, so viel ich bemerkt, immer im Rande der Zunge an, und verbreitet sich erst später, wenn der schadhafte Zahn, oder die Zähne nicht zeitig entfernt werden, in der Substanz der Zunge; überhaupt fühlt sie sich ganz anders an, als jene glossitische Geschwulst.

Apoplexie. Diese Krankheit gehört zu denen, deren Entstehung den Aerzten gar übel zu erklären ist; ihre Form ist sehr schlimm zu bestimmen, denn sie gleicht ja in manchen Fällen dem tiefen, krankhaften Schlafe, auch möchte wol der höchste Grad der Trunkenheit gar nicht von ihr zu unterscheiden sein. Auf der Hochschule nannte man mir zwei Hauptarten der Apoplexie; in einer sollte Blutentziehung nützlich und nothwendig, in der anderen unnöthig, ja schädlich sein; wunderlich ist es jedoch, dass ich, vom Anfange meiner Praxis bis jetzt, immer gesehen und gehört, dass die Aerzte den apoplektischen Menschen mit der Lanzette zu Leibe gegangen sind, und noch wunderlicher, dass ich selbst noch nie Nutzen vom Aderlassen gewahret habe, auch da nicht einmahl, wo ein voller, starker Puls diese Hülfe anzurathen schien. Durch den Erfolg belehrt, habe ich mich also schon früh der Blutentleerung enthalten.

Wäre Aderlassen ein Heilmittel der Apoplexie, so müsste es, meines Erachtens, noch weit sicherer ein Vorbauungsmittel derselben sein. Ist es das denn auch immer? — Ihr könntet mir, werthe Leser! dreissig Fälle erzählen, in denen Ihr durch Aderlassen vermeintlich der Apoplexie vorgebeugt; wenn ich Euch aber nur einen einzigen, in dem das Aderlassen ihr nicht vorgebeugt, entgegensetze, so beweiset dieser einzige weit besser die Nichtigkeit der blutigen Prophylaxis, als Eure dreissig die Nützlichkeit und Sicherheit derselben. In diesen dreissigen beruhet der Beweis auf einem blossen Wähnen und Meinen; Ihr könnt nicht mit Sicherheit behaupten, dass, wenn allen dreissig Menschen nicht zur Ader gelassen wäre, auch nur ein einziger den Schlag würde bekommen haben. Ist aber jemand nach dem Vorbauungsaderlass, selbst bald nach demselben, apoplektisch geworden, so ist das eine sichtbare Thatsache, über deren Wirklichkeit niemand etwas wähnen und meinen kann.

Den 26. Juli 1805 wurde ich von einem älteren Kollegen, dem jetzt verstorbenen Kreisphysikus *Pfeffer* zu Geldern gebeten, mich mit ihm über einen, auf niederländischem Gebiete liegenden Apoplektischen zu berathen. Dieser sechzigjährige, früher immer gesunde und starke Mann, hatte sich, wegen

Anwandlung von Schwindel, zu meinem Kollegen nach Geldern begeben und sich auf dessen Rath eine tüchtige Menge Blut abziehen lassen. Weit entfernt aber, dass ihn diese Entleerung vor der Apoplexie hätte bewahren sollen, wurde er vielmehr zwei Tage nachher davon ergriffen. Sein voller, starker Puls und sein athletischer Körperbau hatten meinen Amtsgenossen auch jetzt bestimmt, ihm ein reichliches Aderlass, nebst antiphlogistischen Mitteln zu verordnen; die Krankheit war aber nach diesem Heilversuche sichtbar schlimmer geworden. *P.*, ein ehemaliger Schüler *Stolls*, der grösste ärztliche Skeptiker, den ich je gesehen, fragte mich ohne Umschweif, ob ich schon in meinem Leben einen Puls gefühlt, der das Aderlassen mehr anzeige, als der des vorliegenden Kranken? Ich konnte nicht in Abrede stellen, dass nach schulrechter Ansicht der Puls des Kranken auf eine solche Hülfe hinweise; setzte aber hinzu, ich habe schon ein paarmahl, ausser der Apoplexie, einen gleich starken, vollen und harten Puls beim *Marasmo senili* gefunden, wo es denn doch wol schwerlich einem Arzte einfallen würde, die verschlissenen Körper durch Blutlassen zu verjüngen. Das war Wasser auf des Skeptikers Mühle; satirisch erinnerte er mich an die ärztliche Erklärung jener auffallenden Erscheinung beim *Marasmus*, und war der Meinung, es würde denn doch unweise sein, in dem vorliegenden Falle, irgend einer Theorie zu Liebe, eigensinnig auf einem Wege fortzuschreiten, der bis dahin sichtbar und unwidersprechlich zu nichts Gutem geführt. Ich musste ihm Beifall geben, wiewol ich begriff, dass das Einschlagen eines anderen Heilweges den Kranken auch nicht mehr retten würde; er starb den dritten Tag nachher.

Im Anfange des zweiten Befreiungskrieges musste ich einen achtzigjährigen apoplektischen Mann übernehmen, dessen Arzt zum Kriegeshospital abgegangen war. Dieser hatte dem Alten, bei den ersten Zeichen des eintretenden Schlages, eine reichliche Blutentleerung gemacht; nach Aussage der Hausgenossen war der Kranke gleich nach dem Aderlassen schlimmer und die Lähmung sichtbar geworden. Auch dieser hatte einen vollen, starken Puls und wird ihn auch wol bis zum Tode, der am zweiten Tage erfolgte, behalten haben.

Im Jahre 1806 wurde ich zu dem damahls sechzigjährigen, jetzt längst verstorbenen Pfarrer *J.* zu Pf* gerufen. Angeblich war er früh Morgens zur ungewöhnlichen Zeit aus dem Bette gestiegen und hatte sich gar fremdartig geberdet; erschrocken eilt man zu ihm, spricht ihn an, er antwortet nicht, taumelt, und man bringt ihn mit Mühe ins Bett. Bei meiner Ankunft, die ich möglichst beschleuniget hatte, fand ich ihn in folgendem Zustande.

Er war ganz besinnungs- und gefühllos, konnte nichts schlucken, nicht einen Tropfen Flüssigkeit. Sein Gesicht war weder roth noch blass, aber fremdartig entstellt, sein Athemholen langsam und so rasselnd, wie man es zuweilen bei Sterbenden hört, sein Puls voll, stark, abnorm langsam, aber rhythmisch regelmässig, die Wärme seiner Haut von der normalen nicht merkbar verschieden. Lähmung konnte ich nicht erkennen, zum wenigsten war der Mund nicht schief.

Da er nicht schlucken konnte, war es auch unmöglich, ihm Arzenei einzugeben. Weil ich aber meines alten Freundes leibliche Eigenthümlichkeiten genau kannte, erinnerte ich mich gleich der ausgezeichneten Reizbarkeit seiner Haut; auf diese baute ich die schwache Hoffnung, ihn durch äussere Reize so weit zu erwecken, dass er wieder zum Schlucken befähiget würde. Schwach war diese Hoffnung aber gewiss, da weder tüchtiges Kneipen der Haut, noch Kitzeln der Fusssohle das geringste Zucken, oder sonst ein Zeichen des Gefühls hervorbrachte. Ich legte ihm grosse Zugpflaster auf beide Waden, beide Oberarme und den Nacken. Nachdem diese Blasen gezogen und der Zustand noch unverändert blieb, liess ich die Oberhaut von den wunden Stellen ganz wegnehmen, die Pflaster mit einem Messer aufkratzen und wieder auf die Stellen legen, verordnete auch, dass man dieses von Zeit zu Zeit wiederholen müsse. Das erste Zeichen von Gefühl, das er auf diese Kasteiung von sich gegeben, ist, wie man mir sagte, später ein leises Winseln gewesen, welches man beim Abziehen der Pflaster gewahrte. Es währte aber bis zum Morgen des dritten Tages, ehe er wieder so weit kam, etwas schlucken zu können. Der besinnungslose Zustand hatte also 48 Stunden angehalten. Jetzt gab ich ihm, weil ich damahls

die Wirkung des Kupfers noch nicht kannte, Schwefeläther in so reichlicher Menge, als ich in ihn hineinbringen konnte. Dieser machte bald dem bedenklichen Zustande ein Ende. Das rasselnde Athemholen wurde zum tonlosen, natürlichen, und dann kehrte die Besinnung wieder. Es war gerade Sonntag, da er erwachte und etwas verblüfft um sich schaute; ohne zu sprechen, gab er, gefragt, durch Winken zu verstehen, dass er seine Umgebungen kenne. Sein Sohn, der kürzlich Kandidat der Theologie geworden, hatte an seiner Statt die Kanzel bestiegen. Man glaubte, dem Erwachenden durch diese Nachricht eine Freude zu machen; die Freude äusserte sich aber auf eine etwas ungewöhnliche Weise, er fing nämlich an zu weinen, blieb am Weinen und konnte nicht wieder davon kommen. Ich gab ihm reichlichen Aether und Wein, und stillte dadurch besser seine Thränen als durch die verständigste Rede. Auf die geschundenen Hautstellen legte ich, um sie bald zu heilen, Muttersalbe, denn der Zweck, der durch die Zugpflaster sollte erreicht werden, war erreicht, mithin würde es unweise gewesen sein, die wunden Stellen durch reizende Mittel offen zu erhalten. Im Verlaufe dieses dritten Tages schickte sich beim Gebrauche des Aethers und des Weines alles auffallend schnell zur Besserung. Der Kranke fing wieder an, ungefragt zu sprechen, der dämische Blick seines Auges verlor sich, der volle, starke und langsame Puls wurde zum normalen, auch an dem willkürlichen Gebrauche seiner Glieder konnte man im Bette nichts Krankhaftes erkennen. Den nächsten Tag war er wirklich im Bette ein ganzer Held; das war aber auch alles, was man von ihm rühmen konnte. Das Bette konnte er nicht verlassen, denn er war so kraftlos, wie ein Mensch, der eben von einer schweren, langen Krankheit genesen ist, und es hat reichlich 14 Tage gewähret, ehe er sich wieder einigermassen erholt.

Da er den ersten Versuch machte, im Zimmer zu gehen, bekam er heftige Krämpfe in den Wadenmuskeln; er schrieb das auf die Zugpflaster, womit ich ihn kasteiet. Da aber zu jener Zeit die wunden Stellen längst heil waren, konnte ich seiner Meinung nicht sein. Mit der Zunahme der Kräfte verlor sich diese Neigung zu den Wadenkrämpfen, die ihm wirklich

hinderlich waren, weil sie, sehr schmerzhaft, ihn von seinen Gangversuchen abschreckten.

Eigentliche Lähmung hatte er bei dieser Apoplexie nicht gehabt; aber doch war eine besondere Krankhaftigkeit der Finger, die sich später entdeckte, eine Folge derselben. Er war Präsident des Clevischen Consistoriums; während seines Krankseins hatten sich begreiflich die Geschäfte gehäuft, und als Genesender fing er zuerst an, das Rückständige nachzusehen und das Nöthige zu fertigen. Hier gewahrten er und die Seinigen nun folgende Seltsamkeit. Er konnte wol schreiben, aber seine Handschrift, die früher, wie die Handschrift jedes Geschäftsmannes, eine unterscheidbare Eigenthümlichkeit gehabt, war jetzt, ohne unleserlich zu sein, nicht mehr für die seine zu erkennen. — Rührte diese Seltsamkeit nun von einer Lähmung der Finger her? (Begreiflich kann hier die Rede nicht von einer vollkommnen Lähmung, sondern nur von einem geringen Grade derselben sein.) Ich wage dieses nicht zu behaupten. Versuchsweise liess ich ihn einst ein bis zum Rande mit Wasser gefülltes Glas mit seinen Fingerspitzen, bei ganz ausgestrecktem Arme eine Minute lang halten, konnte aber mit meinen Augen nicht die mindeste Bewegung an der Oberfläche des Wassers bemerken; daraus sollte man fast schliessen, dass nicht der mindeste Grad von Lähmung in dem Arme und in den Fingern vorhanden gewesen sein könne. — Warum jeder Mensch, der viel geschrieben, unwillkürlich eigenthümliche Schriftzüge macht, das weiss ich nicht auszulegen, also würde es auch thöricht sein, die durch Krankheit bewirkte Veränderung dieser Eigenthümlichkeit erklären zu wollen.

In einem Zeitraume von sechs Monaten hat unser geistliche Herr nach und nach die Befähigung, seine alten, gewohnten Schriftzüge zu machen, wieder erhalten; ob bei, oder durch den Gebrauch des Weines und der Bestuschefschen Nerventinktur, mögen meine Leser rathen, denn ich weiss es ihnen nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Uebrigens dient zur Nachricht, dass der Mann noch 17 Jahre nachher gelebt hat, ohne je Anmahnungen vom Schlage zu bekommen; er ist, den Achtzigen ganz nahe, am Marasmus allmählig verlöscht.

Wie die Schulen die Artungen der Apoplexie eintheilen,

weiss jeder, ich will mich nicht dabei aufhalten. So viel ich aber selbst diese Krankheitsform beobachtet, ist sie ihrer Natur nach zweiartig, die eine ist das Sterben selbst, die andere eine heilbare Krankheit.

Was die erste Artung betrifft, so meldet sie sich gern vorher an, zuweilen ein Jahr, ja wol zwei Jahre vorher. Alte Leute sind ihr am meisten ausgesetzt, das heisst, sechzigjährige und noch ältere, oder solche jüngere, die so schnell und ungestüm gelebt haben, dass man sie vor der natürlichen Zeit zu den Alten rechnen muss. Schwindel, Fehler des Gedächtnisses, ein Gefühl von Abnahme der Kräfte, auch wol schnell vorübergehende Lähmungen des einen oder des anderen Gliedes sind die Vorbothen derselben.

Es ist freilich unsere Pflicht, eine solche Apoplexie zu bekämpfen, denn da wir nicht wissen, was das Leben sei, so können wir auch nicht wissen, ob es in dem Einzelfalle am Abnehmen, am Ablaufen, am Verlöschen sei; mithin müssen wir jeden Menschen so behandeln, als sei seine Krankheit heilbar, unser blosses Vermuthen darf keinen Einfluss auf unser ärztliches Handeln haben. Im Allgemeinen muss man sich aber nicht schmeicheln, dass man den Kampf mit dem Tode rühmlich bestehen werde. Ich habe mehrmahls, seit ich mich zur geheimärztlichen Lehre gehalten, bei den Vorbothen der Apoplexie diesen Kampf unternommen, aber nie das Feld behalten können, sondern der Tod ist zuletzt, früher oder später, immer Meister geblieben. Zuweilen freilich schien es anderen Leuten wol, als sei ich ein wahrhafter Todesbändiger; allein zwischen dem Schein und dem Sein ist eine grosse Kluft. Ich erinnere mich noch lebhaft eines achtbaren Mannes, den ein Gefühl von Kraftabnahme und ein Wanken des Gedächtnisses an einen apoplektischen Tod mahnten. Das Wanken des Gedächtnisses äusserte sich nicht durch Vergesslichkeit, sondern durch Aussprechen von Wörtern, die er nicht sagen wollte. Die dadurch bewirkte Verwirrung seiner Rede machte seine Freunde, deren er viele hatte, sehr besorgt um ihn, und ich musste versuchen, das geahnete Schicksal von ihm abzuwenden. Durch Kupfer brachte ich ihn in Kurzem so weit, dass man keine Spur der gefürchteten Todesbothen mehr

an ihm gewahren konnte; er sprach, und beschickte seine Geschäfte wie früher. Zu einer Zeit, da man schon längst alle Besorgniss fahren gelassen, vermissen ihn einst seine Hausgenossen; dringende Geschäfte warten auf ihn, man sucht ihn vergebens in allen Zimmern und findet ihn endlich besinnungslos und halbseitig gelähmt auf dem Abtritte. Schlucken konnte er noch, aber er erbrach alles, was in seinen Magen kam. Das ist ein übler Zufall, der böseste unter den bösen. So viel ich mich erinnere, habe ich noch keinen gesehen, der bei diesem Zufalle dem Tanze entsprungen ist, und so ging es auch hier, der Mann starb nach ein paar Tagen.

Ein anderer 70jähriger Mann, der schon länger über allmählige Abnahme seines treuen Gedächtnisses geklagt, stürzt einst auf dem Wege nach seiner ländlichen Wohnung zusammen, stehet aber ohne Hülfe wieder auf, fühlt sich nach diesem Falle etwas matt, und fragt mich um Rath. Nach dem Gebrauche des Kupfers bekam er den Schwindel, der ihn angeblich zum Fallen gebracht, in einem ganzen Jahre nicht wieder; der Mangel des Gedächtnisses blieb aber. Ein Jahr darauf wurde er von einer Besinnungslosigkeit ergriffen, die aber nur anderthalb Stunden anhielt. Ich fand ihn, da ich hinkam, bei vollem Bewusstsein. Die vorübergehende apoplektische Gehirnaffektion hatte eine unvollkommne Lähmung des linken Armes zurückgelassen; bald erschien eine zweite kleine Gehirnaffektion und bewirkte eine Halblähmung des linken Fusses; nun machten mehre kleine Anfälle die Lähmung beider Glieder vollständig, ohne jedoch in den Verrichtungen der Sprachorgane einige Störung zu verursachen. Anhaltend besinnungslos, wie bei der gewöhnlichen Apoplexie, ist der Mann nie gewesen. Sein Schicksal sagte er mir, da ich zuerst ihn besuchte, vorher. Er war der Meinung, meine Pflicht sei, seine Heilung zu versuchen, und die seine sei, meinen Anordnungen Folge zu leisten; aber weder meine Bemühungen, noch seine Folgsamkeit werden das endliche Schicksal der Menschheit von ihm abwenden, seine Zeit sei abgelaufen und er zum Scheiden bereit.

Uebrigens hatten die mehrmahls wiederkehrenden kleinen Gehirnaffektionen keinen störenden Einfluss auf seinen Verstand gehabt. Er hatte mir früher einmahl in einem Geld-

geschäfte freundschaftlichen Rath gegeben. Um zu sehen, ob auch sein Verstand gelitten, erzählte ich ihm jetzt, wie ich seinen Rath befolgt und welches das Ergebniss gewesen; er sprach aber wirklich noch eben so verständig und mit eben der Theilnahme darüber als früher. Das Ende seines Lebens wurde auch nicht durch einen erneuerten apoplektischen Anfall herbeigeführt; er ward vielmehr immer matter, sein Puls kleiner und schneller, sein Schlaf unterbrochener, sein Gedächtniss schwächer, und so verlöschte er am Ende der dritten Woche seines Krankenlagers.

Solch ein kurzes Gefecht mit dem Tode lasse ich mir allenfalls noch gefallen; wenn ich aber Monate lang mich abmühe, den scheinlich Geheilten mehrmahls rückfällig werden sehe, und dann doch endlich der Tod mit seiner knöchernen Tatze mir einen groben Strich durch meine Rechnung macht, so ergreift mich zuweilen noch jetzt, obgleich ich der Sache längst gewohnt sein sollte, ein widriges, mein Geschäft auf Augenblicke mir verleidendes Gefühl. Ich sehe dann die Uebung unserer Kunst als ein Farospiel an, bei dem der Tod Bankhalter, also auf die Dauer immer im Vortheile ist, und der Gedanke steigt in mir auf, ob es nicht weit gescheiter sein möchte, des Bankhalters Spielhelfer, als sein Gegenspieler zu sein.

Mache ich von allen apoplektischen Fällen, die ich je behandelt, einen ungefähren Ueberschlag, (Buch habe ich nicht darüber gehalten) so waren die meisten Offenbarung eines abgängigen Organismus, sie trafen entweder abgelebte Menschen, oder jüngere, die mit chronischen Gehirn-, oder Bauch-, oder Herzleiden behaftet waren. Apoplexie als krankhafte Störung des wirklich gesunden, kräftigen Organismus sah ich sehr wenig. Daher mag es auch wol kommen, dass ich dem Aderlassen keine sonderliche Lobrede halten kann. Wo ich geholfen, habe ich früher durch Aether, Wein und andere belebende Dinge geholfen, später, der geheimärztlichen Lehre folgend, durch Kupfer. Bei weitem der grösste Theil wurde dadurch wieder aufgeflickt, wenige, sehr wenige starben in oder gleich nach dem apoplektischen Anfalle. Dass aber das vermeintliche Heilen nur Flickwerk war, darüber kann ich

keinen Zweifel haben, weil entweder, früher oder später, die Apoplexie wiederkehrte, oder weil, ohne Wiederkehr derselben, ein allmähliger Verfall des Organismus dem Leben ein Ende machte. Uebrigens spreche ich bloss von dem, was ich selbst erfahren. Ohne es jedoch selbst beobachtet zu haben, sehe ich leicht ein, dass Apoplexie eben so gut eine im Gehirn vorwaltende Eisen-, oder Salpeteraffektion sein kann, und dass man dann weder die eine, noch die andere durch Kupfer wird heilen können. So viel ich Eisenkrankheiten im Allgemeinen kennen gelernt, muss ich urtheilen, dass bei einer Eisenapoplexie am ersten Blutextravasate und andere von dem Eindringen des Blutes in die feineren Gehirngefässe abhangende Störungen zu erwarten sind. Begreiflich wird man diese Störungen durch Blutentziehung nicht vermindern, sondern vermehren und in den meisten Fällen tödtlich machen.

Wenn zu chronischen, meiner Kunst unheilbaren Bauchleiden, diese mögen von Verhärtungen, oder Steinen abhangen, sich Apoplexie mit Lähmung gesellet, so gebe ich den Kranken verloren. Auch wenn sie sich zu chronischen Gehirnleiden gesellet, siehet es misslich aus, denn diese Leiden hangen entweder von alten erworbenen Bildungsfehlern des Gehirns ab, und darauf weiss ich keinen Rath, oder sie rühren von epidemischen Einflüssen her, und dann sind sie, sobald sie eingewurzelt, auch übel zu heben; jedoch so lange das höchst verdächtige, anhaltende Erbrechen nicht dabei ist, darf man den Muth nicht sinken lassen. Begreiflich können solche Apoplexien nur durch Gehirnmittel geheilt werden, denn sie bestehen in einer Urgehirnkrankheit. Ich rathe aber jedem Arzte, auch in den Fällen, wo das anhaltende Erbrechen noch nicht erschienen, vorsichtig in seinen Versprechungen zu sein, denn dem von epidemischen Einflüssen herrührenden veralteten und schon eingewurzelten Gehirnleiden ist gar nicht zu trauen. Einen bemerkenswerthen, aber tödtlichen Fall beobachtete ich einst. Eine junge Frau, welche zur Zeit, da hier Gehirnleiden landgängig, während ihrer Schwangerschaft viel Kopfschmerz und Schwindel gehabt, auch einen gewissen Grad von Unwohlsein gespüret, alles aber der Schwangerschaft zugeschrieben, wurde leicht entbunden; ihr Kopf blieb aber nach der Ent-

bindung noch eben so krank als vorher. Man vertröstete sich, es werde nach den sechs Wochen anders werden, die Wochen vergingen und es wurde nicht anders. Bald nachdem sie ihren ersten Kirchgang gehalten, wird sie ohnmächtig; da man sie wieder zu sich bringt, gewahrt man, dass ihr der linke Arm ganz lahm geworden. Man bittet mich, die Sache zu untersuchen, und ich erfahre jetzt das, was ich dem Leser berichtet. Da ich die Frau gut kannte, aber lange nicht gesehen, so war mir ihr Verlust an Fleisch und die Fremdartigkeit ihres Gesichtes um so auffallender. Ich hielt dafür, die angebliche Ohnmacht sei ein kleiner, vorübergehender Anfall von Apoplexie gewesen, und in Erwägung, dass bei dem noch jugendlichen Alter der Frau an einen Verfall des Organismus nicht zu denken sei, dass man keinen Grund habe, Bildungsfehler des Gehirns, oder des Herzens, oder eines Bauchorgans anzunehmen, und in Erwägung, dass das Kopfleiden sich von einer Zeit herschreibe, wo Gehirnaffektion gemein gewesen, blieb nichts anders über, als den apoplektischen Anfall für eine Folge jener epidemischen Gehirnberührtheit anzusehen. Diese muthmassliche Erkenntniss war nun eben nicht tröstlich; jedoch, da der übelste Zufall, das Erbrechen, sich noch nicht gezeigt, griff ich die Sache mit gutem Muthe an und verordnete den essigsauren Zink, welcher mir mehrmahls bei eingewurzelten Leiden gute Dienste geleistet. Die Wirkung war auch hier auffallend wohlthätig. Der erste, anderthalb Drachmen enthaltende Trank verminderte, nach Aussage der Kranken, das Kopfleiden um ein Merkliches, der zweite machte den Kopf noch freier; der Arm blieb aber lahm, und die Kranke bettlägerig. Sie war nämlich nach dem kleinen apoplektischen, für Ohnmacht gehaltenen Anfall so unwohl geworden, dass sie sich im Bette besser fühlte als ausser demselben.

Den dritten Tag konnte ich, weil ich, entfernter Kranken wegen, schon am frühen Morgen die Stadt verlassen musste, sie erst abends sehen. Fröhlich kommt mir der Ehemann auf der Hausflur entgegen und sagt mir, ich werde jetzt Freude an seiner Frau haben. Auf meine Frage, warum? antwortet er nicht, sondern bringt mich ins Zimmer, und heisst seine auf dem Stuhle sitzende Frau, mir ihre schlimme Hand reichen.

Sie thut dieses ohne Mühe und ich sehe zu meiner Ueberraschung, dass der lahm gewesene Arm wieder ganz gut ist; sie kann ihn mit Leichtigkeit in allen Richtungen bewegen. Ich bitte sie mir einmahl derb die Hand zu drücken, und auch hier sagt mir mein Gefühl, dass ihre Finger weder an Lähmung, noch Schwäche leiden. Ich hatte wirklich Freude an dieser wundergleichen Besserung und machte schon in meinem Sinne die Anmerkung, dass jeder Arzt sich doch wohl hüten möge, seine, wenn gleich auf langjährige Beobachtung basirte Prognose wörtlich auszusprechen. Bis auf den Augenblick hatten meine Beobachtungen mich gezwungen, eingewurzelte epidemische Gehirnaffektionen für schwer heilbar anzusehen, und jetzt musste ich doch glauben, dass es auch Ausnahmen von dieser Regel geben könne. Weil ich am folgenden Tage wieder ausserstädtische Geschäfte zu beschicken hatte, besuchte ich, von Neugierde getrieben, die Kranke früh morgens, bevor ich die Stadt verliess. Ich wurde jetzt abermahls überrascht, aber nicht auf eine so freundliche Weise als am vorigen Abend, ich fand nämlich die Frau im Todeskampfe liegen, mit kleinem, kaum fühl- und zählbarem Pulsschlage, mit blassem, ganz entstelltem Gesichte, halb geöffneten, gebrochenen Augen, röchelndem, sehr schnellem Athem, kurz so, dass ein Kind sehen konnte, sie sei am Sterben. Wie und wann sich dieser Zustand eingestellt, war nicht mit Bestimmtheit auszumitteln; denn da die Kranke am vorigen Abend ganz ruhig eingeschlafen, hatten die Hausleute sich wahrscheinlich auch dem Schlafe sorglos hingegeben. Um Mitternacht hatten sie Unrath gemerkt, und die Kranke, da sie nachgesehen, schon in dem beschriebenen Zustande gefunden. Weil diese das Vermögen zu schlucken ganz verloren und man überhaupt den Zustand für das Sterben selbst angesehen, hatte man es für thöricht gehalten, mich aus dem Bette zu einer Sterbenden zu holen.

*V. Swieten*, der theils reizende, theils ausleerende Mittel und Blutentziehungen in der Apoplexie anräth, sich Mühe gibt, die Fälle zu bestimmen, in denen die eine, oder die andere Heilart Anwendung finde, (welche Auslegung aber wol keinem Leser deutlichen Unterricht geben wird) äussert sich auf folgende

bemerkenswerthe Art über diese beiden entgegengesetzten Heilarten: *Si acria excitantia adhibita non fuerint, vel parcius, prudenti consilio, mors aegri adscribetur horum neglectui ab ignaris vel malevolis. Et pariter, si post subitas evacuationes viribus illico collapsis, aeger pereat, culpabitur Medicus, imprimis apud Magnates, qui nunquam creduntur perire morbis, sed tantum medicorum erroribus.* Das ist wahrlich eine wunderliche Rede; sie beweiset, dass der gelehrte Schreiber es sich, wo nicht ganz deutlich, doch dunkel gedacht hat, dass die schulrechten Anzeichen zu der einen, oder zu der anderen Heilart höchst unsicher sind.

Sollten manche Leser denken, die Leichenöffnungen haben ja oft genug Blutüberfüllung des Gehirns nachgewiesen, wie ich also eine solche Ursache der Apoplexie verdächtigen könne; so bemerke ich diesen Folgendes. Die Anatomen haben in früher Zeit die Affenanatomie des *Galen* in den menschlichen Leichen wiederzufinden geglaubt, und da *Vesalius* ihnen Stück für Stück es auslegte, wie thöricht, wie blind sie seien, so wurden sie unwirsch und schrien ihn als einen unbefugten Kritiker, als einen Verächter der alten guten Schule aus. Nun, ich denke, die Menschen bleiben sich in allen Jahrhunderten so ziemlich gleich. Wer sich einmahl in den Kopf gesetzt, Blutüberfüllung des Gehirns habe bei einem Menschen den Schlag gemacht, der wird in der Leiche auch diese Blutüberfüllung finden. Zwischen dem Mehr und dem Minder ist ja keine bestimmte Grenze, also ist es bloss die Einbildung des vorgläubigen Besichtigers, welche hier die Grenze ziehet. Mir scheint überhaupt der Bau des Gehirns mit seinen grossen Blutbehältern so weise von der Natur eingerichtet zu sein, dass Blutüberfüllung nicht leicht das Leben gefährden wird, vorausgesetzt, dass der Rückfluss des Blutes durch die Drosseladern nicht mechanisch gehemmet sei.

In der alten Welt kannte man zwei Arten des Schlages, die *Apoplexia sanguinea* und *serosa.* Da ich die Medizin studirte, war die *serosa* zur *nervosa* geworden; in neuer Zeit ist aber diese Krankheit in so viele Abtheilungen und Unterabtheilungen zerspalten, dass mich der Scharfsinn der Aerzte wahrhaft mit Erstaunen erfüllet. Lenke ich nun von dieser

scharfsinnigen Bücherwelt meine Blicke auf die wirkliche ärztlich-praktische Welt, so werde ich ganz verwirrt, denn hier scheint Aderlassen und abermahls Aderlassen die *Quinta essentia* aller ärztlich-praktischen Weisheit zu sein. Vor Kurzem erzählte mir ein sehr kluges Fräulein, ihr achtzigjähriger Oheim sei am Schlage gestorben. Der Arzt habe ein Aderlass verordnet, aber der kalte Brand ist an die Aderlasswunde gekommen. Dass Gott erbarm! Ich sah den Oheim zwei Jahre früher, wurde wegen Vorbothen der Apoplexie zu ihm gerufen und beseitigte sie durch Kupfer. Er sprach Wörter aus, die er nicht aussprechen wollte und konnte gar übel die rechten finden. Ein ganz Unkundiger konnte schon damahls an seinem Geiste und Leibe die Spuren des *Marasmus senilis* unmöglich verkennen: hat er sich also in den zwei folgenden Jahren nicht wie der Sonnenvogel verjüngt, so muss die Apoplexie das Absterben selbst gewesen sein; für welche Meinung denn auch wol der Brand an der Aderlasswunde spricht. Er würde auch, hätte man ihm nicht zur Ader gelassen, gestorben sein; keine menschliche Kunst war mächtig genug, ihn im Lande der Lebendigen zu halten. Ich denke aber, der alte Mann wird wol, da er vom Schlage gerührt wurde, einen vollen und starken Puls gehabt und einzig dieses den Arzt zur Blutentleerung bestimmt haben.

Der Puls ist wirklich ein wunderliches Ding, er kann uns sehr in die Irre führen; ich glaube also, etwas recht Verdienstliches zu thun, wenn ich dem Verstande meiner Leser einen grossen Widerspruch, der mir in der schulrechten Lehre längst sehr anstössig gewesen, wo nicht zur Lösung, doch zum Bedenken vorlege.

Man siehet *Hippocrates* als einen ausgezeichneten praktischen Arzt an, als einen treuen Beobachter der Natur, aus dessen Schriften wir noch bis diese Stunde viel Gutes lernen können. *Galen* hält man für einen ausgezeichneten Gelehrten, dessen Schriften uns aber in geschichtlicher Hinsicht weit wichtiger als in praktischer sind. Diese Meinung nehme ich einmahl, ohne ihren Werth zu beurtheilen, als wahr an, und mache auf den grossen Widerspruch aufmerksam, in den die Aerzte seit dem Veralten der Galenischen Schule gefallen sind.

*Hippocrates*, der sorgfältige Beobachter der Natur, bekümmert sich nicht um den Puls, er gründet auf selbigen weder die Erkenntniss der Krankheit, noch die Prognose. Der gelehrte *Galen* hingegen gibt sich selbst für den feinsten Pulsfühler aus, er sollte einem wol weis machen, der Arzt müsse es am Pulse fühlen können, ob ein Mensch Erbsen oder Bohnen gegessen. Ist nun *Hippocrates* ein solch trefflicher Arzt, der uns noch jetzt als schwer erreichbares Musterbild praktischer Weisheit vorgestellt wird, wie kommt es denn, dass wir nicht ihm hinsichtlich der Werthung des Pulses folgen, sondern vielmehr dem minder praktischen und etwas prahlhansigen *Galen*? —

Jetzt stelle ich eine andere Frage auf: wie sollen wir uns verhalten, wenn ein Bauchvollblütiger vom Schlage ergriffen wird? Ich weiss recht gut, dass ein junger Arzt leicht diese Frage beantworten kann; aber durch die bücherlich richtige Beantwortung ist für die eigentliche Kunst, kranke Menschen gesund zu machen, wenig gewonnen. Ich selbst halte eine bestimmte Beantwortung der Frage nicht bloss für schwierig, sondern für unmöglich. Folgende Bemerkungen werden dem sinnigen Leser wol Stoff zum Nachdenken geben.

Wäre Bauchvollblütigkeit die nächste Ursache des Schlages, so müsste der Schlag hundertmahl häufiger vorkommen als er wirklich sich zeigt, denn der Bauchvollblütigen gibt es gar viele in der Welt, der Apoplektischen verhältlich wenige. Aus dieser Beobachtung, deren Wahrheit kein beschäftigter Praktiker abläugnen wird, scheint doch wol zu folgen, dass, wenn Bauchvollblütigkeit den Schlag machen sollte, in diesem Falle andere Ursachen und zwar sehr ernsthafte mitwirken müssten.

Ferner, da oft genug Menschen vom Schlage ergriffen werden, die nicht an Bauchvollblütigkeit leiden, auch nie früher daran gelitten, so folgt, dass, wenn ein wirklicher Bauchvollblütiger apoplektisch wird, wir nicht geradezu behaupten können, Bauchvollblütigkeit und Schlag verhalten sich wie Ursache und Wirkung zu einander. Es können ja gleichzeitig bestehende, von allem ursachlichen Verbande freie Störungen des Organismus sein. Dass der Aberwitz älterer Aerzte gutgläubig und ohne den geringsten Beweis einen ursachlichen Zusammenhang

angenommen, kommt hier gar nicht in Betracht; denn in solchen Dingen kann nur der gesunde Verstand eine Stimme haben, nicht der verkrüppelte, nicht der Aberwitz.

Es heisst, wir Aerzte sollen Diener der Natur sein. Das ist eine sehr verständige Rede; mir scheint aber, wollen wir gute Diener der Natur sein, so müssen wir doch allererst dafür sorgen, die Weise unserer Meisterinn oder Gebieterinn kennen zu lernen; kennen wir die nicht, werden wir, wie anstellig wir uns auch geberden, immer verzweifelt hölzerne Diener bleiben.

Was lehrt nun die Beobachtung von den durch die Natur bewirkten Blutflüssen bei akuten Fiebern, namentlich von den gemeinsten, von der Nasen- und Mastdarmblutung? — So viel ich die Natur beobachtet habe, erscheinen diese Blutflüsse, erster bei jungen, letzter bei älteren Menschen, selten oder nie als wohlthätige Entleerung bei dem eigentlichen Kranksein, sondern früher oder später bei der beginnenden Besserung. So ist gewöhnlich das Nasenbluten im Anfange und auf der Höhe der Krankheit entweder nicht erleichternd, in vielen Fällen verschlimmernd und in manchen tödtlich. Erscheint es hingegen beim Nachlasse des Fiebers, beim Wiederkehren des Gesundheitsgefühls, so ist ein mässiges gewöhnlich wohlthätig, es hebt ein Ueberbleibsel von Schwere und Dumpfheit des Kopfes.

Blutung aus den Hämorrhoidalgefässen sah ich als eine wohlthätige fast nie auf der Höhe oder im Anfange akuter Fieber, aber wol bei eintretender Besserung. In meiner Jugend habe ich mehrmahls im Anfange oder auf der Höhe solcher Fieber erklärten Bauchvollblütigen künstliche Entleerung durch Egel machen lassen, wurde aber nicht wenig verblüfft, da das, was nach meiner Ansicht nothwendig helfen musste, nicht half, sondern wol gar den Kranken in grosse Schwachheit stürzte. Wer sich einbildet, die akuten Krankheiten müssten sich anfänglich unter der Behandlung des Arztes verschlimmern, das sei so in der Ordnung, der empfehle immerhin die Blutegel; ich selbst kann mir unmöglich einbilden, eine Arzenei, oder eine Entleerung sei heilsam, auf welche ich sichtbare Verschlimmerung des Krankheitszustandes folgen sehe, gesetzt, der Kranke käme auch endlich mit dem Leben davon.

Merkwürdig ist es mir immer gewesen, dass selbst die zur ordentlichen Zeit eintretende Menstruation im Anfange und Verlaufe akuter Fieber diese verschlimmert, ja gewöhnlich die Heilung um etliche Tage verzögert, und zwar nicht bloss bei Weibern, die von Natur eine beschwerliche Menstruation haben, sondern auch bei solchen, welche im gesunden Zustande nicht das mindeste Unwohlsein davon fühlen. Im Vorigen habe ich schon erzählt, dass ich einst ein herrschendes Fieber behandelt, welches durch die eintretende Menstruation nicht bloss vorübergehend, sondern anhaltend verschlimmert, ja höchst bedenklich geworden.

Welchen guten Grund haben wir nun, bei bauchvollblütigen Apoplektischen gleich zu Blutentleerungen zu schreiten? Wissen wir es denn, und können wir es beweisen, dass beide Uebel in ursachlichem Verhältnisse zu einander stehen? Ich glaube, in den meisten Fällen wird dieser Beweis wol schwer zu führen sein. Wollen wir also, als eingeübte Diener, nach der Weise unserer Meisterinn Natur handeln, so müssen wir wahrlich grosses Bedenken tragen, die bauchvollblütigen Apoplektischen flugs den Blutegeln Preis zu geben.

Es würde wahrhaft thöricht sein, wenn ich jetzt zu Bewährung meiner Ansicht Fälle anführen wollte, in denen auf Blutentleerungen aus dem Mastdarm Verschlimmerung oder Tod gefolgt; denn da ich den grössten Theil der Apoplexien als Offenbarung des abnehmenden Lebens, also als das im Gehirn beginnende Absterben selbst ansehe, so müsste ich bei jedem Falle zuerst den Beweis beibringen, dass er an sich heilbar gewesen; das kann ich aber nicht. Es scheint mir weit nützlicher, zum ernstlichen Nachdenken einladender, dass ich lieber einen heilbaren Fall erzähle, den ich genau beobachtet und genau beobachten konnte, weil ich den Kranken seit vielen Jahren genau kannte.

Er war ein Sechziger, hatte immer regelmässig gelebt, täglich sein gutes Glas Wein getrunken, aber nie in diesem Punkte ausgeschweift. Ausser dass er einmahl, so lange ich ihn kannte, an einem einfachen, unbedeutenden Wechselfieber gelitten, war seine Gesundheit immer ungetrübt gewesen. Seine

Leibesgrösse war unter der mittlen, sein Hals kurz, sein Gesicht roth, ohne aufgedunsen zu sein. Die Natur hatte ihn mit einer seltenen Gleichmüthigkeit begabt; er spielte nicht zum Scheine die Rolle des *Demokrit*, er war vielmehr *Demokrit* selbst. Schon seit mehren Jahren hatte er sich von Geschäften zurückgezogen, die ihn, wie alle bürgerliche Geschäfte, mit den Leidenschaften der Menschen in Zusammenstoss bringen konnten, und lebte fortan zwar nicht ganz geschäftlos, aber doch leicht und angenehm beschäftiget. In seinen späteren Lebensjahren bekam er Anmahnung von Hämorrhoiden; ich rieth ihm, selbige durch Blutegel und Schwefel zu regeln; er befolgte meinen Rath und die Bauchvollblütigkeit hatte weiter keinen nachtheiligen Einfluss auf sein Befinden.

Am Abend des 12. Januar 1833 schrieb mir seine Verwandte, die ihm die Haushaltung führte: er befinde sich etwas unwohl, sei taumelig, wanke beim Gehen und habe sich ins Bett legen müssen. Sie bat mich etwas zu verschreiben und ihn am folgenden Morgen zu besuchen. Ich schloss aus diesem Schreiben, das Ganze sei weiter nichts als *Orgasmus haemorrhoidalis*, und verordnete einen Trank aus Salpeter und Schwefel. Früh Morgens am 13. Jan. besuchte ich ihn. Die Haushälterinn kam mir mit weinenden Augen auf der Hausflur entgegen und kündigte mir an, er liege ganz ohne Besinnung. Ich fand das leider, da ich ans Bett trat, bestätiget, er war wirklich ganz besinnungslos, aber doch nicht ganz gefühllos, denn wenn ich ihm die Haut etwas derb kneipte, zuckte er ein wenig, das war ein gutes Zeichen.

Uebrigens konnte ich noch keine Lähmung gewahr werden; mir zum wenigsten schien sein Mund nicht schief gezogen, wiewol einige seiner Freunde dieses im geringen Grade zu bemerken glaubten. Sein Athem war wie der eines tief Schlafenden, wol mitunter schnarchend, aber doch nicht rasselnd. Der Puls voller und stärker als im gesunden Zustande, dabei unregelmässig und stark aussetzend. Das Gesicht roth, wie ich es bei ihm gewohnt war, aber voller, ohne dass man es eben aufgetrieben oder aufgedunsen hätte nennen können. Die Wärme seines Körpers war gleichzeitig an allen Theilen vermehrt, jedoch nicht in dem Grade wie bei einem hitzigen

Fieber. Das Schlucken ging noch gut, man musste sich aber einige Mühe damit geben. Den Harn konnte ich nicht sehen, weil man ihn unter diesen Umständen nicht hatte auffangen können.

Ueber die Ausbildung dieses Zustandes ergab die Ausfragung der Nichte Folgendes. Am vorigen Abend, da er sich des Schwindels und des Unwohlseins wegen ins Bett gelegt, war er bald in einen Schlaf gefallen, den man für einen natürlichen und wohlthätigen gehalten. Zwei Stunden nachher, da die von mir verordnete Arzenei angekommen, hatte man beim Eingeben derselben zuerst Verdacht geschöpft. Nach und nach war der vermeintlich wohlthätige Schlaf immer widernatürlicher, tiefer, und der Kranke schwerer erweckbar geworden, weiter seine Sprache lallend, dann ganz unverständlich; ungefähr um Mitternacht war der gegenwärtige Zustand ganz ausgebildet gewesen.

Wegen seines Alters und des vermeintlichen *Habitus apoplectici* wurde der Mann von seinen Freunden für verloren geachtet und sie begehrten meine Meinung darüber zu hören. Ich sagte ihnen Folgendes. In dem Falle, dass diese Apoplexie das Sterben selbst sei, könne ich meinem alten Freunde nicht helfen; ob sie das aber sei, könne ich unmöglich wissen. Weil ich dieses nun nicht wisse, halte ich für meine Pflicht, den Leider so zu behandeln, als sei er dem Tode noch nicht verfallen, sondern bloss von einer heilbaren Krankheit ergriffen. Weil sie, seine Freunde, es aber eben so wenig wissen, sei es ihre Pflicht, sich alle Gedanken des Sterbens aus dem Kopfe zu schlagen, und meiner, auf eine heilbare Krankheit berechneten Anordnung gewissenhaft Folge zu leisten.

Diese Rede ist, denke ich, jedem Nichtarzte sehr verständlich. Sobald der Gedanke, der Kranke sei unrettbar, in den Köpfen seiner Freunde und Hausgenossen einmahl vorherrscht, geschehen die Hülfleistungen, die der Arzt verordnet, sehr flau, nur halb, oft nur zum Scheine, bloss um sich das Ansehen zu geben, als erfülle man bis zum letzten seine Pflicht; will also der Arzt dem Kranken helfen, so muss er zuerst den Gedanken der Freunde und Hausgenossen die gehörige Richtung geben. Auf schlicht verständige Menschen wirkt aber

weder Lüge, noch Prahlerei, sondern die nackte Wahrheit, darum muss man bei der Wahrheit bleiben.

Ich verschrieb jetzt folgenden Trank. ℞ *Gummi Tragacanthae* ℈ii *Solve in aquae destillatae* ℥xvi *adde Tincturae Cupri acetici* ℥ß M — Von diesem Tranke musste man dem Kranken stündlich, Tag und Nacht durch, einen Löffel voll reichen.

Am folgenden Tage war der Zustand schon vortheilhaft verändert, nicht bloss in meiner ärztlichen Einbildung, sondern allen Menschen sichtbar, selbst denen sichtbar, welche am vorigen Tage die übelste Ahnung gehabt. Besinnung und Sprache waren zwar noch nicht wiedergekehrt, aber der Kranke bewegte doch wieder etwas seine Glieder, und rief man ihn laut an, so öffnete er die Augen und schaute etwas dämisch um sich. Auch das Gefühl war besser, denn wenn ich ihn jetzt nur ein wenig kneipte, bewegte er das gereizte Glied; ich überzeugte mich also, dass seine Glieder nicht gelähmt waren. Wie es um die Zunge aussah, das konnte ich freilich noch nicht wissen, sondern musste es abwarten.

Bei meinem dritten Besuche, also nach zweitägigem Kupfergebrauche, war die Besserung merklich vorangeschritten. Der Puls war jetzt nicht mehr unregelmässig und aussetzend, die Sprache wiedergekehrt, der Gebrauch der Glieder freier, der Harn, den ich jetzt sehen konnte, etwas dunkler als im normalen Zustande, er trübte sich beim Erkalten. Uebrigens war der Kopf noch etwas eingenommen und das schlafsüchtige Wesen noch nicht ganz gewichen.

Bei meinem vierten Besuche, also nach dreitägigem Kupfergebrauche, war die eigentliche Apoplexie gehoben. Der Kranke sprach ordentlich, ohne jedoch gesprächig zu sein, das schlafsüchtige Wesen war ganz verschwunden, er verlangte aus dem Bette, und konnte sich, da man ihm aufhalf, bewegen, seine Bewegungen waren aber noch langsam und unsicher. Von den verflossenen Krankheitstagen hatte er auch keinen Schatten der Erinnerung, das konnten die Hausgenossen aus seinen ersten Anordnungen abnehmen. Uebrigens währte es noch zehn Tage, ehe der nächtliche Schlaf ruhig und erquicklich, die Esslust regelmässig, und die Muskelkraft so weit wiedergekehrt war, dass er den ganzen Tag, ohne zu ermüden,

ausser dem Bette bleiben konnte, kurz, ehe er wieder so war, wie er vor der Apoplexie gewesen. Ich liess ihn in dieser Zeit das Kupfer fortgebrauchen, jedoch den nächtlichen Gebrauch einstellen, bemerkte aber, dass der Harn so blieb, wie ich ihn zuerst gesehen, nämlich etwas dunkler als im normalen Zustande und beim Erkalten trüb werdend. Wenn man in Fällen, wo die wohlthätige, heilende Wirkung des Kupfers nicht zu verkennen ist, eine solche Regelwidrigkeit des Harns gewahret, muss man mit Recht besorgen, dass dieses Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus zum Urleiden der Nieren werden wolle, und man handelt klug, diesem vorzubeugen. Ich gab also dem Kranken einen Aufguss der Goldruthe und machte daher in drei Tagen die Harnabsonderung ganz normal.

Ich habe den Kranken zehnmahl, also fast täglich gesehen, und erst dann, da er wieder zu seiner gewohnten Lebensordnung überging, verlassen, jedoch ihm auch dann noch das Kupfer eine Woche lang fortzubrauchen gerathen.

Nachdem er nun ungefähr seit 14 Tagen in die Reihe der Gesunden getreten war, seine gemächlichen Geschäfte beschickt und sein gewohntes Glas Wein getrunken (letztes hatte ich anfänglich beim Kupfergebrauche untersagt), liess er mir durch den dortigen Wundarzt wissen, er habe schmerzhafte Hämorrhoidalknoten am After bekommen, wie er sich dabei verhalten solle? ob er Egel ansetzen dürfe, oder ob ich fürchte, dass ihm die Blutentleerung zu sehr schwächen werde? — Ich hiess ihm gleich, ohne Verzug die Blutegel anlegen, und da ich ihn hernach sprach, sagte er mir, er habe sich nach der reichlichen Blutentleerung nicht im geringsten schwach, sondern vielmehr, wie früher nach dieser Entleerung, heiter und wohl gefühlt.

Ich sehe voraus, dass manche Leser meine Behandlung dieser Apoplexie sehr tadeln werden, denkend, es würde doch weit klüger gewesen sein, die Blutegel gleich bei meinem ersten Besuche zu verordnen, zumahl da später diese Entleerung dem Manne, nach seinem eigenen Geständnisse, sehr wohl gethan. Diesen Lesern bemerke ich aber, dass zwischen dem gesunden und dem kranken Menschen ein grosser Unter-

schied stattfindet. Blutentleerung, die jenem gut thut, kann diesen tödten, oder ihn doch in einen solchen Zustand versetzen, aus dem wir ihn, sind wir auch sehr künstig, nur mit grosser Mühe wieder herausreissen. Eine Krankheit, die man nicht einbildisch, sondern augenscheinlich durch Kupfer heilet, heilt sich nicht durch Blutentleerung, man wird sie vielmehr schlimmer dadurch machen, und wenn bei der Apoplexie noch keine Lähmung vorhanden ist, diese am ersten dadurch hervorrufen.

Es könnten jetzt andere Leser, mich beim Worte fassend, also sprechen: Wenn es wahr ist, dass Blutentziehung aus dem After deinem durch Kupfer geheilten apoplektischen Manne während seines eigentlichen Krankseins schädlich, ja tödtlich gewesen sein würde, so bist du offenbar in eine grobe Folgewidrigkeit verfallen, dass du demselben, nachdem er seit vierzehn Tagen wieder in die Reihe der Gesunden getreten, ohne Zagen eine Blutentleerung hast machen lassen; du hättest ihn ja gar leicht dadurch in den Zustand zurückstürzen können, aus dem du ihn durch das Kupfer gezogen. — Ganz recht, werthe Leser! hätte ich die beschriebene Apoplexie, nach schulrechter Ansicht für *Apoplexia nervosa* gehalten, sie mit dem stärkenden Kupfer geheilt, und nun, vierzehn Tage nachher, den von der Schwächekrankheit Hergestellten durch Blutentziehung wieder geschwächt, so würde ich, wäre diese schulrechte Ansicht wahr, wol fürs Irrenhaus reif sein. Allein, wer kann denn behaupten, dass die Apoplexie, wie sie dieser Mann hatte, eine Schwächekrankheit und dass das Kupfer ein stärkendes Mittel sei? Ich wahrhaftig nicht; solche schulrechte Kategorien halte ich vielmehr für einen blossen Wortklang ohne Bedeutung. In dem erzählten Falle war die Apoplexie eine in dem Gehirn vorwaltende Kupferaffektion des Gesammtorganismus; nicht Schwäche, nicht Asthenie u. s. w. Niemand kann auch beweisen, dass die Bauchvollblütigkeit des Mannes in einem ursachlichen Zusammenhange mit seinem Gehirnleiden gestanden: nachdem ich also die im Gehirn vorwaltende Kupferaffektion des Gesammtorganismus beseitiget und gründlich beseitiget hatte, war es doch wol nicht besonders waglich, dem

übrigens gesunden Manne ein chronisch gestörtes Organ auf die einfachste Weise in Ordnung zu bringen.

Jetzt stelle ich eine andere verfängliche Frage auf:

Wenn ein Mensch besinnungslos am Fusse einer Treppe gefunden wird, wie kann man wissen, ob er, aus Unvorsichtigkeit heruntergestürzt, eine Gehirnerschütterung oder Schädelrisse bekommen, oder ob ihn der Schlag gerührt und er besinnungslos die Treppe heruntergerutscht sei? Zweimahl in meinem Leben ist mir ein solch häklicher Fall vorgekommen. Da aber das Alter der Gefallenen, die ich genau kannte (es waren siebzigjährige Weiber), die längst sichtbare Abnahme ihres Organismus, die Abwesenheit erkennbarer Verletzungen der äusseren Theile des Kopfes, weit mehr dafür sprachen, dass sie vom Schlage gerührt die Treppe heruntergerutscht, als durch Unachtsamkeit heruntergestürzt und sich den Kopf verletzt, so behandelte ich sie nach dieser Ansicht, aber leider ohne Erfolg. Ehe drei Tage um waren starben sie. Bei der einen konnte man aus dem schief stehenden Munde auf Lähmung schliessen; der anderen stand der Mund zwar nicht schief, aber sie erbrach alles, was sie in den Magen kriegte, und das war noch böser.

Wären das nun, statt siebzigjährige Leute, vierzigjährige gewesen, deren Organismus ich früher nicht gekannt, so würde ich mich doch in nicht geringer Verlegenheit befunden haben.

Ich erinnere mich noch aus meiner Schulzeit, dass man dort einen alten Arzt, der zuweilen ein Glas über den Durst trank und den ich sehr gut gekannt habe, am Fusse einer nur vier oder fünf Stufen hohen steinernen Treppe besinnungslos fand. Wahrscheinlich bestimmte eine Beule am Kopfe seinen Kollegen, ihn zu trepaniren; trotz dem, dass man ihm den Schädel aufbohrte, starb er aber gar bald.

Aehnliche Fälle habe ich bei älteren Aerzten gefunden. So erzählt *Gr. Horst (obs.* 13. *lib.* 2. *de morb. capit.):* ein sechzigjähriger Geistlicher sei von der Treppe gestürzt und für apoplektisch erkannt. Der Erzähler lässt dem Gefallenen zur Ader und wendet alle damahls übliche Hülfen an, aber er stirbt. Ein böses Zeichen fand sich gleich bei dem Manne, nämlich das Erbrechen.

Bei dem Lütticher, *Henr. ab Heers*, (*obs.* 21. *lib.* 1.) habe ich auch einen solchen Fall gelesen. Der Organist eines Frauenklosters betrinkt sich in einem Weinhause und stürzt kopfunter in den Keller, bekommt zwar tüchtige Beulen am Hinterkopfe, aber keine Schädelrisse, wird von hinzugerufenen Aerzten für apoplektisch erkannt und als unheilbar verloren gegeben. *v. Heers* heilte ihn jedoch durch Blasenpflaster, scharfe Klystire, Purganzen und Schröpfköpfe. Der Fall ist aber sehr unvollkommen erzählt. Die Trunkenheit ist ja in ihrem höherem Grade der Apoplexie so ähnlich als ein Ei dem andern, und gehet auch zuweilen wirklich in diese über; darauf hätte doch der Erzähler Rücksicht nehmen müssen. Jetzt bleibt es ein Räthsel, ob und wie viel die Besserung dem verflogenen Weinrausche, oder der ärztlichen Hülfe zuzuschreiben sei. Ueberhaupt scheint dieser Lütticher dem Schlage etwas weite Grenzen zu setzen, welches man aus folgendem Geschichtchen abnehmen kann (es findet sich am Ende der vorigen): *Alium Anglum apoplecticum* (der vorige war nämlich auch ein Engländer), *in cujus caput magna porta cum trabe, cui adhaerebat, deciderat, ita curavi.* Nun folgt die Behandlung, die nichts Merkwürdiges enthält. Am merkwürdigsten ist hier die Sicherheit der Diagnose des Schlages; denn wem ein Scheunenthor mit einem Balken auf den Kopf gefallen, der hat unwidersprechlich einen wahrhaften und tüchtigen Schlag bekommen.

Uebrigens ist der Schlag eine von denen Krankheiten, deren Artung zuweilen der gescheiteste Arzt nicht erkennen kann. Wer kann z. B. die Bildungsfehler des Gehirns errathen, wenn man zu einem Apoplektischen gerufen wird, den man vorher nicht kannte? Hat man es mit verständigen Umgebungen zu thun, die einem über das Vorhergegangene bestimmte Nachricht geben, so kann man zuweilen Vermuthungen wagen; aber eine ungeschlachte Umgebung macht auch dieses unmöglich. Als zweiter Arzt einst zu einem Apoplektischen gerufen, schloss ich aus einem fixen Schmerze, der wie der *Clavus hystericus* an einer bestimmten Stelle des Kopfes den Kranken schon mehre Jahre vorher gemartert hatte, dass die Apoplexie und die sie begleitende Lähmung wahrscheinlich von

einem älteren Bildungsfehler des Gehirns abhange und Hülfe also schwerlich zu finden sein werde. Bei der Leichenöffnung sollen zwei bei dem Falle unbetheiligte Aerzte an der früher schmerzhaften Stelle eine von eiteriger Flüssigkeit umgebene schwammichte Afterorganisation in der Gehirnsubstanz gefunden haben. Ich selbst war nicht bei der Leichenöffnung, habe aber den Befund aus dem Munde eines der Untersucher. Die Diagnose war in diesem Falle so sicher, als eine bloss vermuthliche es sein kann; allein ich hätte mich dennoch täuschen können. Die Art solcher Gehirnbildungsfehler aber beim Leben des Leiders zu erkennen, scheint mir ganz unmöglich. Wer würde z. B., wenn er auch im Allgemeinen einen Bildungsfehler des Gehirns vermuthete, auf einen solchen zu schliessen wagen, wie ihn *Felix Plater* einst bei der Leichenöffnung einer Apoplektischen fand? (*Observat. lib.* 1. *pag.* 16.) Nach weggenommenem Schädel fühlte er das Gehirn in seinen Häuten schwappen, und wie er diese öffnete, floss es wie ein dicklich weisser Brei über das Gesicht des Leichnams *).

Lähmung. — Diese, unter welcherlei Form sie auch erscheinen mag, ist oft consensueller Art, hängt von einem Urleiden des Gehirns, Rückenmarkes, des Herzens, oder eines Baucheingeweides ab und kann nur durch Heilung des urerkrankten Organs gründlich geheilt werden. Da aber bloss chronische und unheilbare Fehler des Herzens oder der Baucheingeweide consensuelle Lähmungen machen, so siehet es gewöhnlich um die gründliche Heilung solcher Lähmungen misslich aus.

Ferner sind Lähmungen auch zuweilen ein blosses Vorwalten einer Affektion des Gesammtorganismus in dem gelähmten Theile und werden dann durch das geeignete Universalmittel gehoben. Gar leicht könnte jemand, der mit dem Kupfer anfängt umzugehen, bevor er mit dessen Wirkung vertraut geworden, durch etliche glücklich geheilte Fälle verleitet werden, es als das höchste Mittel in Lähmungen auszurufen. Ich warne ihn jetzt vor solcher gar zu dreisten Lobpreisung

*) Ueber die Gehirnerweichung hat 1834 *D. F. W. Lippich* im XVI. Bande 2. Stücke der mediz. Jahrbücher des k. k. österr. Staates geschrieben. — Wer neugierig ist, zu erfahren, aus welchen Zufällen beim Leben des Kranken eine Gehirnerweichung zu erkennen sei, der kann das dort suchen!!

und sage ihm vorher, dass, hat er nur ein wenig Geduld, er auch auf Fälle stossen wird, die er wol mit Eisen, aber nicht mit Kupfer heilt. Ja, wer das Glück hat, alt genug zu werden, der kann auch vielleicht auf Lähmungen stossen, die weder durch Eisen, noch durch Kupfer, sondern durch Salpeter geheilt werden; ich selbst habe aber diese letzte Art noch nicht beobachtet.

Weiter gibt es Lähmungen, die ein echtes Urleiden des gelähmten Theiles selbst sind; von diesen habe ich bemerkt, dass sie sich weit besser durch äusserliche als durch innerliche Mittel heilen.

Endlich darf man nicht vergessen, dass sowol alles Consensuelle, als auch das Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus zum Urleiden des ergriffenen Theils werden kann; man wird dieses allgemeine Gesetz des Organismus auch bei den Lähmungen bestätigt finden.

Ich muss aber zur Steuer der Wahrheit bekennen, dass mir Lähmungen vorgekommen sind, deren Artung ich nicht habe ergründen können. So lebt hier noch ein geringer Mann, dessen untere Extremitäten ganz langsam nach und nach gelähmt sind. Ich habe alle äusserliche und innerliche Mittel angewendet, von denen ich mir nur einigermassen Hülfe versprechen konnte, bin aber mit meinen Künsteleien nie weiter gekommen, als zur unwillkürlichen schmerzhaften Bewegung der Füsse, und habe ihn, nachdem ich mich anderthalb Jahr vergebens abgemühet, ungeheilt aufgeben müssen. Gründe der Wahrscheinlichkeit sprechen für grössere Nierensteine. Sein Harn enthält froschlaichartigen Schleim, von Zeit zu Zeit Sand und ist ungeheuer stinkend.

Die wunderlichste Art Lähmung habe ich im ersten Jahre meiner hiesigen Praxis gesehen, den Kranken aber nicht behandelt, sondern er ist mir von einem Freunde bloss der Seltsamkeit wegen gezeigt worden. Das Uebel bestand in einer unvollkommnen Lähmung der unteren Extremitäten, und die Seltsamkeit darin, dass an den halbgelähmten Gliedern bald hier bald dort die Haut wellenförmig zuckend sich erhob. Eine solche zuckende Welle war ungefähr eine halbe Spanne lang, woraus ich schloss, dass das Zucken nicht in dem ganzen Körper eines Muskels, sondern in einzelnen Faserbündeln

seinen Vorgang haben müsse. Es sah aber wirklich aus, als ob Frösche unter der Haut sprängen. Der Mann hat es nicht gar lange mehr gemacht, und ist, nachdem die Lähmung vollständig geworden, ausgezehrt gestorben *).

Lähmung mit vollkommner Gefühllosigkeit des gelähmten Gliedes bei ungestörtem Bewusstsein ist mir äusserst selten vorgekommen. Einst weckt Nachts ein siebzigjähriger Mann seine jüngere Frau, und knurret mit ihr, dass sie ihren Arm ihm auf den Bauch lege, es sei ihm dieses lästig. Wie sie die Sache untersucht, liegt ihm sein eigener Arm auf dem Bauche, der aber in derselben Nacht so lahm und gefühllos geworden, dass er ihn für einen fremden gehalten. Diese Lähmung war der Anfang des Absterbens; kurz darauf erschien über Tag, nach einer kleinen augenblicklichen Betäubung, eine Lähmung des Fusses derselben Seite und der Tod erfolgte bald.

Folgender Fall von Lähmung mit Gefühllosigkeit gehört zu den ganz seltenen; ich habe auch nur einen einzigen der Art in meinem Leben gesehen.

Ein Mädchen, welches in einer Stadt als Kammerjungfer gedient, wurde, angeblich vom Nervenfieber geheilt, ihrer Mutter nach Hause gebracht. Die Heilung muss aber wol sehr unvollkommen gewesen sein, denn die Geheilte war noch bettlägerig. Ungefähr drei Tage nach ihrer Ankunft bekommt sie, nach einer bald vorübergehenden Betäubung, die man für Ohnmacht hält, eine Lähmung des rechten Ober- und Unterschenkels. Ein paar Tage darauf werde ich, da ich gerade eines anderen Kranken wegen im Dorfe bin, gebeten, sie zu untersuchen und ihre Heilung zu übernehmen. Indem ich nun den Fuss untersuche, werde ich zu meiner Verwunderung gewahr, dass er nicht bloss lahm, sondern des Gefühls gänzlich beraubt ist. Der Plattfuss war schon vom trocknen Brande ergriffen, die Zehen schwarz und ausgedorrt, die Sohle schwarz und hart wie Pferdehuf; auf dem Rücken des Fusses sah ich noch in der Mitte eine Insel von weisser Haut, aber auch diese war schon ganz blass, verschrumpft, und leichenartigen Ansehens.

*) In dem Grade habe ich die Zuckungen der Faserbündel seitdem nie wiedergesehen, aber wol in einem viel geringeren.

Es würde wol das Klügste gewesen sein, die ganze Sache der Natur zu übergeben und das Mädchen ihren eigenen Tod sterben zu lassen. Sterben musste sie doch, das sah ich wol ein; denn wenn ich gleich meinte, Fälle gelesen zu haben, in denen die Natur verdörrte Glieder abgesondert, so konnte man auf eine solche Naturhülfe doch hier nicht rechnen, weil der ganze Oberschenkel bis zum Hüftbeine lahm und gefühllos war. Die Natur würde doch nicht das abgestorbene Glied im Hüftgelenke lösen; ja hätte sie dieses auch thun wollen, so würde das durch lange Krankheit erschöpfte Mädchen die dabei statthabende Eiterung nicht ausgehalten haben. Das Klügste würde also, wie gesagt, gewesen sein, sie ihren eigenen Tod sterben zu lassen.

Man thut aber leider nicht immer das Klügste. Ich versuchte Leben in das absterbende Glied zu bringen und dem Brande Stillstand zu gebieten. Den letzten Zweck erreichte ich durch innerliche und äusserliche Mittel ganz; der Brand kroch nicht weiter, aber den ersten Zweck konnte ich nicht zur Hälfte erreichen. Der grösste Theil des Gliedes war zwar noch nicht schwarz und ausgedörret, doch, wie es sich hintennach auswies, abgestorben; was aber einmahl gestorben ist, das kann man nicht wieder beleben. Die künstlich aufgeregte Natur bestrebte sich, das Abgestorbene von dem Lebendigen zu lösen und zu scheiden; da aber des Abgestorbenen sehr viel war, entstand in dem Unter- und Oberschenkel die furchtbarste Eiterung. Ganze Muskeln wurden ausgestossen; ehe sie aber ausgestossen wurden, verfaulten sie als todte Theile und die Kranke verbreitete einen solch schauderhaften Gestank, dass ich nicht begreife, wie die arme Mutter es in dieser verpesteten Luft ausgehalten. Acht Tage vor dem Tode fiel die Kniescheibe ab, und das Mädchen, schon vor der Lähmung durch das Nervenfieber erschöpft, zehrte zum Gerippe aus und gab endlich zum grossen Troste aller, die um sie sein mussten, den Geist auf.

Hätte ich nun keine ärztliche Künsteleien versucht, so würde wahrscheinlich der trockne Brand sich nach und nach über das ganze gelähmte Glied verbreitet haben, und das Mädchen, ohne ihren Umgebungen zum Scheusale zu werden,

abgestorben sein; doch, — mit Bestimmtheit lässt sich das auch nicht einmahl behaupten.

Eine seltene Lähmung beobachtete ich einst an dem sechzigjährigen Prior eines Augustinerklosters. Zuerst wurde ihm nach einer leichten, bald vorübergehenden Betäubung der linke Arm lahm. Nach vergebener Anwendung innerlicher und äusserlicher Arzeneien, versuchte ich die Elektrizität. Durch Funkenziehen auf dem Isolatorio wurde der lahme Arm etwas besser, jedoch nicht so, dass man ihn als geheilt hätte ansehen können. Weiterhin wurde es mir ganz deutlich, dass ich nicht gegen eine Krankheit, sondern gegen den Tod selbst den elektrischen Kampf begonnen. Einst bekommt der Mann einen leichten, nur etliche Minuten anhaltenden Taumel; der Zufall wollte es, dass ich gerade den Augenblick nachher bei ihm einsprach. Die Folgen des Taumels waren so seltsam, dass ich dergleichen weder früher, noch später gesehen; sie bestanden nämlich in einer Lähmung der Zunge und des Schlundes, ohne Lähmung der Gesichtsmuskeln. Er hat in diesem wahrhaft erbärmlichen Zustande noch ein paar Monate gelebt und dann den Geist aufgegeben. Die Mönche ernährten ihn mit dicklichem Brei auf folgende Weise. Ein kleiner Löffel, nicht viel grösser als ein Theelöffel, der einen langen Stiel hatte, wurde voll Brei möglichst tief in den Schlund gebracht und hier entleeret; dann sank der Brei durch sein Gewicht in die Speiseröhre, und war er einmahl in dieser, so kam er ohne Hinderniss in den Magen. Ich schloss aus diesem Vorgange, dass bloss der Schlund, nicht die Speiseröhre gelähmt sei.

Es ist mir immer merkwürdig gewesen, dass Lähmung zuweilen Folge einer unbedeutenden, bald vorübergehenden Gehirnaffektion ist, die man höchstens Schwindel, oder Taumel nennen könnte, und dass in anderen Fällen eine fast tödtlich scheinende Gehirnaffektion keine Lähmung zurücklässt; ich schliesse daraus, dass wir das Wesen der Apoplexie und ihren Zusammenhang mit der gleichzeitig entstehenden, oder bald nachfolgenden Lähmung wenig oder gar nicht kennen. Apoplexie ohne gleichzeitige oder nachfolgende Lähmung ist selten; in den seltenen Fällen, die ich beobachtete, folgte aber der

gehobenen Besinnungslosigkeit ein längeres oder kürzeres Unwohlsein. Bestimmt darf ich auch nicht einmahl behaupten, dass in solchen Fällen gar keine Lähmung vorhanden gewesen; sie konnte ja gleichzeitig mit der Apoplexie entstanden und mit ihr vergangen sein. Ob ein Arm, oder Bein ein wenig lahm sei, lässt sich in einem solchen besinnungslosen Zustande des Kranken, bei dem auch das Gefühl, wo nicht ganz erlöscht, doch bedeutend vermindert ist, so genau nicht erkennen. Eine halbseitige Lähmung des Gesichtes offenbaret sich, selbst im geringen Grade, durch den schief gezogenen Mund. Da ich aber mehr als einmahl den schiefstehenden Mund in ein paar Stunden wieder habe gerade werden sehen, so bin ich der Meinung, dass ein solcher Vorgang auch eben so gut in einem Arme oder Beine Statt haben und man also nicht im strengsten Sinne behaupten könne, eine Apoplexie ohne alle Lähmung beobachtet zu haben.

Im Jahre 1797 schrieb der Prof. *N. Friedreich* zu Würzburg ein Programm, von der rheumatischen halbseitigen Lähmung des Gesichtes *).

In den dort erzählten Fällen wird die Lähmung wol von einer in der Scheide der harten Portion des *Nervi acustici* statthabenden rheumatischen Entzündung entstanden sein; indessen ist kein guter Grund vorhanden, in allen den Fällen, welche man nicht unter die Kategorie der apoplektischen Lähmung bringen kann, eine solche rheumatisch-mechanische Ursache anzunehmen. Wird durch Anschwellen der Nervenscheide in dem *Foramine stilomastoideo* der Nerv zusammengedrückt, so muss sich dieses durch mehr oder minder schmerzhafte Geschwulst in der Gegend der *Apophisis mastoidea* äussern. Im Jahre 1799 habe ich einen solchen Fall von halbseitiger, nicht apoplektischer Gesichtslähmung erzählt **), wo die rheumatische Ursache sehr zweifelhaft war. Zwei Jahre darauf musste ich einer schönen Jungfrau das schief gewordene Gesicht gerade machen; die hatte aber auch keine Geschwulst, oder Schmerz in der Gegend der *Apophisis mastoidea*. In

*) Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche. St. XXV. S. 83.

**) Journal der praktischen Heilkunde von *C. W. Hufeland* B. VIII. S. 130.

neuer Zeit habe ich endlich den dritten Fall bei einem jungen Mädchen beobachtet und auch hier hätte ich sehr einbildisch sein müssen, wenn ich von Rheumatismus hätte träumen wollen. Das Wahre an der Sache ist wol, dass die halbseitige Gesichtslähmung, so gut als die Lähmung anderer Theile, als örtliches Urleiden auftreten kann, und dann, wie alle örtliche Urlähmungen, besser durch äusserliche, als durch innerliche Mittel geheilt wird.

In dem ersten von mir erzählten Falle, der einen alten Mann betraf, heilte ich die Lähmung durch ein Blasenpflaster hinter das Ohr, und durch das *Emplastrum de Galbano crocatum* mit *Petroleum* und *Ammonium carbonicum* gemischt, welches ich auf die gelähmte Seite legte.

In dem zweiten Falle, weil die Jungfrau den Geruch des Pflasters nicht leiden konnte, heilte ich einfach durch Einreiben der grauen Quecksilbersalbe, und in dem dritten Falle half diese Salbe auch allein. — Die Heilung geschiehet bei allen Muskeln der gelähmten Seite nicht gleichmässig, sondern der eine Muskel geneset früher, der andere später. Ja in dem zweiten von mir beobachteten Falle ist selbst ein kleiner Rest der Lähmung zurückgeblieben, den aber niemand bemerken kann, wenn er das Gesicht früher nicht genau gekannt. Begreiflich ist die ehemahls schöne Jungfrau jetzt eine alte Hausmutter geworden; aber noch jetzt kann ich, wenn sie lächelt, den Rest der früheren Lähmung erkennen; nicht dass das Gesicht beim Lächeln schief gezogen würde, so schlimm ists freilich nicht, aber ein paar Muskeln wollen doch nicht recht mitlächeln. Sowol dieses, als auch die ungleiche Heilung der gelähmten Gesichtsmuskeln, scheint mir mit der Idee einer Zusammendrückung des Nerven in dem *Foramine stilomastoideo* übel vereinbar. Jedenfalls haben die Professoren *Friedreich* und *Brünninghausen* durch die öffentliche Besprechung dieses Gegenstandes etwas sehr Nützliches gethan. Gott weiss, wie früher solche gesichtslahme Menschen, in der guten Absicht, sie vor dem nahenden Schlage zu bewahren, von den Aerzten mögen kasteiet sein.

Bekanntlich gibt es Lähmungen einzelner Theile, Hemiplegie und Paraplegie; diese Formen scheidet aber die Natur

nicht immer genau, bei mancher Lähmung würde es schwer, ja unmöglich sein, sie unter eine dieser drei Kategorien zu reihen. So sah ich einst einen Fall, den ich nicht Hemiplegie nennen konnte, denn die langsam sich ausbildende Lähmung sprang von einer Seite auf die andere über. Paraplegie war es auch nicht, denn theils wurde, so lange ich den kranken Jüngling sah, der ganze Rumpf nicht lahm, sondern bloss die Extremitäten; theils blieb auch der Kopf nicht frei, sondern die Muskeln Eines Auges wurden theilicht gelähmt, so, dass der Augapfel ganz schief stand. Ich glaubte diese seltsame Krankheit, zu der ich als zweiter Arzt gerufen wurde, in einem Bildungsfehler des Gehirns begründet, und da ich so wenig als mein Vorgänger sie heilen konnte, überliess ich es den Aeltern, entweder andere Hülfe zu suchen, oder den Jüngling als unheilbar anzusehen. Was sie gewählt, weiss ich nicht, auch nicht, welchen Grad diese Lähmung erreicht hat, die, aus ihren allmähligen Fortschritten zu schliessen, sich über den ganzen Körper verbreiten wollte; bestimmt weiss ich aber, dass man keine Hülfe gefunden, denn der Jüngling ist kurze Zeit nachher gestorben.

Die Paraplegie muss wol eine sehr seltene Krankheit sein, denn in ihrer möglichst ausgebildeten Form sah ich sie nur ein einziges Mahl.

Eine arme Tagelöhnerinn kam einst bei mir Rath suchen gegen die Krankheit ihres 15jährigen Sohnes. Sie konnte mir aber nichts anders angeben, als: der Junge sei ein paar Tage unwohl gewesen, darauf nach und nach steif geworden, und sei jetzt so ganz steif, dass er kein Glied rühren könne.

Am folgenden Tage sah ich den Kranken und fand, dass die vermeintliche Steifigkeit Paraplegie war, und zwar eine so vollkommne, dass, wenn jemand sie noch vollkommner sehen wollte, Paraplegie und Tod gleichbedeutend sein müssten. Folgende Theile waren gelähmt.

Die Rückenmuskeln bis zum Halse; Hals und Kopf konnte der Junge bewegen. Die oberen und unteren Extremitäten waren vollkommen lahm, letzte auch ganz gefühllos, und ödematös geschwollen. Die Blase war gelähmt zusammt der Harnröhre; die von Harn sehr ausgedehnte Blase konnte ich

durch einen blossen Druck auf den Bauch entleeren. Ich zeigte dieses der Mutter und hiess sie die Entleerung ein paarmahl täglich vornehmen. Endlich war auch der Mastdarm lahm, welches ein sehr lästiges Ding für den Kranken und für die Mutter wurde, denn die harten Exkremente kamen bis in die Mündung des Afters, konnten aber von dem Kranken nicht herausgedrängt werden, sondern die Mutter musste sie auf mechanische Weise mühsam herausholen. Wenn man diesen Menschen im Bette aufrichten wollte, so war es gerade, als ob man einen nicht erstarrten Leichnam handhabte.

Die Heilwirkung geschah vollkommen durch Kupfer. Geschwind ist es eben nicht gegangen; ich bin aber schon zufrieden, wenn ich bei einer so schweren Krankheit auf den Gebrauch des Heilmittels sinnlich erkennbare, regelmässig, wenn gleich langsam fortschreitende Besserung sehe, denn was regelmässig und langsam bessert, das muss zuletzt ganz gut werden. Jedoch sind drei Monate hinreichend gewesen, den Kranken vollkommen herzustellen und ihm eine gute Gesundheit und blühende Farbe zu verschaffen. Die ganz gefühllosen und ödematösen Füsse waren am schwierigsten zu heilen, auf diese kommt wol allein der dritte Theil der angegebenen Heilzeit. Ein lästiger Umstand ergab sich auch noch während der Heilung, die Lähmung der Harnröhre heilte sich nämlich viel früher als die der Blase. Begreiflich wurde jetzt die Entleerung der Blase durch einen blossen Druck auf den Bauch unmöglich, musste also durch den Catheter geschehen. Jedoch, da der mildthätige Edelmann, auf dessen Grunde die arme Frau hausete, dem nächstwohnenden Wundarzte auftrug, täglich die Entleerung zu machen, so war auch diesem Hindernisse der Heilung abgeholfen.

Urlähmungen, oder solche, von denen ich zum wenigsten nicht erkennen konnte, dass sie consensuell von dem Fehler irgend eines anderen Organs abhingen, wurden, wie ich erfahren zu haben meine, besser durch äusserliche, als durch innerliche Mittel gehoben. Die Mittel, von denen ich vermuthe, dass sie mir in manchen Fällen gute Dienste geleistet, sind: die Elektrizität, Quecksilber-, Brechweinstein-, Kupfer-

Jodinsalbe, brenzeliche Holzsäure und destillirte aromatische Oele.

Die meisten Aerzte werden wol der Elektrizität den Vorrang zugestehen, aber auch die Hindernisse kennen, die eine allgemeine Anwendung derselben unmöglich machen. Hätten wir Elektrisirmeister, welche die Kranken für Geld elektrisirten, wie wir Schröpf- und Klystirmeister haben, so würden wir uns ohne Zweifel jener Hülfe öfterer bedienen. Weil wir die aber nicht haben, und die Wohnungen der gelähmten Menschen in vielen Fällen so beschaffen sind, dass die Elektrisirmaschine nicht einmahl vor Staub und Feuchtigkeit, oder vor dem Zerbrechen kann geborgen werden, so fühlen wir praktischen Aerzte wenig Neigung zu den elektrischen Heilversuchen. Uebrigens muss man das auch nur halb glauben, was früher in dieser Hinsicht von der Elektrizität gerühmt ist. Wenn ich sie gleich für sehr wirksam halte, so habe ich doch gesehen, dass sie nicht immer hilft, und auch wol da, wo sie nach menschlicher Ansicht ganz und gründlich helfen müsste, nur halb hilft. Folgenden Fall einer elektrischen Halbheilung werde ich dem Leser deshalb erzählen, weil die Lähmung Folge einer, scheinbar durch übergrosse Freude verursachten Apoplexie war und weil ein solcher Fall selten ist; denn in dieser unglücklichen Welt werden die Leute häufig von Schrecken, Verdruss, Sorgen, Kümmerniss und anderen widrigen Gemüthsbewegungen, aber so selten von Freude krank, dass man dreissig Jahre Arzt sein kann, ohne ein einziges Mahl so etwas zu erleben.

Eine wohlhabende, fünfzigjährige Frau lebte in grosser Kümmerniss ihres Sohnes wegen, der sollte dem Kaiser Napoleon als Soldat dienen, welches damahls dem Sterben oder Verkrüppeltwerden gleichbedeutend war; denn da Napoleon wol schwerlich je aufgehört haben würde Krieg zu führen, so war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die Aeltern ihre zum Militärdienste bezeichneten Kinder je wiedersehen würden, als aufs Beste siech, oder verkrüppelt. Der Sohn dieser Frau zog nun bei der Losung glücklicherweise eine so hohe Nummer, dass man ihn mit der grössten Wahrscheinlichkeit als frei für immer ansehen konnte. Diese Nachricht, der beängstigten

Mutter mitgetheilt, wirkte so feindlich auf ihr Gehirn, dass sie augenblicklich apoplektisch und halbseitig gelähmt wurde. Mit der geheilten Apoplexie wich gleichzeitig die Lähmung der Zunge, des Gesichts und des Rumpfes, denn ihr schiefes Gesicht war wieder gerade, sie konnte wieder gut plaudern und aufrecht im Armstuhle sitzen; aber die Lähmung ihres Armes und Fusses verging nicht mit der Apoplexie. Ich musste sie also als Urleiden der Glieder ansehen und es handelte sich jetzt darum, dieses Urleiden zu heben. Nach fruchtloser Anwendung etlicher Salben, übernahm, auf meine Bitte, ihr nächster Nachbar die Mühe, sie zu elektrisiren. Die Elektrisirmaschine war gut (nicht eine alberne Puppenmaschine), es wurden der Kranken aus den gelähmten Gliedern Funken gezogen, bald den Nervenstämmen entlang, bald willkürlich auf der ganzen Fläche der Glieder, bald wurden die mit Flanell bekleideten Glieder mit einer Metallkugel gerieben. Nachdem nun alle Abend diese Operation mehre Wochen ohne Unterbrechung fortgesetzt war, blieb der Arm gerade so lahm, wie er von Anfang an gewesen; der Fuss war nach und nach halbbrauchbar geworden, die Kranke konnte ohne Unterstützung im Hause herumgehen, hob aber bei jedem Schritte den kranken Fuss so hoch auf, dass es aussah, als wolle sie soldatisch marschiren. (Bekanntlich findet man bei halbgelähmten Füssen diese Gangart nicht selten.) Wollte sie zu der etwas entfernten Kirche gehen, liess sie sich aus Vorsicht von der Magd führen. Da nun die fortgesetzte Anwendung der Elektricität das Uebel auf dem nämlichen Punkte liess, der elektrisirende Nachbar des Elektrisirens überdrüssig wurde, die Kranke, selbst der Sache satt, mit der Halbheilung zufrieden war, ich auch keine Hoffnung mehr hatte, auf diesem Wege eine vollkommne Heilung zu bewirken; so glaubte ich, es sei das Klügste, von weiteren Heilversuchen abzustehen. Die Frau hat, ohne je wieder einen Anfall vom Schlage zu bekommen, ihr Leben bis zu einem ziemlich hohen Alter gebracht.

Was die anderen Mittel betrifft, welche ich eben angeführt, so ist es für einen ungelehrten, schlicht verständigen Arzt eine bedenkliche Sache, viel Rühmens davon zu machen; denn die Erfahrung, die man sich über die Heilwirkung der-

selben erwerben kann, bleibt jedenfalls, wenn man auch zu einem ordentlichen Alter gelangt, sehr unvollkommen. Ich mache meine jüngeren Leser in sehr guter Absicht auf folgende Punkte aufmerksam.

1) Lähmungen, obgleich sie nicht zu den seltenen Krankheiten gehören, sind doch verhältlich zu vielen anderen Krankheiten selten zu nennen. Wir können ja, besitzen wir das Zutrauen der Menschen in unserem Wirkungskreise, über Wechselfieber, Ruhr, Bauch-, Gehirnfieber und manche andere Krankheiten weit zahlreichere, richtigere und belehrendere Beobachtungen in einem einzigen Jahre machen, als über Lähmungen fast in einem ganzen Menschenleben.

2) Die Artung mancher Lähmung ist so dunkel, so ganz unerkennbar, dass durch die Behandlung solcher Fälle unsere Erfahrung um kein Haar bereichert wird.

3) Viele Lähmungen, weil sie Folgen solcher Apoplexien sind, die man nur als Aeusserung eines allmähligen Absterbens des Organismus ansehen kann, liefern uns über die Heilwirkung der Arzeneien nur negative Ergebnisse. Das Nämliche gilt von consensuellen, aus alten, unheilbaren Bauch-, Gehirn-, oder Herzfehlern entspringenden Lähmungen.

4) Manche Lähmungen verschwinden in kürzerer oder längerer Zeit von selbst. So siehet man die consensuellen, von apoplektischer Gehirnaffektion abhangenden, entweder gleichzeitig mit der Apoplexie, oder gleichzeitig mit dem der Apoplexie folgenden Unwohlsein vergehen. Ja, auch Urlähmung der Glieder kann, wie ich, jedoch seltener, beobachtet, nach und nach von selbst bessern.

5) Endlich kann in seltenen Fällen eine von unheilbaren Herz-, oder Bauchfehlern herrührende Lähmung auch ohne Arzenei von selbst verschwinden. So sah ich schon Lähmung Eines Armes von Herzfehlern plötzlich entstehen und in 24 Stunden von selbst wieder vergehen. In einem anderen Falle geschah dieses mit einer halbseitigen Gesichtslähmung in etlichen Stunden. Eine von Gallensteinen abhangende Lähmung des linken Fusses sah ich in drei Tagen von selbst verschwinden, obgleich das Urübel, von dem sie entstand, die Frau ein Jahr darauf durch Bauchschwindsucht tödtete.

Wenn man nun alles, was ich hier gesagt, nur in Bausch und Bogen gegen einander abwägt, so muss einem wahrlich schon der Muth sinken, eins, oder mehre Mittel als wirksam anzupreisen, oder dem einen vor dem anderen den Vorrang zu geben. Wer kann es wissen, ob bei, oder durch den Gebrauch solcher Mittel die Lähmung geheilt ist? Wie leicht kann man sich selbst täuschen, wie leicht mit dem besten Willen als Schriftsteller die Leser täuschen! Siehet man sich nun aber vollends in den Schriften alter Aerzte um, erwägt, mit welchen Mitteln diese Lähmungen geheilt zu haben versichern, wie ihre Mittel von unseren jetzigen abweichen, so wird man ganz und gar wirre; und doch sind diese Leute praktische Aerzte gewesen so wol als wir, ja manche derselben erfahrener und gelehrter als ein grosser Theil derer, die heut zu Tage selbstgenügsam die Schriften jener Meister beschnuppern. Sollte man nicht auf den Gedanken kommen, Lähmung müsse ein kinderleichtes, mit dem ersten dem besten, einem in den Wurf kommenden Mittel zu heilendes Uebel sein; oder, entweder wir, oder die Alten müssten uns grossen Täuschungen hingegeben haben?

Man stösst wirklich bei älteren Schriftstellern auf so gar wunderliche Mittel, dass man mehr als ernsthaft, dass man selbst griessgrämisch sein möchte, wenn einem die seltsamen Anschläge unserer alten Kollegen nicht zuweilen ein Lächeln entlocken sollten. So lässt z. B. *Petrus Forestus (observ.* 82 *lib.* 10 *de cereb. morb.)* eine Katze mästen, sie schlachten, ausweiden, abziehen, stopft den Bauch derselben mit Lorbeerblättern, Salbei, Raute und anderen Kräutern aus, spickt sie, besteckt sie mit Gewürznelken und lässt sie am Spiesse bei gelindem Feuer braten: das herabträufelnde Fett ist dann das berühmte Katzenöl, welches bei Lähmungen so herrliche Dienste leisten soll. Abgesehen von dem Mancherlei gewürzhafter Kräuter, mit denen die Katze gebraten ist, gibt aber der Verfasser den Gelähmten noch so viel andere gute Dinge, dass man am Ende ganz zweifelhaft wird, ob das Fett der unglücklichen Katze wol etwas zur Heilung beigetragen.

Der nämliche Arzt *(Schol. observ.* 85 *lib.* 10*)* kocht junge fuchsige Hunde so lange, bis ihnen das Fleisch von den Knochen

fällt, sammelt dann das Fett und schmieret damit die gelähmten Glieder, das soll auch gut sein.

*Julius Caesar Claudini*, Professor in Bologna, (*Consult.* 135) räth, die gelähmten Glieder mit dem Fett eines alten Gänserichs zu salben. Man muss aber den Bauch des Gänserichs mit *Bdellium*, *Galbanum*, *Oppoponax*, *Ammoniacum* und Fuchsfleisch ausfüllen, und dann das apothekerisch ausgestopfte Thier am Spiesse braten.

Nach meiner Ansicht urtheilt am verständigsten über eine solche Heilung *Franz Valeriola*, Professor in Turin (*Observ.* 4 *lib.* 4). Nachdem er einem siebzigjährigen, durch Apoplexie halbseitig gelähmten Manne eine unzählige Menge Arzeneien in den Magen geschickt, von denen mir das Gehirn eines gebratenen Hasen noch am besten gefällt; nachdem er ihn mit einer sehr zusammengesetzten Salbe geschmieret, in der Gänse-, Katzen- und Schlangenfett ihre Rolle spielen, so geneset der Kranke; *quod ego* (schliesst der Verfasser) *pro miraculo habeo, cum sit aegritudo ipsa suapte natura ferme incurabilis et fuerit aeger septuagenarius. Quod ergo in tanta aetate convaluerit a tanto morbo aeger hic, id Dei immensae potentiae adscribendum, qui sit benedictus in secula.* Mir scheint, werthe Leser! von manchen unseren heutigen, erstaunlich glücklichen Heilungen (nicht ausgeschlossen meine eigenen) wird man auch wol mit *Valeriola* sagen können: *id Dei immensae potentiae adscribendum, qui sit benedictus in secula.*

*Angina* und Scharlachfieber. In der ersten Krankheit kann man das Kupfer zuweilen mit grossem Nutzen geben, und es ist mir wahrscheinlich, dass manche gefährliche und tödtliche Halsentzündungen, die ich zwar nicht selbst erlebt, aber beschrieben gefunden, im Halse vorwaltende Kupferaffektion des Gesammtorganismus gewesen. Auch das Scharlachfieber ist weder immer Salpeter-, oder Eisen-, sondern auch zuweilen Kupferaffektion. Im Jahre 1832 traf ich einige Fälle der Art an; was ich von der Erkenntniss der Kupferaffektion überhaupt gesagt, fand ich auch bei diesen einzelnen Fällen bestätiget. Ich stiess hier unter andern auf Einen, der, hätte ich noch gezweifelt, mir es handgreiflich würde gemacht haben, dass nicht das beste männliche Alter, nicht ein kräftiger

Körperbau, nicht eine bis dahin ungetrübte Gesundheit und mässige Lebensart bei eintretender akuter Krankheit auf die Natur dieser Krankheit schliessen lässt. Der Mann, dessen Krankheit ich erzählen will, war in dem besten Alter, kräftig gebaut, stark von Knochen und Muskeln, unverletzt in allen Organen, blühend von Farbe, und hatte bis dahin einer ungestörten Gesundheit genossen. Hätte man nun nicht denken sollen, das Scharlachfieber, von dem er ergriffen wurde, müsse salpeterischer Artung sein? — und doch war es nicht so. Am ersten Fiebertage wurde ich zu ihm gerufen; sein Puls war kräftig, voll und schnell, die Halsentzündung mässig, er hatte die erste Mahnung derselben schon am vorigen Tage bemerkt. Der Kopf war schmerzhaft, das Gesicht roth, die Augen glänzend, der Harn etwas dunkler, als im normalen Zustande, klar und sauer. Ich gab ihm einen Trank von *Natrum nitricum*.

Am zweiten Tage erschien schon eine schwache Röthe an verschiedenen Stellen des Körpers und alle Zufälle waren eher vermehrt, als vermindert. Ich liess den Salpeter fortgebrauchen, merkte aber aus der Zunahme der Krankheit, dass etwas Unheimliches im Spiele sein müsse.

Am dritten Tage waren die Zufälle noch um etwas gesteigert, die Röthe hatte sichtbar zugenommen, auch waren die Augen jetzt geröthet, der Harn etwas dunkler als am vorigen Tage, aber noch stark sauer und beim Erkalten sich trübend. Nun wurde es mir, sonderlich da ich den Kranken abends sah, ganz deutlich, dass das Scharlachfieber entweder Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus sein müsse; weil es offenbar, trotz den darauf deutenden Symptomen, nicht Salpeteraffektion war. Ob es aber Eisen-, oder ob es Kupferaffektion sei, das war aus den Zufällen unmöglich zu erkennen. Nun lagen zwei Wege, zur Erkenntniss zu gelangen, vor mir: ich konnte durch eine der beiden Universalarzeneien, als Probemittel gebraucht, die Natur der Krankheit ergründen. oder ich konnte unthätig abwarten, ob sich vielleicht noch Zufälle offenbaren möchten, die mir die Erkenntniss erleichtern würden. Ich wählte den letzten Weg, und zwar deshalb, weil der vierte Tag vor der Thür war, der in dieser Krankheit zwar kein entscheidender, aber doch nicht selten ein wichtiger

Tag ist. Dass in diesem kurzen Zaudern ein Wagniss für den Kranken stecke, fürchtete ich bei dessen kräftigem Körper gar nicht.

Am folgenden Morgen wurde mir nun wirklich die Erkenntniss; allein sie war jetzt leider so deutlich, dass ich, in Betracht der verrätherischen und zuweilen schnell tödtlichen Art der Krankheit, um das Leben des Familienvaters besorgt sein musste. Seine Muskelkräfte waren in der Nacht so gesunken, dass er sich nur mit grosser Mühe im Bette aufrichten konnte, sein Kopf auf jene eigene Art angegriffen, die gewöhnlich dem Irrereden vorhergehet, oder vielmehr schon der erste Grad desselben ist. Sein Gedächtniss war nämlich so schwach geworden, dass er die Wörter, die er sagen wollte, nicht finden konnte, dass er mitunter andere aussprach als er aussprechen wollte, sich aber doch dieses Missgriffes bewusst war. Der Puls, schneller als am vorigen Tage, hatte ganz seine Vollheit verloren. Der Ausschlag war noch wie am vorigen Tage, hatte sich in der Nacht nicht vermehrt, war aber auch nicht blasser geworden, welches Letzte ich für ein erfreuliches Zeichen unter den verdächtigen hielt. Der Harn war wie früher, etwas dunkel, sich trübend beim Erkalten und stark sauer.

Hier sprachen nun die Zufälle zusammengenommen, als: der eigene Zustand des Kopfes, die Muskelschwäche, der saure Harn, die schon früher erworbene Ueberzeugung des Nichtvorhandenseins einer Salpeteraffektion, weit, weitmehr für Kupfer- als für Eisenkrankheit. Ich zauderte also auch nicht mehr, sondern verschrieb gleich folgenden Trank. *℞ Gummi Tragacanthae* ℈i *Solve in aquae* ℥vii *adde aquae cinnamomi s. v.* ℥i *Tincturae cupri acetici* ʒii *M.* Von diesem Tranke musste der Kranke stündlich, Tag und Nacht durch, einen Löffel voll nehmen. Mündlich schärfte ich noch der besorgten Gattinn ein, sich durch einen anscheinend ruhigen Schlummer des Kranken nicht zum Aussetzen oder Aufschieben des Arzenei-eingebens verführen zu lassen, sondern stündlich regelmässig einzugeben, auch am Abend noch für eine frische Flasche Arzenei zu sorgen, damit gegen Morgen nicht Mangel daran sei.

Merkwürdig war jetzt die Wirkung des Kupfers; schon

am selben Tage, nach ungefähr zwölfstündigem Gebrauche, brachte es die fortschreitende Krankheit zum Stillstehen, gegen Abend konnte man, nicht einbildisch, sondern deutlich, unwidersprechlich den Zustand des Kopfes verbessert erkennen. Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr fand ich den Kranken von den verdächtigen Zufällen ganz befreiet, er konnte sich wieder ohne Mühe im Bette aufrichten und sein Kopf war wieder ganz gut; kurz, er war so sichtbar auf der Besserung, dass auch der zaghafteste Arzt an keine Gefahr mehr würde gedacht haben. Da es nun albern sein würde, diese Krankengeschichte weiter auszuspinnen, so beschränke ich mich darauf, den wichtigsten Punkt der Wirkung des Kupfers hervorzuheben, nämlich den, dass es der im Zunehmen begriffenen Krankheit Einhalt gethan, gerade wie bei den zwei anderen Arten des Scharlachs das Eisen oder der kubische Salpeter, wovon ich oben zur Genüge gesprochen.

Wichtiger und schlagender ist kein Beweis für die Heilwirkung des Kupfers als gerade dieser. Wenn man zwanzig und dreissig Fälle anführt, in denen das Kupfer, vom ersten Tage an gegeben, die Krankheit zu einer sehr milden, ja zu einer ganz unbedeutenden gemacht, so kann immer ein Zweifler sprechen: wie weisst du Kupferarzt, dass ohne deine Panazee diese Fälle nicht eben so mild würden verlaufen sein? — Nun, das lässt sich höchstens dem, der die Natur der gerade herrschenden Krankheit kennet, wahrscheinlich machen, jedoch auch nicht einmahl diesem streng beweisen.

Wer ist aber, der im Allgemeinen die böse und verrätherische Natur der besprochenen Krankheit kennen gelernt, der bei dem erzählten Falle an der Heilwirkung des Kupfers zweiflen könnte? Es gilt jedoch auch von diesem Mittel, was ich vom Eisen und Salpeter gesagt: die bis auf einen gewissen Punkt gesteigerte Krankheit kann wol dadurch stillständig, aber nicht rückgängig gemacht werden, und der schon zu Tage gekommene Ausschlag muss seinen Verlauf haben, er lässt sich nicht zurücktreiben. Es ist aber doch ein grosser, sehr grosser Unterschied, ob diese Hautentzündung, von Tage zu Tage gesteigert, sich auf die Gehirnhäute und wer weiss

wohin verbreitet, oder ob sie so, wie sie allenfalls am Anfange des vierten Tages ist, stillstehet, und dann allmählig abnimmt.

Ich habe früher und später mehre Fälle behandelt, in denen ich, aus dem dreitägigen nicht heilwirkenden Salpetergebrauch auf Kupferkrankheit schliessend, das Scharlachfieber durch Kupfer stillständig machte; da aber bei diesen Fällen nicht die beunruhigenden Zufälle erschienen als bei dem erzählten, so würde es auch zwecklos sein sie anzuführen *).

---

*) Vom Jahre 1837.

Im Mai dieses Jahres hatte ich eine Kindbetterinn zu behandeln, bei der das am zweiten Tage nach der Niederkunft ausgebrochene Scharlachfieber eine während der Schwangerschaft erworbene chronische Lebererkrankung zur wirklichen Gelbsucht gesteigert hatte. Ich wurde am fünften Tage des Fiebers gerufen. Da das von dem Geburtshelfer gereichte *Natrum nitricum* die Krankheit nicht stillständig gemacht, so konnte sie nicht Salpeter-, sie musste Eisen- oder Kupferscharlach sein. Für Eisen sprachen keine wahrscheinliche Gründe, also verordnete ich einen achtunzigen schleimigen Trank, der anderthalb Drachmen Kupfertinktur enthielt, und liess von diesem, Tag und Nacht durch, stündlich einen Löffel nehmen. Es war Mittag, da die Kranke das Einnehmen begann. Die folgende Nacht war, nach Aussage der Hausleute, sehr unruhig, in Irrereden und grosser Hitze durchbracht, gegen Morgen aber Stillstand erfolgt. Als ich die Kranke um 10 Uhr besuchte, fand ich die Hautentzündung, die am vorigen Tage auf den Händen, am Halse und im Gesichte schon zu einer bedeutenden Intensität gesteigert war, so auffallend verblasst, dass ich auf den ersten Blick fast bedenklich wurde. Da jedoch der gestern dämische, irre Blick der Augen jetzt ganz natürlich, der Puls unverdächtig war, und das eigene Gefühl der Frau ein Stillstehen der Krankheit unwidersprechlich bekundete, so verschwand bei mir alle Bedenklichkeit. Ich liess den Kupfertrank unausgesetzt noch vier Tage fortgebrauchen, dann aber den Gebrauch einstellen, weil ich nun sicher war, dass mir das verrätherische Fieber keine Possen mehr spielen konnte, und weil es auch Zeit war, die kranke Leber gesund zu machen. Letzten Zweck erreichte ich durch das blosse Krähenaugenwasser, nämlich durch einen achtunzigen schleimigen Trank, der einen Skrupel dieses Wassers enthielt, von dem die Kranke stündlich einen Löffel nahm und ihn regelmässig täglich verzehrte. Bevor noch die Natur den Häutungsprozess des Scharlachfiebers beendiget hatte, welcher Prozess, weil man mich erst am fünften Tage zum Helfen aufgefordert, sichtbar genug wurde, war nicht bloss der freie Erguss der Galle in den Darmkanal wieder hergestellt, sondern die in der Haut abgelagerte Galle schon durch die Nieren weggeschafft. — Das Kindbett, die Gelbsucht und das Scharlachfieber sind drei Dinge, die im Grunde schlecht zu einander passen; hätte die Frau bei der Niederkunft

Eins bemerke ich noch zum Schlusse: wenn beim Kupferscharlachfieber Durchfall vorhanden ist, so thut man am besten, die Kupfertinktur in Oelemulsion zu reichen.

Wahrscheinlich ist es mir, dass manche gefährliche Scharlachfieberepidemien Kupferaffektionen gewesen. Sollte ich je sehen, dass die Mehrzahl der vorkommenden Fälle bei einer Epidemie also geartet wären, so würde ich nicht, wie ich jetzt bei den einzelnen Kupferfällen gethan, erst Salpeter reichen und aus dessen Nichtheilwirken die Artung der Krankheit erkennen, sondern ich würde, bei der Unmöglichkeit die Artung durch Zeichen zu erkennen, gleich Kupfer reichen.

Die Leser könnten mir nun folgendes Bedenken vorlegen. Gesetzt bei einer Epidemie wären die Mehrzahl der Fälle Kupferkrankheit, so könnte doch Salpeterkrankheit als Ausnahme von der Regel vorkommen; würde denn da nicht das Kupfer die misskannte Salpeterkrankheit steigern, oder wol gar zur tödtlichen machen? — Meine Meinung ist darüber folgende.

Das Salpeterscharlachfieber wird durch Kupfer freilich nicht stillständig gemacht werden, aber daraus würde ich innerhalb drei Tage, ja auch noch wol viel früher den Missgriff erkennen und zum kubischen Salpeter greifen. Gesetzt, das Fieber sei in zwei oder drei Tagen durch das Kupfer auch stärker geworden, als es ohne Kupfer, sich selbst überlassen, würde geworden sein, so ist der kubische Salpeter doch ein solch mächtiges Mittel, dass man die Verschlimmerung weit eher durch denselben würde aufheben können, als Jemand, der bloss dessen chemischen Namen und Zusammensetzung, aber nicht dessen Wirkung kennet, es glauben möchte. Ueberdies, wenn man wirkliche handgreifliche Verschlimmerung des Krankheitszustandes bei dem Gebrauche des Kupfers sähe, würde man doch wol nicht so albern sein, es fortgebrauchen zu lassen. Ja, in einer Epidemie, wo die Mehrzahl der Fälle Kupferkrankheiten wären, müsste der Arzt die Art der Heilwirkung

---

gelitten, so möchte vielleicht der Erfolg meiner Heilart nicht so günstig gewesen sein; sie hatte aber ohne Mühe sehr winzige Zwillinge geboren, und befand sich in dem besten Lebensalter.

des Kupfers so genau kennen lernen, dass er bei den einzelnen vorkommenden Salpeterfällen gleich den Unterschied der Arzeneiwirkung sehen würde. Nur ein Kryptogaleniker, der in dem Kupfer ein Gegengift des Scharlachs entdeckt zu haben wähnte, nur der könnte hartnäckig den Gebrauch des nicht heilenden, sondern verschlimmernden Mittels fortsetzen, nicht aber der, welcher das, was ich über die Universalmittel gesagt, so unvollkommen es auch sein mag, gelesen und darüber nachgedacht hat.

Croup. Ich habe schon oben gesagt, dass ich diese Krankheit wenig gesehen. In dem einzigen Falle, wo mir, wie ich erzählt, von der Mutter eine wirkliche, durch Husten ausgeworfene Membran gezeigt wurde, hatte ich Kupfer gegeben. Die beste Heilzeit war, da ich hinkam, wol schon verlaufen, denn das achtjährige Mädchen war schon seit drei Tagen bettlägerig. Wollte ich den Fall bloss deshalb erzählen, um dem Leser weitschichtig zu sagen, bei dem Gebrauche des Kupfers sei ein Kind am Croup gestorben, so würde das etwas kleinlich und albern sein. Ich glaube aber, dass gerade dieser tödtliche Fall einiges Licht auf die noch dunkle Natur der besprochenen Krankheit wirft, darum darf ich ihn nicht verschweigen.

Am 9. October 1832 wurde ich zu dem achtjährigen Mädchen wohlhabender Landleute, angeblich wegen einer Halsentzündung gerufen. Da ich den Hals des Kindes im Bette nicht untersuchen konnte, liess ich es ans Fenster tragen, und fand beide Mandeln geschwollen und entzündet. Die Zunge war wenig belegt, sie hatte nur einen weisslichen Anflug. Das Fieber mässig, zum wenigsten nicht so stark, als man es bei einer *Angina tonsillari*, wenn sie Kinder und überhaupt reizbare Körper ergreift, zu finden pflegt. Nachdem das Kind wieder ins Bett gebracht war, fing ich an, die Mutter zu befragen, was sie weiter Unheimliches bei diesem bösen Halse bemerkt habe. Dass das Kind über Schmerz klage und mit Mühe schlucke, hatte ich schon gehört; das waren aber gemeine Zufälle der Mandelentzündung, und es fiel mir auf, dass ein Landmann, einer einfachen, leichten Halsentzündung wegen, meinen Besuch verlangt hatte; solche Dinge, und wol

weit schwierigere, werden hier zu Lande, nach Bericht, mit einem Rezepte abgethan.

Die Mutter gab mir auf meine Frage eine undeutliche Antwort; sie sagte, das Kind sei so gut, als ich es den Augenblick sehe, nicht immer, sondern von Zeit zu Zeit sehr krank, und so benaauwd, dass sie mehr als einmahl gefürchtet habe, es werde verscheiden. Das niederländische Wort benaauwd, ist aber in der hiesigen platten Sprache (ein Halbschlag der niederländischen) vielsinnig; denn wenn ein Mensch Athemsnoth hat, ist er benaauwd; hat er grosse Hitze, ist er ebenfalls benaauwd; ich war also durch diese Aeusserung der Mutter um kein Haar klüger geworden. Indem ich mir nun Mühe gab, den Begriff, den sie mit dem doppelsinnigen Ausdrucke verband, zu erforschen, hustete das Kind, und ich hörte leider den unverkennbaren Ton des Crouphustens. Nun war mir die dunkle Rede der Bäuerin deutlich, und ihre weitere Auslegung setzte es ganz ausser allen Zweifel, dass das Kind heftige, an Erstickung grenzende Anfälle von Athemsnoth habe, also wol an dem wahrhaften Croup leide.

In Erwägung, dass es schon seit drei Tagen bettlägerig krank war, hatte ich wenig Hoffnung es zu erhalten, aber belehren konnte mich der Fall doch, ob die mit dem Croup verbundene Gefahr von einer Entzündung abhange, oder nicht. Hier war *Angina tonsillaris* und Croup zusammen. Die Entzündung der Luftröhre und ihres Kopfes kann freilich niemand sehen, aber die Entzündung der Mandeln, die kann man doch deutlich sehen, so lange die Kinnlade nicht durch Krampf oder Geschwulst geschlossen ist. Wenn ich also nicht die allergrösste Unwahrscheinlichkeit als wahr annehmen wollte, dass nämlich die Entzündung zweier sich ganz nahe liegenden, sich fast berührenden Organe verschieden geartet sei, so musste ich die Einwirkung, die das Kupfer auf die Entzündung der Luftröhre haben würde, an den Mandeln mit meinen leiblichen Augen sehen können. Die Entzündung der Mandeln schien mir, nach dem Ansehen zu urtheilen, nicht salpeterischer Art zu sein; das Fieber war theils nicht stark, theils war auch die Zunge nicht so weiss belegt, wie sie es gewöhnlich bei echten, durch Salpeter heilbaren Halsentzündungen zu sein

pflegt. Wenn ich also Kupfer gab, so that ich es nicht bloss deshalb, weil dieses in neuer Zeit gegen den Croup empfohlen ist, sondern auch weil die Entzündung, die ich mit meinen Augen sah, mir weit wahrscheinlicher durch Kupfer als durch Salpeter heilbar schien.

Ich verschrieb die Kupfertinktur, in einer Auflösung von Traganth, etwas reichlicher, als sonst meine Weise ist, mit der Verwarnung, im Falle dem Kinde übel werde, oder es Erbrechen bekomme, gleich weniger zu geben; denn wenn man durch Kupfer heilen will, ist es zweckwidrig, den Körper feindlich damit anzugreifen.

Am folgenden Tage, den 10. October, bekam ich die Nachricht, dass das Kind die Arzenei ohne übel zu werden gut vertrage, nicht schlimmer sei, aber auch nicht besser.

Den 3ten Tag, den 11. October, sah ich es selbst. Nach der Meinung der Mutter war es etwas besser, es klagte nicht mehr über Halsschmerzen und konnte wieder freier schlucken. Die Anfälle von Beängstigung sollten etwas geringer sein und sich etwas seltener einstellen. Ich liess es ans Fenster tragen, schaute ihm in den Hals, und fand, was ich vermuthete, nämlich die Entzündung sehr abgenommen, und die abgenommene durch umschriebene Grenzen sichtbar bezeichnet, die Mandeln zwar noch nicht ganz beigefallen, aber doch nicht sehr gespannt, sondern erschlafft, kurz alles so, wie man es bei der Besserung solcher Entzündungen zu sehen gewohnt ist. Das Fieber war noch nicht ganz verschwunden, aber offenbar minder als bei meinem ersten Besuche, und die Tageszeit konnte hier den Unterschied nicht machen, denn beide Mahle sah ich das Kind zur nämlichen Stunde, ungefähr um 10 Uhr Vormittags.

Die Mutter zeigte mir nun die durch Husten ausgeworfene Membran, die ich früher beschrieben; und wenn die Tödtlichkeit dieser verrufenen Krankheit von einer als Entzündung in der Luftröhre vorwaltenden Affektion des Gesammtorganismus abhinge, so hätte ich doch wahrhaftig, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare schliessend, die gegründetste Ursache gehabt, einen glücklichen Ausgang zu vermuthen. Da ich aber schon längst der Meinung gewesen, dass wir Aerzte

die Natur dieser Krankheit noch gar nicht kennen, und dass die Gefährlichkeit und Tödtlichkeit vielleicht gar nicht einmahl von einer solchen Entzündung abhange, so hütete ich mich, der Mutter grosse Hoffnung zu machen, sondern sagte ihr auch noch jetzt, was ich ihr bei meinem ersten Besuche gesagt, dass nämlich das Uebel, sehr verrätherisch, bei einer scheinbaren Besserung unvermuthet tödten könne. Am folgenden Tage ist das Kind in einem Anfalle von Beängstigung verschieden.

Seitdem habe ich den Gedanken an eine, als Entzündung in der Luftröhre vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus fahren lassen; zum wenigsten kann eine Uraffektion des Gesammtorganismus nicht die Hauptsache sein, auf welche wir bei unseren Heilversuchen zu sehen haben, sondern ein Urleiden der Luftröhre muss die Hauptsache sein. Dieses Urleiden der Luftröhre kann, wie jedes Urorganleiden, bloss ein rein consensuelles Fieber bewirken, bei dem der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet, oder das consensuelle Fieber kann zum Urfieber werden, und dann eine Salpeter-, Kupfer-, oder Eisenaffektion sein. Bei einer solchen krankhaften Umstimmung des Gesammtorganismus können wir durch eins der drei Universalmittel den Zustand des Gesammtorganismus zum normalen zurückführen, und werden in manchen Fällen gleichzeitig das Luftröhrenleiden heben; in anderen Fällen werden wir dieses aber nicht heben, sondern es wird die Kinder tödten. Warum das so ist, weiss ich nicht zu erklären; keiner aber, der den Organismus in verschiedenen Krankheiten mit Aufmerksamkeit und ohne Vorurtheil beobachtet hat, wird in Abrede stellen, dass jedes Urorganleiden durch eine hinzukommende Uraffektion des Gesammtorganismus (durch ein Urfieber) könne gehoben werden, vorausgesetzt, dass wir Meister dieses Fiebers sind; denn sind wir es nicht, so könnte das Urwerden des consensuellen Fiebers weit eher zum Verderben als zum Heile des Kranken gereichen. Aber gerade der, der dieses beobachtet hat, dem wird so wenig als mir entgangen sein, dass solche Heilungen der Urorganleiden sehr unsicher sind, bald glücken, bald nicht glücken. Man mag also gegen den Croup den Salpeter empfehlen, oder das dem Salpeter verwandte Quecksilber, oder Kupfer, oder Eisen

(mit letztem habe ich selbst einmahl ein Kind geheilt) *), so glaube ich zwar die Wahrheit solcher Beobachtungen, aber nicht die vermeintliche Wahrheit der aus denselben hergeleiteten praktischen Folgerungen; sie sind, so viel ich den Organismus durch Beobachtung kennen gelernt, zu einseitig, als dass sie sich auf die Dauer bewähren könnten.

Nur wenn wir ein Eigenheilmittel auf die Luftröhre kenneten, würden wir wirklich Meister des Croups sein. Aber auch alsdann würden wir noch schlechte Meister sein, wenn wir nicht an das mögliche Urwerden des consensuellen Fiebers denken, und da, wo nur der geringste Verdacht einer solchen Umstimmung des Gesammtorganismus vorhanden wäre, das geeignete Universalmittel vernachlässigen wollten.

Es würde wahrhaft thöricht sein, wenn ich zweier, früher erzählten Croupfälle wegen, bei denen die äusserlich gebrauchte Digitalis überraschende Wirkung gezeigt, dieses mächtige Mittel äusserlich als unfehlbar im Croup anrathen wollte. Nein, nein, werthe Leser! was ich wirklich als gut anrathe, dessen Heilwirkung muss ich gar oft gesehen haben. Ich denke aber, es ist ein grosser Unterschied zwischen der Mittheilung eines langjährig erprobten Heilmittels und zwischen der vertraulichen Besprechung über ein noch zu entdeckendes. Letzte rechtfertigen die zwei früher erzählten Fälle vollkommen, und das um so viel mehr, da ich, wenn ich auch zu einem Alter von 70 Jahren gelangte, und sähe die besprochene Krankheit nicht häufiger, als ich sie bis jetzt gesehen, auch wol im siebzigsten wol wenig Genügendes über die Digitalis würde sagen können. Hört also jetzt einmahl geduldig meine Gedanken. Die Wirkung der äusserlich gebrauchten Digitalis kennet man noch zu wenig, als dass man für oder wider darüber absprechen könnte. Ich kann nicht sagen, ob sie direkt auf die feinen Blutgefässe, die doch sichtbar bei allen Entzündungen betheiliget sind, oder ob sie direkt auf die Nerven und durch selbige indirekt auf

*) In einem, jetzt niederländischen Grenzorte. Eins seiner Geschwister war ganz kurz vorher an der nämlichen Krankheit gestorben. Da der dortige Arzt ein universitätisch abgerichteter und doktorirter Mann war, war das gestorbene ohne Zweifel nach der Schulregel behandelt.

die Gefässe wirkt. Durch Vergleichung mehrartiger Fälle ist mir letztes aber wahrscheinlich geworden. Ich habe nämlich die Digitalissalbe (*Unguent. cerae* ℥i *Extr. digitalis* ʒii) beim Rheumatismus auf sehr schmerzhaft ergriffene Glieder gelegt, und von ihr eine so schnelle und überraschende Wirkung gesehen, dass ich nicht weiss, ob ich, oder der Kranke selbst, mehr über das fast zauberische Verschwinden des Schmerzes erstaunte. Auch habe ich einst bei einer Affektion des Hüftnerven, von dessen Entzündung ich mich auf keine Weise überzeugen konnte, von dem äusserlichen Gebrauche der Digitalis eine, zwar nicht heilende, aber doch wunderbar beschwichtigende Wirkung gesehen. Der Schmerz war so heftig, dass er wie elektrische Schläge durch den Nerven schoss und man jedesmahl den Fuss konnte zucken sehen. Ich belegte den ganzen Fuss mit Digitalissalbe, und in weniger als einer Viertelstunde war die Wuth des Schmerzes gestillet, die Zuckungen und elektrischen Schläge verschwunden. Heilen konnte ich mit der Digitalis dieses Hüftweh nicht, das wusste ich recht gut, denn es war consensueller Art; aber was ich von ihr erwartete, Beschwichtigung der Wuth des Schmerzes, das leistete sie vollkommen, und schwerlich würde ihr ein anderes Mittel hierin gleich gekommen sein.

Nun sagt mir einmahl, werthe Amtsgenossen! wisst Ihr auch, in wiefern eine krankhafte Affektion der Nerven der *Trachea* bei der Tödtlichkeit des Croups in Anschlag zu bringen ist? — Ich weiss es nicht. Dass die ausgeworfene Membran, in dem einzigen Falle, wo ich sie untersucht, mit der von plastischer Lymphe gebildeten keine Aehnlichkeit hatte, habe ich gesehen; dass Kinder vom wahren Croup genesen sind, ohne ein Stück Membran auszuwerfen, habe ich ebenfalls gesehen; dass man bei manchen, die daran gestorben, keine Membran bei der Leichenöffnung gefunden, habe ich gelesen; mithin muss die Membran wol nur Nebensache sein. Dass ferner der eigene Ton des Hustens auch nur Nebensache sei, habe ich schon vor gar langer Zeit gewusst, bin auch weder der erste, noch einzige, der dieses behauptet. Die durch Druck vermehrbare Schmerzhaftigkeit der *Trachea* ist auch etwas Ausserwesentliches, denn man findet diese oft genug bei

solchen Affektionen der *Trachea*, die man nicht Croup, sondern Katarrh nennet, und bei denen nicht die mindeste Gefahr ist. Die Beschwerden beim Athemholen siehet man beim Asthma eben so stark als beim Croup, zuweilen auch, wie bei diesem, kurze, oft wiederkehrende Anfälle, ohne dass man dabei an Gefahr denkt, ja auch bei manchen Arten des Asthma fehlt die Aufregung des Gefässsystemes eben so wenig als beim Croup. Alles wol erwogen, muss also die Gefahr und die schnelle Tödtlichkeit des Croups von Bedingungen abhangen, die wir eben so wenig kennen, als das Wie der Tödtlichkeit, der Cholera, der Ruhr, der Apoplexie, des bösartigen Wechselfiebers und anderer solcher Krankheiten, welche die Menschen entweder urplötzlich, oder in einem Zeitraume von etlichen Tagen wegraffen. Es ist mit weit mehr Wahrscheinlichkeit beim Croup die örtliche Affektion der Nerven, als der Gefässe in Anschlag zu bringen, und wenn ich gleich gern gestehe, dass ich bei dem äusserlichen Gebrauche der Digitalis beabsichtiget habe, die örtliche Entzündung der *Trachea* zu heben, so sehe ich doch recht gut ein, dass dieser Gedanke auch weiter nichts als ein blosser Gedanke ist, dessen Wahrheit auf keine Weise praktisch kann bewiesen werden. Die Digitalis mag eben so gut direkt und vorzugsweise auf die Nerven der *Trachea* wirken, als auf deren Gefässe, und so wahres und schnelles Heilmittel werden. Von den Brechmitteln, denen die Aerzte grosses Lob im Croup beilegen, will ich jetzt nichts sagen, denn solche Heilungen gehören offenbar zu den gegnerischen (antagonistischen), von denen ich noch in einem besonderen Kapitel zu sprechen habe. Vorläufig bemerke ich nur, dass alle gegnerische Heilversuche unsicher sind; sie haben sich beim Croup auch unsicher gezeigt, denn wenn manche Kinder durch Brechmittel geheilt sind, so sind andere trotz dem Speien gestorben. Sollte aber der eine oder der andere meiner Leser erfahrungswidrig die Sicherheit der gegnerischen Brechkur behaupten wollen, dem rathe ich, nur Versuche mit dieser Kur bei der gemeinsten Krankheit, bei der *Angina tonsillari*, zu machen. Er wähle sich möglichst gleiche Fälle, so wird er dennoch bald gewahr werden, dass etliche sich durch Brechmittel, zuweilen durch ein einziges

schnell heilen lassen, andere aber nicht. Nun, wird es denn anders bei dem gefährlichen Croup, als bei der gefahrlosen *Angina tonsillari* sein? —

So lange man auf eine Krankheit keine direkte, sichere Heilart kennet, muss man begreiflich die indirekte, gegnerische, unsichere anwenden. Es ist aber unmeisterlich und unsittlich, die unvollkommne als vollkommen auszuschreien. Durch solch dreistes Auftreten wird der Forschgeist mancher bescheidenen Praktiker gefesselt, von denen ich (aufrichtig zu sprechen) weit eher das erwarte, was uns noth ist, als von manchen schriftstellerischen Pochern.

Wir kennen bis jetzt noch keine direkte, sichere Heilart des Croup, also ist es unsere Pflicht, sie zu suchen. Ob wir sie in der äusserlichen Anwendung der Digitalis finden werden, muss die Zeit lehren; jedenfalls ist es mir weit wahrscheinlicher, dass wir sie in dieser, als in jeder anderen Arzeneisubstanz finden. Aber, eine roh empirische Anwendung des Mittels wird uns nicht immer zum Zweck führen. In manchen Fällen ist der Croup ohne Zweifel ein echtes örtliches Uebel, das damit verbundene Fieber ein rein consensuelles, und der Gesammtorganismus befindet sich in dem Indifferenzstande. Wenn wir nun solche Fälle einzig durch den äusserlichen Gebrauch der Digitalis geheilt haben, so folgt nicht, dass wir auch in anderen eben so gut bloss mit dieser Salbe ausreichen werden; denn in diesen anderen Fällen kann ja der Gesammtorganismus eine krankhafte Umstimmung erlitten haben, und so die Krankheit zu einer gemischten geworden sein, bestehend aus einem Urleiden der *Trachea* und aus einem Urleiden des Gesammtorganismus. Ich rathe also jedem, der solche Heilversuche machen will, den Zustand des Gesammtorganismus nebenbei zu berücksichtigen, und da, wo nur die geringste Vermuthung einer krankhaften Umstimmung desselben vorhanden ist, diese durch das geeignete Universalmittel zu heben.

Merkurialspeichelfluss. Wollte ich im Allgemeinen sagen, das Kupfer hebe diesen, so würde ich zum Theil Unwahrheit behaupten. Wenn bei einer Salpeteraffektion, oder bei dem Indifferenzstande des Gesammtorganismus durch den innerlichen Gebrauch des Quecksilbers Speichelfluss entstanden

ist, so hebt man diesen bald durch den innerlichen Gebrauch des Kupfers. Ist aber das Quecksilber bei einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus bis zum Speichelfluss gereicht, so heilt man diesen nicht durch Kupfer; denn das Quecksilber hat den durch Eisen heilbaren krankhaften Zustand gesteigert, und man kann keine Eisenaffektion durch Kupfer heilen. Wie sich aber die Sache verhält, wenn bei einer Kupferaffektion das Quecksilber bis zum Speichelfluss gegeben wird, kann ich nicht sagen, denn ich habe keine Gelegenheit gehabt, darüber Erfahrungen zu machen.

Merkwürdig ist es, dass, wenn bei dem Indifferenzstande des Gesammtorganismus das Quecksilber, durch Einreibung in den Leib gebracht, Speichelfluss macht, die heilende Wirkung des Kupfers sich nicht so augenscheinlich herausstellet als bei dem durch den innerlichen Quecksilbergebrauch verursachten Speichelfluss. Wahrscheinlich wird das in die Haut eingeriebene Quecksilber erst langsam nach und nach eingesogen, so dass, wenn beim beginnenden Speichelflusse das Einreiben auch eingestellet wird, noch eine gute Menge Quecksilber unthätig in der Haut lieget, welche, nach und nach eingesogen, die Quecksilberkrankheit unterhält. Verhält sich die Sache so, dann wird kein Mittel in der Welt sein, welches die durch Schmieren gemachte Quecksilberkrankheit so schnell hebt als die durch Einnehmen verursachte. Ich kenne das Hautorgan viel zu wenig, als dass ich wagen möchte, in dieser Sache zu entscheiden; was ich sage, ist bloss Vermuthung. Ich gestehe gern, dass, nachdem ich bei dem durch den innerlichen Gebrauch des Quecksilbers verursachten Speichelfluss das Kupfer mehrmahls mit sichtbar gutem Erfolge gegeben, ich nicht wenig verblüfft wurde, da ich zuerst bei zweien durch Quecksilbereinreibung erkrankten Eheleuten die gute und schnelle Heilwirkung des Kupfers nicht sah. Später habe ich mehrmahls den Versuch mit eben so ungenügendem Erfolge gemacht; denn weil unter den geringen Leuten die Quecksilbereinreibung gegen die Krätze üblich ist, und sie sich gemeinlich einer solchen selbstbereiteten Schmiere bedienen, die leicht Speichelfluss macht, so hatte ich zu solchen Versuchen nicht selten Gelegenheit.

Husten. Nach meiner Beobachtung ist dieser nur in seltenen Fällen Kupferaffektion des Gesammtorganismus. Andere Aerzte können aber zu anderen Zeiten und in anderen Ländern ganz andere Erfahrungen machen, ja ich kann selbst, sterbe ich nicht bald, noch andere Erfahrungen machen; über solche Dinge lässt sich im voraus nichts bestimmen.

Lungensucht. In der Katarrhalschwindsucht, bei der wirkliche Geschwüre noch nicht gebildet sind, habe ich keine Gelegenheit gehabt, das Kupfer zu versuchen, indem diese entweder Salpeter-, oder öfter Eisenkrankheit zu sein pflegt. Theils halte ich es für Unrecht, aus blosser Neugierde Versuche zu machen, theils weiss ich auch aus allgemeiner Erfahrung, dass Salpeter- und Eisenkrankheiten nicht durch Kupfer geheilt werden.

In Fällen, wo bei der Katarrhalschwindsucht schon wirkliche Geschwüre gebildet waren, ich sie also für unheilbar ansah, habe ich mehrmahls Kupfer versucht, aber von ihm keinen besseren Erfolg gesehen als von anderen Mitteln; die Krankheit ging ihren Gang und das Ende war der Tod.

In der *Phthisi nodosa* ist das Kupfer ein etwas zweideutiges Mittel; ich kann niemand rathen, es anzuwenden. Läugnen mag ich nicht, dass es im Stande ist, verhärtete Drüsen zu zertheilen, man kann sich ja davon bei äusserlichen, fühlbaren Drüsen handgreiflich überzeugen; gewöhnlich sind aber die Knoten in den Lungen alt, ihr Alter und ihre Art ist übel zu bestimmen, man kann auf Zertheilung nicht mehr rechnen, aber wol darauf, dass das Kupfer sie rasch in Eiterung setzen wird. Möglich ist alsdann die Heilung immer noch, denn das Kupfer bewirkt eine gute Eiterung; da aber, wie ich schon früher gesagt, die Form der Eiterbeule ihre Heilbarkeit bestimmt, so bleibt eine solche Kupferkur immer ein gewagtes Unternehmen. Ich rathe dem, der es in solchen Fällen gebrauchen wollte, sich zuerst ganz mit dessen Wirkung, auf eine unschädliche Weise bekannt zu machen. Hat er sich bei äusseren Verhärtungen überzeugt, dass das innerlich und äusserlich angewendete Kupfer das, was es nicht zertheilen kann, leicht in Eiterung setzt, so wird er, denke ich, meine Vorsicht bei der *Phthisi nodosa* nicht tadeln.

Uebrigens ist meine Meinung nicht, dass man das Kupfer gerade ängstlich bei allen denen meiden müsse, welche Knoten in den Lungen haben. Solche Leute können ja, so gut als Lungengesunde, unter der Form von chronischer oder akuter Krankheit, von Kupferaffektion ergriffen werden: wollte man dann, aus Furcht, ihnen die Lungenknoten in Eiterung zu setzen, das Kupfer ängstlich meiden, so würde man sie ja einem gegenwärtigen gewissen Verderben Preis geben, bloss um ein entferntes, mögliches zu vermeiden. Meine Warnung gehet vorzüglich dahin, dass Kupfer nicht leichtsinnig als *Antiphthisicum* zu gebrauchen. Uebrigens begreife ich recht gut, dass die der Vereiterung vorhergehende Entzündung der Lungenknoten, vorausgesetzt, sie sei nicht ein reines Urleiden dieser Knoten (welches sie aber wol häufig sein möchte) eben so gut Vorwaltung einer Kupfer-, als einer Eisen- oder Salpeteraffektion des Gesammtorganismus in diesen Knoten sein kann. Ich rathe jedem, in solchen Fällen, wo, bei der Unmöglichkeit die Artung dieser Entzündung durch Zeichen zu erkennen, die Erkenntniss durch Probemittel muss erlangt werden, das Kupfer nicht zuerst sondern zuletzt zu versuchen.

In der Schwindsucht, die in übrigens gesunden Lungen von einer Eiterbeule entstehet (bekanntlich ist die Erzeugung einer solchen Beule und ihr Alter zuweilen gar nicht nachzuweisen, ja ihr Vorhandensein schwer zu bestimmen), kann man durch Kupfer den Aufbruch der Beule beschleunigen, den Eiter, wenn er garstig ist, verbessern, und so dem Menschen zu seiner Gesundheit verhelfen; aber auch hier bedingt die Form der Beule vorzüglich die Heilung. Jedenfalls wird die Beschleunigung des Aufbruches dem Kranken nicht zum Verderben gereichen, eben so wenig als die Verbesserung des Eiters. Hier lebt noch eine Frau, der ich als 12jährigem Mädchen eine verborgene Eiterbeule der Lunge, deren Entstehung auf keine Weise nachzuweisen war, deren Vorhandensein ich aber aus wahrscheinlichen Gründen vermuthete, durch Kupfer schnell zum Aufbruch gebracht. Anfänglich roch der Eiter ziemlich übel, verbesserte sich aber beim Gebrauche des Kupfers gar bald; der Abszess, weil er keine Nebenhöhlen und Gänge hatte, heilte in kurzer Zeit, und das Mädchen,

welches sich lange in einem quinenden Zustande befunden, gelangte zu einer vollkommnen Gesundheit. Aber, wie ich schon früher gesagt, solche Heilungen muss man nicht bloss dem gegebenen Mittel zuschreiben, sondern auch zum Theile dem Glücke, das heisst, einem ausser unserer Gewalt liegenden, die Möglichkeit der Heilung bedingenden Zusammenstosse von Umständen.

Was ich in neuer Zeit über den Gebrauch des Knpfers in der Lungensucht gelesen, halte ich für wahr, aber, wie manche ältere Beobachtungen, für praktisch nutzlos. Bei den Erzählungen glücklicher Heilung der Lungensucht kommt es darauf an, dem Leser hinsichtlich der Artung der Krankheit deutlich zu werden; diese Deutlichkeit vermisse ich aber gewöhnlich. Ist bei dem Gebrauche des Kupfers eine Eiterbeule geheilt, so läugne ich zwar nicht, dass bei einer geborstenen, hinsichtlich ihrer Form heilbaren ein Zustand des Gesammtorganismus eintreten kann, der die Heilung erschweret, ja selbst unmöglich macht, und dass dieser Zustand durch Kupfer heilbar sein kann. Ich habe dieses selbst mehr als einmahl erfahren, aber es ist mir noch nie eingefallen, das Kupfer deshalb als ein *Antiphthisicum* anzusehen. Befindet sich hingegen bei einer geborstenen, hinsichtlich ihrer Form heilbaren Eiterbeule der Gesammtorganismus in dem Indifferenzstande, so beweiset die beim Gebrauche des Kupfers erfolgte Heilung gar nicht dessen antiphthisischen Werth, denn das nämliche glückliche Ergebniss beobachtete schon bei dem blossen Gebrauche der Austern *Nicolaus Tulpius*. (*Observat. med. Cap.* 8. *Lib.* 2.)

A n f a n g e n d e  L ä h m u n g  d e r  L u n g e. Bei alten Leuten und auch wol bei solchen jüngeren, die so schnell und ungestüm gelebt haben, dass ihrem Leibe schon das Gepräge der Verschlissenheit aufgedrückt ist, stellt sich zuweilen im Verlaufe akuter Fieber ein höchst gefährlicher Zufall, eine plötzlich entstehende, sehr beängstigende Athemsnoth ein. Ich habe dieses einzeln bei solchen Fiebern bemerkt, welche nicht von einem Urleiden der Lunge abhingen, ja bei denen die Lunge nicht einmahl consensuell ergriffen war, z. B. bei Leber- und Gehirnfiebern. Wenn man bei einer herrschenden Krankheit auch in hundert Leibern das Fieber so geartet gefunden,

dass man nur auf das urerkrankte Organ heilend einzuwirken brauchte, weil sich der Gesammtorganismus in dem Indifferenzstande befand, so gibt doch der besagte Zufall uns die grösste Wahrscheinlichkeit, dass der Gesammtorganismus des also ergriffenen Leibes urerkrankt, und dass die Athemsnoth eine in den Lungen vorwaltende Kupferaffektion desselben sei.

Man kann sich leicht bei diesem Zufalle täuschen; bei seinem ersten Erscheinen hält er vielleicht nur eine Viertelstunde an und verschwindet dann wieder von selbst. Früher oder später kehrt er aber wieder, und er kann wiederkehren, ohne je aufzuhören, welches dann der Tod ist.

Ich habe mich in solchen Fällen am besten beim Kupfer befunden. Da man aber die Beängstigung nicht als ein Urleiden, oder als ein consensuelles der Lunge ansehen kann, sondern da es wirklich eine in den Lungen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist, so würde es thöricht sein, das Kupfer nur bis zur gehobenen Beängstigung, oder nur ein paar Tage lang nach derselben zu reichen. Nein, nein, man muss es mehre Tage, wol sechs oder acht fortgebrauchen lassen, wenn man den Kranken sicherstellen will. Diese Beängstigung ist in den Lungen gerade das, was im Gehirn vorübergehende Betäubung, Irrung des Gedächtnisses und andere Vorzeichen der Apoplexie sind. Wird die Beängstigung anhaltend, so ist der Kranke zwar noch nicht unbedingt für verloren zu achten, aber es bleibt dann das Heilen doch immer ein Glücksspiel; darum muss man auf die erste Warnung der Natur merken. Da der besagte Zufall bei solchen Fiebern erscheinen kann, die nichts mit der Lunge gemein haben, so muss man, des Kupfergebrauches wegen, das urerkrankte Organ, von dem das Fieber abhängt, nicht aus dem Auge lassen. Der Krankheitszustand ist ein gemischter, und muss als solcher behandelt werden, wenn man zum Zwecke kommen will. Jetzt, indem ich dieses schreibe, wird es zwei Jahre sein, dass ich den letzten Fall der Art gesehen (denn man siehet so etwas nicht täglich); er betraf einen frühalten Mann, der etwas ungestüm gelebt, und regelmässig fliessende Hämorrhoiden hatte. Er war von einem damahls herrschenden Leberfieber ergriffen, bei dem, im Allgemeinen, der Gesammtorganismus sich in dem

Indifferenzstande befand. Das Fieber brauchte man also gar nicht zu berücksichtigen, sondern es verschwand durch heilendes Einwirken auf das urerkrankte Organ, und das Brechnusswasser war damahls das Mittel, welches schnell und sichtbar heilend auf die Leber wirkte.

Am 4ten Tage, da sich bei dem Manne, dessen Krankengeschichte ich erzähle, das Fieber auf dem Wege der regelmässig fortschreitenden Besserung befand, stellet sich die Beängstigung abends unvermuthet ein, währet aber nur reichlich eine Viertelstunde; weil sie ganz verschwindet, ahnet man nichts Böses, und gibt den Vorsatz, mich von diesem Zufalle gleich zu benachrichtigen, wieder auf. Am folgenden Morgen besuche ich den Kranken, finde ihn etwas matter als er meiner Erwartung nach hätte sein müssen; er erzählt mir sein Schicksal, das ihn am vorigen Abend betroffen. Ich werde gleich aufmerksam, frage, wann und wie sich alles zugetragen; der Kranke antwortet, seine Gattinn ergänzt das, was er vergisst, und siehe! während wir so mit einander sprechen, erscheint aufs neue der böse Zufall und macht alles Fragen und Beschreiben überflüssig. Er währte jetzt länger als das erste Mahl, und ich sah jetzt mit meinen Augen, welchen Feind ich zu bekämpfen hatte; verschrieb gleich einen Trank von Kupfertinktur und Brechnusswasser; der böse Zufall ist nicht wiedergekehrt und der Kranke vollkommen geheilt, jedoch viel später, als es ohne Erscheinen jenes Zufalles würde geschehen sein. Dieser Fall bestätigte mir aufs neue meine frühere Beobachtung, dass nämlich die besprochene Athemsnoth einen gewissen Grad von Ermattung zurücklässt, welche nicht wie die Ermattung, die der Kranke bei krampfhaften Zufällen fühlet, bald nach diesen Zufällen verschwindet, sondern sie ist etwas Bleibendes, so dass der Kranke, war auch das Fieber, zu dem sich die Beängstigung gesellet, an sich leicht und bald zu heben, nur langsam wieder zu Kräften gelangt. Die Art der Beängstigung zu beschreiben ist etwas schwierig, ich kann weiter nichts davon sagen, als dass ich bei ihr die pfeifende Inspiration, wie beim gewöhnlichen Asthma, nicht bemerkt habe, dass sie der Beängstigung in etwas ähnelt, welche im letzten Zeitraume der Lungensucht erscheint, dass

sie aber der am allerähnlichsten ist, welche zuweilen dem Tode vorhergehet und das in den Lungen beginnende Sterben selbst ist.

Meinen jüngeren Amtsgenossen gebe ich folgenden freundschaftlichen Rath. Wenn sie von einem halbverschlissenen Menschen das Verderben, welches die besprochene Beängstigung drohet, durch zweckmässige Mittel abgewendet haben, und der nämliche Mensch erkrankt ein paar Jahre nachher abermahls an einem akuten Fieber, so erinnern sie sich, sollte das jetzige Fieber auch leicht, auch ganz unbedeutend scheinen, des früher überstandenen Strausses, sein sie auf ihrer Hut, meiden sie Brech-, Laxirmittel, Blutentziehung und Quecksilber, und bedenken sie wohl, dass der im Verfall begriffene Organismus sich schwerlich wird erneuert und verjünget haben. Quecksilber, Brech-, Laxirmittel und Blutentziehung, geschehe letzte durch Aderlassen, oder durch Egel an den Mastdarm, können den Kranken unversehens in einen solchen Zustand stürzen, dass, wenn *Hippocrates* dem Grabe entstiegen zu ihm eilte, *Galen* diesem folgte und *Paracelsus* den Reihen schlösse, ihn weder *Hippocrates* durch sein Beobachten, *Galen* durch sein Demonstriren, noch *Paracelsus* durch sein Destilliren im Lande der Lebendigen halten würde.

*Pleuritis.* Nicht selten ist diese Krankheitsform Offenbarung einer Kupferaffektion des Gesammtorganismus; allein, diese Offenbarung ist, wie die aller Kupferaffektion, etwas undeutlich. Warnet die Natur den Arzt durch einige verdächtige Zufälle, z. B. durch leises Irrereden, oder sichtbaren Verlust der Muskelkräfte, so kann er dieses als eine besondere Begünstigung ansehen, und den Wink, verstehet er ihn zu deuten, zum Heile des Kranken benutzen. Thut er dieses nicht, zapft er wol gar dem Kranken das Blut ab, so kann man zehen gegen eins wetten, dass er dem Todtengräber in die Hand arbeitet. Aber leider gibt die Natur nicht immer solche Winke, sondern der Tod macht auch zuweilen ohne Warnung der Krankheit ein unvermuthetes Ende. Es ist auch nicht bloss Blutentziehung, welche den unglücklichen Ausgang befördert, sondern allein das Nichtanwenden des Kupfers, oder anderer mit diesem verwandten Mittel ist hinreichend, den Tod herbeizuführen, weil die Krankheit ihrer Natur nach gern

in den Tod übergehet. Das Warum lässt sich wol nicht genügend auslegen.

Bei Kupferpleuresien habe ich selten sehr rothen Harn beobachtet, weit häufiger gold-, oder strohgelben, bald trübwerdenden, und sauren. Der Puls war mässig voll und gespannt, die Hitze ziemlich stark, ohne eben übermässig zu sein, der Durst wandelbar, den einen dürstete viel, den andern wenig. Die Seitenstiche und die Athembeschwerde, welche letzte bei einigen nicht bloss durch den Schmerz verursacht, sondern noch durch ein drückendes, beengendes Gefühl in der Mitte des Brustkastens gesteigert wurde, waren in verschiedenen Körpern bald stärker bald schwächer; Husten, gewöhnlich mit, selten ohne blutigen Auswurf, fehlte auch niemahls. Kurz, es lässt sich im Allgemeinen kein unterscheidendes Bild der Krankheit entwerfen, wenn man wahr bleiben will. Vergleiche ich die Kupferpleuresie mit anderen Pleuresien, so hat sie die meiste Aehnlichkeit mit der durch Spiessglanz heilbaren, wiewol sich letzte auch nicht immer hinsichtlich der Symptome gleich bleibt.

Hat man in der Stadt mit einer durch Zeichen unerkennbaren Kupferpleuresie zu thun, so kann man den Kranken täglich, ja, wenn man es nöthig findet, wol zweimahl täglich sehen, und, durch eintretende verdächtige Zufälle gewarnt, so zeitig zur Erkenntniss gelangen, dass durch das eigentliche Heilmittel ein anfänglicher Missgriff wieder gut zu machen ist; vorausgesetzt, dass dieser Missgriff nicht in ungehöriger Blutentleerung bestanden, denn dieser ist beschwerlich und nur bei starken Naturen wieder gut zu machen. Wie übel ist aber in solchen kitzlichen Dingen Rath geben, wenn einem der Kranke eine, zwei, drei Wegstunden von der Hand liegt, die Gegenwart des Arztes entweder gar nicht, oder nur Einmahl verlangt wird, und man übrigens nach unvollkommnem mündlichen Berichte verordnen muss. Im Anfange des Jahres 1825 hatte ich in einem, eine Wegstunde entlegenen Dorfe mehre Kupferpleuresien kurz nach einander zu behandeln, und sah übrigens diese Krankheit damahls weder in meinem Wohnorte, noch in anderen Gegenden meines Wirkungskreises. Der erste Kranke war ein Mann in dem besten männlichen

Alter. Ich sah ihn am zweiten Tage und nahm die Krankheit, des nicht dunkel gefärbten, trüben, sauren Harnes und anderer Symptome wegen, für ein Urleiden der Lunge, für Antimonialpleuresie. Sie schickte sich aber bei dieser Antimonialbehandlung so übel, dass der Tod den sechsten erfolgte. So viel war auszumitteln, dass der Kranke nicht gestorben war, wie einer, der an einer echten Salpeterpleuresie stirbt, denn das Brustleiden hatte sich nicht vermehrt, sondern war ungefähr auf dem nämlichen Punkte geblieben, und den Tag vor dem Tode war leises Irrereden und grosse Schwäche eingetreten. Wäre der Mann mir nun nahe gewesen, dass ich die verdächtigen Zufälle hätte erkennen können, so würde er wol schwerlich gestorben sein, denn ich würde ihm gleich Kupfer gegeben haben; so hörte ich die Warnung der Natur erst, da er das Zeitliche gesegnet, und dessen hatte er keinen Nutzen. Gleich darauf wurde ich zu einem jungen Manne gerufen, der mehrmahls bei dem vorigen Kranken gewesen war. Er hatte alte Knoten in den Lungen, und einen von denselben abhangenden kurzen Husten, dessen Anfang er nicht nachzuweisen wusste. Da ich diesen Zustand seiner Lunge schon früher kannte, so wurde die Behandlung der jetzigen Pleuresie um so häklicher, denn ich traue dem Kupfer bei Lungenknoten nicht viel, gebe es zum wenigsten nicht gern als Probemittel.

Die Pleuresie, von der er jetzt ergriffen war, hatte weit dringendere Zufälle, als die des vorigen Kranken. Das beängstigende, drückende Gefühl in der Mitte der Brust, welches fast gleichzeitig mit dem Seitenstechen sich eingestellt, hätte der Krankheit wol den schulrechten Namen *Pleuroperipneumonie* geben müssen; da aber niemand von mir verlangte, ihr einen Namen zu geben, sondern bloss, sie zu heilen, so dachte ich auch nur an Letztes.

Das Fieber war stärker als bei dem vorigen Kranken, der Puls schnell, aber hinsichtlich der Vollheit wenig von dem normalen abweichend. Der Harn etwas dunkler als ein normaler, aber nicht so roth wie er gewöhnlich bei echter Salpeterpleuresie zu sein pflegt, übrigens sauer und trübe, ohne Niederschlag. Der Husten war kurz und beängstigend, der Auswurf schaumig und schokoladefarbig.

Dass dieses keine Salpeterpleuresie sei, sah ich wol; es war also zu bestimmen, ob es Eisen-, oder Kupferpleuresie sei. Der saure Harn sprach mehr für Kupfer als für Eisen; da ich aber, der Lungenknoten wegen, das Kupfer nicht geben mochte, als nur mit vollkommner Sicherheit, so gab ich zuerst, um zu dieser sicheren Erkenntniss zu gelangen, das Eisen als Probemittel, und zwar um so viel unbedenklicher, weil dieses, wenn es auch nicht Heilmittel sein sollte, doch dem möglich schnellen Absterben vorbeugen, mir also Zeit lassen würde, die sichere Erkenntniss zur sicheren Heilung zu benutzen. Da die Leser schon wissen, dass ich in solchen akuten Krankheiten die essigsaure Eisentinktur anwende, so brauche ich darüber nichts weiter zu sagen. Es war den 22. Januar 1825 da ich bei meinem ersten Besuche diese verordnete. Der Mann war am vorigen Tage so plötzlich und so heftig von der Krankheit in dem Hause befreundeter Menschen ergriffen worden, dass diese es für unkristlich gehalten, ihn bei der strengen Kälte nach seiner Wohnung zu bringen. Sie pflegten ihn, als sei er ihr leiblicher Sohn, und ich konnte hinsichtlich der Befolgung meiner Vorschriften vollkommen sicher sein.

Der Kranke bat mich, ihn so oft zu besuchen, als ich es selbst für nöthig erachte, denn er sei zu krank, mir zu schreiben, und mündliche Berichte, von unkundigen Leuten abgestattet, seien, wie ich selbst wissen werde, unsicher. Ich besuchte ihn den dritten Tag darauf wieder, weil ich alsdann, nachdem er zwei Unzen Eisentinktur verzehrt, aus der Wirkung dieses Probemittels die Natur der Krankheit beurtheilen konnte. Ich fand ihn zwar nicht schlimmer, aber das Befinden war doch nicht so, wie es hätte sein müssen, wenn die Krankheit Eisenaffektion gewesen wäre. Das Brustleiden schien dem Kranken etwas mässiger, besonders das drückende Gefühl in der Mitte des Brustkastens. Das Seitenstechen war aber noch unverändert, und der Auswurf zwar nicht schokoladefarbig mehr, aber doch noch dünner hellrother Schleim. Der Harn trübe wie früher, Puls und Temperatur ebenfalls unverändert. Die ehrlichen Hausleute phantasirten zwar etwas von Besserung, ich konnte aber diese nicht erkennen, im Ge-

gentheil, ich gewann die Ueberzeugung, dass diese Pleuresie nicht Eisenaffektion sei, also Kupferaffektion sein müsse, und verschrieb gleich einen schleimigen, anderthalb Drachmen Kupfertinktur enthaltenden achtunzigen Trank, von dem der Kranke stündlich, Tag und Nacht durch, einen Löffel voll nehmen musste.

Am folgenden Tage, den 25. Januar, besuchte ich ihn abermahls, um zu sehen, ob ich richtig geurtheilt. Die sichtbare Besserung setzte jetzt die Erkenntniss ausser allem Zweifel. Ein Gefühl von zunehmender Kraft, der um die Hälfte verminderte Seitenstich, das ganz verschwundene drückende Gefühl in der Mitte der Brust, die freie, aber ganz mässige und unblutige Expektoration, der klar gewordene Harn, waren mir Bürge, dass ich den wahren Heilweg eingeschlagen. Bei jedem anderen Kranken, dessen Lunge früher unverdächtig gewesen, würde ich meine ferneren Besuche für überflüssig gehalten haben; denn er würde, auch ohne mein Sehen und Sprechen, durch den fortgesetzten Gebrauch des Kupfers genesen sein; in dem gegenwärtigen Falle hielt ich es aber, der früher verdächtigen Lunge wegen, für vorsichtig, ihn noch zweimahl, nämlich den 26. und 27. Jan. zu besuchen. Da ich nun am 27. das Brustleiden gehoben und das Fieber beendiget fand, erklärte ich, meine Besuche seien ferner unnöthig, hiess ihn, das Kupfer noch so lange fortgebrauchen, bis ein Gefühl von Schwäche, welches nach akuten Kupferkrankheiten gewöhnlich merklicher ist als nach akuten Salpeterkrankheiten, würde verschwunden sein, und gab ihm diätetische Regeln, wie man sie Genesenden gibt. Es hat sich auch weiter nichts Unheimliches zugetragen, sondern beim Gebrauche des Kupfers und mässiger gesunder Nahrung ist das Gefühl von Schwäche bald verschwunden. Den alten Lungenknoten hat in diesem Falle das Kupfer keinen Schaden gethan; nach zehen Jahren werde ich dieses jetzt wol bestimmt behaupten können.

Ich mag den Leser nicht mit der Erzählung gleichzeitig, früher oder später behandelter Fälle aufhalten, denn jeder, der Verstand von der Sache hat, weiss recht gut, dass die Pleuresie, welcherlei Artung sie auch sein mag, in fehlerhaften Lungen weit, weit übler zu zwingen ist, als in früher voll-

kommen gesunden; darum habe ich auch einen schwierigen Fall erzählt, und denke, das ist so belehrend als die Erzählung zwanzig gemeiner.

Gelbsucht. — Diese sah ich nur ein einziges Mahl vermischter Art, bestehend aus einem Urleiden der Leber und aus einer Kupferaffektion des Gesammtorganismus, und zwar bei einem Manne, der, seiner Angabe nach, schon lange vorher bauchkrank gewesen. Ihm war wol eine Anlage zu Leberkrankheit als Erbtheil von seinen Aeltern geworden; diese Anlage hatte sich aber durch anhaltendes Stubensitzen und durch die von einem ungünstig ablaufenden, verwickelten Rechtshandel unzertrennlichen niederdrückenden Gemüthsbewegungen zum wirklichen chronischen Leberübel gestaltet. Ein kluger und gelehrter Arzt, dessen Rath er früher eingeholt und befolgt, war angeblich zweifelhaft gewesen, in welchem Organe sein Bauchleiden stecke, woraus ich schloss, dass sein Leberübel sich früher undeutlich müsse herausgestellt haben. Da ich seine Bekanntschaft machte, war es schon so deutlich, dass ich unmöglich die früheren Zweifel meines Amtsgenossen theilen konnte, und weiter wurde die Erkenntniss durch die Zeit immer deutlicher und deutlicher. Nichts war an der Leber zu fühlen; es war also schon daraus zu schliessen, dass der hintere dicke, von aussen nicht fühlbare Theil krank sein müsse, wofür denn auch die sich von Zeit zu Zeit äussernden Zufälle sprachen, deren Aufzählung aber nicht hierhin gehört. Nachdem er eine Zeit lang hier im Lande gewohnt, wurde er ohne erkennbare Veranlassung gelbsüchtig. Nun muss man wohl erwägen, dass, während der Dauer meines praktischen Wirkens, die vorkommenden Gelbsuchten, waren sie nicht consensueller Art, einzig Urleiden der Leber gewesen. Ich hatte bis dahin, weder in der Leber vorwaltende, als Gelbsucht sich offenbarende Affektionen des Gesammtorganismus, noch als Gelbsucht sich offenbarendes, mit einer Uraffektion des Gesammtorganismus verbundenes Urleiden der Leber behandelt. Da ich nun aber gar viele Gelbsuchten in meinem Leben geheilt hatte, so folgte daraus schon, dass ich, in Ermangelung solcher Zeichen, die für eine Ausnahme von der bis dahin beobachteten Regel sprachen, den vorliegenden Fall

als ein reines Urleiden der Leber ansehen und mit *Hepaticis* bekämpfen musste. Zeichen einer Salpeter-, Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus waren gar nicht zu entdecken; ich würde also, hätte ich eines der Universalmittel, oder nacheinander alle drei als Probemittel anwenden wollen, ganz gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit verstossen haben.

Auf guten Glauben griff ich die Sache als Urleberleiden an; welche Mühe ich mir aber geben mochte, ich kam nicht weiter. Da bei der Behandlung dieser Krankheit der glückliche Erfolg nicht bloss von der richtigen Wahl der Arzenei, sondern auch von der genauen Ausmittelung der passlichen Gabe der Arzenei abhängt, so versäumte ich gewiss in beider Hinsicht nichts; aber alle meine Bemühung war fruchtlos. Ueberzeugt endlich, dass diese Gelbsucht kein reines Urleiden der Leber sein könne, war die Frage zu entscheiden, ob sie vielleicht ein mit einem Urleiden des Gesammtorganismus gepaartes Urleiden jenes Organs sei.

Dass ich zuerst das Kupfer als Probemittel wählte, dazu war ein guter Grund vorhanden. Ich hatte nämlich beobachtet, dass zur selben Zeit mehrere mit Abdominalleiden behaftete Kranke sich in einem gemischten Zustande befanden, so dass ihr urerkrankter Gesammtorganismus durch Kupfer heilbar war. Eisen- und Salpeterkrankheiten hatte ich gar nicht beobachtet, weder rein noch vermischt. Urleberleiden war der Grundton der epidemischen Constitution; mit Kupferaffektion des Gesammtorganismus vermischtes, Abweichung von diesem Grundtone. Jedoch war diese Abweichung mir zu der Zeit schon zu oft vorgekommen, als dass ich selbige der Individualität der also ergriffenen Körper hätte zuschreiben können. Es war mir vielmehr wahrscheinlich, dass allgemeinere, freilich mir ganz unbekannte Einflüsse diese Anomalie bewirken müssen. Jedoch muss ich ausdrücklich bemerken, dass ich ausser dem Kranken, dessen Geschichte ich jetzt erzähle, keinen Gelbsüchtigen behandelt hatte, dessen Gesammtorganismus, urerkrankt, Kupfer zu seiner Heilung erfodert hätte. Alles wohl erwogen, war also ein schwacher, an Wahrscheinlichkeit streifender Grund der Möglichkeit vorhanden, dass auch der besprochene Kranke von solchen allgemeineren, unbekannten

Schädlichkeiten könne berührt sein. Die nosologische Form verminderte diese schwache Wahrscheinlichkeit auf der Wage des Verstandes um kein Gran. Wenn ich gleich bis dahin noch keine mit Kupferaffektion des Gesammtorganismus verbundene Gelbsucht gesehen, so konnte ja der vorliegende Fall der erste sein.

Da aber alte Fehler der Organe die regelmässige Wirkung der Heilmittel wunderbar verwirren und den untersuchenden Arzt ganz vertollen können, so gab ich das Kupfer zuerst ganz allein, um zu sehen, ob es diesem von der Norm abweichenden Körper auch zusage. Ein zweitägiger Gebrauch belehrte mich, dass er es gut vertragen werde; denn wenn es gleich keine wohlthätige Wirkung auf die erkrankten Gallengänge äusserte, so verursachte es doch keine vermehrte Spannung im Hypochondrio, und mit dem alten, wahrscheinlich unheilbaren Fehler in dem Dorsaltheile der Leber vertrug es sich gut, es liess ihn in Ruhe. Nun ging ich mit mir zu Rathe, welches Leberheilmittel ich dem Universalmittel zusetzen müsse. Aus meinen vergebenen, einzig auf ein reines Urleiden der Leber gerichteten Heilversuchen hatte ich Folgendes gelernt.

1) Dass die Tinktur des Schellkrautes, selbst in ganz kleinen Gaben, die Spannung im Hypochondrio vermehre, in etwas grosser zum Schmerz steigere.

2) Dass eine gleichtheilige Mischung von Brechnuss- und Asanttinktur, sowol in grösseren, als kleineren Gaben die nämliche ungünstige Wirkung habe.

3) Dass die einfache Brechnusstinktur um nichts wohlthätiger sei.

4) Dass eine Abkochung des Frauendistelsaamens nichts Böses und nichts Gutes bewirke.

5) Dass das Wasser der Brechnuss am besten vertragen werde, dass es die Spannung, zwar nicht in dem Hypochondrio, aber doch in der Magengegend mindere, ohne jedoch den Kranken in der Hauptsache weiter zu bringen.

Ich hielt also vorläufig für das Beste, dasjenige Lebermittel mit dem Kupfer zu verbinden, von dem ich früher keine nachtheilige Wirkung, sondern vielmehr einen Schatten von guter gesehen, mischte zwei Drachmen Brechnusswasser mit

anderthalb Drachmen Kupfertinktur, acht Unzen Wasser, einer Unze arabischem Gummi, und liess davon stündlich einen Löffel voll nehmen. Nach zwei Tagen sah ich schon die erste Spur der Besserung im Harne; dieser, der nicht bloss schwarzbraun, sondern ganz morastig gewesen, war jetzt klar und seine braune Färbung ein wenig heller. Bei Gelbsuchten, die in früher ungefälschten Lebern sich machen, ist dieses Zeichen das erste sichere der Besserung, es trügt nicht, vorausgesetzt, dass Diätfehler die Besserung nicht rückgängig machen. In dem gegenwärtigen Falle aber, wo ein alter, wahrscheinlich unheilbarer Fehler in dem hinteren Leberlappen genestet hatte, konnte ich dieses Zeichen nicht für so gar sicher halten. Es hat zwar wirklich nicht getrogen, es hätte aber trügen können. Zwei Tage später gab der ausgeleerte gelb gefärbte Darmkoth den sichersten Beweis, dass die Krankheit der Gallengänge in der Hauptsache gehoben sei, und nun ging alles ganz regelmässig, wie bei anderen Gelbsuchten, zur Besserung, so dass eine weitere ausführliche Erzählung nur ganz zwecklos die Geduld des Lesers ermüden würde.

D u r c h f a l l. R u h r. Mancher Durchfall ist eine in den Därmen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, die unter der Heilgewalt des Kupfers stehet. In solchen Fällen ist das Kupfer durch seine Verwandten übel zu ersetzen. Man thut am besten, sich der Tinktur zu bedienen und sie in einem Tranke von Gummiauflösung, oder, bei sehr reizbaren Därmen, in Oelemulsion zu reichen. Da ich schon früher dem Leser bemerkt, dass mancher Durchlauf, als consensuelles Darmleiden, von einem Urleiden der Nieren abhange, so könnte jetzt ein gefälliges Gedächtniss, sich des früher Gesagten erinnernd, mir den Zweifel erregen, ob auch wol das Kupfer als *Diureticum* den Durchfall hebe, nicht aber als *Universale*. — Ich gestehe dem Leser, dass dieser Zweifel sich schon früh in meinem eigenen Kopfe erzeugt hat; und die Erinnerung, dass schon ältere Aerzte das Kupfer zu den harntreibenden Mitteln gerechnet, musste ihn nothwendig erzeugen. Um Gewissheit in dieser Sache zu erlangen, machte ich einen kleinen, aber belehrenden Versuch an meinem eigenen Leibe. In einem Herbste (des Jahres erinnere ich mich nicht genau

mehr) wurde ich, wie mehr andere Menschen, vom fieberhaften Durchfalle ergriffen, ohne jedoch, wie manche andere, gerade bettlägerig zu werden. Dass der Durchfall bei mir, wie damahls bei anderen, salpeterischer Art sei, daran zweifelte ich gar nicht. Ich beschloss aber zu untersuchen, ob das Kupfer als vermeintliches *Diureticum* den Durchfall heben könne, ich mich also, hinsichtlich seiner Universalheilkraft in dieser Krankheit, mit den alten Geheimärzten getäuscht. Eine Mischung von anderthalb Drachmen Kupfertinktur, eine Unze arabischem Gummi und acht Unzen Wasser stündlich zu einem Löffel genommen, beruhigte aber nicht, wie bei einem Kupferdurchfall, meine unruhigen Därme, verursachte mir nicht ein Wohlbehagen, sondern vermehrte mir vielmehr das unangenehme, quinende Gefühl im Bauche, das solchen Durchfällen eigen ist, und ich wurde, ohne dass sich eben die Zahl der Stühle mehrte, unwohler, so dass ich nach 24 Stunden den Versuch aufgab. Ein Trank von *Natrum nitricum*, den ich jetzt gebrauchte, wirkte gleich fühlbar wohlthätig, und befreite mich in zwei Tagen von dem kleinen Ungemache.

Man hat in neuer Zeit das schwefelsaure Kupfer gegen den chronischen Durchlauf gerühmt; abermahls ein Beweis, dass unser Zeitalter unbewusst den alten scheidekünstlerischen Geheimärzten nachhinkt. Leider ist aber der chronische Durchlauf so vielartig, dass derjenige, der das Kupfer als roher Empiriker, als Formenbehandler dagegen anwenden will, es weit öfter ohne als mit Nutzen gebrauchen wird. Ich rathe jedem, zuerst sorgfältig die Art des Durchlaufes auszumitteln. Häufig ist er consensueller Art, und einen solchen heilt man nicht durch Kupfer, sondern dadurch, dass man das urerkrankte Organ heilt. Auch ein als Durchlauf sich offenbarendes Urleiden der Därme heilt man nicht durch Kupfer, eben so wenig als durch Eisen oder Salpeter, sondern durch Darmmittel.

Was die Ruhr betrifft, so habe ich weder eine epidemische, noch sporadische beobachtet, die im Allgemeinen durch Kupfer heilbar gewesen wäre. Bloss einen einzigen Fall sporadischer Herbstruhr erlebte ich, und zwar einer Mastdarmruhr, in dem das Kupfer schnell heilsam war. Die Erkenntniss wurde mir aber nur dadurch, dass ich den kubischen Salpeter vergebens

reichte. Der Stuhlzwang war so heftig, dass die davon ergriffene Frau, die wahrlich nicht zu den weichlichen gehörte, zuweilen der Ohnmacht nahe kam. Das Kupfer schaffte so schnell Hülfe, dass ich keiner anderen Arzenei bedurfte.

Da nun kein guter Grund vorhanden ist, zu läugnen, dass alles, was einzeln erschienen ist, künftig einmahl allgemein werden könne; so rathe ich jedem Arzte, bei einer anfangenden Epidemie alle Vorurtheile fahren zu lassen und an alle Möglichkeiten zu denken. Nur dadurch wird er befähiget, möglichst schnell die Artung einer solchen Epidemie zu erkennen.

Kindbett. Bekanntlich hat schon *Hippokrates* das Kupfer zur Beförderung der zögernden Geburt gereicht. Es ist aber bestimmt nicht Organheilmittel der Gebärmutter. Wenn die Geburt sich durch mangelnde, oder durch falsche Wehen verzögert, so ist dieses vielfältig, nicht in der Gebärmutter selbst, sondern in einem eigenen abnormen Zustande des Gesammtorganismus begründet. Ich begreife recht gut, dass dieser Zustand so geartet sein kann, dass er nur durch Eisen oder durch dem Eisen verwandte Mittel zu heben ist. Jedoch habe ich selbigen mehr bei Missfällen als bei wirklichen Geburten beobachtet; er scheint selbst Missfälle zu veranlassen, und bei diesen ungeheuer heftige Blutungen. Bei der wirklich zeitigen Geburt befindet sich der Gesammtorganismus nicht selten in einem krankhaften Zustande, der durch kubischen Salpeter zu heben ist; dieser Zustand äussert sich aber mehr durch falsche Wehen als durch mangelnde. In anderen Fällen, jedoch seltener, ist der die Geburt verzögernde krankhafte Zustand des Gesammtorganismus so geartet, dass man ihn nicht durch kubischen Salpeter, aber wol durch Kupfer hebt. Ich beobachtete bei diesem mehr einen Mangel an Wehen, als falsche, die Geburt nicht fördernde. Es scheint mir aber, dass jüngere Geburtshelfer, auf den verschiedenen Zustand des Gesammtorganismus wenig achtend, sich einzig auf das Mutterkorn verlassen. Dieses beliebte Mittel wirkt schnell auf die Gebärmutter, und wenn einzig in dieser die Ursache der zögernden Geburt liegt, so möchte es wol durch kein anderes zu ersetzen sein. In den Fällen aber, wo ein krankhafter Zustand des

Gesammtorganismus die Geburt verzögert, passt es nicht, es wird nicht den Wünschen des Geburtshelfers entsprechen.

Vor Kurzem wurde ich von einem wundärztlichen Geburtshelfer zu einer Kreissenden gerufen, deren missbautes Becken die Geburt sehr schwierig machte. Die Hervorragung des Heiligenbeines verengerte die obere Beckenöffnung so, dass nur ein sehr winziger Kindskopf hätte durchdringen können. Da die Frau aber sehr starke Kinder trug, so war sie auch schon drei mahl von todten Kindern mit grosser Mühe der wundärztlichen Kunst entbunden. Das gegenwärtige Kind war auch schon todt, und es handelte sich nur darum, sie von diesem todten Kinde zu erlösen. Der Geburtshelfer, der meinen Rath verlangte, war der zweite, seine Kunst hatte man den vierten Tag des Kreissens in Anspruch genommen. Der erste Geburtshelfer hatte, nach Aussage der Kreissenden und des Ehemannes, sechsmahl vergebens die Zange angelegt, sie war jedesmahl abgerutscht Der zweite hatte die Zange abermahls angelegt, da er aber die vollkommne Unbeweglichkeit des Kopfes gemerkt, weiter keine Gewalt angewendet, sondern die Zange wieder herausgenommen. In Erwägung der grossen Leiden, welche die Frau seit drei Tagen ausgestanden, der Ohnmachten und kleinen Zuckungen, welche sich jetzt einstellten, vermuthete er einen tödtlichen Ausgang und begehrte deshalb meinen Rath. Hinsichtlich des wahrscheinlich tragischen Endes konnte ich ihm freilich nicht widersprechen, war aber der Meinung, die Beförderung der Geburt sei doch die Bedingung der Möglichkeit der Erhaltung der Frau, mithin sei es unsere Pflicht, diese Möglichkeit zu bewirken.

Die Wehen fehlten jetzt gänzlich, waren, nach Aussage der Frau und der Hebamme, welche letzte aber keine thätige Rolle gespielt, von Anfang an sehr schwach gewesen. Das reichlich gegebene Mutterkorn hatte keinen vermehrenden Einfluss auf dieselben gehabt.

In Erwägung, dass ein Gefühl von grosser Flauheit, Ohnmachten und kleinen Zuckungen auf einen krankhaft ergriffenen Gesammtorganismus mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen liessen, verordnete ich der Kreissenden folgenden Trank: *℞ Tinct. cupri acetici* ʒiβ *Aquae cinnamomi s. v.* ℥i *Gmm. ara-*

*bici* ℥i *Aquae dest.* ℥vii MD. Von diesem Tranke musste sie bis zur Beseitigung der Ohnmachten und kleinen Zuckungen halbstündlich, und weiter stündlich einen Löffel voll nehmen. Ich rieth dabei dem Geburtshelfer, vorläufig keine Entbindungsversuche zu machen, sondern die Frau ruhen zu lassen; es sei nämlich möglich, und selbst wahrscheinlich, dass die Natur, nach einiger Ruhe, durch Wehen den Kopf etwas heruntertreiben und der Kunst ihr Werk erleichtern werde. Auf meine Frage, ob auch die Geschlechtsorgane durch die geburtshülflichen Handgriffe entzündet seien, bekam ich unbestimmte Antwort. Jedoch liess alles Vorhergegangene und die grosse Empfindlichkeit der Geschlechtstheile auf so etwas mit Gewissheit schliessen. Ich rieth, während der zu erwartenden Ruhezeit Boraxauflösung in die Scheide zu spritzen und Läppchen mit derselben befeuchtet zwischen die Lippen zu legen. Alles dieses geschah um vier Uhr nachmittags; am folgenden Morgen um sechs Uhr wurde die Frau durch die Zange von dem todten Kinde entbunden. Der Bericht des Geburtshelfers und der Umgebung lautete also: bei dem Gebrauche der verschriebenen Arzenei hören die Ohnmachten und kleinen Zuckungen bald auf, es tritt Ruhe ein, und nachts schlummert die Kreissende unterbrochen ein wenig. Gegen Morgen erscheinen mässige Wehen, und da nach diesen der Geburtshelfer bei der Untersuchung findet, dass der Kopf etwas weiter heruntergedrängt ist, legt er die Zange an, wird jetzt gewahr, dass der früher ganz unbewegliche Kopf nachgiebt, und fördert ihn zu Tage. Ohne Gewalt wird es wol nicht hergegangen sein, denn das Kind war so ungeheuer gross, dass eine Frau von sehr gut gebildetem Becken mit dem Gebären ihr Werk gehabt haben würde. Um nun das Mass der Leiden voll zu machen, ist die Nachgeburt verwachsen, muss also mit den Fingern von der Gebärmutter getrennet werden.

Die Geburt war gegen 6 Uhr erfolgt, um 10 Uhr sah ich die Frau. Sie klagte über keine Schmerzen, ihr Puls war sehr schnell, welches nach einer solchen viertägigen Marter wol nicht anders sein konnte, übrigens fühlte sie sich erträglich wohl. Am zweiten Tage klagte sie noch über keinen Schmerz, aber über Magensäure, welche ihr durch Sodbrennen

und saures Aufstossen sehr lästig fiel. Sie erinnerte sich, dass ich bei meinem ersten Besuche den Gebrauch der Weinsuppe, welche ich gerade auf dem Tische gefunden, getadelt, und gesagt, sie werde ihren Magen ganz dadurch versäuren und hintennach die Beschwerden davon spüren; sie bat mich, ihr von diesen Beschwerden zu helfen. Ich gab ihr bloss eine Auflösung von Natron, um davon nach Nothdurft zu gebrauchen, und war übrigens auf die nächsten Tage neugierig, in diesen musste es sich ausweisen, ob ihr Körper so unverwüstlich sei, einen solch schweren Strauss ohne üble Folgen zu überstehen. Am folgenden Morgen gegen zehen Uhr fand ich sie bei meinem Besuche im Armstuhle sitzen, mit aufgetriebenem Bauche, kaltem Gesichte, kalten Extremitäten, entstellten Zügen, beängstiget und deshalb im Bette nicht dauernd. Ich sagte ihr zwar nicht wörtlich, aber in meinem Herzen gute Nacht, sie starb noch am selben Tage.

Da ich jetzt bloss über die Wirkung des Kupfers schreibe, so erlaube ich mir keine besondere Bemerkung über diesen Fall; aber eine allgemeine wird, denke ich, wol zeitgemäss sein.

Schon *Galen* sagt, die Römischen Hebammen seien der Meinung, man dürfe die Kreissenden nicht zu früh zur Geburtsarbeit anstrengen, sondern müsse der Natur Zeit lassen. Diese Lehre ist seitdem oft, sehr oft denen gegeben worden, die sich mit der Geburtshülfe befassen wollten. Aber, wenn nun das Becken so verengt ist, dass der Durchgang des Kopfes, wo nicht ganz unmöglich, doch sehr schwierig wird, sollte denn da nicht die Natur der Kunst auch noch in die Hand arbeiten können und man ihr dazu Zeit lassen müssen? — Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts schrieb *Henrich v. Deventer* ein Buch über die Geburtshülfe, in welchem er, wie hundert Jahre später *J. F. Sacombe*, die Entbehrlichkeit aller Instrumente behauptet, jedoch in einem Anhange einige Ausnahmen zugibt, welches freilich verständiger war, als des *Sacombe* bekannte Herausforderung an *Baudelocque*, ihm eine Schwangere mit ganz missbautem Becken zu liefern, damit er an dieser seine Behauptung bewähren könne. Wir älteren Aerzte erinnern uns noch recht gut, wie übel er bei dieser Probe bestand, und wie er durch selbige seiner *Ecole anticésarienne* den Todes-

stoss gab. *v. Deventer*, ein kluger Mann, hat wirklich sehr verständige Gedanken über die, durch Verengung des Beckens behinderte Geburt. Er glaubt, kleine, mässige Wehen seien gerade zweckmässig, die allmählige Verlängerung des Kopfes zu bewirken, durch welche dieser einzig befähiget werde, durch die Enge des Beckens zu dringen. Starke Wehen taugen, glaubt er, gar nicht zu selbigem Zwecke, diese drücken den Kopf oberhalb der Enge breit, und machen dadurch den allmähligen Durchgang unmöglich; darum sei es auch ganz unweise, durch die Kunst starke Wehen hervorzurufen *). —

---

*) *Kurt. Sprengel*, der *Henr. v. Deventer* einen der geschicktesten Wundärzte seiner Zeit nennet, und zwar mit vollem Rechte, hat bloss dessen *Dageraad der Vroedvrouwen* (Morgenröthe der Hebammen) aus einer französischen Uebersetzung des *Bruier d'Ablaincourt Paris* 1754 gekannt. Das Hauptwerk aber des Verfassers, welches er später für schulrechte Künstler geschrieben, hat den Titel: *Henrici a Deventer, Medic. Doct. Observationes chirurgicae novum lumen exhibentes obstetricantibus etc. Lugduni Batavorum* 1701. Die Morgenröthe, von der *Sprengel* spricht, ist ein früheres unvollkommenes Werk des Verfassers, denn er sagt in der Vorrede zu seinem Hauptwerke: *Jam dudum hoc Novum lumen promiseram in Aurora mea, in qua specimen quoddam et epitomen huius libri edidi, quem praepropere emittere nolui, monitus a nonnullis, quosdam Auroram meam refutaturos, quibus eum in finem tempus et spatium dare volui.* Das Buch ist wirklich mit einer seltenen Deutlichkeit geschrieben, und mit vielen Kupfern versehen, die die Meinung des Verfassers anschaulich machen.

Eine Beilage zu diesem Werke ist mir aber noch weit merkwürdiger als das Werk selbst, weil sie einen, in unseren Tagen viel besprochenen Gegenstand, die Orthopädie, betrifft. Der Verfasser, der diesen Theil der Chirurgie mit besonderer Liebe umfasst zu haben scheint, sagt: er habe den Verkrüppelten seine Hülfe in den öffentlichen Zeitungen nie anbieten mögen, weil er gefürchtet, sich dadurch das Ansehn eines Marktschreiers und Beutelschneiders zu geben. Da er es aber doch für Unrecht halte, seine Kunst den Hülfsbedürftigen und Hülfe Suchenden zu verbergen, so mache er sie jetzt mit dem, was er leisten könne, bekannt. Er nennet ein und zwanzig Hauptverkrümmungen des Knochengerüstes (schweigend von den minder bedeutenden), welche er durch mechanische, nebenbei auch durch arzeneiische Mittel zu heilen verspricht. Für unsere orthopädischen Aerzte muss diese *Admonitio ad lectorem* sehr merkwürdig sein; sie können nach derselben ihre eigenen Leistungen mit denen des *v. De-*

Das sind gar verständige Gedanken, aber das Ding hat doch noch seinen Haken; denn wenn der Durchmesser des Kopfes sich gar zu ungleich zu dem der Beckenenge verhält, so könnte die Kreissende auch wol während der allmähligen Verlängerung des Kopfes, die in den schlimmsten Fällen doch viel Zeit erfodern würde, in die Ewigkeit gehen.

Wer gibt uns in solchen Fällen den Punkt an, wo der Geburtshelfer als blosser Helfer der Geburt zaudern, und den, wo er als eigentlicher Geburtszwinger eingreifen muss? So etwas zu bestimmen, ist sehr häklich, ja mir scheint es selbst unmöglich. Ueber einen einzelnen Fall, dessen Ausgang schon vor unseren Augen liegt, lässt sich leicht verständig, oder gelehrt schwatzen. Ich begreife nur nicht, welchen Nutzen ein solches Geschwätz haben könnte; darum mag ich es auch gar nicht hören, obgleich ich dazu, bei der heutigen übergrossen Zahl der Geburtshelfer, nicht selten Gelegenheit hätte.

Wassersucht. Man hat das Kupfer schon vor gar langer Zeit als Heilmittel dieser Krankheit angesehen, aber gerade in dieser Meinung steckte der Grund, dass sich sein antihydropischer Ruf unmöglich halten konnte. Ich sehe, dass man es in neuer Zeit wenig in der Wassersucht gebraucht. Vor 15 oder 16 Jahren habe ich die letzte, damahls neueste Monographie über diese Krankheit gelesen, und war nicht wenig verwundert, dass des Kupfers darin gar nicht einmahl gedacht wurde. Bei den Galenikern des 16. und 17. Jahrhunderts findet man es hin und wieder als wasserentleerendes Mittel angeführt, und man kann dann rathen, ob es das

---

*venter* vergleichen und sehen, ob die Kunst in diesem Punkte seit hundert dreissig bis vierzig Jahren grosse Fortschritte gemacht.

Die geldlichen Bedingungen des *von Deventer* machen es glaublich, dass er das leisten konnte, was er versprach. Er sagt: *Ratio cum personis conveniendi haec est: Priusquam laboranti curationem meam petenti manum adhibeo, totius curationis pretium pacisci soleo, neque contendo de numeranda pecunia, antequam vitii correctionem aut curationem absolutam, quam promisi, praestiterim, nihil postulans pro labore, instrumentis, impensisve, nisi conditionibus promissis antea expletis etc.*

Sind die Bedingungen unserer orthopädischen Institute auch so billig? — Ich bin in diesem Punkte ganz unwissend.

Wasser durch den Mund, oder durch den After, oder durch die Harnröhre entleert hat.

*Petrus Forestus (Schol. ad observ.* 37 *Lib.* 19*)* sagt: *Ad aquosos humores educendos imprimis confert squama aeris vel aesustum, quo Jachinus se primum, quod sciat, nostra aetate usum refert; cum tamen Baesdorpius antea eo usus sit in Imperatore Carolo quinto hydropico, qui cum alii medici desperarent, se unum remedium habere profitebatur Carolo Imperatori; sed eo se potius malle uti in rustico quam in Imperatore: cui Imperator respondit (ut nos a fide dignis accepimus): cogita te rusticum prae manibus habere, modo Imperatorem ita curaveris; atque eo utens, illum sanavit. Jachinus* hat übrigens das Kupferoxyd zu einer, bis anderthalb Drachmen gegeben; da wird es wol das Wasser durch Mund und After entleert und zugleich die Harnabsonderung normal gemacht haben. Letztes war doch die Bedingung der Möglichkeit einer wirklichen Heilung.

Im Allgemeinen gilt von der Wassersucht, was ich von anderen Krankheiten gesagt; Kupferwassersucht ist verhältlich zu anderen Wassersuchten selten; begreiflich muss aber der, welcher das Kupfer seit zwanzig Jahren als Universalmittel gebraucht, sich doch einer hübschen Zahl Fälle erinnern, welche er durch Kupfer geheilt.

Man muss, will man das Kupfer in dieser Krankheit mit Erfolg anwenden, sich zuerst überzeugen, dass man es nicht mit einem Urorganleiden zu thun habe, von dem die gestörte Harnabsonderung abhängt. In solchen Fällen hilft das Kupfer nicht, ja, es wird weit eher die gestörte Harnabsonderung ganz unterdrücken als selbige normal machen. In Wassersucht von Urleberaffektion hilft Quassiawasser und andere *Hepatica*, nicht Kupfer; in der von Urmilzaffektion Eichelnwasser, Meerzwiebel oder ein anderes Milzmittel, aber nicht Kupfer; in Wassersucht von Krankhaftigkeit des Pfortadersystems hilft Schwefel in Verbindung mit Salpeter, oder Glaubersalz, nicht Kupfer; in Wassersucht, die von einem Urnierenleiden abhängt, hilft Goldruthe, Cochenille, Magnesia, Ammonium u. s. w., aber nicht Kupfer.

Ist die Wassersucht eine in den Nieren als behinderte Harnabsonderung sich offenbarende Affektion des Gesammtorganismus, so wird sie, je nachdem die Artung dieser Affektion

ist, entweder durch Salpeter, oder durch Eisen, oder durch Kupfer geheilt. Salpeterwassersucht habe ich bis jetzt noch nicht beobachtet *), woraus ich schliesse, dass sie selten vorkommen muss; dass sie aber kein bloss eingebildeter Krankheitszustand sein könne, dafür sprechen die Beobachtungen anderer Aerzte. Eisen- und Kupferwassersucht habe ich oft genug geheilt.

Hat man sich nun, entweder durch Zeichen oder durch Probemittel überzeugt, dass in einem Falle die Wassersucht nicht von dem Urleiden eines Organs abhängt, so muss man weiter wohl untersuchen, ob sie auch Offenbarung einer Eisenaffektion des Gesammtorganismus sei, und zu dem Ende vorzüglich den Harn prüfen. Findet man denselben laugensalzig, so braucht man kein Kupfer zu geben, es hilft nicht; ist er aber sauer, und bleibt bei weiterer Untersuchung, die man mehre Tage wiederholen muss, sauer, so wird man das Kupfer mit wahrscheinlich gutem Erfolge reichen. Ich gebe es am liebsten in Tinktur, in kleinen, oft wiederholten Gaben, zu 15 Tropfen stündlich, auch wol, zur Bequemlichkeit des Kranken, zweistündlich 30 Tropfen, in einer halben Tasse Wasser.

Die Wirkung äussert sich innerhalb zwei, häufiger innerhalb drei Tage durch die Veränderung des Harnes; ist er morastig, und dunkel gefärbt, so wird er zuerst klar, dann verliert er die dunkle Farbe, gehet von der dunkelbraunen stufenweise in die strohgelbe über. Während dieser Veränderung nimmt die Menge des ausgesonderten Harnes verhältnissmässig immer zu, jedoch nur bis auf einen gewissen Punkt. Bei Wassersuchten, welche, consensueller Art, von einem Urorganleiden abhingen, habe ich in einzelnen, jedoch sehr seltenen Fällen, auf den Gebrauch des passlichen Organheilmittels eine ungeheure Harnentleerung erfolgen sehen; das sah ich aber noch nie vom Kupfer. Wenn die Harnentleerung bis auf ein

*) Wegen gestörter Harnabsonderung und anfangender Geschwulst des Zellgewebes, Folge des Scharlachfiebers, bin ich freilich ein paarmahl zu Hülfe gerufen, und habe durch kubischen Salpeter geholfen; wahrscheinlich, weil das Scharlachfieber auch salpeterischer Art gewesen. Solche Kleinigkeiten mag ich aber nicht Wassersucht nennen.

gewisses Mass gekommen ist, so dass sie die Menge des täglich genossenen Getränkes um ein Merkliches übersteigt, dann bleibt sie auf dieser Höhe stehen, und begreiflich muss die im Bauche und im Zellgewebe angesammelte Wassermasse täglich minder werden und endlich ganz verschwinden. Während dieser Heilung kehret das Gesundheitsgefühl, welches in solchen Fällen mehr oder minder getrübt ist, zugleich mit der verlorenen Farbe der Gesundheit wieder, und der Mensch wird nicht bloss das Wasser los, sondern er wird, was doch die Hauptsache ist, gesund.

Ich hatte bis vor Kurzem noch nie die Menge des täglich genossenen Getränkes mit der des ausgesonderten Harnes bei einem auf der Besserung befindlichen Wassersüchtigen genau verglichen, sondern letzten nur nach dem Augenmasse geschätzt, welches auch für die Praxis hinreicht, und mich hinsichtlich der fortschreitenden Besserung nie täuscht, vorausgesetzt, dass mit der Wassersucht nicht ein gewisser Grad von Harnruhr verbunden ist, welche Verbindung aber so äusserst selten ist, dass mancher Arzt, der dreissig Jahre die Kunst geübt, sie nicht ein einziges Mahl wird gesehen haben. Da es aber unter den Aerzten auch solche gibt, die da glauben, die Beobachtungsgabe des praktischen Schriftstellers offenbare sich durch Aufzählung aller, selbst solcher kleinen Umstände, welche die Hauptsache um kein Haar verdeutlichen; so habe ich, um auch diesen Amtsbrüdern zu genügen, während ich gegenwärtigen Abschnitt geschrieben, eine an Kupferwassersucht (Bauch- und Zellgewebewassersucht) leidende, sechzigjährige Frau, die gerade gelegen meine Hülfe in Anspruch nahm, gebeten, einige Tage ihr täglich genossenes Getränk und ihren ausgesonderten Harn zu messen. Sie hat dieses vier Tage gethan, und das Ergebniss war, dass sie durchschnittlich jeden Tag vierzig Unzen Getränk zu sich genommen und zwei und achtzig geharnt *).

---

*) Dieser Fall hätte den, der da glaubt, das Kupfer heile die Wassersucht als blosses Diureticum, trefflich eines Besseren belehren können. Die wassersüchtige Frau hatte eine chronische, zwar wenig schmerzhafte, aber sie sehr entstellende Entzündung des rechten Auges, und selbige angeblich schon sechs Monate vor Erscheinung der Wassersucht gehabt. Diese Ent-

In solchen Fällen, wo der Harn zwar sehr vermindert, aber weder braun, noch morastig ist, muss er beim Gebrauche des Kupfers in drei Tagen ganz klar und strohfarbig werden; wird er es nicht, sondern verdunkelt sich seine Farbe, so kann man darauf rechnen, dass diese Wassersucht nicht von einer Kupferaffektion des Gesammtorganismus abhängt, und man muss dann die Artung derselben genauer ausmitteln, wenn man sie heilen will.

Was ich früher von Eisenwassersucht gesagt, sage ich jetzt auch von der Kupferwassersucht; diese kann zuweilen mit einem Urleiden eines Organs verbunden sein, und ist alsdann, wie alle vermischte Krankheiten, schwieriger zu erkennen und zu heilen. Ist aber das mit der Kupferwassersucht verbundene Urorganleiden ein wirklicher, alter, vielleicht das Gebilde des Organs schon abnorm verändernder, unheilbarer Fehler, so siehet es um die Heilung der Wassersucht misslich aus. Was sich über diesen Gegenstand sagen lässt, habe ich schon im vorigen Abschnitte, von der Eisenwassersucht sprechend, bemerkt und mag es jetzt nicht zum Ekel der Leser wiederholen.

Da, wo das Kupfer anfänglich dem Kranken gut thut und die Harnabsonderung vermehrt, deutet ein Stillstand in dieser Besserung gewöhnlich auf einen gemischten Krankheitszustand. Es ist dann die Sache des Arztes, zu untersuchen, mit welchem Organleiden die Kupferaffektion des Gesammtorganismus verbunden sei; entdeckt er dieses und ist es seiner Kunst heilbar, so heilt er auch die Wassersucht. So habe ich mehrmals verborgene Leberfehler bei dem Gebrauche des Kupfers nicht bloss durch den Stillstand der Besserung, sondern auch durch gleichzeitig entstehende Spannung im rechten Hypochondrio erkannt; ähnliche Erfahrung habe ich bei der Milz gemacht, und bin in diesem Fall durch einen Zusatz von Eichelnwasser zum Kupfer, in jenem durch Quassiawasser zum Zwecke gekommen.

Uebrigens rathe ich jedem, nur in den Fällen, wo Stillstand der Besserung eintritt, auf erscheinende vermuthliche Zeichen urerkrankter Organe zu achten. Ist kein Stillstand der

zündung verschwand bei dem Gebrauche des Kupfers gleichzeitig mit der Wassersucht, ohne Anwendung äusserlicher Mittel.

Besserung sichtbar, so muss man auf solche vermuthliche Zeichen vorläufig gar nicht achten, sondern einfach auf dem Wege fortschreiten, den man eingeschlagen; er führt am sichersten zum Ziele. Hat man dieses erreicht, so kann man hintennach versuchen, die Krankhaftigkeit eines Organs, deren Erkenntniss einem während der Kur geworden, zu heilen. Es kann manche Krankhaftigkeit des einen oder des anderen Organs im Körper vorhanden sein, welche mit der Kupferwassersucht nichts gemein hat; wozu sollte es also dienen, sie während der Kur zu berücksichtigen? Wer ohne Noth, bloss nach phantastisch theoretischen Ansichten, von der einfachen, sichtbar zur Heilung führenden Behandlung abspringt, der muss sich nicht wundern, wenn er später zum Ziele kommt, oder dasselbe auch wol gar nicht erreicht. Es würde thöricht sein, wenn ich jetzt Krankengeschichten einfacher Kupferwassersuchten erzählen wollte; sie würden den Leser wenig unterhalten, denn ich könnte ja nur das darin wiederholen, was ich eben gesagt. Wollte ich aber Fälle vermischter Kupferwassersucht erzählen, und zwar solch schwierige, in denen die Krankhaftigkeit der Organe nicht durch Zeichen, sondern nur durch Probemittel zu ergründen war, so müsste ich über manchen einzelnen Fall wol mehr als einen Bogen voll schreiben, indem ich hier die Hauptsache, die verstandhafte Weise, zur Erkenntniss zu gelangen, in ein helles Licht zu stellen genöthiget sein würde. So etwas passt aber besser für einen Schriftsteller, der die Jugend belehrt, wie sie sich selbst verstandhafte Rechenschaft von ihrem praktischen Handlen geben muss, als für mich, der ich bloss bezwecke, meinen achtbaren Amtsgenossen eine müssige Stunde zu verplaudern. Jedoch will ich meinen jüngeren Kollegen zu Liebe einen Fall erzählen, der das in ein helles Licht stellet, was ich eben gesagt, dass man nämlich die, während der fortschreitenden Besserung sich offenbarende wahrscheinliche Erkrankung eines Organs nicht zu berücksichtigen braucht, wenn diese die Besserung nicht stillständig macht.

Den 22. Oktober 1824 wurde ich zu einem an der Bauchwassersucht leidenden Manne gerufen, um mich mit seinem Arzte zu berathen. Mein Amtsgenosse hatte, so viel ich die Sache kenne, alles gethan, was er nach schulrechter Ansicht

thun konnte; seine Bemühungen waren aber fruchtlos geblieben, und der Kranke, immer geschwollener und elender statt besser geworden, hatte ganz den Muth verloren. Vor Ankunft meines Amtsgenossen, die sich durch anderweitige Geschäfte verzögerte, untersuchte ich mit Musse den Kranken, und da er ein sehr verständiger Mann war, seine Gattinn auch das, was er allenfalls aus Schwachheit in seiner Erzählung vergass, aus ihrem Gedächtniss ergänzte, so brachte mich diese Untersuchung zu der Erkenntniss, dass er an einer in den Nieren vorwaltenden, als behinderte Harnabsonderung sich offenbarenden Kupferaffektion des Gesammtorganismus leide. (Vorbehalten jedoch die Möglichkeit geheimer, durch die Ausfragung nicht erkennbaren Organfehler.) Mein erfahrener und sehr rechtlicher Amtsgenosse hatte gegen die Anwendung der Kupfertinktur nichts einzuwenden, und schien diesem neuen Heilversuche eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ich theilte ihm die Bereitung der Tinktur mit, liess sie aber aus der hiesigen Apotheke holen, weil der dortige Apotheker sie etlicher Unzen wegen doch nicht machen konnte. Die Wirkung war so, wie ich sie bei reiner Kupferaffektion zu sehen gewohnt bin. Der dunkle, trübe Harn wurde klar, hell von Farbe und vermehrte in etlichen Tagen so, dass seine Menge die des täglich genossenen Getränkes, nach ungefährer Schätzung, um ein Merkliches überstieg; begreiflich musste nun das vorhandene Bauchwasser täglich minder werden. Mit dieser Verminderung der Wassermasse kehrte aber auch die Gesundheit wieder, und es lässt sich von der regelmässigen, ohne Anstoss fortschreitenden Besserung nicht viel Worte machen.

Während der Kranke nun schon ziemlich weit in der Besserung vorgerückt war, äusserten sich bei ihm Hämorrhoidalknoten. Mein Amtsgenosse wollte jetzt auf die Bauchvollblütigkeit besondere Mittel anwenden, ich war aber nicht seiner Meinung. Das regelmässig fortschreitende Gesunden war so, dass kein Mensch etwas daran verbessern konnte; die Wassersucht konnte unmöglich von der Krankhaftigkeit des Pfortadersystems abhangen, denn hätte sie wirklich davon abgehangen, so würde das Kupfer gewiss nicht eine so regelmässig fortschreitende Besserung bewirkt haben: warum sollte man

also, etlicher wenig schmerzhafter Hämorrhoidalknoten wegen, die einfache Behandlung verwickeln, und Hülfen anwenden, die so theoretisch zweckmässig sie sein mochten, doch die fortschreitende Besserung hätten in Stocken bringen können? —

Einige Zeit darauf, da ich eines anderen Kranken wegen in jene Stadt kam, besuchte ich den Mann und fand ihn auf seiner Schreibstube beschäftiget. Ich rieth ihm jetzt, die Kupfertinktur noch mehre Wochen fortzugebrauchen, denn wenn er gleich kein Wasser mehr im Bauche habe, so könne man doch nicht mit Sicherheit behaupten, dass in seinem Körper die Geneigtheit zur Wassererzeugung vollkommen getilgt sei; darum sei es bei dieser Unsicherheit, der Klugheit gemäss, lieber etwas zu viel, als etwas zu wenig Vorsicht anzuwenden. Hinsichtlich der Bauchvollblütigkeit, von der sich aber früher nie Spuren gezeigt, rieth ich ihm, künftig bei erscheinenden Hämorrhoidalknoten Blutegel ansetzen zu lassen, und durch die Zeit Schwefel zu gebrauchen. Da er ein recht verständiger Mann war, wird er, denke ich, meinen Rath wol befolgt haben. Das ist nun die ganz einfache Krankengeschichte; jetzt will ich noch eine eben so einfache, aber etwas seltsame Nachschrift dazu machen. Begreiflich hatte ich von diesem Manne, der mir übrigens ganz fremd war, seitdem ich ihn geheilt, weiter nichts gehört. Acht Jahre darauf bekomme ich von ihm einen aus einer entfernteren Haupt- und Residenzstadt datirten Brief. Er schreibt mir: seit ich ihn vor acht Jahren von der Wassersucht befreiet, habe er fortwährend einer ungetrübten Gesundheit genossen. In der letzten Zeit aber, da er seiner Amtsgeschäfte wegen genöthiget gewesen, sich anhaltend der kalten und regnerischen Witterung auszusetzen, sei er von Katarrhalzufällen heimgesucht, und aus diesen habe sich, obschon er gleich ärztlichen Rath gesucht, wieder die Wassersucht entsponnen. Der Arzt gebe sich freilich mit ihm viel Mühe, aber bei dessen Bemühungen gehe doch seine Gesundheit so sichtbar den Krebsgang, dass er jetzt wegen grosser Schwäche kaum diesen Brief vollenden könne. Er bat mich dringend, ihm die Tropfen zu schicken, durch welche ich ihn vor acht Jahren geheilt; auf diese setze er noch seine einzige Hoffnung.

Abschlagen konnte ich ihm seine, wirklich sehr rührend

vorgetragene Bitte nicht; allein wie war es mir möglich, zu errathen, ob seine jetzige Wassersucht wieder der nämlichen Artung sei als die frühere? — Acht Jahre ist schon eine für ein Menschenleben lange Zeit, und wie kann in dieser der Körper verändern!

Ich schrieb ihm dieses ausführlich, und so deutlich, dass sein nichtärztlicher Verstand es begreifen musste. Ich machte es ihm zur Pflicht, seinem Arzte die Arzeneiflasche, auf deren Gebrauchszettel der Inhalt bemerkt war, zu zeigen, ihm, wenn er es noch nicht gethan, seine frühere, durch diese Arzenei bewirkte Heilung zu erzählen, und sie jetzt nur mit dessen Genehmigung zu gebrauchen. Ich hätte mir aber die Mühe eines ausführlichen Briefes ersparen können, denn kurz darauf erhielt ich von seiner Gattinn die Nachricht, er sei schon vor Eintreffen meines Schreibens gestorben.

Ich kann unmöglich wissen, ja nicht einmahl muthmassen, ob dieser Mann an einer Kupferwassersucht, oder an einer anderen Art dieser Krankheit gestorben ist; was ich also noch zu sagen habe, muss keiner meiner Leser auf den erzählten Fall beziehen.

Kupferwassersucht ist nur durch das Kupfer selbst, nicht durch die dem Kupfer verwandten Mittel zu heilen; zum wenigsten werden die Fälle, in denen letzte den Foderungen des Arztes genügen, selten sein. Mittel, welche die Nieren zur vermehrten Harnabsonderung reizen *(Diuretica)*, heilen nicht die Kupferwassersucht, wenn sie gleich zuweilen ein paar Tage lang den Arzt und den Kranken durch etwas veränderte und vermehrte Harnabsonderung täuschen. Die Paracentese befördert nicht die Heilung. Wer den Kranken durch Purgirmittel heilen will, der kann darauf rechnen, dass er ihn auf dem kürzesten Wege zum Kirchhofe führt.

Uebrigens habe ich bloss Bauch- und Zellgewebewassersucht durch Kupfer geheilt, nicht Brustwassersucht. Letzte scheint meist von einer Krankhaftigkeit des Herzens herzurühren, und die wird das Kupfer nicht heilen.

Meinen jüngeren Amtsgenossen gebe ich folgende Warnung. Haben sie je einen Wassersüchtigen geheilt, das heisst, ihm nicht bloss das Wasser entleeret, sondern ihn auch wahr-

haft gesund gemacht, und der nämliche Mann wird 5, 8, 10 Jahre, oder noch später nachher wieder wassersüchtig, so müssen sie sich vor allen Dingen nicht einbilden, dass diese letzte Wassersucht wieder eben so geartet sei als die frühere. Das kann allerdings wol so sein; die Wahrscheinlichkeit aber, dass es nicht so sei, ist eben so gross als die, dass es so sei. Ich habe schon früher in diesem Buche bei einer anderen Gelegenheit gesagt, dass jede Erkrankung eines Organs, sei sie auch noch so gründlich gehoben, eine Geneigtheit zu ähnlicher Erkrankung in dem Organe zurücklasse. Unwidersprechlich sind bei aller Wassersucht die Nieren krank; denn es mag in denselben eine Affektion des Gesammtorganismus vorwalten, oder sie mögen consensuell, oder urergriffen sein, so sind sie doch jedenfalls krank. Von dieser Erkrankung kann denselben, wie jedem anderen Organe, eine Geneigtheit zu ähnlicher Erkrankung überbleiben, und sie können später durch solche Veranlassung erkranken, durch welche Nieren, die früher immer gesund geblieben, nicht erkranken würden.

Wenn man dieses allgemeine, zwar nicht erklärbare, aber durch Beobachtung erkennbare Gesetz des Organismus im Auge hält, bleibt man am besten vor aller Einseitigkeit in der Behandlung bewahret. Man wird dann nicht sagen: weil ich den jetzt wassersüchtigen X. vor fünf oder sechs Jahren, da er an der nämlichen Krankheit litt, durch das Mittel A. geheilt habe, so muss er jetzt wieder durch das Mittel A. geheilt werden; sondern man wird die Artung der Wassersucht des kranken X. so genau und so vorurtheilfrei untersuchen, als habe er früher nie an der nämlichen Krankheit gelitten.

Um das, was ich jetzt gesagt, durch ein Beispiel deutlich zu machen, brauche ich keinen besonderen Fall zu erzählen, sondern mich nur auf einen schon erwähnten zu beziehen. Die Frau nämlich, von der ich oben gesagt, dass ich sie die Menge des genossenen Getränkes und des ausgeleerten Harnes habe messen lassen, war fünf Jahre früher auch wassersüchtig; ich heilte sie damahls, weil die Leber urerkrankt war, durch Quassiawasser; jetzt aber, weil nicht ihre Leber, sondern ihr Gesammtorganismus urerkrankt war, heilte ich sie durch Kupfer.

Da ich wahrscheinlich jetzt zum letzten Mahle in diesem Buche von der Wassersucht spreche, so muss ich noch einer seltsamen Volksmeinung gedenken, von der ich nicht weiss, ob sie sich ursprünglich in dem unärztlichen Verstande des Volkes erzeugt hat, oder ob sie von den alten Aerzten den Leuten in den Kopf gesetzt, und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt ist. Der gemeine Mann ist nämlich der Meinung, bei der Wassersucht müsse der Kranke das Trinken möglichst meiden. Trinken vermehre das Wasser und hindere die Heilung.

Im sechzehnten Jahrhundert, und früher, war wol die Mehrzahl der Aerzte der Meinung, dass die Wassersüchtigen, sich wo nicht alles Getränkes enthalten, doch nur zur höchsten Nothdurft trinken dürften. In meiner Jugend habe ich mir aus manchen alten Schriftstellern, die ich nicht kaufen konnte, solche Stellen ausgeschrieben, die mir damahls bemerkenswerth schienen. Obgleich die meisten dieser Schriftstellen mir jetzt weit weniger wichtig scheinen als damahls, so bin ich doch jetzt noch auf eine gestossen, die, in Betreff des Durstens bei der Wassersucht, sehr merkwürdig ist. Ich bedaure nur, dass ich den Namen des Schreibers derselben nicht angeben kann, er ist in meinen Papieren durch die Zeit und durch andere Schicksale ganz unleserlich geworden. Ich vermuthe bloss, aus vor- und nachstehenden Stellen, dass die anzuführende von *Victor Trincavelli* sein muss, kann mich aber nicht davon überzeugen, weil ich diesen Schriftsteller nicht selbst besitze und jetzt auch keinen Kollegen kenne, der ihn mir borgen könnte. Die Stelle lautet also: *Novi ego non postremi nominis medicum, Hispanum publice Bononiae profitentem, qui solo esu alimentorum assorum et abstinentia potus omnis per 40 dies continuata curatus est absque ullo prorsus medicamento.* Das wäre also eine wahre Durstkur. Ich selbst habe diese Kur absichtlich nie angewendet, jedoch manche Leute aus der geringeren Volksklasse gefunden, die zwar nicht, wie jener Spanier, sich alles Getränk versagten, aber doch nur zur höchsten Nothdurft tranken. Sobald ich dieses gewahr wurde, rieth ich ihnen, so viel zu trinken als sie Durst

hätten, denn ich sah eben nicht, dass durch ihre Enthaltsamkeit die Heilung besser von Statten ging.

In des *Ant. Benivenius* Buch *de abditis morborum et sanationum causis (Cap.* 13.*)* findet man eine seltsame, dahin einschlagende Geschichte. Ein Bauer, der an einer alten Zellgewebewassersucht leidet, verlangt von *Benivieni*, er solle ihn heilen; dieser erklärt, er könne ihn nicht heilen, sein Uebel sei schon zu alt. Der Bauer lässt sich aber so leicht nicht abweisen, sondern verlangt dringend einen Rath. *Benivieni* muss über dessen Zudringlichkeit lächeln, und um seiner los zu werden, sagt er ihm: mein Freund! willst du genesen, so musst du nichts mehr trinken, als nur eben hinreicht, dein Leben zu fristen.

Ein Jahr nachher kommt derselbe Bauer wieder zu *Benivieni* und sagt: er sei derjenige, den er durch seinen guten Rath von der Wassersucht befreiet; nun komme er anfragen, ob er jetzt, da er geheilt sei, wieder trinken dürfe. Der Bauer muss wol das ganze Jahr durch gar nichts getrunken haben, denn es stehet ausdrücklich dort: *ad te revertor, scire cupiens, an adhuc mihi liceat aliquid bibere, cum hactenus nihil biberim. Benivieni* räth ihm, sich allmählig an den Wein zu gewöhnen, und zwar an ungewässerten. (Die Geschichte spielt nämlich in Italien, wo man die starken Weine gern mit Wasser gemischt trinkt.)

Da die alte Hungerkur in unseren Tagen wieder hervorgesucht ist, so kann ich, sterbe ich nicht bald, noch erleben, dass auch die Durstkur wieder in Ehren kommt. In dieser Voraussetzung mache ich vorläufig folgende Bemerkung, ohne jedoch dadurch im Allgemeinen über den Werth der Kur absprechen zu wollen.

In derjenigen Wassersucht, die von einer Urerkrankung der Nieren abhängt, und in der der sparsam ausgesonderte Harn nicht selten so sauer ist, dass das eingetauchte Lackmuspapier sich so schnell und stark röthet, als habe man es in scharfen Essig getaucht; in dieser Wassersucht, welche man gar trefflich durch Magnesia, Ammonium oder andere Lungensalze heilt, wird die Durstkur nicht gut thun, denn ich habe

bemerkt, dass, nächst den besagten Mitteln, reichliches Trinken sehr wohlthätig ist.

Auch die alten Aerzte mögen wol Fälle erlebt haben, in denen reichliches Trinken sich zweckmässiger erwiesen als Dursten; wahrscheinlich haben sie aber den guten Erfolg des reichlichen Trinkens, weil er ihrer vorgefassten Meinung widersprach, dem blinden Zufalle zugeschrieben, ja manche mögen wol solche Fälle, als ganz unerklärliche Dinge, der Aufzeichnung nicht werth gehalten haben. Ich wünschte, dass einmahl ein gelehrter Arzt (der aber Meister einer grossen Bücherei sein und Geduld und Zeit haben müsste, viele alte Bücher zu durchstöbern) uns mit einer ausführlichen Abhandlung über die Durstkur beschenkte. Ich selbst weiss, ausser dem Angeführten, nichts von diesem Gegenstande, als noch ein recht artiges Stückchen von *Dominicus Panarolus* (*Obs.* 24. *Pentecoste* 2.), welches ich zum Schlusse, weil es kurz ist, den Lesern wörtlich zum Besten geben will. *Puella quaedam hydrope lethali torquebatur*; *jubentibus nobis potus cujuscunque fugam*, *ut fieri debet*, *tantam aquae quantitatem aliquando bibit*, *ut rúmpi videretur*. *Sed quoniam*, *ut ajunt*, *fortuna pueris et stultis auxiliatur*, *alvi fluore oborto*, *pristinae sanitati restituta convaluit*. Da sie nun gesund geworden ist, so begreift jeder leicht, ohne dass der Römische Professor es sagt, dass durch das übermässige Wassertrinken die gestörte Harnabsonderung normal geworden sein muss, denn der Bauchfluss allein konnte die Heilung doch nicht bewirken.

Das Hinweisen auf die alte Sage, dass Kindern und Narren das Glück diene, ist zwar eine recht treuherzige, aber wahrhaftig keine professoralische Aeusserung dieses Schriftstellers; er scheinet ganz übersehen zu haben, dass es dem Leser sehr nahe liegt, die Kranke für das Kind und den Professor für den Narren zu nehmen.

Bluth arnen. — Wenn die Blutung aus den Nieren kommt, ist das Uebel zuweilen in Kupferaffektion des Gesammtorganismus begründet. Dieses muss nicht bloss bei Menschen so sein, sondern auch beim Rindvieh *); denn einst hat

*) Beim Rindvieh muss diese Blutung häufiger sein als bei dem Menschen, bei diesem kommt sie, verhältlich zu anderen Uebeln, selten vor.

mir ein rheinländischer Bauer gesagt, gegen das Bluthamen des Rindviehes sei kein besseres Mittel, als demselben etliche Kupferpfennige einzugeben, das helfe bestimmt. Er sprach auch nicht davon, als von einer besonderen Heimlichkeit, sondern als von einer unter den dortigen Landleuten bekannten Sache.

Beim Bluthamen, welches von Hämorrhoiden der Blase kommt, habe ich das Kupfer noch nie gegeben; hier thut man wol am besten, durch Blutegel an den After nicht bloss die heftigen Schmerzen zu lindern, sondern auch der Natur den wahren Weg der Entleerung zu zeigen. Jedoch ist die Natur zuweilen sehr eigensinnig und ungelehrig in diesem Punkte. Uebrigens begreift jeder leicht, dass ich das Kupfer nicht als ein Specificum gegen alle Nierenblutungen empfehle. So möchte es z. B. schlecht bei der passen, welche, wie die Schriftsteller sagen, von dem mechanischen Reize scharfer Steine in diesen Organen entstehet. Ich selbst sah aber solche Blutung noch nie, obgleich ich sonst alle mögliche gräuliche Zufälle von diesen steinernen Reizen zum Ueberdruss beobachtet habe. Auch Nierenblutung, welche durch einen hohen Grad von Eisenaffektion des Gesammtorganismus bewirkt wird (beim Petechialfieber, oder bei dem *Morbo haemorrhagico maculoso*), möchte wol weit eher durch Kupfer verschlimmert als verbessert werden. Ich rathe zum wenigsten niemand, es bei solchen und ähnlichen Krankheiten anzuwenden.

Rheumatismus. Gicht. — Meine Leser mache ich besonders darauf aufmerksam, dass der Rheumatismus nicht selten, besonders in gewissen Jahren, Kupferaffektion ist. So habe ich vorzüglich in den Jahren 32 und 33 mehr Kranke, nicht einbildisch, sondern sichtbar und bald durch Kupfer geheilet. Ich gestehe aber, dass ich die Erkenntniss der Art der Krankheit nur durch den als Probemittel gegebenen kubischen Salpeter, nicht durch Zeichen erlangen konnte. Im Allgemeinen habe ich zwar beim Kupferrheumatismus die Weichtheile der sehr schmerzhaft ergriffenen Glieder nicht so lebhaft entzündet und so stark geschwollen gesehen als man dieses wol beim Salpeterrheumatismus siehet, kann aber dieses nicht als ein unterscheidendes Zeichen des Kupferrheumatismus

angeben, denn wer viel mit dieser Krankheitsform umgegangen ist, der wird so gut als ich beobachtet haben, dass zuweilen auch beim echten Salpeterrheumatismus die Weichtheile der ergriffenen Glieder nur sehr mässig entzündet sind.

Das chronische Gliederreissen, welches im gemeinen Leben Gicht heisst, kann eben so wohl, wie der ***Rheumatismus acutus***, Kupferaffektion des Gesammtorganismus sein, und in diesem Falle wird es schwerlich durch andere Mittel geheilt. Vor ziemlich langer Zeit (das Jahr habe ich vergessen) bat mich ein residenzstädtischer Tonkünstler, ihn von der Gicht zu befreien. Durch den Ruf war er mir als ausgezeichneter Violinspieler bekannt; jetzt konnte er aber, der Unbrauchbarkeit seiner Arme wegen, nicht mehr geigen, und mit seinen Füssen war es auch übel gestellet, denn sein Gang war langsam, vorsichtig und humpelnd. Er sagte mir: sein residenzstädtischer Arzt habe, nach vielen vergebenen Heilversuchen, ihm das Aachener Bad, als das einzige noch übrige Heilmittel angerathen. Eine schwache, wenig berühmte Eisenquelle sei ihm später von einem anderen Arzte, der sich vermessen, die Sache besser zu kennen, sehr gepriesen und er dadurch bestimmt worden, sie zu versuchen; sein Uebel sei aber durch die Eisenbäder eher schlimmer als besser geworden. Darauf haben ihm hierländische Freunde den Vorschlag gethan, sich mir einmahl anzuvertrauen, um zu sehen, ob ich ihn vielleicht der Aachener Reise überheben könne. Das Aachener Bad sei doch so unbedingt heilsam in der Gicht auch nicht; man sehe zwar einige geheilt, aber andere eben so gichtisch davon zurückkehren als sie hingegangen.

Nachdem ich den Mann ausgefragt, erklärte ich ihm: es sei mir unmöglich, in dem gegenwärtigen Falle die Natur der Krankheit durch Fragen, Sehen und Fühlen zu ergründen; also müsse ich es durch unfeindliche Probemittel thun. Da dieses aber, je nachdem die Erkenntniss leicht, oder schwer sei, eine längere, oder kürzere Zeit erfordere, so rathe ich ihm, sich hier ein Zimmer zu miethen, damit ich ihn sehen könne, so oft ich es für nöthig halte. Er war das zufrieden und miethete sich in einem mir gelegenen Hause ein.

Ich wendete jetzt nach Gründen der Wahrscheinlichkeit

(welche auszulegen, den Leser wenig unterhalten würde) etliche Probemittel an, und nachdem ich gefunden, dass seine Gicht eine unvermischte, in den Gliedern vorwaltende Kupferaffektion des Gesammtorganismus sei, sagte ich ihm: er könne jetzt mit dem Heilmittel nach Hause gehen, dieses werde ihm dort so gut helfen als hier, wo er sich nothwendig ohne Beschäftigung und Unterhaltung sehr langweilen müsse. Er bezeigte aber wenig Lust, sich so weit zu entfernen, sondern zog es vor, an einem nur zwei Meilen entfernten Orte, wo er Verwandte oder Bekannte hatte, seine Genesung abzuwarten. Ich nahm die Absprache mit ihm, dass er, wenn die verschriebene Portion Kupfertinktur verzehrt sei, wieder neue von der Apotheke holen lasse, und mir nur dann schreibe, wenn eine Stockung in der Besserung eintreten sollte, welches jedoch unwahrscheinlich sei. Auch bemerkte ich ihm zum Ueberfluss die Möglichkeit, dass nach hergestellter Gesundheit noch wol ein kleiner schmerzhafter Rest des Uebels in dem einen oder dem anderen Gliede überbleiben könne. Wenn er das gewahr werde, müsse er mir es schreiben, oder selbst zu mir kommen, denn ein solches Ueberbleibsel sei gewöhnlich ein örtliches Uebel und ich könne es nur durch äusserliche Mittel heben.

Von Zeit zu Zeit liess er mir nun mündlich durch den Apotheker sagen, wenn er von diesem neuen Vorrath der Tropfen foderte, es gehe mit seiner Gesundheit immer besser. Nach drei Wochen erschien er selbst, von seinem Gliederschmerze vollkommen geheilt, als lebensfroher, rühriger Mann. Er dankte mir herzlich für meine Sorgfalt, bemerkte mir, dass ich ihn nicht bloss befähiget, seine Kunst wieder wie früher zu üben, sondern dass ich ihm auch durch meine einfache Behandlung eine bedeutende Geldausgabe (für die Badefahrt) ersparet habe; er begehrte jetzt zu hören, wie viel Geld er mir für diese Heilung schuldig sei.*) Er ist mir bei dieser

*) Diejenigen meiner Leser, welche sich Menschenkenntniss erworben, werden aus der Erzählung schon abnehmen, dass der Tonkünstler ein sehr rechtlicher Mann war. Gemeine Knauser, wenn sie, vollkommen geheilt, Rechnung fodern, stellen sich gewöhnlich, als seien sie nur halb geheilt, oder

Gelegenheit ausserordentlich merkwürdig geworden; nicht wegen seiner geheilten Gicht, sondern wegen eines ausnehmenden Scharfsinnes, den er jetzt offenbarte, und ich glaube, die Erzählung dieses Auftrittes wird dem sinnigen Leser mehr Unterhaltung gewähren, als die gelehrteste und unverständlichste Nachschrift mancher gedruckten Krankengeschichte. Damit aber niemand nach der Sinnspitze meiner Erzählung zu rathen braucht, bemerke ich vorläufig, dass mir, der ich mich nie mit irgend einem Zweige der Staatsarzeneikunde befasst, die gesetzliche Medizinaltaxe immer ein ganz unauflösliches Räthsel gewesen war. Es kam mir nämlich so vor, als habe der Staat durch diese Taxe den Arzt in die wahrhaft seltsame und unheimliche Stellung gebracht, dass seine geldliche Einnahme mit seiner künstlerischen und sittlichen Vervollkommnung (verhältlich zu der Zahl seiner Kranken) nothwendig im umgekehrten Verhältnisse stehen müsse. Unser Tonkünstler war endlich der Mann, der mir dieses Räthsel lös'te; darum werde ich ihn auch nie vergessen.

Wie gesagt, er foderte Rechnung von mir. Mein werther Herr! erwiederte ich, ich bin jetzt, nachdem ich zum Ueberdruss Franzose gewesen, endlich wieder geworden, was ich bei meiner Geburt war, preussischer Bürger. Die preussische Medizinalordnung ist vor Kurzem hier eingeführt und vor drei Tagen ist mir das Amtsblatt mit der Medizinaltaxe zugeschickt. Ich habe den Grundsatz, die Gesetze des Landes, dessen Bürger ich bin, gewissenhaft zu beobachten; also darf ich auch keine höhere Foderung an Sie machen, als die Taxe bestimmt. Da Sie mir aber selbst gesagt, dass Sie in Ihrer Residenzstadt jährlich 5000 Gulden verdienen, und weder Frau noch Kinder haben, so werden Sie mir auch, ohne dass es Ihnen wehe thut, nach unserer kleinstädtischen Taxe bezahlen können. — Er lächelte bejahend. — Hier, sagte ich, ist das neuste Amtsblatt, worin die Taxe stehet, und hier ist mein Buch; Sie können meine Foderung selbst ausrechnen. Um Ihre Krank-

als fehle doch noch etwas an der Heilung. Dadurch soll der Arzt etwas kleinmüthig gemacht, und bestimmt werden, seine Dienste gering anzuschlagen.

heit kennen zu lernen, besuchte ich Sie hier im Orte zehnmahl, das macht gerade, nach dem kleinstädtischen Satze unserer Taxe, vier Thaler. Der Tonkünstler wurde jetzt auf einmahl stumm; seine heitere Miene verwandelte sich in die des tiefen Nachdenkens; nach ein paar Minuten holte er, immer noch in Nachdenken versunken, vier harte Thaler aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, schaute mich starr an und sagte: Herr Doktor! das ist wenig, wahrhaftig, sehr wenig; — aber, — freilich, — die Kunst kann nicht bezahlt werden *).

Chronische Hautausschläge. Manche derselben, sie mögen Namen haben welche sie wollen, sind Offenbarung einer Kupferaffektion des Gesammtorganismus. Ich habe Menschen, die auf der Haut ein unerträgliches Jucken hatten, ohne dass ich mit meinen Augen einen Ausschlag entdecken konnte, bloss durch den innerlichen Gebrauch des Kupfers von diesem lästigen Uebel befreiet. Anderen habe ich durch dieses Mittel von solchen nässenden Flechten geholfen, die nicht bloss eine einzelne Hautstelle, sondern einen beträchtlichen Theil der Oberfläche des Körpers einnahmen. Meinen jüngeren Amtsgenossen muss ich aber bemerken, dass solche Flechtenausschläge in den wenigsten Fällen Offenbarung einer Kupferaffektion sind, sondern öfterer von einem Urleiden des Hautorgans herstammen, zuweilen auch von einem Urleiden

---

*) Wäre er einer von den zwar dankbaren, aber unzarten Menschen gewesen, so würde seine Dankbarkeit ihn ohne Zweifel bestimmt haben, mir ein paar Thaler mehr, als meine Foderung war, anzubieten; er hatte aber ein zu zartes Gefühl des Schicklichen, als dass er sich einer solchen Gemeinheit (auf welche Ich mehrmahls in meinem Leben gestossen) hätte schuldig machen können. Jeder, der von dem Arzte Rechnung verlangt, stehet von dem Augenblicke an, wo er dessen Foderung weiss, in dem nämlichen Verhältnisse zu ihm, als zu jedem anderen Kaufmanne. Wer einem Kaufmanne mehr für seine Waare zahlen wollte, als dieser gefodert, der würde ja in Verdacht gerathen, als sehe er ihn für einen verarmten, der milden Beisteuer bedürftigen Mann an, und er würde sich schlechten Dank bei ihm verdienen.

Im Grunde habe ich dadurch, dass ich des Tonkünstlers Geld angenommen, etwas unbillig gehandelt, denn seine geniale Lösung des Medizinaltaxräthsels war offenbar eben so viel werth als meine Gichtheilung.

der Nieren; ich rathe ihnen also, nicht zu viel und nichts Unbilliges vom Kupfer zu verlangen. In solchen Fällen, wo der Ausschlag wirklich Kupferaffektion des Gesammtorganismus ist, helfen keine Schwefel-, noch Quecksilbersalben, sondern der innerliche Gebrauch des Kupfers hilft allein. — Ich wurde einst zu armen Leuten eines kranken Kindes wegen gerufen, und fand dort den Bruder der Hausfrau, einen jungen Mann, müssig auf dem Stuhle sitzen. Da ich ihn früher mehrmahls in einer Branntweinbrennerei als Arbeiter gesehen, so fragte ich ihn, warum er denn müssig dasitze? ob er sich vielleicht mit dem Meister, oder mit dem Herrn der Brennerei verzürnt habe? — Er zuckte die Achseln und erwiderte: gern wolle er arbeiten, allein er sei unfähig dazu, er sei krank.

Seine Krankheit bestand in einem nässenden, stark juckenden Flechtenausschlage, der am meisten seine Arme, dann aber auch Rumpf und Beine übel schändete. Zur Arbeit, das sah ich wol, war er unfähig, denn beide Handgelenke waren durch den sie überziehenden Herpes fast unbeweglich. Da ich wol begriff, dass der Ausschlag nicht neu mehr sein könne, so fragte ich, wann und wie er entstanden und warum man denselben also habe einwurzeln lassen.

Nun nahm die Schwester das Wort und sagte: Vor länger als einem halben Jahre haben sie und ihr Bruder die Krätze bekommen. Sie sei vor ihrer Ehe Haushälterinn des Medizinalrathes *K** gewesen, habe sich also, da sie krätzig geworden, gleich zu ihrem alten, liebreichen Herren begeben, um bei diesem Hülfe zu suchen. Durch Arzenei und Salbe sei sie selbst von der Krätze befreiet worden, ihr Bruder aber nicht. Nun sei sie mehrmahls zu dem Medizinalrathe gegangen, für ihren Bruder andere Hülfe zu suchen, habe auch mehre Salben und Arzeneien erhalten, allein das Uebel sei nach und nach verschlimmert, und zuletzt so geworden, wie ich es jetzt sehe. Vor zwei Monaten habe der Bruder auf alle Arbeit verzichten müssen, denn seine Glieder seien nicht bloss unbeweglich, sondern er sei auch kraftlos und abgemagert. Der Bruder, der diese Erzählung in allen Punkten bestätigte, setzte noch hinzu: sein nächtlicher Schlaf sei unterbrochen und unerquicklich, und abgesehen von dem Schmerze, welchen ihm die

Bewegung seiner Glieder verursache, fühle er auch eine Schwere und Trägheit in seinem ganzen Leibe, und die traurige Aussicht, dass er, unfähig zur Arbeit, nächstens zur Klasse der wirklichen Bettler heruntersinken werde, mache ihn noch obendrein ganz missmuthig.

Da der Gedanke der Unheilbarkeit des Uebels in dem Kopfe des Mannes schon unverkennbar Wurzel gefasst, so suchte ich ihm denselben auszureden, und ermuthigte ihn durch das dreiste Versprechen, dass ich ihn heilen wolle, wenn er zusage, genau meine Vorschriften zu befolgen.

Mir war es höchst wahrscheinlich, dass sein Ausschlag kein Urhautleiden sei; in diesem Falle, schien mir, hätte er doch wol den Salben meines achtbaren und erfahrenen Amtsgenossen weichen müssen. Ehe ich ihn jedoch als Vorwalten einer Uraffektion des Gesammtorganismus behandelte, machte ich vorher noch eine kleine Probe. Er sollte angeblich von der Krätze entstanden sein; nun hatte ich schon in meinem Leben durch den äusserlichen Gebrauch des trockenen Schwefels Krätze geheilt, die vergebens mit sehr kräftigen Quecksilbersalben bekämpft war; also wollte ich auch jetzt einmahl versuchen, ob der Ausschlag, der freilich mit der Krätze keine Aehnlichkeit mehr hatte, vielleicht durch dieses milde äusserliche Mittel zu heilen sei. Ein achttägiger, ganz vergebener Gebrauch belehrte mich aber, dass ich es mit keiner Urhautkrankheit zu thun habe, sondern dass der Ausschlag Offenbarung einer Uraffektion des Gesammtorganismus sein müsse. Für Salpeter-, oder Eisenaffektion sprachen gar keine Gründe der Wahrscheinlichkeit, also musste ich von dem Kupfer die Heilung erwarten.

Ich liess jetzt den Kranken sechsmahl tags dreissig Tropfen Kupfertinktur nehmen. Nach dreitägigem Gebrauche wurde ich die erste wohlthätige Wirkung des Mittels gewahr; der Kranke sagte mir nämlich, er bemerke, dass das Gefühl von Mattigkeit in seinem Körper minder werde. Diese Besserung nahm nun täglich zu, so, dass er bald ein Gefühl von Kraft und Wohlsein bekam. Mit meinen Augen konnte ich aber zu der Zeit noch nicht die mindeste Veränderung des Ausschlages bemerken, wiewol der Kranke behauptete, es komme

ihm so vor, als mindere das Jucken. Dass er sich dieses nicht bloss eingebildet, ergab sich weiterhin, wo es merklich abnahm und dann ganz verging. Nun fing die Besserung des Ausschlages an, recht sichtbar zu werden. Die Röthe desselben wurde blasser, das Nässen hörte nach und nach auf, die verdorbene Oberhaut starb ab, lös'te sich als kleine Lappen und Kleien, und die neuerzeugte blieb frei von der Krankhaftigkeit der alten. Kurz, von dem ganzen, wirklich recht garstigen Uebel blieb keine Spur über, als eine von der übrigen Haut sich unterscheidende Röthe derjenigen Stellen, die am übelsten von dem Herpes ergriffen gewesen. Das ist aber nichts Krankhaftes und verschwindet nur mit der Zeit. Uebrigens bemerke ich noch, dass der Mann, den ich vor ungefähr 13 Jahren geheilt, seitdem nie wieder eine Spur dieses Ausschlages bekommen, und dass drei ganze Wochen zur Heilung nöthig gewesen, ungerechnet die achttägige Schwefelprobe.

Wollte ich nun eine schulrechte Nachschrift zu dieser Geschichte machen, so müsste ich zuerst erörtern, ob der Herpes Metamorphose der Krätze gewesen sei. Leider bin ich aber in diesem Punkte nicht einmahl des Geschichtlichen sicher. Die Schwester des Kranken behauptete zwar, er habe mit ihr gleichzeitig die Krätze gehabt. Diese Schwester war aber, da sie früher als Kindermädchen im Hause eines meiner Bekannten diente, dort als die grösste Lügnerinn bekannt. Vorausgesetzt also, dass das Sakrament der Ehe sie nicht von diesem bösen Laster gereiniget (welches mir nicht wahrscheinlich ist), kann ich unmöglich von allem, was sie mir gesagt, auch nur ein Wort glauben. Des Bruders Bestätigung ihrer Aussage ist mir auch nichts werth; denn höchstens kann ich als wahr annehmen, er habe anfänglich selbst geglaubt, krätzig zu sein: weil er es aber geglaubt hat, darum ist er es noch nicht gewesen. Also ist die Krätzmetamorphose nichts weniger als erweislich.

Wie viel mag nun der anhaltende Gebrauch von mehrerlei Salben, die wol meist Quecksilber werden enthalten haben (des *Unguenti citrini* fand ich dort noch eine Portion), zur Steigerung des Uebels beigetragen haben? — Ich weiss es nicht. — Wie viel mag zu dieser Steigerung der gleichzeitige,

tägliche und reichliche Genuss des Branntweins beigetragen haben*)? — Ich weiss es eben so wenig.

---

Nachdem ich nun mehre Krankheitsformen durchgegangen, bei denen ich das Kupfer mit grossem Vortheil heilend gebraucht, so bemerke ich noch ausdrücklich, dass sich seine wohlthätige Wirkung nicht bloss auf diese Krankheitsformen beschränkt, sondern dass man die angeführten nur als solche ansehen müsse, welche mir beim Schreiben zuerst in den Wurf gekommen. Wer da glauben wollte, in denen, von welchen ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, geschwiegen, sei das Kupfer weniger, oder gar nicht dienlich, der würde sich sehr täuschen. Ich habe von dem Asthma nichts in diesem Abschnitte gesagt, aber während ich denselben geschrieben, einem Fräulein, das so heftig und zugleich so seltsam von dieser Krankheit ergriffen war, dass ich kaum wüsste, unter welche schulrechte Kategorie dieses Asthma zu bringen sei, so auffallend schnell durch Kupfer geholfen, dass ich mich kaum erinnere, je in dringlichen Umständen schnellere Hülfe von einer Arzenei gesehen zu haben. Ich habe in diesem Abschnitte nichts von der Hysterie gesagt, aber während ich ihn geschrieben noch ein Fräulein durch Kupfer geheilt, deren Heilung weder durch Bauchmittel, noch durch den zweimonatlichen Gebrauch des kohlensauren Eisens um das geringste gefördert war. Wer den richtigen Begriff des Universalmittels festhält, der wird das Kupfer bald in vorkommenden Fällen brauchen lernen, und durch die nosologischen Formen weder zu dessen Gebrauch bestimmt, noch von dessen Gebrauche abgeschreckt werden. Wer aber jenen Begriff nicht festhält, oder ihn wol gar nicht zu erfassen vermag, dem würde es wahrlich wenig nutzen, wenn ich auch ein Lehrbuch der speziellen Therapie zur Hand nehmen und nach diesem alle

---

*) Ungefähr 20 Unzen Branntwein ist das tägliche Mass, welches der Herr der Brennerei jedem Arbeiter zulegt. Da die Arbeiter aber der stinkenden Hippokrene so sehr nahe stehen, bleibt es bei diesem Masse nicht, sondern sie trinken ohne Mass.

Krankheitsformen durchgehen wollte. Mir scheint es jetzt nützlicher, von den Verwandten des Kupfers ein Wort zu sagen. Diese Verwandten sind (wie oben gesagt): Wein, Branntwein, Aether, destillirte belebende, gewürzhafte Oele, kurz, solche Mittel, welche zu der schulrechten Kategorie der flüchtig reizenden unfeindlichen gehören.

Sollte jemand es vielleicht seltsam finden, dass ich den Wein als ein *Analogon* des Kupfers angebe, ja sollte gar ein geistreicher Leser aus meiner Behauptung folgern wollen, ein Verehrer edler Weine könne dieser etwas theuren Liebhaberei hinfort durch tägliches Verschlucken einiger kleinen Kupferkrystalle genügen; so bemerke ich diesem, dass nicht vom Weine als Nähr- und Schlecktrank, sondern vom Weine als eigentlichem Heilmittel die Rede ist. Gerade durch die das Gehirn und das Gefässsystem aufregende Wirkung, wodurch er den Trinkern unentbehrlich wird, stehet er als Universalarzenei weit unter dem Kupfer. Letztes regt beide genannte Organe nicht auf, und ist mithin in vielen Fällen anwendbar, wo jener es nicht ist.

Allerdings gibt es Kupferaffektionen des Gesammtorganismus, in denen die das Gehirn und das Gefässsystem aufregende Wirkung des Weins der Heilwirkung desselben keinen Abbruch thut, er also dem Kupfer gleich stehen mag; daraus folgt aber nicht, dass er, im Allgemeinen dem Kupfer gleichstehend, eine eben so vollkommne Universalarzenei sei als dieses.

Im Jahre 1802 herrschten hier und in der Umgegend Pleuresien, die ihrer Natur nach sehr gefährlich waren und durch Aderlassen in den meisten Fällen tödtlich wurden. Durch Wein, Branntwein, oder Aether heilte man sie sicher und bald. Auch sah ich damahls in unserer Nachbarschaft einzelne Scharlachfieberkranke, die ohne Aderlassen, bei antiphlogistischer Behandlung starben, indess andere durch geistige Mittel geheilt wurden. In den folgenden Jahren waren unter mancherlei Formen erscheinende Fieber, die durch geistige Mittel geheilt wurden, gar nicht selten; jedoch brauchte man ein schnelles Sterben des Kranken so sehr nicht mehr zu besorgen als im Jahre 1802. Das Irrereden, ein gemeiner Zu-

fall dieser Fieber, wurde nicht durch Wein, oder andere geistige Mittel verschlimmert, sondern der Kranke kam durch diese Mittel wieder zu Verstand. So viel ich jetzt die Sache begreife, waren diese Fieber Kupferaffektionen des Gesammtorganismus, und hätte ich damahls das Kupfer gekannt, ich würde wahrscheinlich des Weines, des Branntweines, oder des Aethers nicht bedurft haben.

Schon damahls legte ich mir die Frage vor: ob aus den Zufällen der Krankheit dieser eigene Zustand des Körpers zu erkennen sei. Alles wohl erwogen, fiel die Antwort dahin aus, dass die Erkenntniss durch Zeichen unmöglich sei, man also den Arzt nicht tadeln dürfe, der bei solchen neu erscheinenden Krankheiten durch Aderlassen und den übrigen kühlenden Heilapparat Schaden stifte, oder gar den Tod befördere. Das Nämliche muss ich auch noch jetzt von den Kupferkrankheiten behaupten, bin also in diesem Punkte durch die geheimärztliche Lehre um kein Haar weiter gekommen.

Wer da glaubt, durch solche Erfahrungen, und seien es auch die glücklichsten, Heilmittel auf Krankheitsformen gefunden zu haben, der ist wahrlich seines Glaubens wegen zu beklagen, früher oder später wird er enttäuscht werden; sperret er sich aber gegen diese Enttäuschung, so wird er sich, selbst in den Augen schlicht verständiger Laien, lächerlich machen. Meinen jüngeren Lesern muss ich eine kleine dahin einschlagende, etwas lustige Anekdote erzählen. Im Jahre 1808 war der Wendepunkt, wo die durch geistige Mittel mit Vortheil zu behandelnden Fieber ihre Endschaft erreichten, und anderen Platz machten, die, obgleich man sie nach schulrechtem Brauche wol eigentlich nicht inflammatorische hätte nennen können, doch so geartet waren, dass sie keine geistige Mittel vertrugen. Die verständigeren Praktiker meiner Bekanntschaft haben diese Veränderung damahls so wol beobachtet als ich, es gehörte auch eben kein grosser Scharfsinn zu dieser Beobachtung. In meinen alten Papieren finde ich den 17. Januar 1808 als den Tag angegeben, an welchem ich den ersten Kranken der neuen Art übernommen. Nun, ein Jahr darauf besuchte mich eines Tages mein Freund *d'A***, jetziger

Königl. Badearzt zu S**. Im Laufe des Gespräches sagte er auf einmahl zu mir: was haben Sie doch meinen Kollegen *X*. für ein verzweifeltes Fiebermittel gelehrt? er macht ja die Fieberkranken durch Wein und Aether ganz toll, und wenn sich die Freunde des Kranken gegen diese Behandlung sträuben, beruft er sich kühn auf Sie, mein Freund! behauptet, Sie haben ihm den Nutzen des Weines und Aethers nicht theoretisch vordemonstrirt (darauf würde er wenig Werth legen), sondern ihm denselben wahrhaft praktisch, nämlich, sichtbar am Krankenbette gezeigt.

Da ich mich mit meinem niederländischen Amtsgenossen *X*. sehr selten am Krankenbette zusammengefunden, so erinnerte ich mich augenblicklich dieser praktischen und sichtbaren Belehrung, und erzählte sie meinem Freunde *d'A***, wie ich sie jetzt dem Leser erzählen werde.

Den 7. Jan. 1807 wurde ich zu dem Freiherren *v. L.* zu W. gerufen, um mit seinem gewöhnlichen Arzte über den Zustand seines kranken Rentmeisters zu rathschlagen. Dieser, früher gesunde und starke Mann, befand sich in sorglichen Umständen. Obgleich er, nach dem schnellen, vollen Pulse zu urtheilen, starkes Fieber hatte, war er doch nicht im Bette zu halten, sondern sass auf einem Stuhle, sprach wirre Dinge durch einander, seine Zunge war schmutzig, die Bewegungen seiner Glieder zitternd, sein Blick flau und irre. Da mein Kollege ihn von Anfang an antiphlogistisch und abführend behandelt, ohne ihm jedoch zur Ader zu lassen, auch beim später eintretenden Irrereden die Zugpflaster nicht vergessen hatte, der Kranke aber täglich schlimmer bei dieser Behandlung geworden war, so musste schon der gesunde Menschenverstand in einer ganz entgegengesetzten Behandlung das Heil suchen. Meinem Amtsgenossen stellte ich dieses, ohne mich weiter auf theoretische Demonstrationen einzulassen, ganz einfältig vor; und da er den faktischen Vordersatz, dass der Kranke bei der antiphlogistischen und ausleerenden Behandlung sichtbar schlimmer geworden, nicht leugnen konnte, so konnte er auch die praktische Folgerung, die ich aus diesem Satze zog, nicht verwerfen. Ob er aber in seinem Herzen von der Richtigkeit seiner Folgerung wirklich überzeugt war,

wage ich nicht zu bestimmen, ja fast muss ich daran zweifeln, denn er erklärte, er wolle mir die Anordnung des neuen Heilplanes ganz überlassen. Diese Anordnung war mit Zuziehung des Edelmannes bald gemacht. Da derselbe auf meine Frage, ob er guten alten Wein im Keller habe, antwortete, dass er diesen nicht bloss habe, sondern ihn auch gern zur Heilung seines Rentmeisters hergeben wolle, so war mein Rath, den Kranken innerhalb 24 Stunden anderthalb Flaschen in getheilten Gaben trinken zu lassen. Damit wir aber auch, der Apotheke zu Ehre, etwas Apothekerisches verordnen möchten, rieth ich, Schwefeläther holen zu lassen und davon stündlich 15 bis 20 Tropfen zu reichen.

Der Erfolg dieser Behandlung war, dass der Kranke, schon am folgenden Tage zu Verstand gekommen, in überraschend schneller Zeit genas. Solche Fieber nämlich, wenn sie bloss in einer reinen Affektion des Gesammtorganismus bestehen, also kein Organ urerkrankt ist, heilen sich schnell; vorausgesetzt, dass dem Kranken das Blut nicht abgezapft ist; ist das aber geschehen, so gehet die Heilung viel langsamer. Entfernt man auch die Gefahr bald, so bleibt doch der Puls gewöhnlich eine lange Zeit schnell und die Kräfte wollen übel wiederkommen.

Das ist nun kürzlich die sichtbare praktische Belehrung, die mein achtbarer Amtsgenosse *X.* von mir erhalten. Mehr als wahrscheinlich ist es, dass er die geistige Fieberheilung zu jener Zeit bei den meisten vorkommenden Kranken mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, jedenfalls mit weit besserem als die antiphlogistische und ausleerende wird versucht haben. Ohne Zweifel hat er nun geglaubt, im Besitze einer sicheren Heilart des Nervenfiebers zu sein*), und da er auf die schon im folgenden Jahre eintretende Veränderung der epidemischen Constitution nicht geachtet, musste er sich selbst, durch seine geistigen Fieberkuren, als einen etwas ungeistigen

*) Wer meinen, jetzt schon im Reiche der Schatten weilenden Kollegen tadeln wollte, würde nicht bloss ihn, sondern mit ihm viele andere Aerzte tadeln. Er war es doch nicht allein, der sich einbildete, eine sichere Heilart des Nervenfiebers, dieses ärztlichen Wahnbildes zu kennen.

Mann bekunden. Mein Freund *d'A***, ein äusserst verständiger und umsichtiger Praktiker, der weiter nichts wusste, als dass sich *X.* auf mein handgreifliches Experiment berufe, musste herzlich lachen, da ich ihm nicht bloss die Thatsache, sondern auch den Hauptpunkt, die Zeit, wo sie sich zugetragen, auslegte.

Ich habe zu jener Zeit, da geistige Mittel den Fieberkranken offenbar gute Dienste thaten, mich aus Neugierde, so weit meine und guter Freunde Bücher reichten, in der älteren Literatur umgesehen, ob sich in dieser auch Erfahrungen über den fraglichen Gegenstand fänden. Es kam mir nämlich so vor, dass, wenn auch die Galenische Lehre die Aerzte nicht leicht auf den Gedanken einer geistigen Fieberheilung habe führen können*), doch der Zufall in so vielen Jahrhunderten ihnen diese Erfahrung habe aufdringen müssen. Ich fand aber damahls nichts, was meine Neugierde hätte befriedigen können; wahrscheinlich, weil ich als Ungelehrter es da suchte, wo es nicht zu finden war. Die Meinung, der Galenismus müsse die Augen und den Verstand der Aerzte so verblendet haben, dass sie die vom Zufalle ihnen angebotene Erfahrung hartnäckig von sich gestossen, war also sehr verzeihlich. Später ist mir manches dahin Einschlagende ganz ungesucht in die Hände gefallen und hat mich überzeugt, dass ich in jugendlicher Voreiligkeit den älteren Aerzten Unrecht gethan. Obgleich ich, weil der Gegenstand im Laufe der Zeit den ersten lebhaften Reiz für mich verlor, dasjenige, worauf ich zwischen den Jahren 1808 und 34 zufällig gestossen, mir schriftlich zu bemerken versäumt habe, so erinnere ich mich doch noch deutlich des *Laz. Riverius*, der *(Lib. XVII Cap.* 1. *Praxis med.)* sagt: zu Montpellier habe 1623 ein Fieber geherrscht, welches den dritten Theil der Erkrankten getödtet. Hinsichtlich des Weingebrauches, lautet seine Rede also: *Iis aegrotantibus, quibus pulsus erat parum frequens et pulsui sanorum fere similis, lingua humida, et nulla sitis, vinum exhibuimus felici successu; illiusque continuationem indicabat levamen inde*

*) Was man bei *Galen* über den Gebrauch des Weines in Fiebern findet, ist sehr unbelehrend.

*emergens, et quod ex illius usu febris nullatenus intensior evadebat, neque sitis aut linguae siccitas excitabatur.*

In Fällen, wo das Fieber stark, die Zunge trocken, schwarz, rauh, und der Durst gross war, enthielt er sich des Weines und gab kühlende, säuerliche Mittel. Er scheint hier aber mehr durch vorgefasste Meinung verblendet, als durch Erfahrung belehrt, den Wein gefürchtet zu haben; denn gleich darauf führt er den von *Zacutus Lusitanus* (*Observ.* 93 *Lib* 1. *Praxis admir.*) erzählten Fall an, dass ein am bösartigen Fieber kranker, bei starkem Durste, trockner, schwarzer Zunge, scheinbar dem Tode naher Mensch, auf *Zacutus Lusitanus* Rath mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge Wein getrunken und bloss durch Wein geheilt sei, und macht zu dieser Beobachtung folgende Bemerkung: *Verum hic Celsi sententiam adducere non alienum: saepe quos ratio non restituit temeritas adjuvat.* Das ist eine Bemerkung, die mir aus der Feder eines übrigens recht verständigen Mannes nicht sonderlich gefällt.

*Thom. Bartholinus* (*Hist.* 7 *Cent.* 6) erzählt: der Knecht eines Erzbischofes habe am Petechialfieber hoffnungslos gelegen, und da er selbst gemerkt, dass man ihn verloren gebe, den Erzbischof um einen Schluck Wein bitten lassen, damit er sich vor seinem Hinscheiden noch einmahl laben könne. Von dem geistlichen Herren bekommt er Rheinwein, und zwar etwas mehr, als einen Schluck. Nachdem er davon getrunken, fällt er in einen ruhigen Schlaf, schwitzt tüchtig, und ist ausser Gefahr.

*Similia exempla plura apud nos memoriae occurrunt*, sagt *Bartholinus*. Es konnte ja nicht fehlen, es mussten sich solche Fälle oft zutragen; denn da manche, denen der Wein wahres Heilmittel ist, einen besonderen Trieb dazu fühlen, so werden gewiss auch nicht alle, die diesen Trieb gefühlt, ihn dem Arzte und dessen Theorie zu Liebe unterdrückt, sondern vielmehr tüchtig Wein getrunken haben. Das Wenigste von solchen Begebenheiten ist wol zu unserer Kunde gekommen, denn die wenigsten Aerzte haben grosse Neigung, Beobachtungen bekannt zu machen, welche mit ihren theoretischen Ansichten im Widerspruch stehen.

Was *v. Helmont* vom Gebrauche des Weines bei Fiebern

sagt, kommt mir etwas prahlerisch und etwas albern vor. Seite 432 heisst es: *jam a quinquaginta hinc annis mecum experior, me plures sanare, etiam non visos, spretisque diaetae regulis, quam plures simul medici, qui in nostra urbe oberrant; experior, inquam, me omnes febres continuas et intermittentes curare paucis diebus, imo et plerumque paucis horis, non admisso phlebotomo, sed permisso vino.*

Der Mann war, da er dieses schrieb, schon sehr alt, und alten Leuten muss man, wie ganz jungen, etwas zu gute halten, bei beiden spielt die Fantasie nicht selten den Meister. Abgesehen von der Allgemeinheit seiner Behauptung, muss er jedoch in seinem Leben viel mit solchen Fieberkranken zu thun gehabt haben, denen der Wein gut bekommen ist, sonst würde er sich schwerlich im hohen Alter diese Behauptung erlaubt haben.

*Arnaldus de Villanova*, der bekanntlich am Ende des 13ten und im Anfange des 14ten Jahrhunderts lebte, also zu einer Zeit, wo der Galenismus noch seine ganze Herrschaft übte *), sagt (*Aphorismi de ingeniis nocivis, curativis et praeservativis morborum, speciales corporis partes respicientes*) von dem Gebrauche des Weines in Fiebern Folgendes: *Quibuscunque febricitantibus arteriae sunt angustae, modicum spiritum continentes, necesse est vino subtili et debili spiritus fovere vitales. — Febricitantes, qui penuriam spirituum patiuntur, nisi vino caute refocillentur, cito deficiunt. — Quibuscunque febricitantibus stomachus fuerit frigidus, caput autem forte et vix passibile, vinum congruentius administratur.* Ich hoffe, meinen Lesern wird diese Unterrichtung, wie der Wein bei Fiebern zu gebrauchen, deutlicher sein als mir.

Meine Aeusserung, als sehe ich jetzt jene Krankheiten,

*) Mit Unrecht wird dieser Schriftsteller von einigen zu den Alchimysten gerechnet. *Symphorian Champier*, sein Lebensbeschreiber, sagt, er habe sich bloss in der Jugend mit der Goldmacherei abgegeben und sei später von dieser Thorheit zurückgekommen. Wer seine medizinischen Schriften lieset, muss dieses auch sehr wahrscheinlich finden. In der Baseler Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, von 1585, findet man jene jugendlichen Goldmacherschriften mit einer, *De judiciis astronomiae* und einer anderen *De sigillis* als Anhang.

welche ich früher durch Wein, Branntwein und Aether geheilt, für Kupferkrankheiten an, spricht eine Meinung aus, welche zwar viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, gegen welche man aber auch manche Zweifel erheben kann. Bei mir ist die Untersuchung noch nicht beendiget, mithin kann ich auch nicht unbedingt darüber absprechen. Ich gestehe ehrlich, dass in solchen Fällen, wo von schleuniger, augenblicklicher Hülfe die Erhaltung des Lebens abhängt, (z. B. in der anfangenden Lähmung des *Plexus coeliaci* oder in der schon etwas weit gediehenen Lähmung der Lunge) ich mich auch jetzt noch nicht gut des Aethers enthalten könnte. Das kann, ich gebe es zu, blosse, blinde Vorliebe für eine Waffe sein, mit der ich früher glücklich gekämpft; es kann aber auch eine Mahnung meines praktischen Gefühls sein, an der etwas Wahres ist. Wer kann es wissen? und wie soll man sich, ohne Menschenleben aufs Spiel zu setzen, überzeugen?

Was ist von dieser Verbindung des Kupfers mit dem Aether zu erwarten? — Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen; ich habe eine solche Verbindung wol einmahl versucht, aber doch so sehr selten, dass ich nicht einmahl vermuthend, geschweige denn belehrend darüber sprechen darf. Das Kupfer ist ein sehr schnell wirkendes, zwar nicht sinnlich, aber dynamisch flüchtiges Mittel, dass man, durch einen Zusatz von Aether, ihm, (wie *C. W. Hufeland* von einer geistigen Verbindung des Quecksilbers einst sagte) wahrhafte Flügel geben würde. Leider würden aber diese Flügel sehr übel zu beobachten sein, und man könnte gar leicht der Zusammensetzung eine Wirkung zuschreiben, die dem blossen Kupfer allein zukäme. Ich überlasse diesen Gegenstand dem Versuch- und Beobachtungsgeiste meiner Leser, bemerke aber zugleich den jüngeren, dass sie sich nicht herausnehmen dürfen, über den Werth einer solchen geistigen Kupferverbindung abzusprechen, wenn ihnen nicht vorher das einfache Kupfer durch einen zehnjährigen Gebrauch zu einer Waffe geworden, die sie mit Gemächlichkeit und möglichster Sicherheit zu handhaben verstehen.

Was die destillirten aromatischen Oele betrifft, so habe ich mich früher derselben gern da bedient, wo die eigentlich

geistigen Mittel das Gefässsystem auf eine, wie es mir schien, wenig vortheilhafte Art aufregten. Jene Oele thun dieses minder, und der Hoffmannische Lebensbalsam hat mir wirklich recht gute Dienste geleistet; jedoch war mit dem Jahre 8 die beste Zeit für den Gebrauch dieses Mittels auch abgelaufen. Hinsichtlich der schnellen, wohlthätigen Wirkung, stehen aber die destillirten balsamischen Oele dem Kupfer, obgleich sie mit ihm verwandt sind, weit nach.

Von dem Moschus muss ich, nach dem Gebrauche, den andere Aerzte davon machen, zu schliessen, glauben, dass er auch ein Verwandter des Kupfers sei. Ich selbst habe mich seiner so sehr wenig in meinem Leben bedient, dass ich aus eigener Erfahrung nichts, gar nichts von ihm zu sagen weiss. Ich liebe es nicht, sehr theure Arzeneien zu verordnen, kann auch unmöglich glauben, dass die Natur so stiefmütterlich für das Menschengeschlecht sollte gesorgt haben, ausschliessliche Heilkräfte an eine so theure Substanz zu binden.

## Von dem Kupfer als Wurmmittel.

Eigentlich ist hier wol nicht der rechte Ort, von dem Kupfer als Wurmmittel zu reden, denn seine wurmtödtende Kraft hat mit seiner Universalheilkraft nichts gemein. Da aber das, was ich über erste zu sagen habe, sich hier kürzer und verständlicher sagen lässt als an jedem anderen Orte dieses Buches, so werden die Leser, statt mich eines Verstosses gegen die logische Ordnung zu zeihen, wol so gefällig sein, meine Rede als eine blosse Einschaltung zu betrachten.

Das Kupfer tödtet die Würmer, es treibt sie nicht, wie andere Wurmmittel, lebendig aus dem Darmkanal. In dieser Wahrheit liegt das ganze Geheimniss seiner richtigen Anwendung; denn wer nur ganz gemeinen Verstand besitzt, der muss schon begreifen, dass es sich nicht darum handelt, dieses Metall in so starken Gaben zu reichen, dass es den Darmkanal zu vermehrter Bewegung aufregt, sondern, dass man mit geringeren Gaben, durch den fortgesetzten Gebrauch die Würmer am sichersten tödtet. Die im Mast- und Grimmdarme hausenden Maden lieben das Kupfer zwar nicht, auf

den anhaltenden Gebrauch desselben gehen sie von den Menschen; es muss diesen Thieren aber so tödtlich nicht sein als den anderen Würmern, denn die Leute, denen ich es gegeben, haben mir gesagt, dass ihnen viel lebendige abgegangen. Alle werden wol nicht mehr lebendig gewesen sein; die mit dem Kothe vermischten todten mögen aber wol, übel zu erkennen, von den Leuten übersehen werden. Die Thatsache, dass lebendige Maden von den Menschen gehen, lässt mich, hinsichtlich dieser Thiere, an der tödtenden Kraft des Kupfers etwas zweifeln, und ich pflege also, wenn ich sie vertilgen will, Aloe in solcher Gabe dem Kupferoxyd zuzusetzen, dass mässiges Laxiren erfolgt. Den Spuhlwürmern ist das Kupfer ganz bestimmt tödtlich. Man kann es zu diesem Zweck in verschiedener Form geben. Die Verbindung der Tinktur, oder des schwarzen Oxydes mit Mohnöl ist vorzüglich wirksam, aber auch manchen Menschen, des Oeles wegen, sehr zuwider. In diesem Falle muss man die blosse Tinktur, in solcher Gabe, dass sie kein Brechen erregt, stündlich reichen, oder in Pillen- oder Pulverform das schwarze Oxyd *).

Ich habe mich bei akuten Fiebern, jedoch in seltenen Fällen, genöthigt gesehen, die Würmer durch Kupfer zu tödten, es waren aber consensuelle Fieber, bei denen der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befand, wo also das Kupfer als Universalmittel nicht in etlichen Tagen schaden konnte. (Bei einer Ursalpeteraffektion des Gesammtorganismus würde ich Bedenken tragen, es als Wurmmittel zu reichen). Sobald die Würmer getödtet waren, verschwanden alle böse, die Heilung störende Zufälle.

Vor etlichen Jahren hatte ich ein achtzehnjähriges Mädchen zu behandlen, welches an einem Leberfieber mit consensuellem Durchlaufe litt. Ein aussetzender, ganz ungeregelter Puls, unaufhörliche *Subsultus tendinum* gleich im Anfange

*) Wenn das schwarze Oxyd, in der Gabe von ein oder zwei Gran, Uebelkeit oder Erbrechen macht, so ist es entweder nicht gut bereitet, oder der Kranke hat Säure im Magen. Im letzten Falle kann man durch einen Theelöffel voll Krebssteinpulver, welches man zugleich mit dem Oxyd verschlucken lässt, der Unbequemlichkeit vorbeugen.

der Krankheit, Irrereden, und die bestimmte Aussage der Mutter, dass die Kranke von jeher viel von Würmern geplagt gewesen, liess mich vermuthen, dass die der herrschenden Leberkrankheit nicht eigenthümlichen Zufälle von Würmern entstehen müssten. Des vorhandenen Durchfalles wegen gab ich hier die Kupfertinktur in Oelemulsion. Ohne dass der Durchfall aufhörte, verschwanden nach zweitägigem Kupfergebrauche die fremdartigen Zufälle; warum sie verschwanden, das wies sich in der darauf folgenden Nacht aus. Da nämlich der consensuelle, von dem Urleberleiden abhangende Durchlauf noch bestand, so schaffte dieser die todten Würmer weg. Zweimahl schon hatte die Mutter das Nachtgeschirr unbesehen in den Abtritt entleeret; zum drittenmahle wird sie erst aufmerksam auf den Wurminhalt desselben, und fängt an, die abgehenden todten Thiere zu zählen. Während dieser Nacht und des folgenden Tages ist die Kranke 54 grosse Spulwürmer los geworden und eine Unzahl von Maden. Von letzten sagte die Mutter, sie seien nicht, wie die Spulwürmer, todt, sondern vielmehr lebendig und sehr rührig gewesen. Nach Entfernung dieser Gäste heilte sich das Fieber, wie bei jedem anderen Menschen.

Ein Jahr darauf sollte ich die zweiundzwanzigjährige Tochter eines Landmannes heilen. Sie hatte ebenfalls ein Leberfieber mit consensuellem Durchlaufe. Angeblich früher viel von Würmern geplagt, war ihr Puls jetzt ganz unregelmässig; Zuckungen, und abwechselnd so tiefe und lange Ohnmachten, dass Unkundige um ihr Leben besorgt waren, machten es mir wahrscheinlich, dass hier Würmer im Spiele seien. Ich gab ihr die Kupfertinktur in Oelemulsion, und ein zweitägiger Gebrauch derselben beseitigte jene fremdartigen Zufälle. Nun gingen ihr, nach Aussage des Vaters, drei Tage lang eine Unzahl todter Spulwürmer ab. Wie viel? das kann ich nicht sagen; denn dem Landmanne, der Wittwer war, schien zwar sehr viel an dem Leben seiner Tochter, aber gar nichts an der Zahl ihrer Würmer gelegen zu sein. Bloss am dritten Tage hatte ein ihr abgegangenes Wurmknäuel seine bäuerische Neugierde aufgeregt; er hatte dasselbe

entwirret, und sich überzeugt, dass es aus 32 grossen Würmern gebildet sei.

Eigentliche akute Wurmfieber, das heisst, solche, die einzig von dem Reize der Würmer auf die Därme abhangen, habe ich, so viel ich mich jetzt erinnere, noch nie beobachtet, aber wol, dass andere akute Fieber, wie in den erzählten Fällen, durch Würmer verschlimmert und ihre Erkenntniss sehr erschweret wurde. Jedoch ist mir auch dieses bei weitem so häufig nicht vorgekommen, als angeblich anderen Aerzten.

Was den Bandwurm betrifft, so glaube ich, dass kein besseres Mittel gegen denselben ist, als Kupfer. Man muss das schwarze Oxyd in mässigen Gaben, zu 1, 2, 3, 4 Gran *pro dosi* viermahl tags reichen, so wird der Wurm auf die Dauer flau und stirbt ab. Will man dann durch ein Laxirmittel den todten Wurm herausschaffen, so kann man es thun; nöthig ist es aber nicht, denn ein todter Bandwurm wird in den Därmen ja nicht verfaulen, sondern wie jede andere thierische Substanz aufgelöset werden, und nicht als Wurm, sondern als Koth abgehen. Ich habe mehrmahls auf den Gebrauch des Kupfers alle von dem Wurme abhangende Leiden verschwinden sehen, ohne dass der Wurm sichtbar abging. Ein paar Mahl sagten mir die Kranken, sie haben in dem Darmkothe ein ungefähr spannenlanges Stück entdeckt, dieses habe aber nicht, wie die früher abgegangenen Stücke oder Glieder, weiss, sondern gelblich und verschrumpft ausgesehen. Bekanntlich gehen den Leuten, die einen ordentlichen grossen Bandwurm im Bauche haben, von Zeit zu Zeit einzelne Glieder des Wurmes, auch wol längere oder kürzere Stücke von selbst ab. Bei und nach dem Gebrauche des Kupfers werden sie solche Glieder nicht mehr in den Exkrementen gewahr *).

---

*) Einzelne Glieder oder Stücke, die sich von dem lebendigen Wurm trennen, werden, weil sie ganz weiss und voll sind, leicht auf dem Darmkothe erkannt; aber Glieder eines todten Wurmes sind, weil sie zusammengefallen und schmutziggelb aussehen, übel vom Darmkothe zu unterscheiden; und wer, wenn er nicht gerade ängstlicher Hypochondrist ist, hat Neigung, seinen Koth so sorgfältig zu durchmustern? — Nur in dem Falle, wo

Die Köchinn eines Edelmannes in meiner Nachbarschaft litt viel vom Bandwurme, es gingen ihr von Zeit zu Zeit Glieder, zuweilen spannenlange Stücke ab. Sie klagte mir

---

ein ordentliches Stück des abgestorbenen Wurmes auf der äusseren Seite des gebundenen Darmkothes klebt (nicht wenn es in ihm steckt), wird es von dem Kranken bemerkt. Ein solches Stück, das ungefähr eine Spanne lang sein mochte, habe ich selbst gesehen, und mich aus der schmutzig-gelben, verschrumpften Beschaffenheit desselben von dem überzeugt, was ich eben gesagt, dass nämlich einzelne Glieder, oder kleinere Stücke (sollte auch meine Meinung, dass der getödtete Wurm in den Darmsäften aufgelöset werde, unwahr sein) selten von den Kranken erkannt werden. Freilich, setzt man ein mässiges Laxirmittel zu dem Kupferoxyd, so kann man den Wurm oder Theile des Wurmes in ihrer ganzen Weisse und Fülle zu sehen bekommen, denn bei der künstlich vermehrten Bewegung des Darmkanals haben sie keine Zeit, unscheinlich zu werden: es ist dieses aber ein ganz unnützes Beginnen, und was unnütz ist muss man nicht thun als nur ausnahmsweise. Vor etlichen Jahren sollte ich einer Jungfer helfen, die einen Wurm im Bauche und einen Sparren im Kopfe hatte. Die Närrin wollte nicht bloss gesund werden, sondern auch den Wurm schauen, der sie krank gemacht. Um ihr zu genügen, setzte ich so viel Aloë zu dem Kupferoxyd, dass sie fünf- bis sechsmahl tags dünnen Abgang bekam. Nachdem sie mehre Tage das Mittel gebraucht, zeigte sie mir eines Morgens den ihr abgegangenen Wurm, sie hatte ihn gemessen und in einem Glase Wasser an einem Faden aufgehangen. Die Länge habe ich vergessen, weiss auch nicht, ob er seinen Kopf mitgebracht, denn ich hatte damahls so viel ernsthafte Dinge zu beschicken, dass ich mich bei dem Wurm nicht besonders aufhalten konnte. So viel sah ich, er war noch in seiner ganzen Fülle, von blendend weisser Farbe, und gegen das Licht gehalten schien er fast halbdurchsichtig. Ich hielt ihn für die *Taenia lata*, welche in Deutschland sehr selten vorkommen soll. Täuschen kann ich mich darin allerdings, denn seit mir in meiner universitätischen Lehrzeit der Professor die *Taenia lata* gezeigt, habe ich sie nie mehr gesehen. Aber darin kann ich mich unmöglich täuschen, dass er von den Bandwürmern, welche ich hier im Lande gesehen, sehr verschieden war. Die Glieder waren kürzer und breiter, nicht so glatt, sondern sahen fast gerieft aus, und die Seitenränder waren fein gezackt. Uebrigens bemerke ich noch, dass der Wurm, da ich ihn sah, erst ein paar Stunden vorher von der Kranken gegangen, und nicht in Branntwein, sondern in Wasser aufgehängt war, also noch sein vollkommnes natürliches Ansehen hatte. — Der Jungfer gab ich, nachdem ihre Neugierde befriediget war, noch eine Zeitlang Kupferoxyd ohne Aloë, um die möglichen Ueberbleibsel des Wurmes ganz zu vertilgen.

dieses zu der Zeit, da das Terpenthinöl sehr empfohlen war. Ich gab ihr dieses, konnte aber keine andere Wirkung davon bemerken, als einen reichlicheren Abgang der Glieder; diese Glieder sahen auch nicht abgestorben und verschrumpft, sondern gerade so weiss und voll aus, als jene, welche ihr von selbst abzugehen pflegten. Uebrigens blieb das Bauchleiden, und die Terpenthinkur war dem Mädchen sehr zuwider. Einige Zeit darauf gab ich ihr das Kupferoxyd, und durch den 14tägigen Gebrauch desselben wurde sie von ihrem Bauchleiden gänzlich befreiet. Auch dieser gingen bei dem Kupfergebrauche weder Glieder noch Stücke ab, aber sie ist gesund geworden, und das bleibt die Hauptsache. Vor Kurzem hatte ich Gelegenheit, sie in einem benachbarten Dorfe, wo sie längst verheirathet lebt, zu sprechen. Auf meine Frage, sagte sie mir, sie habe seit jener Kur nie wieder Wurmleiden gespürt, auch seien ihr nie mehr Glieder abgegangen.

Mir scheint, werthe Leser! das ist eine weit gemächlichere Bandwurmkur, als die durch heftige Purganzen. Letzte habe ich nie selbst versucht, aber Leute gesprochen, die sie untergangen; das Schlimmste bleibt immer, dass sie nicht einmahl sicher ist.

Das Terpenthinöl will ich nicht verachten; es hat aber das Unbequeme, dass es die Leute ungemein schwindlich macht. Ich trieb einst einem Manne den Bandwurm damit weg, der sagte mir, er habe sich des Schwindels wegen ins Bett legen müssen. Das Kammermädchen einer Edelfrau, das ich auch damit heilen wollte, wurde so schwindlich, dass sie sich bestimmt weigerte, es weiter zu nehmen. Seitdem habe ich es nicht mehr gebraucht und werde es auch nicht mehr gebrauchen.

Ob die Kupferbandwurmkur ganz unfehlbar sei, darüber will ich mich nicht äussern, sondern bloss dem Verstande meiner Leser ein vertrauliches Wort zuraunen. Das Kupfer ist ein der menschlichen Natur befreundetes Mittel. — Das Kupfer ist dem Bandwurme ein tödtliches Gift. — Die praktische Folgerung, welche aus diesen zwei Sätzen sich, nicht sophistisch, sondern ganz ehrlich verstandhaft ziehen lässt,

dem Leser weitläuftig auslegen, hiesse an der Gesundheit seines Verstandes zweifeln.

Vom Kopfe des Bandwurmes habe ich auch hin und wieder gelesen: bleibe er bei dem Menschen, so wachse der Wurm wieder an; also müsse man sich überzeugen, dass der Kopf abgetrieben sei. Ich will es gern glauben, wiewol der Sache auch schon widersprochen ist; eins bemerke ich nur meinen Lesern: tödten sie den Wurm durch Kupfer, so brauchen sie sich weder um Kopf noch Schwanz zu bekümmern, denn der ganze Wurm stirbt ab.

---

# Vierter Abschnitt.

## Schlussbemerkungen über die Universalmittel.

### *I. Kann von den drei Affektionen des Gesammtorganismus die eine in die andere übergehen? Ist ein solcher Uebergang zu erkennen?*

Nach einem blossen Wähnen und Meinen lässt sich über diesen Gegenstand nicht sprechen, also werde ich dem Leser nur einfach das mittheilen, was ich am Krankenbette in dieser Hinsicht beobachtet habe.

1) Salpeterkrankheit kann in Kupferkrankheit übergehen.

*a.* Bei jungen Leuten, die eine ungeregelte und wüste Lebensart geführt haben, namentlich bei solchen, die im Genusse geistiger Getränke viel und anhaltend ausgeschweift.

*b.* Bei Alten, deren Organismus im Abnehmen begriffen ist.

*c.* Bei Jungen und Alten, Schwachen und Starken, wenn die Salpeterkrankheit gar zu lange anhält, oder durch schonungslose Blutentleerung und Quecksilber bekämpft wird.

Es wird aber jedem verständigen Leser einleuchtend sein, dass die angeführten Bedingungen den Arzt bloss die Möglichkeit eines solchen Ueberganges vermuthen lassen und ihn auf seiner Hut zu sein mahnen; Gewissheit geben sie gar nicht. Man siehet bei alten schwachen Leuten, und bei frühalten jungen, Salpeterkrankheiten, werden sie zweckmässig und unfeindlich behandelt, auch geradezu in den Normalstand über-

gehen, ja dieser Uebergang ist weit häufiger als der in Kupferkrankheit. Das Nämliche gilt von lange bestehenden Salpeterkrankheiten; darum mag sich wol jeder hüten, aus der blossen Dauer einer solchen Krankheit auf ihre Natur zu schliessen.

Da, wo ein Uebergang der Salpeter- in Kupferkrankheit stattfindet, gewahret man anfänglich auf den Gebrauch des Salpeters ein unverkennbares Besserwerden; den dritten, vierten Tag tritt aber ein Stillstand dieses Besserwerdens ein. Hat nun solcher Stillstand seinen Grund nicht in einem zugleich mit der Salpeteraffektion bestehenden Urorganleiden, so kann man darauf rechnen, dass der Uebergang von Salpeter-, in Kupfer-, oder in Eisenaffektion sich gemacht hat. Der kubische Salpeter befördert diesen Uebergang nicht, aber leicht thun dieses starke Blutentleerungen und das Quecksilber; in schwächeren Körpern auch wol Laxir- und Brechmittel.

2) Die Salpeterkrankheit kann in Eisenkrankheit übergehen: unter den nämlichen Umständen, welche den Uebergang in Kupferkrankheit befördern. Jedoch bemerke ich hier noch, dass es Körper gibt, die eine eigene Geneigtheit zu Eisenkrankheit haben; wenn diese von epidemischen Salpeterkrankheiten ergriffen werden, ist ein solcher Uebergang, ohne erkennbare Veranlassung, leichter möglich als bei anderen Körpern. Worin die Geneigtheit zu Eisenaffektion bestehe, weiss ich nicht auszulegen; dass sie gewissen Körpern eigen ist, habe ich bloss beobachtet und zu solcher Beobachtung gute Gelegenheit gehabt, weil ich eine lange Zeit an dem nämlichen Orte wohne und wirke.

3) Der Uebergang von Eisen- in Salpeterkrankheit ist zwar nicht unmöglich, mir aber bis jetzt noch nicht vorgekommen. Man kann wol wähnen, einen solchen Uebergang gesehen zu haben, sich aber auch gröblich täuschen. Eine dem Grade nach schwache Salpeteraffektion verträgt nämlich anfangs das Eisen, der Organismus wird nicht sichtbar und dem Kranken fühlbar feindlich davon aufgeregt. Ein drei- oder viertägiger Gebrauch des Eisens wird aber die schwache Salpeteraffektion nach und nach steigern, und dann ein Zustand eintreten, in welchem der kubische Salpeter Wunder thut. Der Arzt kann sich hier leicht einbilden, die Eisen-

affektion sei in Salpeteraffektion umgewandelt; es ist das aber blosse Täuschung, welche bei einer anfangs schwachen, aber bei keiner starken Salpeteraffektion möglich ist.

4) Der Uebergang der Kupfer- in Salpeteraffektion ist mir ebenfalls noch nicht vorgekommen: die Möglichkeit desselben mag ich aber nicht abstreiten. Jedoch kann bei solchen Beobachtungen auch leicht ein Irrthum mit unterlaufen; weshalb sich jeder wohl vorsehen mag, der keine Lust hat, sich selbst und andere zu täuschen.

---

### *II. Von dem Verhältnisse der Universalmittel gegen einander und von der Möglichkeit eines gleichzeitigen Vorhandenseins zweier Universalkrankheiten im Organismo.*

So viel ich beobachtet habe, sind Eisen und Kupfer, hinsichtlich ihrer Heilwirkung, dem kubischen Salpeter gerade entgegengesetzte Mittel. Eisen und Kupfer sind nicht einander entgegengesetzte, sondern neben einander gesetzte. Daraus folgt schon, dass Salpeter- und Eisenaffektion nicht gleichzeitig im Körper vorhanden sein könne, und eben so wenig Salpeter- und Kupferaffektion. Aus dem Gesagten folgt aber nicht die Unmöglichkeit eines gleichzeitigen Vorhandenseins der Eisen- und Kupferaffektion, und ich habe fast den Glauben, dass ich sie zuweilen gleichzeitig in Einem und demselben Körper gefunden habe. Da ich aber deutlich einsehe, wie leicht ich hier in Irrthum habe verfallen können, so mag ich auch keine bestimmte Erfahrungen anführen, sondern übergebe den Gegenstand zur weiteren Untersuchung denen meiner Leser, die Lust und hinreichende Geduld zu einer solchen Untersuchung haben.

---

### *III. Von den Universalmitteln als Hülfen, verborgene Urorganleiden zu entdecken.*

Bekanntlich sind manche Urorganleiden sehr schwer zu erkennen, ja es sterben Menschen, ohne dass ihr Arzt je eine

Ahnung des Organleidens gehabt, welches den Tod herbeigeführt. Man würde also sehr unweise handeln, wenn man in dieser Dunkelheit irgend ein Hülfsmittel, zur Erkenntniss zu gelangen, verschmähen wollte, gesetzt dieses Hülfsmittel wäre auch an sich unvollkommen. Unvollkommen sind die Universalmittel in dieser Hinsicht allerdings; ich werde sie aber so lange in Ehren halten, bis ich das Vollkommnere gefunden, und das, was ich bis jetzt gelernt, denen mittheilen, welche Lust haben möchten, den Weg, den ich selbst etwas zu spät eingeschlagen, weiter zu verfolgen.

Kubischer Salpeter. — Durch diesen kann man zuweilen verborgene Leber- und Milzleiden bei akuten Fiebern erkennen, wenn mit diesen Durchlauf verbunden ist. Gibt man nämlich gegen solchen Durchlauf den Salpeter in Oelemulsion, und der Durchlauf lässt nicht nach, so kann man, vorausgesetzt, man habe es nicht mit einer Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus und auch nicht mit einem Urleiden der Därme zu thun, ziemlich sicher sein, dass das Darmleiden consensuell von dem Urleiden irgend eines Organs abhange. Hier muss man nun begreiflich auch andere Zeichen nicht gering schätzen. Ist z. B. bei einem solchen Durchlaufe der Harn goldgelb, oder noch dunkler gefärbt, so gibt das Vermuthung, dass Durchlauf und Fieber von einer verborgenen Leberaffektion abhange, und man thut dann am besten, ein Lebermittel in kleinen Gaben zu reichen, z. B. fünfmahl tags sieben bis acht Tropfen Brechnusswasser oder tags eine Unze Quassiawasser in getheilten Gaben. Ist aber der Harn bei einem solchen Fieber strohgelb, der dünne Darmkoth weiss, oder grau und die Gesichtsfarbe nicht gelblich, so kann man darauf rechnen, dass die Leber in ihrer innersten Substanz erkrankt sei. Hier hilft dann am besten die Schellkrautsafttinktur, in kleinen Gaben zu 1, 2, 3 Tropfen fünfmahl tags.

Siehet man, dass bei klarem strohgelben Harne, oder bei etwas unklarem weissen, bei weisser Gesichtsfarbe und braunem Darmkothe, der Durchlauf, trotz dem in Oelemulsion gegebenen kubischen Salpeter, anhält: so kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, dass die Milz ergriffen sei.

Uebrigens wird man bei solchen Urorganleiden, wenn gleich das von denselben abhangende Fieber der heftigsten, als Fieber sich offenbarenden Ursalpeteraffection des Gesammtorganismus ähnlich sein sollte, kaum eine erkennbare kleine Beschwichtigung des Fiebers, aber nie ein wirkliches Abnehmen oder Verschwinden desselben bei dem Gebrauche des kubischen Salpeters gewahr werden.

Eisen. — Bei akuten Fiebern mit Durchlauf, welche man für Eisenaffektion zu halten einigen Grund haben möchte, gibt das baldige Aufhören des Durchlaufes, bei dem Gebrauche des Eisens, den sichersten Beweis der richtigen Erkenntniss.

Wichtig ist, bei den Organfiebern auf die Farbe der Excremente zu achten. Wenn diese das Eisen, sonderlich das salzsaure, nicht ganz schwarz färbt, so siehet es um die chemische Mischung der abgesonderten Galle sehr verdächtig aus, gesetzt, der Darmkoth sei auch vor dem Gebrauche des Eisens gelb gewesen. Auch das rothe peroxydirte Eisen, wenn es nicht den Darmkoth gleichmässig braun färbt, deutet auf eine abnorme Gallenmischung. Zuweilen äussert sich bei dem Probegebrauche des Eisens in dem rechten, oder linken Hypochondrio Spannung, oder Schmerz. Das muss uns auf die Möglichkeit einer verborgenen Urerkrankung der Leber, oder der Milz aufmerksam machen, und durch Vergleichung dieser Erscheinung mit manchen anderen, an sich nichts sagenden Umständen, gelangen wir nicht selten zur Erkenntniss des Verborgenen.

Kupfer. — Dieses ist als Hülfsmittel zur Erkenntniss zu gelangen noch weit wichtiger als das Eisen. Ich habe durch selbiges solche Leber- und Milzübel erkannt und hernachmahls auch geheilet, welche mir ohne dieses Hülfsmittel wol für immer würden verborgen geblieben sein. Ich sah mehrmahls, auf den Probegebrauch des Kupfers, Urleberleiden sich durch grauen Darmkoth offenbaren, und bei Milzleiden im linken Hypochondrio Spannung und Schmerzen entstehen, wo früher nie dergleichen bemerkt waren, auch sah ich den Harn sich dunkel färben, der früher strohgelb, auch wol noch blasser gewesen.

Die Erkenntniss verborgener Organfehler kann aber nur in dem Falle durch die Universalmittel erlangt werden, wenn der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet. In einem gemischten Krankheitszustande kann uns bloss das Stillstehen der anfänglichen Besserung auf ein gleichzeitig urerkranktes Organ hinweisen. Jedoch werden uns auch hier nicht selten manche Erscheinungen das Auffinden des urerkrankten Organs erleichtern, besonders wenn wir das Universalmittel etwas länger reichen, als der Zustand des Gesammtorganismus es verlangt. Ich rathe jedem, auf alle Erscheinungen, die sich bei dem Gebrauche der Universalmittel auch da, wo er sie nicht bloss als Probe-, sondern als Heilmittel reicht, ereigenen, genau zu achten; den Vortheil, den dieses Aufmerken zwar nicht in allen, aber doch in manchen Fällen gewähret, will ich nicht weitläuftig auslegen, er findet sich von selbst.

Uebrigens haben mir die Universalmittel vorzüglich bei verborgenen Leber-, Milz, und Pankreasleiden als Erkennungsmittel gedient, weniger und nur unvollkommen bei Gehirn-, Nieren- und anderen Organleiden. Zum Schlusse bemerke ich noch, dass ich sie nur in solchen Fällen als Erkennungsmittel gebraucht, wo die Erkenntniss auf jede andere Weise unmöglich war. Da, wo sie durch Erforschung und Vergleichung der Zufälle kann erlangt werden, würde es von grossem Unverstande zeugen, sich derselben auf einem Umwege zu nahen.

---

### *IV. Von den Universalmitteln als Hülfen, in akuten Fiebern bei unerkennbaren Organaffektionen das Leben zu fristen.*

Es möchte die Leser seltsam bedünken, dass ich von unerkennbaren Organaffektionen bei akuten Fiebern spreche. Ich bitte sie aber, wohl zu bedenken, dass ich weder Galeniker noch Kryptogaleniker bin, also auch nicht zu der Klasse derer gehöre, welche sich einbilden, die Natur erzeuge eine gewisse Anzahl Krankheiten, und wer diese Krankheiten und die Heilart derselben aus dem neusten Lehrbuche der speziellen Therapie, oder aus der neusten Encyclopädie kenne, der sei ein vollendeter Arzt. Bin ich gleich, als hartlerniger Schüler der Natur, erst im vierzigsten Jahre etwas gescheit geworden, so begreife ich doch jetzt, dass eine

unbestimmbare Menge Krankheiten möglich ist, dass viele Krankheiten dagewesen, welchen die Aerzte zwar einen schulrechten Namen gegeben, deren Natur sie aber nicht erkannt, und dass künftig solche erscheinen werden, deren Natur zu ergründen, wo nicht ganz unmöglich, doch äusserst schwierig sein wird; dass wir also, so lange wir die Kunst üben, uns auf unbekannte Krankheiten gefasst halten müssen. Haben wir nun auch den Scharfsinn, oder das Glück, die Natur einer solchen Krankheit zu erkennen (zuweilen führt uns ja der Zufall balder zur richtigen Erkenntniss als das mühevollste Grübeln), so geschiehet dieses doch selten so hurtig, dass durch unsere anfängliche Unwissenheit das Leben mehrer Menschen nicht sollte aufs Spiel gesetzt werden; es ist also unsere Pflicht, auch für diesen Fall lebensfristende Mittel zu haben. Eisen und Kupfer halte ich gerade für solche, und zwar für die besten Aushelfer. Vollkommen sind sie freilich nicht, denn es können ja epidemische Organberührtheiten erscheinen, die die Menschen plötzlich dahinraffen; da wird uns auch wol, kennen wir nicht das wahre Organheilmittel, oder nicht einmahl das urergriffene Organ, Eisen und Kupfer wenig helfen.

Abgesehen aber von solchen tödtlichen Krankheiten, sind die Universalmittel nicht zu verachten. Bei manchen von einem Urorganleiden abhangenden akuten Fiebern gehet offenbar der consensuell aufgeregte Gesammtorganismus von dem Indifferenzstande früher oder später in Eisen-, oder Kupferkrankheit über. Dadurch wird die Gefahr solcher Fieber gar sehr vermehrt. Heben, oder mässigen wir nun durch Eisen oder Kupfer diese Affektion des Gesammtorganismus, so mindern wir dadurch die Gefahr und gewinnen Zeit, das urerkrankte Organ und dessen Heilmittel aufzusuchen. Ich warne aber jeden, sich in solchen Fällen nicht durch überraschend wohlthätige Wirkung der Universalmittel täuschen zu lassen, sich ja nicht dem Glauben hinzugeben, als habe er schon die wahre Hülfe gefunden. Die wahre Hülfe ist nur in dem Organheilmittel; kennen wir dieses nicht, so wird die durch die Universalmittel bewirkte scheinbare Besserung gar bald stocken und alles wieder den Krebsgang gehen.

Sind wir nun aber auch so unglücklich, das wahre Organheilmittel nicht zu finden, so werden wir doch jedenfalls durch den vorsichtigen Gebrauch der genannten Universalmittel der Natur nicht entgegen, sondern in die Hand arbeiten, derselben Frist zu ihrer geheimen, aber leider etwas langweiligen Heiloperation verschaffen.

Die schulrechten Aerzte haben den Gebrauch, in ihren typhösen, nervösen, bösartigen Fiebern, früher oder später stärkende und belebende Mittel zu reichen. Jeder, der, unverblendet von solchen bücherlichen Meinungen, die Natur selbst beobachtet und seine Beobachtungen mit denen jener Aerzte vergleicht, der wird leicht gewahr werden, dass die sogenannten typhösen oder nervösen Fieber in vielen Fällen consensuelle, von dem nicht beachteten Urleiden irgend eines Organs abhangende Fieber gewesen. Heilen konnten sie dieselben durch ihre stärkenden und belebenden Mittel zwar nicht, aber sie konnten doch, durch den mässigen und vorsichtigen Gebrauch dieser Mittel, der Natur Frist zur Selbstheilung bereiten.

Wenn einige derselben, in ihrer bücherlichen Verblendung, uns eine solche Behandlung als wirkliche Heilung aufbinden wollen, so lasst uns sie nicht zu scharf tadeln, werthe Leser! sie sprechen ja ihre Ueberzeugung aus, und schreiben so weise als sie können. Wir aber, die diesen papiernen Glauben nicht haben, wollen bei aller schuldigen Achtung für unsere Amtsgenossen, in den Fällen, wo wir bei unerkennbaren Urorganleiden durch den vorsichtigen Gebrauch der Universalmittel der Natur bloss Frist zur Selbstheilung bereiten, uns nicht vermessen, wirklich geheilt zu haben, sondern demüthig bekennen, dass wir, statt Heilmeister, nur ungeschickte Flicker gewesen. Diese Demuth wird uns zum wenigsten vor den Witzpfeilen der ärztlichen und nichtärztlichen Pasquillenmacher schützen, in so fern diese Pfeile nicht sowol auf die Kunst gerichtet sind, als vielmehr auf die ruhmredigen, vermessenen Kunstmänner.

*V. Vermuthung über das, was eigentlich der Gesammtorganismus leiblich sein mag.*

Ich habe früher eine reinerfahrungsrechte Bestimmung des Gesammtorganismus gegeben, nämlich: dass er das sei, was, erkrankt, nicht unter der Heilgewalt der Organ-, sondern der Universalmittel stehe. Das Vermuthliche, was er eigentlich leiblich, sicht- und tastbar sei, konnte ich, wollte ich nicht gänzlich in Widerspruch gerathen, unmöglich einer reinerfahrungsrechten Bestimmung einverleiben. Jetzt werde ich aber von dem Vermuthlichen auch ein Wort sagen, in der Voraussetzung, dass die Leser so gütig sein werden, meine Vermuthung als eine zur Erfahrungsheillehre nicht gehörige Einschaltung zu betrachten.

Ich bin der Meinung, dass das, was im menschlichen Leibe erkrankt, nicht unter der Heilgewalt der Organ-, sondern der Universalheilmittel stehet, das Urgewebe des Leibes sei, und meine Gründe für diese Meinung sind folgende. Das Urgewebe ist bis jetzt für uns ein unbekanntes Land, welches unsere Phantasie zwar bereisen kann, in welchem ihr aber unsere leiblichen Augen nicht zu folgen vermögen. Ich hege die grösste Hochachtung für jene thätigen Untersucher, welche sich bestreben, diesen Theil der Physiologie durch neue und sinnreiche Versuche aufzuhellen, und ich hoffe, das endliche Ergebniss ihrer Bemühungen wird von einigem Nutzen für die eigentliche Heilkunst sein.

Man spricht von dem Haargefässsysteme; das ist wahrhaftig ein unbezeichnender Ausdruck. In dem Urgewebe des Leibes wird doch das lebendige Ungefässige auch wol in Anmerkung kommen, ja die feinen, unsichtbaren Nervenfäden, die ohne Zweifel einen Theil dieses Gewebes ausmachen, sind, so viel wir bis jetzt wissen, nicht Gefässe.

Der ganze Leib mit allen seinen Organen ist aus diesem Urgewebe gebildet; wie aber die verschiedenartigen Substanzen der Organe sich daraus machen, ist gänzlich in Dunkelheit gehüllet. Sichtbar anders ist doch die Substanz der Leber, anders die der Lunge, der Nieren, des Fleisches u. s. w.; nehmen wir an, das Urgewebe bestehe aus nichtgefässigem Stoffe, aus Blut- und Lymphengefässen und Nerven, so müssten

doch, um die verschiedenartigen Substanzen der Organe zu bilden, jene Einzelheiten in ganz eigenen und ganz verschiedenen Verhältnissen gemischt sein. Wer hat bis jetzt diese Sache ergründet, und wer wird sie je ergründen? — Was ich hier im Vorbeigehen berühre, ist nur ein ganz grober Punkt des Unerkannten und Unerkennbaren; wie viele weit, weit spitzigere Fragen könnte man aufwerfen, und wer würde sie beantworten? — Das Urgewebe ist ja die Werkstatt, in der jene geheimen Verrichtungen vorgehen, welche dem Körper das Siegel des Organischen aufdrücken. Alles Uebrige, was das Auge siehet, das anatomische Messer ausschälet, dienet nur als grobes, vorbereitendes Werkzeug zu den geheimen Verrichtungen, welche die Natur in dem innersten Heiligthume des Lebens vollführt. Wie weit auch die Hohenpriester Hygeens in diesem Allerheiligsten vordringen mögen, kein Urim und Thummim wird ihnen je die Nacht erhellen.

In dieser Dunkelheit können wir weiter nichts thun, als einige hervorstechende Verrichtungen des Urgewebes, in ihren Ergebnissen beim gesunden und kranken Zustande beobachten, verzichtend auf jede Erklärung.

Mit Gewissheit kann man wol annehmen, dass das Wachsthum in dem Urgewebe seinen Vorgang habe, ferner, der Ersatz des Verlorenen, die Ernährung, die verschiedenartigen Entzündungen, die Eiterung, die Verhärtung, die einfache und die fressende Schwärung, die Absonderung des Brandigen. Mit Wahrscheinlichkeit kann man noch annehmen, dass jener Zustand, der sich durch ein Gefühl des allgemeinen Krankseins offenbaret, den man, ohne seine Grenze bestimmen zu können, Fieber nennet, auch in dem Urgewebe seinen Sitz habe.

Betrachten wir nun die Wirkung der Universalmittel, so werden wir Folgendes gewahr.

Bei der krankhaften Störung, die zuweilen in der Ausbildung des Körpers Statt hat, bei der die Kinder, ohne dass die Verrichtung irgend eines Organs erkennbar getrübt wäre, in einen quinenden Zustand gerathen, thut bald Eisen, bald Kupfer so herrliche Dienste, dass man mehr als Zweifler sein müsste, wenn man die heilende Einwirkung dieser Metalle auf das Urgewebe läugnen wollte.

Bei der Abmagerung, der zuweilen ausgebildete Körper, ohne sichtbare Störung der Verrichtung eines Organs, unterworfen sind, siehet man auf den Gebrauch des Eisens oder Kupfers die Ernährung wieder normal werden. Die mageren Menschen werden fleischig, ihr flaues, missfarbiges Gesicht bekommt die blühende Farbe der Gesundheit und den Ausdruck der Kraft.

Auf Entzündungen, je nachdem sie geartet sind, wirken alle drei Universalmittel so sichtbar heilend, dass einem auch hier der Gedanke aufgedrungen wird, sie müssen nothwendig Heilmittel des erkrankten Urgewebes sein.

Bei unzertheilbarer Entzündung bewirkt das Kupfer eine schnelle und gute Eiterung. Worin die Unzertheilbarkeit bestehe, weiss ich zwar nicht, vermuthe aber, dass, wenn ein gewisser Theil der feinen Gefässe durch plastische Lymphe verstopft oder verwachsen ist, die Natur nur durch Abszediren der entzündeten Stelle helfen kann; diese Naturhülfe, welche doch in dem Urgewebe vorgehet, befördert das Kupfer mächtig und sichtbar.

Eisen und Kupfer befördern das Stillstehen des Brandes und das Abstossen des Brandigen; ein Beweis, dass sie auf das Urgewebe wirken, denn in diesem wird doch jene Operation der Natur vollführt.

Bei manchen üblen Geschwüren, die schwer zur Heilung zu bringen sind und die sich doch auch im Urgewebe machen, leisten Kupfer und Eisen auffallende Hülfe.

Endlich ist die Beobachtung, die ich gemacht, dass bei allen durch die Universalmittel bekämpften Urfiebern (das heisst, bei solchen, welche nicht consensuell von der Urerkrankung eines Organs abhangen) ein Gefühl von Besserwerden viel früher von dem Kranken bemerkt wird, als der Arzt mit seinen Fingern ein Verlangsamen des Blutkreislaufes gewahren kann; ein Beweis, dass die Universalmittel nicht direkt auf das Herz und den Kreislauf, sondern direkt vielmehr auf das Urgewebe heilend und dadurch weiterhin beruhigend auf das Gefässsystem wirken. Auch liegt in dieser Beobachtung die Wahrscheinlichkeit, dass solche, durch die Universalmittel heilbaren Fieber, eine idiopathische Erkrankung des Urgewebes sind.

Das sind nun kürzlich die wahrscheinlichen Gründe für meine Meinung. Jetzt muss ich aber auch von Beobachtungen sprechen, welche gegen dieselbe sind.

Ich habe im Vorigen von örtlicher Entzündung geredet, und von derselben gesagt, sie sei nicht Vorwaltung einer Affektion des Gesammtorganismus in dem kranken Theile, sondern Urleiden des kranken Theiles selbst. Mir scheint aber, da diese örtliche Entzündung doch ohne Zweifel auch in dem Urgewebe des entzündeten Theiles steckt, so müssten die Universalmittel, wirkten sie auf das Urgewebe des ganzen Leibes heilend, doch auch heilend auf das eines einzelnen Theiles wirken. Das thun sie aber nun nicht; denn thäten sie es, so müsste man jede Entzündung zertheilen können, und keiner, der z. B. Knoten in den Lungen hätte, brauchte mehr zu fürchten, schwindsüchtig zu werden.

Wer diesen Widerspruch ausgleichen kann, der thue es; ich selbst werde mir den Kopf darüber nicht zerbrechen.

Vorausgesetzt die Wahrheit der Meinung, dass dasjenige im menschlichen Leibe, was erkrankt, unter der Heilgewalt der Universalmittel stehet, das Urgewebe sei, könnte man die Frage aufwerfen, ob es durch wahrscheinliche Gründe zu erweisen, dass das Urgewebe nur einer dreiartigen Erkrankung unterworfen sein könne. — Werthe Leser! das lässt sich gar nicht erweisen; ich werde es aber der Erfahrung so lange glauben, bis ich durch die Erfahrung anders belehret werde. Das einzige Wahrscheinliche, was mein Verstand in dieser Sache vorbringen kann, mag Folgendes sein.

Da alle Organe aus dem Urgewebe gebildet sind, zugleich aber auch Eigenthümlichkeiten haben, durch welche sie zu besonderen Organen werden, so ist es höchst wahrscheinlich, dass sie mehrartigen Krankheiten unterworfen sein müssen, als das Urgewebe. Daher rührt es wol, dass wir mancherlei Leber-, Milz-, Gehirn-, Lungenkrankheiten u. s. w. haben, aber nur drei Krankheiten des Urgewebes.

Ob da, wo die Erkrankung der Eigenthümlichkeit eines Organs durch die Universalmittel zum Normalstande zurückgeführt wird, durch das Erkranken des Urgewebes die Eigenthümlichkeit des Organs bloss consensuell erkrankt sei, lässt

sich nicht mit Gewissheit bestimmen, es ist aber als wahrscheinlich anzunehmen. Ueberhaupt sind solche und ähnliche Gegenstände gar feine Dinge, über welche sich für oder wider, stumpf- oder scharfsinnig sprechen lässt; es ist auch gar harmlos, sich mit verständigen Freunden darüber zu unterhalten; nur darf das Vermuthliche nicht mit der reinen Erfahrungslehre vermischt werden. Wer das thun wollte, der würde dadurch beweisen, dass er nicht einmal den ersten Begriff der reinen Erfahrungslehre der alten Geheimärzte erfasst; es würde ihm gerade gehen wie *Sydenham* und einigen späteren Aerzten, die über phantastische Theorie klagen, sie, als den Fortschritten der wahren Heilkunst hinderlich, verwerfen, denen aber ihr theilicht verkrüppelter Verstand den Possen spielt, dass er sie eine etwas anders gemodelte, aber eben so phantastische Theorie an die Stelle der als phantastisch verdammten setzen lässt.

---

### *VI. Von der Verlängerung des Lebens durch die Universalmittel.*

Dieser Gegenstand ist mit dem vorigen nahe verwandt, weshalb ich auch keine schicklichere Stelle dieses Buches wüsste, von ihm zu sprechen.

Da der grösste Theil der Menschen ein langes Leben für etwas sehr Wünschenswerthes hält, so kann man leicht denken, dass die Aerzte schon in der ältesten, vorgeschichtlichen Zeit über die Möglichkeit es künstlich zu verlängern werden gegrübelt haben. Diese Grübeleien sind nicht auf uns gekommen, würden auch wol wenig Anziehendes für uns haben. Die älteste bestimmte Nachricht von einer künstlichen Lebensverlängerung, welche zu meiner Kunde gelangt, ist, verhältlich zu dem muthmasslichen Alter unseres Erdballes, sehr, sehr jung, sie findet sich nämlich in den Werken des *Galen.* Dieser sagt in dem Buche vom Marasmus: zu seiner Zeit sei ein Philosoph gewesen, der habe eine Schrift verfasst, in welcher er gelehrt, wie man sich vor den Schwachheiten des Alters bewahren könne. Da er aber selbst zum achtzigsten Jahre ge-

langt, sei er so mager und dürr geworden, dass sein Gesicht die grösste Aehnlichkeit mit dem gehabt, welches *Hippokrates* in seinen Pränotionen als das des Sterbenden beschrieben.

Im Mittelalter, wo sich, nach der Meinung der Geschichtschreiber, die iatrochemische Sekte gebildet (welche sich aber selbst ein viel höheres Alter zuschreibt), soll angeblich zuerst der Gedanke, durch gewisse geheime Arzeneien das Leben zu verlängern, erzeugt sein. Das Wie und Wann lässt sich aber wol nicht mit Bestimmtheit angeben, denn in jenen dunklen Zeiten machte man nicht so viel Bücher als jetzt, die Mittheilung geschah meist mündlich, ja manches, was einzelne Künstler aufgezeichnet, wird nie zu unserer Kunde gekommen sein. Im Anfange des 14ten oder am Ende des 13ten Jahrhunderts soll *Raymundus Lullius* ein Gespräch über die Verlängerung des Lebens geschrieben haben *).

Das lebensverlängernde Mittel wird jeder, der dieses Gespräch nur mit halber Aufmerksamkeit lieset, für Kupfer erkennen, wiewol der Verfasser es wundergut zu verstecken glaubt **). Uebrigens ist das Gespräch offenbar ein Machwerk späterer Zeit und dem *R. Lullius* untergeschoben.

Seite 474 spricht *Demogorgon*, der sich von *R. Lullius* Belehrung über die Lebensverlängerung ausbittet, ganz treuherzig von *Marsilius Ficinus*. Dieser hat nun zwar über das Leben geschrieben, aber unglücklicher Weise über ein Jahrhundert später gelebt als *R. Lullius*. Abgesehen von diesem Missgriffe, ist das Gespräch ganz im *Lullischen* Geiste geschrie-

*) Das Buch, in welchem ich es gelesen, hat den Titel: *Raymundi Lullii Majoricani, Philosophi sui temporis doctissimi, libelli aliquot chemici. Nunc primum (excepto Vade mecum) in lucem, opera Doctoris Toxitae editi. — Basiliae apud Petrum Pernam 1572. Das Gespräch hat die Ueberschrift: Lignum vitae. Dialogus Raymundi Lullii Majoricani mysteria in lucem producens.*

**) Seite 466 heisst es z. B. *Haec medicina in praeparatione multipliciter variatur; nam viridem assumit colorem ut herba, propterea appellaverunt ipsam Veteres vegetabilem herbam.* Mehre Stellen mag ich nicht anführen, das Ding ist mir gar zu albern.

ben, es stimmt genau mit des *R. Lullius* Buche *De medicinis secretissimis* überein *).

Des *Arnaldus de Villa nova* Buch von der Lebensverlängerung ist ein gemeines Machwerk, in dem keine Einheit ist **). Dieser Mangel an Einheit lässt mich fast vermuthen, dass es von späteren Abschreibern Zusätze erhalten habe. *Arnaldus* hat, wie die Geschichtschreiber sagen, bloss in der Jugend sich mit der Geheimarzeneikunst und der Goldmacherei abgegeben, und sich später an den Galenismus gehalten. Da nun ein paar Stellen in jenem lebensverlängernden Buche ganz nach der Geheimkunst schmecken, so ist es eben so gut möglich, dass diese von einem späteren abschreibenden Adepten eingeschaltet, als dass sie Auftauchen der jugendlich-*Arnaldischen* Geheimnisskrämerei sind. Jedoch, weil sie mit dem ganzen Buche in Widerspruch stehen, grenzt die erste Möglichkeit näher an Wahrscheinlichkeit als die zweite ***).

*Paracelsus* hat bekanntlich auch über die Verlängerung des Lebens geschrieben. Eisen und Kupfer sind, nach ihm,

*) In diesem Buche heisst es von der geheimen Arzenei: *Haec medicina est conservativa et reintregrativa juventutis. Nam si quis juvenis ceperit de dicta medicina bis aut ter in septimana, in paucis vicibus faciet suam operationem, et conservabit sibi juventutem in suo proprio statu; etiamsi fuerit mille annorum spatio, nunquam apparebit senex, neque habebit canos, neque aliquam putredinem aut corruptionem, et ipsum servabit sanum ab omni infirmitate interiori et exteriori, et ab omni febre, usque ad ultimum terminum sibi a Deo praefixum: et semper auget ipsum in fortitudine, robore magnanimitate et audacia: et conservabit ipsum alacrem, laetum et jucundum ex eo, quia haec medicina est tantae virtutis, proprietatis et potentiae, quod non sinit putrefieri sanguinem, nec dominari phlegma, nec augere melancholiam, nec incendi choleram, nec humoris alios etc.*

Das Beste und das Verständigste in diesem tollen Zeuge ist der Terminus *a Deo praefixus*. Wenn ein Mensch bei dem Gebrauche der Wunderarzenei auch in den besten Jahren starb, konnte man immer sagen, er sei *ad terminum a Deo praefixum* gelangt, und die Wunderarzenei blieb in Ehren. *Crollius* hat auch viel mit dem *Termino praefixo* zu thun, man sucht aber bei ihm vergebens einen deutlichen Begriff dieses Ausdruckes.

**) Der Titel ist: *De conservanda juventute et retardanda senectute.* In der Vorrede nennt er sich selbst: *Hominem silvestrem, theoreticum ignotum et practicum rusticanum.*

***) Die Hauptstelle findet man im zweiten Kapitel; sie ist aber zu lang um

die Mittel, worin das Geheimniss steckt, nicht aber Gold, wie man den Ungeweihten vorgespiegelt, und wie es unkundige Geheimärzte selbst geglaubt.

Um aber die Stelle, worin er dieses sagt, zu verstehen, muss man vorher wissen, dass er, nach seiner dunklen Schreibart, an vielen Orten seiner Schriften Eisen und Kupfer, oder vielmehr seine aus diesen Metallen bereiteten Arzeneien unter den Namen *Cheiri* und *Anthos* versteckt. Die Stelle lautet also: *Quamquam alias de Auro potabili, similiter de quinta essentia mentio fiat: tamen hic singula ad Cheiri et ad saphirinum Anthos referemus, id quod non paucos fefellit, inter quos est Arnaldus cum aemulis suis* *).

Uebrigens ist von diesem Werke die deutsche Urschrift verloren; ausser etlichen deutschen Bruchstücken haben wir nur die lateinische Uebersetzung desselben von *Oporinus*, deren Echtheit etwas zweifelhaft ist **). Zum wenigsten ist die Aeusserung, dass der Mensch durch die Kunst sein Leben auf mehre hundert Jahre bringen könne, gerade in Widerspruch mit einer in den deutschen Bruchstücken, wo das höchste Alter des Menschen auf 140 Jahre bestimmt wird, und mit einer anderen in der Auslegung der Aphorismen des *Hippocrates*, wo das erreichbare Ziel auf 80 bis 90 festgestellt ist ***).

Die lateinische Uebersetzung mag nun aber viel oder wenig verfälscht sein, so erhellet doch aus einer Vergleichung derselben mit den deutschen Bruchstücken Folgendes: *Paracelsus* hat nie eine unbedingte Verlängerung des Lebens durch eine Wunderarzenei für möglich gehalten, sondern seine erste

---

sie abzuschreiben. Im Supplement zu Bechers *Phisica subterranea* ist sie im sechsten Kapitel der Länge nach abgedruckt. Wer also die Werke des *Arnaldus* nicht hat (sie werden von den Buchtrödlern zu den seltenen Büchern gezählt), der kann die Stelle bei *Becher* finden.

*) *De vita longa.* Am Ende der Vorrede des zweiten Buches.

**) Am Ende der Uebersetzung der fünf Bücher *De vita longa* sagt der Herausgeber *H. Huserus*: Deren Bücher deutsche Exemplaria, welche *Joh. Oporinus* bei Leben *Theophrasti* verlirt, sind nicht mehr vorhanden, nur etliche *Fragmenta*, aus welchen erscheinet, dass *Oporinus*, an etlichen Orten der Version, des *Authoris* Meinung nicht nachgekommen.

***) Auslegung *primae sectionis Aphorism. Hippocrates, Aphor. I.*

Bedingung einer künstlichen Lebensverlängerung durch Eisen und Kupfer war: die vorläufige Beseitigung der Krankhaftigkeiten einzelner Organe und der von diesen abhangenden Krankheitsformen, von denen er eine gute Menge namhaft macht.

Abgesehen von den übrigen Bedingungen *), unter denen er eine Lebensverlängerung durch die zwei genannten Universalmittel für möglich hält, wollen wir einmahl die angeführte etwas näher betrachten. Was lehret uns die Beobachtung von der Urerkrankung der Organe? — Ich glaube, Folgendes werden wol die meisten Leser mit ihren eigenen Beobachtungen übereinstimmend finden.

Die Erkrankung einzelner Organe überfällt zuweilen den Menschen plötzlich, zuweilen überschleicht sie aber so ganz unmerklich, dass selbst der, welcher am sorgfältigsten seinen Leib hütet, nichts dergleichen ahnet. So kann sie in jedem Organe entstehen und wachsen, ohne bemerkbar feindlich das Gesundheitsgefühl zu beeinträchtigen. Wenn sie dieses endlich thut, ist die Kunst zuweilen nicht mächtig genug, selbige im eigentlichen Sinne zu heilen. Das angebliche Heilen ist nur bloss ein Beschwichtigen des vielleicht zufällig gesteigerten Organleidens und des durch diese Steigerung consensuell ergriffenen Gesammtorganismus. Die Veranlassungen, durch welche eine alte, unerkannte Organerkrankung, in einem gewissen, oft kurzen Zeitraume so gesteigert wird, dass sie consensuell die ganze Körpermaschine aufregt und das eigentliche Gefühl des Krankseins bewirkt, können mancherlei sein; die gemeinsten sind wol folgende.

Durch Fehler der Diät, sonderlich durch grobe Unmässigkeit im Essen und im Gebrauche geistiger Getränke können verborgene Leber- und Milzleiden, plötzlich gesteigert, den Menschen krank machen.

Dass durch mechanische Erschütterung ruhende, unerkannte Gallen- und Nierensteine aufgerührt, den Menschen in Lebensgefahr stürzen können, ist bekannt. Weniger wird von den Aerzten beachtet, dass auch andere, ruhende, uner-

*) Zu diesen rechnet er besonders einen gesunden Himmelstrich und erbliche Anlage zum langen Leben.

kannte Erkrankungen der Organe durch Reiten, Fahren, und durch die Erschütterung des Erbrechens so können gesteigert werden, dass ein allgemeines Kranksein daraus entstehet, ja dass die Auftreibung des kranken Organs, wenn es gerade Leber oder Milz ist, mit Händen kann gefühlt werden.

Ferner habe ich bemerkt, dass durch Zorn, durch Schreck, durch anhaltendes Schweben zwischen Furcht und Hoffnung chronische Leber-, Milz-, oder Pankreasleiden zuweilen nicht bloss erkennbar, sondern so widerspenstig werden, dass man Mühe hat, sie zu besänftigen.

Endlich muss man wol bedenken, dass, abgesehen von der Einwirkung aller äusserlichen erkennbaren Schädlichkeiten, die geheimen Urorganerkrankungen auch einzig durch die Zeit zunehmen. Ihr Zunehmen geschiehet allmählig; bevor sie dem Menschen das eigentliche Gefühl des Krankseins machen, und eine Symptomengruppe ursachen, der man einen nosologischen Namen beilegt, können 10, 20, 30 Jahre verfliessen.

Woran sterben nun die meisten Menschen? sterben sie an einer gleichmässigen Abnahme der ganzen Körpermaschine, oder an Fehlern einzelner Organe? — Ich sollte denken, an letzten sterben die meisten. Lungensucht, Bauchschwindsucht, Wassersucht und andere chronische Siechthümer bewirken hauptsächlich die Sterblichkeit des Menschengeschlechtes. Diese nosologischen Formen werden aber weit in den meisten Fällen durch Urerkrankung einzelner Organe hervorgebracht. Ja obgleich (mit Ausnahme) die wenigsten Menschen durch akute Fieber getödtet werden, so kann man doch annehmen, dass ein grosser Theil der akuten Fieber (vielleicht der grösste) von Urorganaffektion abhängt. Manche dieser Urorganaffektionen sind unglaublich schwer zu erkennen, auf manche wird von den Aerzten in ihrer bücherlichen Befangenheit gar nicht geachtet, und andere sind erschienen und können noch erscheinen, auf welche die Kunst bis jetzt noch keine Heilmittel weiss. Man kann also dreist annehmen, dass auch von denen, welche an akuten Fiebern sterben, ein grosser, vielleicht der grösste Theil an Urorganleiden stirbt.

Alles wohl erwogen, ist die Uraffektion der Organe gerade dasjenige, was man in seinem ersten Entstehen erkennen und

auf welches man Heilmittel wissen müsste, wenn man sich vermessen wollte, das Leben verlängern zu können. Da nun kein Mensch im Stande ist, die erste Spur dieser Organerkrankungen zu erkennen, so ist es auch unmöglich, dem Hauptfeinde des Lebens entgegen zu gehen. Eisen und Kupfer, in so fern sie bloss auf das Urgewebe, nicht aber auf die Eigenthümlichkeit der Organe wirken, können uns in dieser Hinsicht zu nichts dienen.

Was lässt sich nun von der Erkrankung des Urgewebes sagen? — Allerdings sterben auch Menschen an dieser Erkrankung; manche chronische Siechthümer haben in dem Urgewebe ihren Grund, und in so fern wir diese Erkrankung durch die Universalmittel heilen, verlängern wir gewiss das Leben des Geheilten.

Die wundergleiche Heilung durch Eisen oder Kupfer hat wahrscheinlich erst den Gedanken an eine durch diese Mittel bewirkbare Lebensverlängerung erzeugt. Nun, es ist zu entschuldigen, dass Aerzte, die da gesehen, dass Eisen und Kupfer das scheinbar verlöschende Leben auf eine wahrhaft überraschende Weise wieder anfachen, auf den Gedanken gefallen sind, diese nämlichen Mittel müssten, von Zeit zu Zeit bei vollkommner Gesundheit gebraucht, das Leben in seiner vollen Kraft erhalten, und ein Verfall des Organismus sei bei dem Gebrauche derselben ganz unmöglich. Dazu kommt noch, dass manche Schwächen, die das Alter mit sich bringt, als sinnliche Erscheinungen, grosse Aehnlichkeit mit den Erscheinungen haben, die wir bei Eisen- oder Kupferkrankheiten bemerken. So sehen wir z. B. bei zunehmendem Alter die Muskelkraft sich mindern; in Krankheiten sehen wir die geschwundene, ja fast erloschene Muskelkraft beim Gebrauche des Eisens oder Kupfers sich so schnell wieder ersetzen, dass der Kranke, der heute nicht mehr im Stande ist, sich im Bette aufzurichten, sich morgen wieder ohne Anstrengung aufrichtet. Bei Alten wankt das Gedächtniss und die übrigen Geisteskräfte stumpfen merklich ab. In Krankheiten, wo die Geisteskräfte sichtbar abnehmen, sehen wir diese bei dem Gebrauche des Eisens oder Kupfers überraschend schnell wiederkehren.

Im Alter verändert das Gesicht, der Ausdruck desselben

wird flau; die Muskeln erschlaffen. Bei Krankheiten sehen wir nicht selten die Gesichter der Menschen so verändert, dass wir schwören sollten, sie seien durch einen Zauber veraltet; dem Gebrauche des Eisens oder Kupfers weichet diese scheinbare Veraltung und wandelt sich in den Ausdruck des kräftigen Lebens um.

Der Alten Gesicht ist gewöhnlich blass, zuweilen mit einer umschriebenen Röthe auf den blassen Wangen. Das Nämliche sehen wir nicht selten bei Krankheiten, hier aber nach dem Gebrauche des Eisens oder Kupfers die blühende Farbe der Gesundheit wiederkehren.

Wahrlich! wenn ich alles dieses bedenke, so entschuldige ich den Rechenfehler der Geheimärzte, zumahl da es wahrscheinlich ist, dass derselbe von einem kleinen Reste des Galenismus herrührte, welcher, ihnen selbst unbewusst, noch in ihren Köpfen haftete. Sie haben nämlich, von einer Gruppe ähnlicher Erscheinungen gutgläubig auf einen ähnlichen Krankheitszustand geschlossen; das war gewiss ein arger Missgriff. Von dem Wesen der Krankheit, das heisst, von der Krankheit, in so fern wir sie von der sichtbaren Störung des Regelganges der Körpermaschine scheiden, kann unser Verstand nichts erkennen, als ihr Verhältniss zu der Heilwirkung der Arzenei. Dass es einen Krankheitszustand in der Natur gibt, der durch Eisen, und einen anderen, der durch Kupfer heilbar ist, das wissen wir bloss durch die Erfahrung. Wer hat aber je durch die Erfahrung gelernt, dass die Abnahme, welche die Zeit in unserem Organismus bewirkt, eine durch Kupfer, oder Eisen heilbare Krankheit sei? Ich sollte denken, bis jetzt hat dieses die Erfahrung noch keinen Arzt gelehret. Also läuft ja die ganze Lebensverlängerung auf ein blosses, von der Aehnlichkeit der Erscheinungen hergenommenes Vermuthen hinaus.

Von der Veränderung, die das Urgewebe mit dem Alter erleidet, wissen wir durch die Beobachtung der lebenden, durch die Untersuchung der todten und durch Vergleichung anderer Thierkörper mit den menschlichen bis jetzt sehr wenig. Wir wissen, dass das Fleisch solcher Thiere, welche wir zu unserer Nahrung verwenden, mit dem zunehmenden Alter hart,

zäh, fast ungeniessbar wird. Daraus schliessen wir und wol nicht mit Unrecht: das, was früher röhrig gewesen, müsse mit dem Alter unröhrig geworden sein; und weil doch in den Röhren Flüssigkeiten umlaufen, schliessen wir weiter: mit der Verminderung des Röhrigen müsse das Verhältniss zwischen dem Starren und Flüssigen so verändert sein, dass erstes die Oberhand gewonnen. Nach der Aehnlichkeit, welche alle vier- und zweifüssige Thiere hinsichtlich ihrer Organisation mit einander haben, schliessen wir ferner: im menschlichen Leibe müsse durch die Zeit eine ähnliche Veränderung Statt haben; die steifen, vorsichtigen Bewegungen alter Leute, und die Verknöcherung, welche man nicht selten in den Weichtheilen ihrer Leichen gefunden, rechtfertiget zur Genüge diesen Aehnlichkeitsschluss.

Welche Veränderung die feinste Verzweigung der Nerven, die weder das anatomische Messer, noch das Vergrösserungsglas in der Substanz der Organe verfolgen kann, bei Alten erleidet, mag der Himmel wissen. Dass die Nerven einer sehr grossen Verzweigbarkeit fähig sind, lehret uns der Anblick der Netzhaut des Auges, und dass eine, wo nicht gleiche, doch ähnliche, der anatomischen Kunst aber unentdeckbare Nervenverzweigung in allen Organen vorhanden sein müsse, ist eine Vermuthung, die auch der grösste Zweifler schwerlich in das Reich der Phantasie verweisen möchte. Vorausgesetzt, die feinen, in den Organen verbreiteten Nervenfäden sind die Leiter, durch welche äussere Reize zu unserem Bewusstsein gelangen, so müssen diese Nervenfäden im hohen Alter eine wunderliche Veränderung untergehen können, wovon ich dem Leser einen eben so merkwürdigen, als belehrenden Fall erzählen werde.

Ein neunzigjähriger Mann, der, seiner Profession nach, Gottesgelehrter war, aber ausser den himmlischen Kenntnissen, noch eine Menge irdischer, besonders historischer, geographischer und philologischer in seinem Kopfe barg, der sein Geschäft einem Verwandten übertragen, und als Freiherr lebte, hatte, ausser einem gewissen Grade von Steifheit der Glieder, wodurch sein Gang etwas langsam und vorsichtig wurde, und ausser einer Harthörigkeit, die aber so gering war, dass sie

die Zweisprache kaum erschwerte, gar keine bemerkbare Gebrechen des Alters. Er hatte noch ein recht gutes Gedächtniss, ein richtiges Urtheil, und weit entfernt, langweilig wie manche Greise zu sein, war sein Gespräch für mich sehr unterhaltend und belehrend.

Um sich im Winter bei schlechtem Wetter körperliche Bewegung zu machen, pflegte er etwas Holz für den Ofen zu zersägen. Einst fällt er bei dieser gymnastischen Uebung und bricht den Hals des Schenkelbeines. Ein hinzugerufener benachbarter Wundarzt erkennet den Bruch, und legt mancherlei Binden an, welche dem alten Manne sehr hinderlich sind. Seine Tochter und sein Enkel, die, ohne etwas von der Heilkunst zu verstehen, diesen Knochenbruch bei dem hohen Alter des Kranken für tödtlich halten, und nicht begreifen, warum man ihm seine kurze Lebensfrist noch durch allerlei chirurgische Künsteleien verkümmern solle, begehren meine Ueberkunft, um sich mit mir darüber zu besprechen.

Ich fand den Unter- und Oberschenkel ödematös geschwollen, übrigens den Mann frei von Schmerz und heiter. Es war gerade zu der Zeit, da wir die erste Nachricht von der grossen Niederlage der Franzosen erhalten hatten; seine Abneigung gegen alles Franzosenthum liess ihn den gebrochenen Knochen so ganz vergessen, dass seine ersten Worte, die er an mich richtete, nicht den Knochenbruch, sondern Napoleons Missgeschick betrafen.

Wer nun je Menschen mit gebrochenem Halse des Schenkelbeines gesehen, der wird bemerkt haben, wie schmerzhaft diesen jede Bewegung ist. Ja ohne es gesehen zu haben, muss schon jeder begreifen, dass der gebrochene Knochen, durch die starken Schenkelmuskeln aufwärts gezogen, mit seinen scharfen Bruchkanten heftige Schmerzen bei jeder Bewegung im Fleische verursachet *).

*) In den meisten Fällen wird bei einem solchen Bruche wol die *Membrana capsularis femoris* zerrissen sein, denn die gehet ja über den Hals des Schenkelbeines herunter; in selteneren Fällen soll sich der Bruch aber innerhalb der Gelenkkapsel machen. Einen Fall der letzten Art sah ich vor etlichen Jahren in hiesigem Orte. Hier war, wenn das Glied bewegt wurde, der Schmerz viel minder, auch die Verkürzung geringer, als ich

Bei unserem Kranken war das aber gar nicht der Fall, er fühlte keinen Schmerz bei der Bewegung; ja seine Hausgenossen setzten ihn, wenn das Bett gemacht wurde, auf einen Stuhl, wie jeden anderen Menschen, er fühlte nicht den mindesten Schmerz dabei. Dieses war doch wol ein Beweis, dass die Nerven, die das Fleisch versehen, die wie wir glauben, die leitenden Werkzeuge sind, durch welche solche Reize, als Schmerz zum Bewusstsein gebracht werden, dieser Leitung durch das Alter mussten unfähig geworden sein.

Ich war neugierig, ob auch die Haut gefühllos sei, überzeugte mich aber bald vom Gegentheil. Nach Erwägung aller Umstände, stimmte ich der Meinung seiner Hausgenossen bei, dass man ihn nicht mit zwecklosen Binden plagen, sondern ihn seinen eigenen Tod sterben lassen müsse, welcher denn auch bald darauf ganz schmerzlos erfolgte.

Dieser Fall scheint mir sehr bemerkenswerth; zum wenigsten habe ich noch keinen Greis getroffen, der, über 90 Jahre alt, so unverletzte Geisteskräfte gehabt hätte als dieser Mann. Dass aber gerade ein solcher durch äusserliche Gewalt eine Verletzung bekam, durch welche ich mich von der Unfähigkeit der Muskelnerven, feindliche Reize als Schmerz zum Bewusstsein zu bringen, überzeugen konnte, ist wahrlich ein solches Zusammentreffen zweier Seltenheiten, dass gar viele Aerzte lange die Kunst üben und absterben können, ohne so etwas erlebt zu haben. Wäre der Mann von Alter schwachsinnig gewesen, so würde ich diese Beobachtung nicht haben machen können, denn ein schwachsinniger Greis ist wie ein Irrer zu betrachten, der von solchen Reizen, welche anderen Menschen Schmerz verursachen, keine bemerkbar unangenehme Gefühle hat.

---

es früher bei anderen gesehen. Schon der Umstand, dass der Kranke, der in Köln durch einen Fall auf dem Steinpflaster den Bruch bekommen, sich, vorsichtig in einen Wagen verpackt, hierhin hatte fahren lassen, bewies es, dass die *Membr. capsul. fem.* nicht konnte zerrissen sein, denn wäre sie es gewesen, so würde er, auch auf das vorsichtigste verpackt, das Fahren nicht haben aushalten können. Der Wundarzt hat den Bruch recht gut geheilt; ohne ein wenig Hinken ist der Mann zwar nicht davon gekommen, jedoch ist die Verkürzung des Fusses nur unbedeutend.

Eine von Alter schwachsinnige Frau brach einst den Arm über dem Handgelenke; so oft sie der Wundarzt kunstrecht verbinden mochte, schlenkerte sie den Knochen jedesmahl wieder auseinander. Einem schwachsinnigen Greise wollten seine Hausgenossen einst ein reines Hemd anziehen, und gewahrten bei dieser Gelegenheit, dass ihm das linke Schlüsselbein gebrochen war. Der hinzugerufene Wundarzt erkannte aber, aus den schon ganz abgeglätteten Bruchenden, ein solches Alter des Bruches, dass an ein Zusammenheilen des Knochens nicht mehr zu denken war. Diese zwei Fälle, die ich viel früher erlebte, hatten für mich nichts Belehrendes, denn bei jedem Irren hätte ich etwas Aehnliches beobachten können: der ersterzählte Fall wird bloss dadurch merkwürdig, dass des Mannes Geisteskräfte unverletzt waren, und dass man also ziemlich sicher, von der Schmerzlosigkeit, auf eine Unfähigkeit der Muskelnerven, einen feindlichen Reiz als Schmerz zum Bewusstsein zu bringen, schliessen konnte.

Wenn ich das Wenige, was ich von der Veränderung kenne, die das Alter im Urgewebe bewirkt, auch noch so genau erwäge und es mit der in Krankheiten beobachteten Heilwirkung des Eisens und Kupfers vergleiche, so sehe ich doch nicht ein, wie selbige Metalle jener Veränderung vorbeugen könnten; glaube also, dass sich unser achtbarer Landsmann *v. Hohenheim* in diesem Punkte geirret habe. Solch eines Irrthumes wegen möchte ich ihn aber nicht gerade für einen Narren halten; denn wenn man jeden, der sich einmahl in der Medizin verrechnet, für einen Narren halten wollte, so würden wol wenige unter uns sein, werthe Freunde! die sich nicht zu allererst selbst diesen etwas verdächtigen Titel beilegen müssten.

Ob eine mässige Lebensweise ein langes Leben befördert, weiss ich nicht. Ich sah Unmässige alt werden und Mässige früh sterben. Verbürgte eine eigene Lebensordnung ein hohes Alter, so müsste man doch wol eine ungefähre Uebereinstimmung in der Lebensordnung solcher Leute finden, die wirklich zu einem Alter von 80 bis 100 Jahren gelangt sind. Vor langer Zeit (es muss wol, aus anderen Umständen zu schliessen, zwischen den Jahren 1810 und 14 gewesen sein)

habe ich etwas dahin Einschlagendes in einer damahls neuen französischen Zeitschrift, die den Titel ***Bibliothèque brittanique*** hatte; gelesen. Ich erinnere mich aus derselben Folgendes. In England bildete sich eine Gesellschaft, die (ich weiss nicht mehr, ob bloss in Altengland, oder in allen drei Königreichen) Nachricht über die Lebensweise aller alten Menschen sammelte. Da gab es verschiedene Fragen zu beantworten, die, wie die Leser leicht denken können, solche Genüsse betrafen, welche früher oder später von heilkundigen Männern für schädlich gehalten sind. — Was war nun das Ergebniss dieser Untersuchung?

Ein erstaunlich einfaches: die Wissbegierigen waren am Ende der Untersuchung gerade so klug als vor derselben *).

*) Ausführlich ist besonders *Marsilius Ficinus* in seinem Buche *De triplici vita (Lib. II Cap. XI)* über die Diät, die angeblich zu einem langen Leben führen soll; seine Vorschriften sind aber etwas seltsam. So sagt er z. B. den Gelehrten, sie sollen jeden Morgen, bevor die Sonne aufgehe, dass Bett verlassen, sich aber vorher im Bette mit der flachen Hand den ganzen Leib reiben, dann ein paar Stunden meditiren, darauf von ihren gelehrten Meditationen etwas abstehen, und mit einem elfenbeinernen Kamme sich vierzigmahl über den Kopf von der Stirn bis zum Nacken streichen. Den siebzigjährigen gibt er folgenden Verjüngungsrath: *Saepe post decimum statim et nonnunquam post nonum septenarium arbor humana, arefacto paulatim humore, tabescit. Tunc primum humano juvenilique liquore irriganda est haec arbor humana, quo revirescat. Eliges ergo puellam sanam, formosam, hilarem, temperatam et famelicam, lac ejus sugito crescente luna statimque comedito maratri dulcis modicum pulverem saccharo rite confectum.* Warum das junge Weib gerade schön und lustig sein muss, ist mir nicht recht klar. Mich wundert es nur, dass er den noch Aelteren, den eigentlichen Greisen nicht den Rath gibt, eine *Puellam formosam* und *hilarem* ins Bett zu nehmen und sich von ihr, wie der königliche Prophet *David* von der *Abisag*, erwärmen zu lassen; doch, vielleicht ist ihm dieses Erwärmungsmittel etwas zu prophetisch gewesen, darum räth er lieber den Greisen, Knabenblut zu trinken und einen mit Schweineblut getränkten Schwamm auf den Magen zu legen u. s. w.

Wahrhaftig! wenn ich, um zu einem hundertjährigen Alter zu gelangen, mir jeden Morgen mit der Hand den ganzen Leib reiben, mir täglich vierzigmahl mit einem elfenbeinernen Kamm über den Kopf streichen, wie ein Säugling an der Brust einer jungen Frau nutschen, gezuckerten Fenchel essen, Knabenblut trinken uud mir Schweineblut auf den Magen legen sollte, ich wollte weit lieber dreissig Jahre früher sterben.

# Fünftes Kapitel.

## Von der Einfachheit, von der Feindlichkeit und von der Unfeindlichkeit der Arzeneimittel.

Ueber diese Gegenstände lässt sich sehr viel sagen; ich werde aber sehr wenig darüber sagen, und nur das, was unumgänglich nöthig ist, um in den folgenden Kapiteln dem Leser verständlich zu bleiben. Wäre ich ein gelehrter Arzt, so müsste ich hier zuerst von dem körperlich Einfachen sprechen, den Begriff desselben feststellen, oder die Unmöglichkeit einer solchen Begriffsbestimmung darthun. Ich denke aber, werthe Leser! wir würden wol am Ende einer solchen Besprechung so klug sein als am Anfange, rathe also, dass wir uns einfältig an den gemeinen praktischen Begriff des Einfachen halten, eine einfache Arzenei eine solche nennen, welche aus einem einzigen Naturkörper bestehet, und eine zusammengesetzte die, welche aus mehren bestehet. Dass man bei dieser gemeinen Bestimmung hier oder dort einmahl auf Widerhaken stösst, weiss ich recht gut; wo stösst man aber, wenn man über irgend einen Gegenstand unserer Kunst nachdenket, nicht auf solche? — Nun zur Sache!

Es gibt eine Arzeneizusammensetzung, welche ich nicht missbilligen kann, das ist die Verbindung einer wirksamen Arzeneisubstanz mit einem schleimigen Stoffe. Der Darmkanal ist zuweilen in Krankheiten, besonders in akuten Fiebern,

so sehr reizbar, dass das Einhüllen des wirksamen Heilmittels in einen schleimigen Stoff dringend nöthig wird, wenn wir nämlich den Kranken bald heilen wollen. In anderen Fällen, wo diese Nothwendigkeit auch nicht gerade streng nachzuweisen sein möchte, ist die Zusammensetzung so unschuldig, dass nur ein wahrer Mückenseiger den Arzt deshalb tadeln könnte. Ich habe schon im dritten Kapitel gesagt, dass ich mich seit undenklicher Zeit des Traganths, oder des Arabischen Gummi bediene, des ersten aber weit öfter als des letzten. Abgesehen davon, dass diese Schleime der zu plötzlichen Einwirkung des Heilmittels auf den reizbaren Darmkanal vorbeugen, und eine mählige, sanfte desselben befördern, haben sie auch noch das Gute an sich, dass sie, besser als irgend eine andere Substanz, den unlustigen Geschmack mancher Arzeneien verstecken.

Von dem Gebrauch vieler Aerzte, alle flüssige Arzeneien mit Syrup zu vermischen, habe ich schon früher gesprochen, und will das, was ich einmahl gesagt, hier nicht wiederholen. Damahls ist mir aber der Hauptschriftsteller nicht beigefallen, der sich gegen die unweise Versyropung der Arzeneien ausspricht. Jetzt, da sein Name in meinem Gedächtnisse wieder auftaucht, nenne ich den Lesern einen sehr achtbaren, nämlich den *Georg Baglivi*. Dieser sagt (*Prax. med. Lib. I pag.* 141) *Dulcia male olent in febribus, cave igitur quantum potes a saccharitis in illarum curatione, nam per ea exacerbantur; praesertim si hypochondriacis, hystericis et pueris praescribantur.* Da nun *Baglivi* dieses vor länger als hundert Jahren geschrieben, ich aber noch bis diesen Augenblick sehe, dass selbst der jüngeren Aerzte Arzeneitränke meist mit Syrup versüsst sind, so ist offenbar, dass *Baglivi* seine Warnung in den Wind gesprochen. Er hätte eben so klug gethan, gar nichts über diesen Gegenstand zu sagen; die praktischen Aerzte lassen sich ihren *Syrupum* nicht nehmen.

Die zusammengesetzten Laxirmittel kann ich eben nicht tadeln, denn offenbar wirkt eine Mischung von Sennesblättern, oder Jalappe, oder Rhabarber mit einem Laxirsalze geschwinder und gemächlicher, als ein einziges jener Pflanzenlaxirmittel ohne Salz. Jedoch reicht man in vielen Fällen auch mit

einem einzigen Mittel aus, und jene beliebte Verbindung, noch mit anderen Mitteln versetzt und versüsst, wird häufiger aus blosser ärztlichen Gewohnheit als aus Nothwendigkeit verschrieben, woran denn auch wenig gelegen ist. Anders urtheile ich über die Verbindung eines Pflanzenlaxirmittels mit dem Salmiak. Bei Leuten, die ohne krank zu sein Mangel an Leibesöffnung haben, bewirke ich durch eine Mischung von gleichen Theilen Sennesblätter und Salmiak solche breiige, wohlthätige Oeffnung, welche ich durch ein anderes Laxirmittel übel bewirken kann. Es ist nur Schade, dass diese Mischung einigen Menschen etwas Bauchkneipen macht, sonst wüsste ich wirklich zu dem erwähnten Zwecke keine passlichere Arzenei.

Die Verbindung eines Universalmittels mit einem Organheilmittel ist in solchen Fällen nothwendig, wo sich ein gemischter Krankheitszustand vorfindet. So habe ich durch eine Mischung des *Stramonium* mit der essigsauren Eisentinktur epidemische Gehirnfieber, nicht behandelt, sondern geheilt, die ich durch keine einzelne der beiden Arzeneisubstanzen heilen konnte. Ueber solche Zusammensetzungen und über die Nothwendigkeit derselben lässt sich im Allgemeinen nichts sagen, was einem Arzte nutzen könnte. Es können Jahre hingehen, dass man solche epidemische vermischte Krankheiten nicht zu behandeln bekommt, also auch der vermischten Arzenei nicht bedarf. Wer aber zehn Jahre sie nicht nöthig hatte, der kann dieses Bedürfniss im eilften sehr lebhaft fühlen. Darum rathe ich jedem, sich auf dergleichen Krankheiten gefasst zu halten, und nicht, aus blinder Vorliebe für die Einfachheit, die Zusammensetzung eines Universal- und Organheilmittels zu verwerfen.

Die Verbindung zweier Organheilmittel, oder das gleichzeitige Geben derselben, von denen wir das eine als wirkliches Heilmittel des urerkrankten Organs reichen, und durch das zweite vorbauen, dass nicht ein anderes, consensuell ergriffenes Organ auf die Dauer urerkranke, ist auch nicht zu verwerfen. Im Allgemeinen lässt sich über die Nothwendigkeit dieser Verbindung nichts sagen. Ich habe epidemische Organkrankheiten erlebt, bei denen kein consensuell ergriffenes Organ je urer-

krankte, wo man also, konnte man das Hauptheilmittel auf das urerkrankte Organ, von dem die ganze Symptomengruppe oder nosologische Form abhing, ohne viel Aufpassen heilen konnte. Bei anderen herrschenden Organkrankheiten hingegen war das Urwerden consensueller Leiden gar nichts Seltenes, und merkte man darauf nicht, so konnte man eine Krankheit zur langen werden lassen, die man durch Aufmerken in der Kürze hätte beseitigen können. Ich rathe jedem, die herrschenden Krankheiten genau zu beobachten, das heisst in meinem Sinne, alle Organe im Auge zu behalten. Wer das thut, der wird schon von selbst gewahr werden, wo eine Nebenhülfe nöthig ist. Da, wo sie nicht nöthig ist, muss man sie auch nicht anwenden; an das bloss Consensuelle muss man sich nicht kehren, sondern das urerkrankte Organ mit dem wahren, einfachen Organheilmittel heilen, so weicht das Fieber mit allen übrigen consensuellen Zufällen.

Endlich muss ich noch der Verbindung eines Lebermittels mit Natron, oder Magnesia, oder Ammonium erwähnen. Bei manchen Erkrankungen des Galle absondernden Organs kann man durch diese Mischung nicht bloss das erste *Stadium acutum* des gemeinen gastrischen Fiebers in drei oder vier Tagen heben, sondern zugleich das zweite Stadium abschneiden. Aber auch unter diesen gemeinen gastrischen Fiebern findet sich der Unterschied, dass man bei einigen bloss und einzig durch neutralisirende Mittel den besagten Zweck vollständig erreichen kann, bei anderen hingegen dazu jener Mischung bedarf. Ich denke jedoch, in solchen Fällen, wo der Zusatz eines Lebermittels zu dem neutralisirenden auch gerade nicht nöthig, also überflüssig ist, wird er doch nicht schaden.

Alles, was ich hier gesagt, und vielleicht manches andere hierhin Gehörige, welches mir den Augenblick nicht einfällt, sind Dinge, die sich dem Arzte, der den Organerkrankungen, diesem wichtigen, aber leider von vielen sehr vernachlässigten Gegenstande eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt, von selbst bei Uebung der Kunst aufdringen werden. In solchen Zusammensetzungen, welche bloss einige kleine Vortheile bei dem Heilgeschäfte gewähren, steckt keine besondere Heimlichkeit.

Es fragt sich aber jetzt: gibt es zusammengesetzte Organ-

heilmittel, von denen man behaupten kann, kein einzelner Bestandtheil der Zusammensetzung leistet als Heilmittel das, was die Zusammensetzung leistet? Bis jetzt bin ich überzeugt, dass es Zusammensetzungen gibt, in denen wirklich eine solche wahrhafte Heilheimlichkeit steckt, bescheide mich jedoch gern, dass meine Ueberzeugung auch einzig von meiner Unkenntniss der Natur abhangen kann.

Ich habe von den Zusammensetzungen, auf deren Heimlichkeiten mich mehr der Zufall als mein Nachdenken gebracht, schon in den vorigen Kapiteln geredet; es sind nur vier, nämlich: Die Verbindung der Brechnuss mit dem stinkenden Asant. — Die des Salmiak mit dem Catechu. — Die des Schellkrautsaftes mit dem salzsauren Kalke. — Die des destillirten Tabakwassers mit dem essigsauren Natron.

Von allen vieren habe ich schon früher gesprochen und werde das, was ich davon gesagt, hier nicht wiederholen. Nur von der letzten Zusammensetzung, der des Tabakwassers mit dem essigsauren Natron, muss ich noch etwas nachtragen, und zwar deshalb, weil ich, von dem gewöhnlichen Ziele des Menschenlebens nicht mehr fern, vielleicht selbst keine Gelegenheit, oder keine Zeit mehr haben werde, den ganzen Werth dieser Zusammensetzung zu erproben, es also für meine Pflicht als Arzt und Mensch halte, sie meinen Amtsgenossen zur gründlicheren Prüfung angelegentlich zu empfehlen. Meine Leser wissen schon, dass ich sie in ötlichen Fällen consensueller von einem Urgehirnleiden abhangender Darmleiden mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge angewendet, und da ich im Jahre 1834 abermahls drei Fälle der Art beobachtet, so werde ich diese kürzlich erzählen.

Unter dem Mancherlei, was ich in der letzten Zeit über die Cholera gelesen, war auch das: eine kalte Zunge sei das vorzüglichste Zeichen, die Asiatische von der Europäischen Cholera zu unterscheiden. Aufrichtig gesprochen, ich achtete wenig auf dieses Vorgeben, wie mir überhaupt alle kleinliche Formenbestimmerei fast lächerlich bedünkt.

Im Jahre 1833 besuchte mich einst eine Böhmische Baroninn, deren Arzt ich früher, da sie noch Fräulein war, gewesen. Sie war jetzt begeisterte Homöopathinn und die unglück-

32 *

liche Cholera ihr Steckenpferd. Auf ihrer Böhmischen Herrschaft hatte sie einen homöopathischen Arzt, der verstand die Cholera so gut zu heilen, dass von 25 Kranken kein einziger gestorben war. Sie hatte gehört, ich habe hier einen ihrer früheren Bekannten auch an dieser Krankheit behandelt und bald geheilt; sie fragte mich also gleich, ob der auch eine kalte Zunge gehabt. Ich gestand ihr ehrlich, dass ich ihm die Zunge so wenig als manchen anderen Theil seines Leibes befühlt, könne auch unmöglich glauben, dass dieses Zeichen eine besondere Natur der Krankheit andeute. Uebrigens werde Sie, die mein Leben und Treiben von früher Zeit kenne, mir wol zutrauen, dass ich, der ich die, der Cholera, hinsichtlich der Form, nächstverwandte Krankheit, die Ruhr, häufiger behandelt als vielleicht irgend ein Arzt in Deutschland, die Cholera richtiger von einer Brechruhr unterscheiden werde, als mancher andere Arzt, der die formverwandte Krankheit wenig, oder vielleicht gar nicht gesehen. Sie gab das mit voller Ueberzeugung zu, allein sie blieb auf ihrem Text: sei die Zunge des Herren nicht kalt gewesen, so habe er wol an der Europäischen, aber nicht an der Asiatischen Cholera gelitten. Ich liess das gut sein, denn ich spiele nicht gern den Rechthaber, am wenigsten gern bei Damen; ich dachte auch weiter nicht an diese Sache, da ich damahls schon einen solchen Abscheu vor allen Choleragesprächen und vor aller Choleraliteratur hatte, dass ich diesen Kukuckseinsang gar nicht mehr hören mochte.

Im Spätsommer des Jahres 1834 wurde ich aber zu einem hiesigen sechzigjährigen Handwerker gerufen, der an der Cholera litt. Am Morgen hatte die Krankheit begonnen, gleich nach Mittag sah ich ihn. Er klagte über Eingenommenheit des Kopfes, die er mit dem Namen Dusseligkeit bezeichnete, über ein unangenehmes Gefühl im Bauche, vorzüglich im Epigastrio, erbrach wässerige, ungallige Stoffe ohne Anstrengung, hatte wässerige, ganz unkothige, unschleimige und unblutige reichliche Stuhlentleerung, und gab, von allen Zufällen, schmerzhafte Krämpfe der Waden als das Symptom an, welches ihm am hinderlichsten sei. Sein Puls war klein und etwas beschleuniget, jedoch nicht unregelmässig, die Haut, wo ich sie

befühlen mochte, kalt, zwar nicht eiskalt, aber doch auch nicht in so geringem Grade, dass ich sie hätte kühl nennen können. Uebrigens hatte sie noch ihre Federkraft, denn wenn ich mit den Fingern eine Falte darin kniff, blieb diese nicht stehen. Der Zustand seines Geistes schien mir mit dem grosse Aehnlichkeit zu haben, den man nicht selten im Anfange der Gehirnfieber beobachtet, wenn diese nämlich nicht gerade mit heftigem Kopfschmerz beginnen. Man kann ihn wol nicht eigentlich Gleichgültigkeit, oder Ergebung, oder Traumleben nennen, es ist aber doch so ein Mittelding von allen diesen. Nachdem ich nun alles genau untersucht, fiel mir auf einmahl meine Böhmische Baroninn, ihr homöopathischer Arzt und die kalte Zunge ein. Ich hiess den Kranken flugs die Zunge ausstecken, und wahrhaftig! sie war eben so kalt als seine übrige Haut. Da ich aber, wie gesagt, wenig Werth auf ein solches Zeichen lege, so verschrieb ich ihm gleich die bewusste Mischung: ℞ *Natri acetici* ʒii *Gummi arabici* ℥ß *Solve in aquae* ℥vii *adde aquae Nicotianae* ℥i DS. Stündlich einen Löffel.

Gegen Abend besuchte ich ihn noch einmahl. Das Brechen hatte aufgehört, der erste Löffel Arzenei war schon im Magen geblieben. Die Krämpfe der unteren Extremitäten hatten bedeutend nachgelassen, es war noch ein paarmahl wässerige, kothlose Stuhlentleerung erfolgt, übrigens die Eingenommenheit des Kopfes noch unverändert. Den Harn konnte ich nicht sehen, denn angeblich war nur ein wenig, gleichzeitig mit der Stuhlentleerung abgegangen. Die Kälte der Haut und der Zunge war verschwunden und hatte einer mässigen Wärme Platz gemacht, die mir von der normalen nicht verschieden zu sein schien.

Am folgenden Morgen fand ich den Zustand sehr zum Guten verändert. Die Nacht hatte sich reichliche, kothige Stuhlentleerung eingestellet, und das widrige Gefühl im Epigastrio war danach verschwunden. Die Krämpfe der Füsse zeigten sich nicht mehr. Der Harn, den ich jetzt sah, war goldfarbig und klar, also eine Schattung dunkler als der normale. Die Eingenommenheit des Kopfes war zwar sehr vermindert, aber noch nicht ganz gehoben. Da der Kranke

stündlich eingenommen, konnte ich nicht wissen, ob er, hätte man ihn nicht stündlich gestört, würde geschlafen haben. Er selbst behauptete, in den stündlichen Zwischenzeiten sich in einem schweimeligen Zustande befunden zu haben, der ihm die Zeit verkürzt. Das heisst wol, er hatte sich in einem träumerischen Halbschlafe befunden. Mit der Arzenei liess ich stündlich fortfahren, und erlaubte Mittags etwas dünne Rindssuppe mit Weissbrot.

Abends, da ich den ganzen Krankheitszustand, bis auf einen Rest von Taumel, gehoben fand, bestimmte ich, dem Kranken die folgende Nacht nur dann Arzenei einzugeben, wenn er von selbst erwache, und ihn übrigens schlafen zu lassen.

Am folgenden Morgen, also am dritten Krankheitstage, fand ich den Mann wieder hergestellt; er hatte die Nacht ruhig und erquicklich geschlafen, und der Rest der Eingenommenheit des Kopfes war durch den Schlaf nicht vermehrt, sondern gehoben. Dieses war ein Zeichen, und zwar das sicherste der vollkommnen Heilung. Da, wo die Eingenommenheit des Kopfes sich nach einem ruhigen Schlafe vermehrt, ist der scheinbaren Genesung nicht recht zu trauen; das habe ich zum wenigsten bei allen akuten Gehirnkrankheiten, welcherlei Namen man ihnen auch geben mag, bestätiget gefunden. Uebrigens war der Mann, wahrscheinlich weil er schon alt, von dem kurzen Strausse ziemlich angegriffen, so, dass er noch drei Tage das Zimmer hütete.

Kurze Zeit nach diesem Falle, kam eines Tages um Mittag, da ich gerade mit mehren auswärtigen Kranken beschäftiget war, ein Bothe zu mir, und ersuchte mich, namens unbekannter, bittfahrender Niederländer, einer Frau, welche sie krank in dem, anderthalb Wegstunden von hier entfernten *Grunewald* zurückgelassen, zu besuchen, und im Falle ich den Zustand derselben bedenklich finde, ihnen durch einen Bothen darüber Nachricht nach dem Wallfahrtsort *Kevelaer* zukommen zu lassen. Da der Bothe von der Frauen Krankheit gar nichts wusste, ich aus dem Umstande, dass ihre Freunde die Bittfahrt nach *Kevelaer* fortgesetzt, und sie in der Herberge allein zurückgelassen, nothwendig schliessen musste, ihr sei bloss eine leichte Unpässlichkeit zugestossen, wie dieses wol mehr-

mahls bei den Bittfahrten zu geschehen pflegt, so sagte ich dem Bothen: er sehe wol, dass ich jetzt mit anderen Kranken beschäftiget sei; ich könne erst gleich nach Mittag herüber kommen. Da ich nun aber hinkam, sagte mir gleich am Zollhause der Empfänger: die Niederländerinn, zu der man mich gerufen, sei schon vor der Rückkunft des Bothen gestorben; wenn ich keine besondere Lust habe, die todte Frau zu sehen, möge ich nur einen Augenblick bei ihm eintreten, ich könne von ihm alles diesen Todesfall Betreffende eben so gut hören als in jener Kneipe, wo ich weder Freunde noch Verwandte der Verstorbenen finden werde. Er erzählte mir nun: die Verstorbene sei aus der Umgegend von Rotterdam, wo die Cholera herrschen solle. Sie sei vor Mittag sehr krank in einem Wagen angekommen, habe sich beständig erbrechen müssen und gleich nach Mittag den Geist aufgegeben; alle diese Angaben sprechen dafür, dass sie wol wirklich an der Cholera gestorben sei.

Am folgenden Vormittage kamen die Freunde der Verstorbenen von ihrer Bittfahrt durch unser Städtchen und besuchten mich. Auf meine Aeusserung, dass ihre Freundinn wol an der Cholera werde gestorben sein, antworteten sie ganz treuherzig: gewiss, es kann kein Zweifel darüber sein, sie ist an der Krankheit gestorben. Mir gefiel es ausnehmend, dass die ehrlichen Niederländer die verrufene Cholera, dieses Ungethüm, schon als eine alte, traute Bekannte, vorzugsweise die Krankheit (*de Ziekte*) benannten. Ueber den Verlauf hörte ich Folgendes von ihnen. Am Abend hatte die Frau in dem ersten Preussischen Grenzstädtchen *Cranenburg* angefangen, sich unwohl zu fühlen. Dieses Unwohlsein, welches sich durch mässiges Erbrechen offenbaret, war während der Nacht vermehret. Morgens hatte die Frau sich noch stark genug geglaubt, die Wallfahrt nach dem fünf Wegstunden entfernten *Kevelaer* zu vollenden. Auf dem zweistündigen Wege nach *Grunewald* war sie aber so elend geworden, dass man sie in letztem Orte den Wirthsleuten zur Pflege übergeben, wo sie dann gleich nach Mittag das Zeitliche gesegnet.

Ich sah es wirklich als ein grosses Glück an, dass der erzählte Fall sich nicht etliche Jahre früher zugetragen. Da-

mahls würde ich einen ausführlichen Bericht darüber an die Behörde haben machen müssen, das Sterbehaus würde man gewaschen, geweisst, ausgeräuchert, und die Bewohner eine Zeit lang darin eingesperret haben. Jetzt geschah von allen dem gar nichts; kein Mensch sprach von der Sache, die Frau wurde begraben, und damit war es gethan. So können die Ansichten der Menschen in kurzer Zeit sich verändern *).

Einige Zeit nach diesem tödtlichen Cholerafall, der wol Asiatisch wird gewesen sein, weil die Frau gestorben ist, wurde ich zu einem 60jährigen Geschäftsmanne gerufen. Die Nachricht, dass er beständig erbreche, wunderlich angegriffen, kalt am ganzen Leibe sei, und schmerzhafte Krämpfe in Armen und Beinen, mehr aber in letzten als in ersten habe, liess mich bald errathen, welcher Feind hier zu bekämpfen sei. Ich verschrieb die bewusste Arzenei und liess dem Manne wissen: ich werde ihn nach zwei Stunden sehen, dann könne ich über die Wirkung der Arzenei urtheilen; jetzt sei mein Besuch zwecklos und verspäte nur die Hülfe. Kaum waren die zwei Stunden verflossen, so kam der zweite Bothe und brachte mir die Nachricht, die Arzenei thue dem Kranken sichtbar gut, der erste Löffel sei schon im Magen geblieben und seitdem das Erbrechen nicht wiedergekehrt; er wünsche aber doch, mich bald zu sprechen, weil er mir noch etwas Besonderes zu eröffnen habe.

Wie ich zu ihm kam, fragte er mich: ob ich aus dem Berichte seine Krankheit erkannt habe? ob ich auch wisse, dass er von der Cholera ergriffen sei? Er habe über diese Krankheit so viel in deutschen und niederländischen Zeitschriften gelesen, dass er sich in dem Punkte nicht täuschen könne; alle Zufälle derselben werde ich an ihm finden. Er

*) Ein Jahr früher starb auch eine bittfahrende Niederländerinn in einer meinem Hause gegenüber liegenden Herberge. Nachmittags auf einem Wagen hier angelangt, hat sie sich, nach Aussage der Wirthsleute, sehr matt gefühlt, sich oft erbrochen. Man hat ihr gereicht, was sie verlangt, und sie ins Bett gebracht, sie aber am folgenden Morgen todt gefunden. Auch diese soll angeblich aus einer von der Cholera heimgesuchten Gegend gekommen sein.

hatte Recht, alle Zufälle der Cholera waren da. Erbrechen (welches jetzt aber schon aufgehört), reichliche, wässerige, unkothige, unschleimige Stuhlentleerung (das Ausgebrochene war nach Aussage, auch wässerig, fade, ungallig gewesen). Kälte der Haut, aber nicht der Zunge (ob letzte früher auch kalt gewesen, konnte ich jetzt nicht wissen), schmerzhafte Krämpfe in den Extremitäten, besonders in den Füssen,. ein seltsames beängstigendes Gefühl in der Magengegend, eine schmerzlose Eingenommenheit des Kopfes und ein kleiner beschleunigter Puls. Das Unwohlsein hatte Vormittags leise angefangen, war aber gleich nach Mittag schon so gesteigert, dass er sich genöthigt gesehen, Hülfe zu suchen. Da ich der Meinung des Mannes, dass er die Cholera habe, nicht geradezu widersprechen konnte, so sagte ich ihm einfach: ich bekümmere mich nicht um den Namen der Krankheit, sondern um ihre Natur und wie sie zu heben sei. Die gute Wirkung, die er schon von den zwei Löffeln Arzenei spüre, verbürge ihm wol, dass er ganz dadurch genesen werde. Er sei jetzt zu angegriffen, als dass ich viel mit ihm reden dürfe; in den nächsten Tagen sei ich aber zu aller Erklärung bereit. Er solle nur stündlich die ganze Nacht durch einnehmen, sich, wenn er Entleerung bekomme, im Bette des Beckens bedienen, gegen den Durst Wasser mit Milch lauwarm trinken, übrigens darauf achten, ob und wann er wieder kothigen Abgang bekommen, und wenn es möglich sei, mir seinen Harn aufbewahren.

Am folgenden Morgen war das Befinden mächtig verändert. Das Brechen war nicht wiedergekehrt, die Hautkälte langsam vergangen, so dass er, nach Aussage der Hausleute, ungefähr anderthalb Stunden nach meinem gestrigen Besuche wieder warm gewesen. Nach Mitternacht war kothige Bauchentleerung erfolgt, mit grosser Erleichterung und mit fast gänzlichem Verschwinden des beängstigenden Gefühls in den Präkordien. Von den Fusskrämpfen zeigte sich nur noch selten eine kleine, leise Spur. Die Eingenommenheit des Kopfes war aber noch merklich. Aus der gelben Farbe des Harnes konnte ich erkennen, dass das Gallenorgan consensuell angegriffen gewesen, oder noch sei. Ich liess mit dem Einnehmen

fortfahren und erlaubte zu Mittag etwas dünne Rinds-, oder Hühnersuppe.

Abends war die Krankheit, bis auf ein wenig Eingenommenheit des Kopfes, ganz gehoben, ich bestimmte also, ihm bis 10 Uhr stündlich einzugeben, dann ihn aber schlafen zu lassen, und nur einzugeben, wenn er von selbst erwache.

Am folgenden Morgen war der Rest von Taumel, nach einer guten Nacht, ganz verschwunden, der Harn aber noch ein wenig gelber als er sein musste; ich hiess ihn zur Vorsicht heute noch das Bett bewahren und Arzenei gebrauchen.

Am nächsten Morgen stand er auf und kramte wieder in seinen Papieren. Nun hatte ich einmahl Lust, mit ihm zu sprechen, und er noch grössere, mir alles auszulegen. Ich gestehe aber, dass seine Auslegung sehr hölzern war, denn seine Rede lief zuletzt auf seltsame Gefühle hinaus, die sich doch nur durch unvollkommne Vergleichungen andeuten lassen. Hätten ihn nicht die Krämpfe von Zeit zu Zeit geplagt, behauptete er, so würde er sich in einem ziemlich erträglichen und gleichgültigen Zustande befunden haben. Das Erbrechen habe ihm keine Anstrengung gekostet. Furcht vor dem Tode habe ihn nicht geängstiget, er habe vielmehr gar nicht an das Sterben gedacht *). Nun, ich denke, dieser Zustand von Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit, oder wie man ihn nennen will, findet sich nicht selten auch im Anfange akuter Fieber, sonderlich solcher, die von einer Urerkrankung des Gehirns abhangen.

Der dritte Fall des Jahres 1834, den ich in die Kategorie der Cholera, oder der Hirnruhr setzen möchte, ist folgender.

Ein zwischen 30 und 40 Jahren alter Mann, der vor langer Zeit die Ruhr gehabt, also mit den Zufällen und Gefühlen, welche diese Krankheitsform verursacht, bekannt war, liess mich eines Nachmittags bitten, ihn zu besuchen; er war in den Vormittagsstunden krank geworden und hütete das

---

*) Darin sprach er wol wahr; denn da er bei meinem ersten Besuche mir ankündigte, er habe die Cholera, verrieth er nicht die mindeste Furcht, im Gegentheil, hätte er, statt von seiner eigenen Krankheit, von der seines Nachbars gesprochen, er hätte nicht unbefangener sein können.

Bett. Sein Puls war beschleunigt und mässig voll, seine Haut warm, ohne heiss zu sein. Er klagte über ein eigenes, unangenehmes Gefühl im Epigastrio, dem er keinen bezeichnenden Namen geben konnte; auf meine Frage, mochte er es weder beängstigend, noch brennend nennen. Er hatte beständige Uebelkeit; zum wirklichen Erbrechen war es aber noch nicht gekommen, Durchfall mit reichlicher Entleerung bloss weisser, wässeriger, ganz kothloser Stoffe, ohne Stuhlzwang. In seinem Kopfe fühlte er einen schmerzlosen Taumel, und in den Füssen, besonders in den Waden, schmerzhafte Krämpfe. Ungefragt sagte er mir: er habe, da die Krankheit mit Durchlauf angefangen, wegen des gleichzeitig sich einstellenden Gefühls von Unwohlsein vermuthet, die Ruhr sei bei ihm im Anzuge. Weiter sei er aber, der reichlichen, ganz unkothigen, unschleimigen, unblutigen und unstuhlzwangigen Entleerungen wegen, in seiner Meinung irre geworden, und später haben ihm die Krämpfe der Füsse und die seltsame Eingenommenheit des Kopfes den Glauben aufgedrungen, er leide wol nicht an der Ruhr, sondern an einer anderen Krankheit. Von der Cholera sagte er kein Wort, und ich begreiflich auch nicht. Ich sah die Krankheit, ohne ihr einen Namen zu geben, für ein, von einem Urgehirnleiden consensuell abhangendes Darm- und Nervenleiden an, und verschrieb die in Rede stehende Mischung.

Am andern Morgen war das seltsame Gefühl im Epigastrio und die Uebelkeit verschwunden, Stuhlentleerung hatte er gar nicht mehr gehabt. Das Gefühl des allgemeinen Unwohlseins war viel minder, und der Puls weniger beschleuniget. Die Krämpfe in den Füssen hatten ganz nachgelassen, die Eingenommenheit des Kopfes war zwar weniger, aber doch noch so, dass sie den Kranken bestimmte, im Bett zu bleiben. Den Harn, den man mir jetzt zeigte, war kaum vom normalen unterschieden, woraus ich schloss, das gallenabsondernde Organ sei nicht consensuell ergriffen. Ich hiess ihn mit der Arzenei fortfahren.

Am nächsten Morgen hörte ich, er habe am vorigen Tage wieder kothige, breiige Oeffnung gehabt, die letzte Nacht gut geschlafen, die Eingenommenheit des Kopfes sei verschwunden, und er fühle nichts Krankhaftes mehr.

Das sind nun die einzigen Fälle, welche ich im Herbst 1834 beobachtet. Ob man die Krankheit graue Ruhr, Gehirnruhr, oder Cholera nennet, ist ganz gleichbedeutend. Mit der gewöhnlichen Ruhr hat sie, hinsichtlich der Zufälle, das gemein, dass, bei flüssigen, mehr oder minder häufigen Stühlen, eine allen Darmkoth zurückhaltende Zusammenschnürung im Darmkanal Statt findet; sie unterscheidet sich aber wieder von der gemeinen Ruhr dadurch, dass bei ihr der Ort der Zusammenschnürung weit, weit höher im Darmkanale ist, als bei jener. Das ist aber doch nur blosse Formensache, und im Grunde nichtsbedeutend für die Erkenntniss und Heilung. Die Hauptsache ist und bleibt, dass man, vorausgesetzt, die Krankheit sei nicht eine in dem Darmkanal vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus, (was die, welche ich behandelt, bestimmt nicht war) das urergriffene Organ aufsucht und dieses heilet. Bei der besprochenen Krankheit ist das urergriffene Organ aber nicht im Bauche, sondern im Gehirn. In welchem Gehirnorgane? — Das mag Gott wissen, ich weiss es nicht.

Den Lesern könnte es aber auffallend sein, dass ich der genannten Zusammensetzung eine so schnelle, fast ans Fabelhafte grenzende Wirkung beilege, sie könnten in Versuchung gerathen, mich für einen Mährchenerzähler zu halten; ich bin also, nicht sowol mir selbst, als vielmehr der Menschheit folgende Erklärung schuldig.

So lange ich die Kunst übe, habe ich noch kein Mittel kennen gelernt, welches eine solch schnelle, wohlthätige, fast zauberische Wirkung hatte, als die besagte Mischung. Ursprünglich gab ich, bei dem ersten Cholerafall*), den flüchtigen Stoff des Tabaks als Gehirnheilmittel, weil ich die heftige Aufregung des Darmkanals, mehr aber noch die ungeheuer schmerzhaften Krämpfe der Füsse, die den starken, harten Mann zum unaufhörlichen lauten Hülferufen nöthigten, unmöglich für ein Urleiden der Därme ansehen konnte, sondern nothwendig für consensuelle Zufälle des urerkrankten Gehirns halten musste. Das essigsaure Natron setzte ich bloss zu, um den heftig aufgeregten Magen vorläufig zu beruhigen; denn

*) Ich habe diesen ausführlich im Hufelandischen Journal beschrieben.

wie sollte der flüchtige Stoff des Tabaks, wenn er augenblicklich wieder ausgebrochen würde, seine Heilwirkung auf Gehirn, oder Rückenmark äussern können? Ich gestehe aber, dass ich, obgleich eine erwünschte Wirkung von dieser Mischung vermuthend, weit entfernt war, eine solch wahrhaft zauberische davon zu erwarten.

Ich kenne kein allgemein sicheres Mittel auf irgend eine Krankheitsform, also auch nicht auf die Cholera. Wir wollen die Meinung aber einmahl als wahr annehmen, dass die Bauch-, Nerven- und Muskelleiden, welche die Form der Cholera bilden, consensuell von einer Urgehirnerkrankung abhangen; folgt denn aus dieser Annahme, dass die Urgehirnerkrankung für und für, jetzt sowol, als über drei, oder vier, oder zehn Jahre, durch den flüchtigen Stoff des Tabaks heilbar sein wird? — Das folgt gar nicht aus jener Annahme. Habe ich doch Gehirnfieber behandelt, die ich durch Stechapfeltinktur, und andere, die ich durch Silber heilen musste; wer verbürgt es mir denn, dass früher oder später die Gehirnaffektion, von der die Choleraform abhängt, nicht auch einmahl so geartet sein wird? Ja, wer verbürgt es mir, dass sie nicht solcher Art sein wird, auf welche ich gar kein Heilmittel weiss? — Man kann, ohne Prahler zu sein, sagen: so h a b e ich geheilt; man kann auch sagen: so w i l l ich künftig heilen, denn der Wille, so, oder anders zu heilen, ist frei; wenn man aber sagt: so w e r d e ich heilen, dann spricht man wie ein Cryptogaleniker, der in seiner irren Vermessenheit sich einbildet, die Natur künftiger Krankheiten ergründet zu haben. Vor solchem prahlerischen Irrsinne wolle uns Gott sämmtlich in Gnaden bewahren!

Das sind nun die vier einzigen nützlichen Zusammensetzungen, welche ich in einer vierzigjährigen Praxis gefunden. Daraus können meine jüngeren Leser abnehmen, dass Zusammensetzungen, in denen eine wirkliche Heilheimlichkeit steckt, etwas selten sein müssen. Uebrigens bemerke ich noch, dass, wenn gleich mehr der Zufall als mein Nachdenken mich auf diese Zusammensetzungen geleitet, ich doch früher jeden Bestandtheil der Zusammensetzung und seine Heilwirkung genau durch eigene Erfahrung kannte, also bestimmt

wissen konnte, jeder einzelne Bestandtheil leiste das nicht, was die Zusammensetzung.

Wer Mittel zusammensetzt, deren Wirkung er durch den Einzelgebrauch früher nie erprobt, wie kann der über den Werth der Zusammensetzung richtig urtheilen?

Schon ältere Aerzte behaupteten, man könne durch Schaden, oder Helfen der Arzeneien zur Erkenntniss der Natur einer Krankheit gelangen. Der Gedanke ist an sich gut, sehr gut, wir werden seinen Werth in dem folgenden Kapitel richtiger zu schätzen versuchen als es bis jetzt geschehen; wie ist es aber möglich, von der Wirkung eines Arzeneimischmasches die Erkenntniss der Natur einer Krankheit zu erkunden? Kann man denn wissen, welche Einzelheit in dem buntscheckigen Allerlei geholfen oder geschadet? So viel ich die Sache begreife, lässt sich bei dem Gebrauche vielfach vermischter Arzeneien die ganze Erkenntniss durch die *Nocentia* und *Juvantia* darauf zurückführen, dass man siehet, ob durch Brechen, Laxiren, Aderlassen, *Roborantia fixa*, oder *volatilia* die Krankheit schlimmer, oder besser wird. Höchstens kann man also durch diese wirren Erkennungsmittel eine Ahnung von dem Zustande des Gesammtorganismus haben.

Im Allgemeinen aber die Sache betrachtet, stehet die Meinung, dass man die Natur der Krankheit durch die Wirkung der gegebenen Arzeneien erkennen könne, mit der verwickelten Rezeptschreiberei in so grellem Widerspruche, dass es sehr schwer zu erklären sein möchte, wie dieser Gebrauch und jene Meinung so lange neben einander haben bestehen können.

Kluge Männer, diesen Widerspruch fühlend, haben freilich von Zeit zu Zeit auf Einfachheit der Verordnungen gedrungen; was hat es aber im Allgemeinen geholfen? Lese ich noch jetzt manche Krankengeschichte in unseren heutigen Zeitschriften, so finde ich zwar nicht so ungeheuer lange Rezepte als in der ganz alten Welt, zähle ich aber die guten Dinge zusammen, die dem Kranken gleichzeitig, wenn gleich nicht immer zu Einem Rezepte verbunden, in den Magen geschickt werden, so wird ihre Zahl, der Zahl der Bestandtheile eines alterthümlichen Rezeptes wol wenig nachstehen.

Was ist das nun für eine wunderliche Zucht, meine werthen componirenden Amtsbrüder! dass Ihr das Gute und Wahre, was kluge und erfahrene Männer gesagt und mehrmahls gesagt haben, als einen Possen in den Wind schlaget, und unbekümmert Euer medizinisches Würfelspiel fortsetzt? — Ihr sagt: wir haben mehren Indikationen zu genügen, darum verbinden wir mehre Mittel mit einander. Das lässt sich hören, ich mag es nicht ganz verwerfen; aber Ihr scheint mir doch über Euren vielfachen und fast täglich abgeänderten Indikationen die Hauptindikation fast zu vergessen, nämlich die, den Kranken gesund zu machen. Dieser letzten und wahren Indikation genügt Ihr, glaubt es mir, weit besser durch eine einzige Arzeneisubstanz als durch ein Gebräu von einem Halbdutzend. Die meisten Eurer Indikationen sind ja bloss Erzeugnisse Eurer schulrecht zugestutzten Phantasie, nicht wirkliche Erfodernisse des Krankheitszustandes; ohne Euch Unrecht zu thun, würde man Euch sagen können, was einst *Paracelsus* den Galenikern sagte: Ihr seid Poëten und poëtisch arzeneiet Ihr.

Ihr könntet aber in Eurem Herzen denken, es auch wol mündlich sagen: ich sei ein alter Narr; dass ich z. B. behaupte, durch den nichtsnutzigen, von den Aerzten längst verworfenen Frauendistelsamen das Hüftweh, durch einige Tropfen des geschmacklosen Brechnusswassers gastrische Fieber, durch etwas geschmackloses Quassiawasser Leberwassersucht, durch etwas Eichelwasser Milzwassersucht, durch etwas Schellkrautsaft *Gastricam nervosam* geheilt zu haben u. s. w., sei bloss eine Einbildung. Solche Kranken würden wol durch die blosse Hülfe der Natur von ihren Leiden genesen sein, und ich diese Heilungen gutgläubig meinen albernen Mitteln zugeschrieben haben.

Gegen solche Gedanken, werthe Amtsbrüder! weiss ich nichts einzuwenden; erlaubt mir aber einmahl, dass ich nach Art der Morgenländer Euren Verstand durch ein Räthsel auf die Probe stelle. So gut als Ihr, bin ich doch ein schulrecht gebildeter Arzt, und habe, wie Ihr wol glauben werdet, die Schulzucht nicht alsobald da ich in die Praxis kam, wie ein wildes Pferd den Reiter abgeworfen, sondern ich bin ihr gefolgt,

und wenn ich gleich bekenne, selbst in der Jugend keine sonderliche Neigung zur verwickelten Rezeptschreiberei gehabt zu haben, so habe ich doch meine schulrechten Indikationen gemacht so gut als Ihr. Nun sagt mir einmahl, wenn ich denn jetzt so sehr einbildisch bin, warum habe ich mir nicht auch früher die direkte unfeindliche Heilwirkung der Arzenei eingebildet? Hätte ich sie mir früher eingebildet, so würde ich doch wol nicht die breite, gemächliche medizinische Heerstrasse verlassen und auf einem blinden, seit zweihundert Jahren unbetretenen, ja durch den Bannfluch aller Schulen für unheimlich erklärten Steige mir Bahn gebrochen haben. Löset mir nun dieses Räthsel, oder wenn Ihr es auf eine ehrliche Weise nicht lösen könnt, so glaubt es mir nur immer auf gute Treu, dass die höchste Einfachheit der Arzenei am ersten zum sichtbaren direkten Heilen führt, sonderlich bei den Organerkrankungen und bei den von diesen abhangenden akuten Fiebern, die doch am häufigsten in der Praxis vorkommen. Einzig durch die Einfachheit können wir die Ueberzeugung von der Heilwirkung der Arzeneien erhalten und uns wahrhafte Erfahrung erwerben, ja durch diese Einfachheit wird es uns erst deutlich, wie man durch Helfen oder Nichthelfen der Arzeneimittel die verborgene, auf keine andere Weise erkennbare Natur mancher Krankheiten ergründen kann.

Jetzt muss ich noch von einer sehr wichtigen, aber sehr häkeligen Sache reden. Lieber wollte ich sie übergehen; das lässt sich aber nicht gut thun, weil ich in dem folgenden und nächstfolgenden Kapitel mich darauf beziehen werde. Man spricht in der Medizin von Mitteln, welche feindlich auf den Menschenleib wirken, und von solchen, welche ganz unfeindlich den kranken gesund machen. In jedem ärztlichen Verstande erzeugt sich unfreiwillig, durch die Uebung der Kunst selbst, ein dunkler Begriff des feindlich und unfeindlich Einwirkenden. Sollte es möglich sein, diesen dunklen Begriff zur Klarheit zu bringen? —

Wer nie über diesen Gegenstand nachgedacht, der wird, wenn er meine Frage lieset, glauben, es sei nichts leichter in der Welt; wer aber je darüber nachgedacht, der wird so gut eingesehen haben als ich, dass es sehr schwierig, wo nicht,

gar unmöglich ist. Ob auf einen gesunden Menschen ein Arzeneimittel feindlich einwirkt, das kann man, wenn man es selbst bei guter Gesundheit nimmt, leicht gewahr werden. Entweder spüret man nach dem Einnehmen, früher oder später, ein Gefühl des allgemeinen Unwohlseins, oder man gewahret, nebst diesem, noch eine Störung der Verrichtung des einen oder des anderen Organs, oder man gewahrt, ohne Gefühl des allgemeinen Krankseins, kleine Unregelmässigkeiten in den Verrichtungen des einen oder des anderen Organs. Begreiflich macht man solche Versuche mit der Mittelgabe der Arzeneien, wie sie die Aerzte den Kranken zum Heilzweck reichen; denn da ein Uebermass gesunder Nahrungsmittel uns ein Gefühl des Unwohlseins bewirkt, so wird auch ein Uebermass sehr unschuldiger Arzenei uns ein solches Gefühl bewirken können.

Wenn wir uns nun überzeugt haben, dass ein Mittel keine der angeführten Wirkungen in unserem Leibe hervorgebracht, können wir denn daraus folgern, dass es auch den Kranken nicht feindlich angreifen werde? — Das lässt sich nicht daraus folgern.

Wenn ein Mittel feindlich auf unsern gesunden Körper gewirkt, lässt sich daraus folgern, dass es auch feindlich auf den kranken wirken werde? — Nein, das lässt sich nicht daraus folgern.

Wenn ein Mittel, in der Taggabe von z. B. einer Unze, in unserm gesunden Leibe gar keine bemerkbare Veränderung hervorbringt, können wir daraus folgern, dass es in Krankheit als Heilmittel, entweder in der nämlichen, oder auch in der halben, oder Viertelgabe gebraucht, unwirksam sein müsse? — Nein, das kann man auch nicht daraus folgern.

Was bezwecke ich nun mit der Zusammenstellung dieser nackten Erfahrungssätze? Nichts mehr und nichts weniger, als diejenigen unter Euch, die noch nicht darauf gemerkt, aufmerksam zu machen, dass man von den Versuchen, die man hinsichtlich der feindlichen, oder unfeindlichen Wirkung der Arzeneien bei Gesunden macht, wenig lernen kann, was einem bei Kranken zu Statten kömmt. Durch Krankheit tritt ja der Mensch in ein ganz neues Verhältniss zur Aussenwelt, welches man nicht durch künstliche Experimente zu erkennen braucht, welches

vielmehr dem unaufmerksamsten Beobachter von selbst in die Augen fällt. So wirkt z. B. sichtbar anders die Temperatur der Luft auf den Kranken als auf den Gesunden; bei einem Grade, wo diesen friert, wird jener schwitzen, oder auch wol umgekehrt. Speisen, die dem Gesunden gut schmecken, ekeln den Kranken an. Getränke, die dem Gesunden ein wahres Labsal waren, sind dem Kranken ein Gräuel, und zwingt er sie sich ein, so bekommen sie ihm schlecht. Ja nicht bloss die Temperatur der Luft, nicht bloss Speise und Trank, sondern auch psychische Eindrücke wirken anders auf den Kranken als auf den Gesunden; solche z. B., welche den Gesunden kaum berührten, können den Kranken in Zorn versetzen, und umgekehrt, kann der Kranke bei solchen ganz gleichgültig bleiben, die ihn, weil er gesund war, zur Freude, zum Zorn, zur Trauer würden gestimmt haben. Bemerkenswerth ist dieses veränderte Verhältniss besonders bei solchen, die dem Tode nahe sind, das heisst, bei solchen Scheidenden, welche ihres Verstandes noch mächtig sind, denn von Irren und Bewusstlosen kann nicht die Rede sein. Kinder, Gatte oder Gattinn, Freunde und Hausgenossen sind von tiefer Trauer ergriffen und können ihre Thränen nicht zurückhalten; der Sterbende selbst hingegen ist gleichgültig und vergiesst keine Thräne, zum wenigsten habe ich dieses noch nicht gesehen auch nicht davon gehört. Dieses ist gewiss ein schlagender Beweis für das veränderte Verhältniss zwischen Körper und Aussenwelt; denn fände dieses veränderte Verhältniss nicht Statt, so würde der Scheidende, wäre er auch vollkommen zum Sterben bereit, ja sähe er selbst wie *Stephanus* den Himmel offen, immer Mensch bleiben, und die Klagen und Thränen geliebter Wesen müssten ihn rühren.

Wir Aerzte bezeichnen das Verhältniss, das zwischen Körper und Aussenwelt Statt hat, vorzugsweise an den Körper denkend, mit dem Ausdrucke: Reizbarkeit, oder Erregbarkeit. Der Ausdruck, vermehrte, oder verminderte Erregbarkeit, bezeichnet also verschiedene Verhältnisse des Körpers zur Aussenwelt.

Einen Normalpunkt, von dem wir bei Bestimmung der Vermehrung oder Verminderung der Erregbarkeit ausgehen

könnten, haben wir nicht, denn nicht einmahl bei allen Gesunden ist das Verhältniss zwischen Körper und Aussenwelt gleich; in einem und demselben Gesunden bleibt es sich nicht jeder Zeit gleich, und eben so wenig in einem und demselben Kranken.

Wenn wir nun das Gesagte alle bedenken, so ergibt sich daraus leicht die Unmöglichkeit, einen bestimmten, klaren Begriff des feindlich und unfeindlich Einwirkenden festzustellen.

Die Leser könnten mich nun aber fragen, ob denn aus den vergleichenden Beobachtungen des Verhältnisses des Körpers zur Aussenwelt zwischen Gesunden und Kranken sich gar kein Ergebniss herausgestellt, welches von einigem Nutzen für die Praxis sein könne? Dieses Ergebniss will ich nicht in Abrede stellen, es ist nur kein solches, welches, auf klaren Begriffen beruhend, echt verstandhaft kann mitgetheilt werden; bloss folgendes Unklare und Ungefähre kann ich dem Leser mittheilen.

1) Es gibt Mittel, die zwar nicht, in der Mittelgabe gereicht, den Gesunden flugs, oder in etlichen Tagen krank machen, die dieses aber, auf die Dauer gebraucht, früher oder später bestimmt thun. Diese Mittel wirken eben so wol auf den Kranken als auf den Gesunden feindlich, weshalb ich sie auch als bestimmt feindliche ansehe. Von den gebräuchlichen setze ich unter diese Kategorie: das Quecksilber, das Blei, die Digitalis, das Opium. Dass man durch diese Mittel feindlich den kranken Körper angreifen und durch dieses feindliche Angreifen ihn heilen könne, ist mir sehr bekannt; dieses gehet uns aber hier nicht an, sondern gehört in das folgende Kapitel.

2) Brechmittel, sonderlich Antimonialbrechmittel machen den gesunden Menschen unwohl, zwar nicht auf lange Zeit, aber doch auf kurze. Wer das nie selbst versucht hat, dem rathe ich, ein solches Brechmittel zu nehmen, und ich denke, er wird sich wol einen halben, und hat er keine starke Natur, auch einen ganzen Tag flau darauf fühlen. Aehnliche Wirkung, und oft weit anhaltendere, haben diese Mittel auch in kranken Körpern.

3) Drastische Purgirmittel wirken feindlich auf den Ge-

sunden und Kranken. Die Araber, welche sie häufiger gebrauchten als wir, kannten auch ihre feindliche Wirkung recht gut. *Mesue* (*Hamechs* Sohn) lehrt uns, wie wir die üblen Nachwirkungen derselben beseitigen können *). Ja selbst die milderen, heut zu Tage gebräuchlichen Pflanzenlaxirmittel, Rhabarber und Senna, kann ich von dem Gesagten nicht ausschliessen. Erste macht, während und kurz nach ihrer laxirenden Wirkung, ein eigenes Gefühl des allgemeinen Unwohlseins (denen zum wenigsten, die nicht an diesen Reiz gewohnt sind) **), und die Nachwirkung der letzten ist auch wol so unschuldig nicht, als manche Aerzte sich einbilden ***).

4) Blutentziehung. — Diese bewirkt, je nachdem sie reichlich und je nachdem der Körper geartet ist, ein Gefühl von

---

*) *Mesue cum expositione Mondini super canones universales etc. Lugduni* 1519. Hier findet man *fol.* 27. und weiter verschiedene Kapitel mit folgenden Aufschriften: *Cap. I. De febribus quae accidunt post purgationes. Cap. II. De dolore capitis, qui accidit post purgationes. Cap. III. De vertigine quae accidit post purgationes. Cap. IV. De debilitate visus post purgationes. Cap. V. De debilitate stomachi post purgationes.* Nun, wahrhaftig! wenn die Purganzen Fieber, Kopfschmerz, Schwindel, Augen- und Magenschwäche bewirkten, so wäre es doch wol am klügsten gewesen, sie den Leuten gar nicht in die Därme zu schicken.

**) Die eigentlichen Rhabarberfresser, deren es heut zu Tage wenige mehr gibt, (die meisten sollen noch in den Niederlanden sein) die sich einbilden, durch den täglichen Gebrauch dieser Wurzel sich, wo nicht vor allen, doch vor den meisten Krankheiten schützen zu können, werden wol durch die Zeit ihren Körper an den Reiz desselben gewöhnt haben, und diesen wird sie, auch als eigentliches Laxans gebraucht, wahrscheinlich keine unangenehme Gefühle mehr verursachen.

***) *Sydenham* spricht von einer Aufregung des Körpers, die als Nachwirkung der Laxirmittel zurückbleiben soll, und die man durch Laudanum wieder besänftigen müsse. Da mir dieses in meiner Jugend unverständlich war, so machte ich, um zum Verständniss zu gelangen, vor ungefähr 30 Jahren folgenden Versuch. Ich nahm eines Nachmittags (weil ich Vormittags keine Musse dazu hatte) die Abkochung einer halben Unze Sennesblätter und eine Unze Glaubersalz in getheilten Gaben, so, dass die laxirende Wirkung etliche Stunden vor dem Schlafengehen beendiget war. Statt dass nun mein Schlaf die Nacht ruhig, wie gewöhnlich sein sollte, war er unruhig, träumerisch, wie er zu sein pflegt, wenn man einmahl ein leichtes fieberhaftes Unwohlsein in den Gliedern hat. Nun war mir *Sydenhams* Rede erst verständlich.

Mattigkeit, auch wol wirkliche Ohnmacht bei Gesunden. In Krankheiten wird man ihre feindliche Einwirkung ebenfalls nur zu oft gewahr.

Das nun festgestellt, fahre ich fort, das Ergebniss meiner Beobachtungen mitzutheilen.

Im Allgemeinen ist das Verhältniss der kranken Körper zur Aussenwelt also geartet, dass das äussere Einwirkende stärker auf sie wirkt als auf die gesunden, dass also Arzeneigaben, die ein Gesunder ohne Uebelbefinden davon zu spüren auf seinen Körper kann einwirken lassen, den Kranken mehr oder minder feindlich angreifen.

Dieser Satz ist nur unter grosser Beschränkung wahr, denn wer nur etwas Erfahrung sich erworben, der wird wissen, dass auch ein dem angeführten ganz entgegengesetztes Verhältniss zwischen den kranken Körpern und der Aussenwelt Statt haben kann, nicht bloss in einzelnen chronischen Fällen, nicht bloss in sporadischen akuten, sondern auch, zu Zeiten, in der Mehrzahl der herrschenden akuten. Jeder Arzt aber, der einen ungefähren Ueberschlag über die Gesammtzahl der Kranken macht, welche er in einem Zeitraume von 20 oder 30 Jahren behandelt hat, der wird wol, denke ich, zugeben, dass mein aufgestellter Satz sich bei der Mehrzahl bestätiget habe.

In diesem Satze liegt denn auch der Anfang aller Iatrosophie. Die praktischen Folgerungen, die ich aus demselben ziehe, lauten also.

1) Da jeder kranke Körper, durch die Krankheit selbst, in ein eigenes, neues Verhältniss zu der Arzenei gestellet ist, welches ich richtig zu schätzen augenblicklich nicht befähiget bin, so handle ich höchst unweise, wenn ich den kranken Körper durch solche Arzeneien gesund zu machen versuche, welche einen gesunden krank machen. Wer verbürgt es mir denn, dass die im gesunden Körper sich äussernde feindliche Wirkung der Arzenei sich nicht zehn-, ja zwanzigmahl feindlicher in dem kranken äusseren könne, und ich statt Heilmeister zu sein Giftspender werde? —

2) Da ich, zum Heilen eines Kranken aufgefodert, unmöglich anstunds wissen kann, wie das Verhältniss seines Körpers zur Aussenwelt (zu den Arzeneien) verändert sei, so

handle ich unvorsichtig, wenn ich ihm die Arzenei in solchen Gaben reiche, wie sie ein Gesunder, ohne feindlich davon berührt zu werden, allenfalls vertragen möchte. Macht sie auch in diesen Gaben den Leichtkranken nicht gerade zum Todtkranken, so wird sie doch die Heilung, die sie in geringeren Gaben hätte bewirken können, weit eher hindern als befördern.

3) Da das veränderte Verhältniss des kranken Körpers zur Aussenwelt bloss als Erscheinung beobachtbar, nicht aber in seinem Wesen verstandhaft erkennbar ist, so offenbaret die Meinung mancher Aerzte, als ob Arzeneien, welche in dem gesunden Körper keine bemerkbare Veränderung hervorbringen (selbst nicht in grossen Gaben), als Heilmittel unwirksam seien, einen grossen Unverstand und grobe Unkenntniss des erkrankten Menschenleibes. Dieser Meinung haben wir zum Theil das sogenannte Obsoletwerden edler, ja unersetzlicher Heilmittel zuzuschreiben, und wenn die unverkennbare Neigung unserer heutigen Praktiker, solche Mittel wieder aus der alten Rüstkammer hervorzuziehen und ihren Werth richtiger zu schätzen, eine lobenswerthe Annäherung zur Wahrheit beweiset, so beweiset sie doch auch gleichzeitig den Irrgang der älteren theoretisirenden, vermeintlich gelehrten Aerzte, und verdächtiget für und für jedem schlicht verständigen Manne alles theoretische Geschwätz über die Wirkung der Arzeneien.

Jetzt stelle ich zum Schlusse noch folgende Frage auf: ist es für die Kunst erspriesslich dem Zwecke derselben, dem Heilen förderlich, dass, weil ein bestimmter klarer Begriff des feindlich und unfeindlich Einwirkenden unmöglich, man den aus der Beobachtung sich ergebenden unklaren, bloss annähernden Begriff unbeachtet lässt, feindliche und unfeindliche Mittel, wo nicht wörtlich, doch thätlich in Eine Kategorie wirft? — Ich kann diese Frage mit gutem Gewissen nicht bejahen; mir scheint vielmehr, da, wo man die Wahrheit nicht gerade beim Schopf greifen kann, bleibt es doch immer besser, sich derselben mehr oder minder zu nähern, als sie ganz aus dem Auge zu verlieren.

---

# Sechstes Kapitel.

## Von der Kunstheilung und von der Naturheilung.

Es ist sehr gut, dass jeder praktische Arzt sich deutlich denke, auf wie mancherlei Weise durch die Kunst geheilt werden kann. Abgesehen von anderen wichtigen Vortheilen, die diese Erkenntniss gewähret, schützt sie uns am besten vor allem lieblosen ärztlichen Splitterrichten. Ich habe, ehrlich sei es gestanden, nie eine Anwandlung von Spott unterdrücken können, so oft ich las, dass Männer, die uns einen angeblich besseren Weg zur Heilung zeigen wollten, diesen neuen oder altneuen Weg nicht bloss als den vorzüglicheren, das heisst, als den kürzesten und sichersten, sondern als den einzig wahren anpriesen, und allen Aerzten weis machen wollten, jeder andere Weg führe nicht zum Heilen, sondern zum Verderben des Kranken; ja, wo Heilung auf jede andere Weise erfolgt, sei sie entweder bloss durch die unkünstige Natur, oder auch wol dadurch bewirkt, dass der Arzt zufällig und bewusstlos den neu angezeigten Heilweg eingeschlagen. Ich dachte mir früher nicht ganz deutlich, warum mich bei solchen Aeusserungen ein Spottkitzel anwandelte; seit ich aber grossjährig geworden, denke ich es mir recht deutlich. Jener Kitzel wurde nämlich durch den grellen Widerspruch aufgeregt, welcher zwischen dem kühnen Willen der Reformatoren und ihrer geistigen Befähigung zum Reformiren Statt fand.

Wenn ein Kunstgärtner irgend eine kunstgärtnerische Anlage machen will, so beschauet er doch zuerst den Grund, den er verschönern soll; er stellet sich zu dem Ende nicht in eine Grube, sondern auf eine Höhe, von der er den ganzen Plan genau übersehen kann. Eben so machen es auch die Messkundigen, wenn sie eine neue Kunststrasse anlegen wollen. Sie nehmen eine genaue Karte zur Hand, sie steigen auf Thürme, sie stecken Stangen auf hohe Bäume, und machen sich so einen anschaulichen Begriff von der Gegend, durch welche sie die Strasse führen wollen.

Nun, sollte denn der Arzt, der einen neuen Weg zum Heilen bahnen will, sich nicht auch zuerst mit dem Boden genau bekannt machen müssen, auf welchem er ihn anzulegen gedenkt? Der erkrankte Menschenleib ist dieser Boden, nicht wie die Phantasie sich ihn vorstellet, sondern wie er durch mehrjährige, sorgfältige, vorurtheilfreie, vergleichende Beobachtungen sich uns zeigt. Wer ihn auf die Weise kennen gelernt hat, dem ist es auch deutlich geworden, dass das Heilen auf verschiedene Weise geschehen könne, und dass jeder, der dieses läugne, als ein des Bodens ganz Unkundiger, zum Wegweisen oder Wegmachen ganz unbefähiget sei.

Wenn ich behaupte, die Lehre der alten Geheimärzte sage meinem Verstande besser zu als die Lehren aller anderen Schulen, sie habe sich mir bei Uebung der Kunst besser bewähret, nicht als redselige Erklärerinn des Geheilten, sondern als treue Leiterinn bei dem, was noch geheilt werden soll; so behaupte ich dadurch nicht, jede auf eine andere Lehre basirte Heilart sei verderblich, tödtlich, verdammlich. Wollte ich eine solch thörichte Rede führen, so würde ich dadurch beweisen, dass ich den erkrankten Menschenleib nie durch vergleichende Beobachtung kennen gelernt; ich würde die Lehre, die ich für die bessere halte, selbst verdächtigen, sie als eine solche darstellen, die, um sie annehmlich zu machen, einer lügenhaften Aufmutzung bedürfe. Sie bedarf derselben wahrlich nicht, darum will ich auch getrost meinen jüngeren Lesern die verschiedenen Heilarten darstellen, die Vortheile und Nachtheile jeder einzelnen, so weit meine Erfahrung reicht, zeigen, und so unpartheiisch dabei verfahren, als es einem ehrlichen

Manne bei dem besten Willen nur möglich ist. Uebrigens können die Leser nur blosse Andeutungen erwarten, denn wollte ich den Gegenstand ausführlich abhandeln, so müsste ich wol ein ganzes Buch darüber schreiben. Nun zur Sache!

## A. Kunstheilung.

### *I. Indirekte.*

#### 1) Symptomatische.

*a*) Heilendes Einwirken auf ein Organ, in welchem eine Affektion des Gesammtorganismus vorwaltet.

Nach theoretischer Ansicht sollte man denken, solch eine symptomatische Behandlung könne nie zum Heilen führen; in der Wirklichkeit überzeugt man sich aber davon. Die Ruhr, welche eine in den Därmen vorwaltende Affektion des Gesammtorganismus ist, heilt man freilich am sichersten und geschwindesten durch Einwirken auf den Gesammtorganismus; wer wollte aber läugnen, dass sie auch durch Einwirkung auf den Darmkanal könne geheilt werden? Freilich heilt man durch letzte Behandlung langsamer als durch erste; mithin müssen alte und schwache Körper, die die Krankheit nicht lange ertragen können, ihr unterliegen. *Angina tonsillaris* wird, wenn sie nicht sehr heftig ist, durch zertheilende Umschläge oder Salben geheilt. Sicher ist diese Heilart freilich nicht, denn die Entzündung kann eben sowol in Eiterung übergehen als sich zertheilen. Auch leichtere Brustentzündungen werden oft von den Landleuten bloss durch einen erweichenden Breiumschlag auf die schmerzhafte Stelle geheilt. Meine Gedanken über solche Heilung sind folgende. Bei jeder in einem Organe vorwaltenden Affektion des Gesammtorganismus ist doch die Verrichtung dieses Organs mehr oder minder gestört, und diese Störung muss, wie jeder Reiz, consensuell auf die ganze Körpermaschine zurückwirkend, die Aufregung, welche die Uraffektion des Gesammtorganismus bewirkt, verstärken. Durch Beschwichtigung dieser Organstörung greifen wir jedenfalls wohlthätig

in den Krankheitsprozess ein und vermindern die Gefahr eines tödtlichen Ausganges, in so fern nämlich die Störung, die das Vorwalten der Affektion des Gesammtorganismus in einem Organe bewirkt, nicht wenig zur Gefährlichkeit der Krankheit beträgt. Unvollkommen sind solche Heilungen darin, dass die Affektion des Gesammtorganismus sich selbst überlassen bleibt, mithin schwache Menschen leicht sterben, die man durch eine gründlichere Heilung hätte erhalten können.

*b*) (Bei Organkrankheiten.) Das Einwirken auf ein consensuell-ergriffenes Organ, ohne das urergriffene zu berücksichtigen.

Auch diese Heilung sollte man, oberflächlich die Sache betrachtet, für unmöglich halten; sie ist aber nicht bloss möglich, sondern sie wird häufig, wissend und unwissend, von den Aerzten geübt. So habe ich z. B. mehrmahls in meinem Leben *Colicam hepaticam*, oder *nephriticam* durch blosses beruhigendes Einwirken auf die Därme geheilt, und später wurde mir es erst deutlich, mit welchem Feinde ich eigentlich zu thun gehabt. Solche Heilungen sind unsicher. Wer seine Organmittel genau kennet, der wird auch gewöhnlich gewahr werden, dass sie in solchen Fällen nicht die volle Wirkung, sondern kaum die halbe äussern. Die Heilung der Cholera, wie sie in unseren Tagen von den meisten Aerzten versucht ist, gehört auch in die Kategorie der symptomatischen; wie unsicher sie ist, beweiset die grosse Sterblichkeit zur Genüge.

2) Nachbarliches, unfeindliches Heilen.

Bei Organerkrankungen kann man auf ein benachbartes, nicht consensuellerkranktes Organ, unfeindlich einwirken und das urerkrankte dadurch heilen. So habe ich das Urleiden des Darmkanals, welches sich durch heftiges Erbrechen und Kolik äusserte, durch Bedecken des ganzen Bauches mit einem Kissen von Krausemünze, nicht einbildisch, sondern sichtbar geheilt. Bei epidemischer Gehirnaffektion habe ich Kindern durch Bedecken des ganzen kahl geschorenen Kopfes mit Zink- oder Galmeisalbe das

kranke Gehirn gesund gemacht. Diese Heilart ist auch unsicher, aber doch unschädlich und in manchen Fällen ganz unentbehrlich.

### 3) Gegnerisches Heilen.

NB. So viel ich den Menschenleib beobachtet, findet ein Antagonismus Statt, sowol zwischen dem Gesammtorganismus und den einzelnen Organen, als auch zwischen den Organen gegenseitig. Auf diesen Doppelantagonismus gründen sich zwei gegnerische Heilarten, die aber in manchen Fällen so ineinander fliessen, dass es zuweilen schwierig zu bestimmen sein möchte, wie in dem Einzelfalle sich die Heilung gemacht.

#### A. *Feindliches Angreifen des Gesammtorganismus.*

a. Quecksilberkur.

Dieses Metall macht eine Erkrankung des Gesammtorganismus, welche, wie ich schon früher gesagt, unter der Heilgewalt des Kupfers stehet. Dass man dadurch ein urerkranktes Organ zum Normalstande zurückführen könne, stelle ich gar nicht in Abrede, denn ich habe früher auch mit diesem Beile gehauen und weiss recht gut dass es scharf ist. Vom Kopfe bis zu den Füssen ist vielleicht kein Organ, welches man damit nicht heilen könnte. Das Bedenkliche bei seiner Anwendung ist Folgendes.

Es ist unsicher als Heilmittel. Es kann alle urerkrankte Organe heilen, aber es heilt sie darum nicht immer.

Bei Anschoppung der Baucheingeweide, bei Lungenknoten, kann es eben so gut den Uebergang in Eiterung als die Zertheilung bewirken, also eben so gut tödten als heilen. Kein Arzt in der Welt ist im Stande, den sinnlich erkennbaren Punkt anzugeben, jenseits welches der Quecksilbergebrauch gefahrvoll ist. Das, was wir Verstopfung, Anschoppung nennen, ist zuweilen gar nicht mit Händen tastbar, wird aber zuweilen, durch den Quecksilbergebrauch gesteigert, tastbar, wo denn die späte Ent-

deckung dem Kranken auch eben nicht zum Heile gereichen möchte. Es ist also das Quecksilber, wir mögen es nun in der Absicht geben, verstopfte Organe, verhärtete Drüsen aufzulösen, oder es in anderer Absicht solchen Kranken reichen, welche geheime, unerkannte Abnormitäten in ihrem Körper bergen, ein sehr gefährliches Mittel. Wer da glaubt, man könne dergleichen verborgene Dinge, zu dem Kranken gerufen, anstunds durch Ausfragen und Befühlen erkennen, der muss seine Kunst mehr in den Büchern als in der Natur studirt haben, und mit solchen papierischen Geistern ist freilich übel zu sprechen.

Das Quecksilber ist nur mit Sicherheit in Organkrankheiten bei dem Indifferenzstande des Gesammtorganismus anzuwenden, mit Vorbehalt jedoch dessen, was ich eben gesagt.

Es ist mit Sicherheit anwendbar bei der Salpeteraffektion des Gesammtorganismus; jedoch, wenn diese als Entzündung stark in einem Organe vorwaltet, nur nach einem reichlichen Aderlass.

Bei Eisen- und Kupferaffektion des Gesammtorganismus schadet es, und schadet unberechenbar, weil seine Wirkung, nicht wie die, mancher anderer Mittel, bald vorübergehend, sondern lang anhaltend ist. Eisen- und Kupferaffektion sind aber, wie ich früher gesagt, in manchen Fällen durch Zeichen nicht zu erkennen, sondern können nur durch Probemittel erkannt werden. Das Quecksilber ist nun freilich auch ein Probemittel, allein es dringt dem Arzte die Erkenntniss so auf, dass der Kranke grossen Nachtheil davon hat, ja dass nicht selten sein Leben dadurch gefährdet wird. Bei akuten Krankheiten äussert sich zuweilen in solchen Fällen auf den Gebrauch dieser Panazee ein plötzlicher Verfall der Kräfte, ja das Sterben selbst tritt ein. Sind wir denn auch im Stande, diese feindliche Wirkung so schnell wieder aufzuheben als es die Erhaltung des Kranken erfodert? Es könnte möglich sein, dass der Tod schneller seine Gewalt äusserte als des Quecksilberarztes *Antidotum*, gesetzt,

er kennete auch ein rascher wirkendes als ich, was jedoch noch problematisch sein möchte.

b. Aderlassen.

Ohne auf das Wie der Wirkung des Aderlassens einzugehen, stelle ich folgende, bloss durch Beobachtung ausgemittelte Sätze auf. Bei einem Gesunden wirkt das Aderlassen zwar fühlbar feindlich; ist es aber nicht reichlich und wird es nicht mehrmahls wiederholt, so verschwindet das dadurch hervorgebrachte Gefühl von Angegriffensein früher oder später von selbst wieder. Die durch gar zu reichlichen Blutverlust verursachte Hinfälligkeit, die nicht bald von selbst verschwindet, ist eine Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus, häufiger aber erste als letzte. Sie kann, je nachdem sie geartet ist, durch das eine, oder das andere Mittel beseitiget werden. Ein ganz ungemessener Blutverlust kann aber nur durch die Zeit mit seinen Folgen ganz beseitiget werden; schneller vielleicht durch die *Transfusion*, ich habe aber darüber keine Erfahrung.

Bei allen Urorganerkrankungen und in den davon abhangenden Fiebern, bei denen der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet, hat das Aderlassen, wenn es nicht gar zu reichlich und wiederholt angewendet wird, so wenig als bei Gesunden eine bleibende feindliche Wirkung. Da nun Organerkrankungen sehr häufig vorkommen, so folgt daraus, dass das Aderlassen in gar vielen Krankheitsformen ohne auffallenden Nachtheil kann angewendet werden. Aber deshalb, weil es ohne sichtbaren Nachtheil kann angewendet werden, ist es nicht in allen diesen Fällen Heilmittel. Ganz unverkennbar wird der Begriff des Heilenden und der des Unschädlichen von manchen Aerzten verwechselt. Verhielte sich das nicht so, wie würde es denn möglich sein, dass *Baglivi (Praxis Med. Lib. I. pag.* 141) sagen könnte: *Omnes acutas febres per sanguinis missionem curare incipio, ita mihi dictante experientia; et saepissime observavi, post sanguinis missionem supervenisse sudorem cum levamine Patientis.* (Ueber das *Levamen patientis* werde ich weiter unten mehr sagen.)

Nun will ich anzeigen, was man mit dem Aderlassen in Krankheiten ausrichten kann.

Salpeteraffektion, welche als akutes Fieber sich offenbaret, und als Entzündung in einem Organ vorwaltet, kann durch wiederholtes Aderlassen geheilt werden *).

Schmerzhaftes Vorwalten einer Kupfer-, oder Eisenaffektion des Gesammtorganismus kann durch Aderlassen noch schneller gehoben werden als das schmerzhafte Vorwalten einer Salpeteraffektion.

Die Urerkrankung jedes Organs und das von derselben abhangende consensuelle Fieber kann durch Aderlassen (wo nicht gerade durch ein einziges, doch durch mehre) beseitiget werden.

Da nun, werthe Leser! unter diese drei Kategorien sich der grösste Theil der Krankheiten reihen lässt, so werdet Ihr mich wahrhaftig nicht beschuldigen, dass ich in den Augen Unerfahrener die Macht der Blutentleerung zu verkleineren suche.

Jetzt muss ich aber auch, um unpartheiisch zu sein, den Nachtheil und die Unsicherheit der Blutentleerung bemerken.

---

*) Mir war es schon in meiner Jugend auffallend, dass, wenn bei der Pleuresie während oder gleich nach dem Aderlassen das Brustleiden bedeutend minderte, nach einem halben Tage, zuweilen noch balder, alles wieder beim Alten war. Ich schloss daraus, die Blutentleerung könne als Entleerung unmöglich die grosse Erleichterung bewirkt haben, denn da das herausgelassene Blut doch nicht so hurtig ersetzt sei, so müsste die gute Wirkung, wenn sie bloss von der Entleerung abhinge, doch bleibender sein. Ich kam deshalb auf den Gedanken, nicht die Entleerung selbst, sondern die durch die Entleerung bewirkte feindliche Einwirkung auf die ganze Körpermaschine müsse hier das *Agens* sein, und so lag mir der Gedanke ganz nahe, die durch wiederholte und reichliche Blutentziehung bewirkte und unterhaltene feindliche Einwirkung auf den ganzen Körper durch Quecksilber zu ersetzen. Damahls (am Ende des vorigen Jahrhunderts) wurde diese Heilart in Deutschland noch wenig geübt; sie gefiel mir aber besser als die alte, besonders bei Landleuten, wo das öftere Wiederholen des Aderlassens auch seinen Haken hat. Jetzt, da ich den Menschenleib etwas genauer kennen gelernt, kann ich mich noch nicht von dem Gedanken los machen, dass die wiederholte Blutentleerung bloss durch feindliches Angreifen des ganzen Körpers antagonistisch das schmerzhafte Vorwalten der Salpeteraffektion hebe.

Wenn in einem Organe die schmerzhafte Vorwaltung einer Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus durch Aderlassen weit rascher gehoben wird als das Vorwalten einer Salpeteraffektion, so ist doch dadurch die Eisen-, oder Kupferaffektion des Gesammtorganismus selbst nicht gehoben, sondern vielmehr verschlimmert. Darum siehet man z. B. bei Eisen-, oder Kupferpleuresien das Seitenstechen nicht selten nach einem einzigen mässigen Aderlass verschwinden, den Kranken aber sehr schwach werden, ja wol in Irrsinn fallen. Er hat dann vom Glücke noch zu sagen, wenn er mit dem Leben davon kommt. Da es nun sehr schwierig, ja in manchen Fällen unmöglich ist, im Anfange akuter Krankheiten den Zustand des Gesammtorganismus aus den Zufällen richtig zu beurtheilen, besonders wenn solche Fieber als landgängige zuerst auftreten; so ist das Aderlassen in diesen Fällen ein wahres Würfelspiel.

Hinsichtlich der Urerkrankung der Organe ist zu bemerken, dass das Aderlassen zwar solche Erkrankungen heilen k a n n, sie aber bei weitem nicht immer heilt. In manchen Fällen ist auch die Wirkung des wiederholten Aderlasses tödtlich, welches freilich nicht immer gemächlich zu erklären sein möchte. Eine solch tödtliche Wirkung des wiederholten Aderlassens siehet man am ersten bei der als Pleuritis behandelten schmerzhaften Urlebererkrankung. In vielen Fällen ist auch die durch Aderlassen bewirkte Heilung der Organe nicht eine wirkliche Heilung, sondern bloss eine Beschwichtigung eines gewissen Grades von Steigerung des Organleidens. Die Erkrankung des Organs bleibt, und ist nur zum chronischen Uebel umgewandelt, welches hintennach durch das geeignete Organmittel weit schwieriger zu heben ist, als wenn man es gleich anfänglich damit angegriffen hätte. Solche durch Aderlassen vermeintlich geheilte Organerkrankungen kommen mir alljährlich so oft vor, dass ich mich in diesem Punkte unmöglich täuschen kann.

Wenn ich nun bedenke, wie sehr täuschend in vielen Fällen die gute Wirkung des Aderlassens ist, wie die

Aerzte, bloss an die entzündungswidrige Kraft desselben denkend, sehr geneigt sind, aus der heilenden und aus der beschwichtigenden Wirkung desselben auf eine entzündliche Natur der geheilten oder beschwichtigten Krankheiten zu schliessen, wenn ich ferner bedenke, in wie vielen Fällen es, ohne zu heilen, bloss nicht sichtbar schadet, wo dann die Einbildung des Arztes vollends freien Spielraum hat, von allerlei heimlichen und herrlichen Wirkungen desselben zu fabeln: so kann ich mich nicht mehr wundern, dass, bei der Menge von Abhandlungen über das Aderlassen, welche die Literatur uns darbietet *), man in praktischer Hinsicht am Ende so klug ist als im Anfange. Entweder gründen sich in denselben die Anzeichen zum Aderlassen auf einen gedankenbildlichen Krankheitszustand, von dem zehn und zwanzig Leser sich auch zehn und zwanzig verschiedene Vorstellungen machen können, oder es sind darin solche das Aderlassen anrathende Zeichen aufgestellet, welche in der Wirklichkeit sich so wenig sicher bewähren, als die Aderlasstafel des hinkenden Bothen. Die praktische Quintessenz alles dessen, was ich über das Aderlassen gelesen, lautet, entkleidet von aller gelehrten gedankenbildlichen Verpuppung, ungefähr wie der Rath des *Victor Faventinus* beim Pestfieber: *In febre pestilentiali si non apparuerint signa sanguinis abundantis, cave a phlebotomia sicut a diabolo: si vero apparuerint cum robore virium et aetate commoda, si tu non*

*) Die langweiligste von allen, die ich je gelesen, ist die des *Bellini*. Meinen jüngeren Lesern, welche diesen Schriftsteller, der bekanntlich Iatromathematiker sein soll, vielleicht nur dem Namen nach kennen, will ich einmahl zur Ergetzung eine kleine Probe einer gründlichen Schreibart mittheilen. In der Abhandlung *De sanguinis missione* (*pag.* 109.) heisst es: *Per missionem sanguinis minui quantitatem ejus, nemo est qui dubitet, aut dubitare possit; neque enim missio sanguinis est aliud, quam derivatio ejus extra corpus, quod fieri non potest absque eo, quod universa quantitas sanguinis fiat tanto minor, quanta est portio ejus, quae derivatur extra corpus.* Sollte man nicht denken, der gelehrte Mann habe für Esel und Schweine, nicht für verständige Menschen geschrieben? — Wenn das eine mathematische Schreibart ist, dann bewahre uns Gott vor aller Mathematik.

*phlebotomabis, sanguis justus super te et filios* *). Das Schlimmste ist nur, dass die *signa sanguinis abundantis* sehr unsicher sind; ein voller starker Puls hat wahrlich schon manchem Kranken den Hals gekostet, und das *Robur virium* siehet man, selbst *aetate commoda*, nicht gar selten nach Einem Aderlass so wunderbar verschwinden, dass einem der Glaube aufgedrungen wird, man habe zwar dem Kranken *aetate commoda*, aber *tempore perincommodo* das Blut abgezapft.

Solche Aerzte, die bloss auf das schauen, was das Aderlassen heilt, aber nimmer auf das, was es verdirbt, die es nicht bloss da anwenden, wo es nöthig ist, sondern auch da, wo es unnöthig, ja schädlich ist, kurz, solche Aerzte, denen das Blutentziehen gleich den Egeln zur anderen Natur geworden, geben den üblen, ja tödtlichen Folgen desselben, die sie doch, wenn sie nicht blind sind, so gut sehen müssen als wir, zuweilen eine solch närrische Deutung, dass man darüber lachen muss, sie schreiben selbige lieber den allerunwahrscheinlichsten Ursachen als ihrem Allheil zu. Das Tollste in dieser Hinsicht findet man bei *Guil. Ballonius (Epid. et ephem. Lib. I pag.* 20). *Observatum, aliquando indulto somno post Phlebotomiam cuidam illustri Domino non multo post mortem obrepsisse; in somnum repentinae tantae calamitatis causa relata est.* Auf die alberne Auslegung des Verfassers, dass bloss der Schlaf nach dem Aderlassen, nicht aber das Aderlassen selbst, den Herren getödtet habe, werden meine Leser wol nicht neugierig sein.

c. Entziehung der Luft bis zum Ersticken.

Diese Heilart wirkt ohne Zweifel feindlich auf den ganzen Organismus. Dass man durch selbige die Urerkrankung aller Organe wird heilen können, daran zweifle ich nicht, habe es aber noch nie selbst versucht. *V. Helmont (Opera pag.* 271 §. 49) erzählt uns folgenden Fall. Ein Wahnsinniger, den man ein Jahr lang durch Exor-

---

*) Ich habe die närrische Stelle in *Gr. Horst* Werken gefunden, *Lib. VII.* hinter der 33. Beobachtung in einem Briefe des *J. Wolfgang Rabus.*

zismus vergebens zu heilen versucht, wird, als unheilbar, von der geistlichen Beschwörungsanstalt nach seiner Heimath, Antwerpen, gefesselt auf einem Wagen zurückgebracht. Auf dem Wege entledigt er sich heimlich seiner Fesseln, springt vom Wagen und stürzt sich in ein benachbartes tiefes Wasser. Ehe man ihn herausziehen kann ist er ertrunken, man wirft also den Leichnam, ohne sich weiter um denselben zu bekümmern, auf den Wagen und fährt weiter. Später belebt sich der vermeintlich Ertrunkene von selbst wieder, und siehe! er ist von dem Wahnsinne so gründlich geheilt, dass er noch zehn Jahre nachher als ein verständiger Mensch gelebt hat. *Helmont* sagt: *Id aliquoties deinceps tentavi, nec me fefellit eventus, nisi quoties formidine praecociter dementes ex aqua extraherem.* Bei dem nämlichen Schriftsteller findet man auch den Fall, dass ein an der Hundswuth Kranker durch Untertauchen in Wasser, bis zum Ersticken, geheilt ist. Einen ähnlichen Fall habe ich in neuer Zeit in dem Repertorio des Herrn *C. F. Kleinert* gelesen, an welchen ich nur, weil er den meisten meiner Leser bekannt sein wird, beiläufig erinnere. Der Hydrophobische soll nach alter Mode erstickt werden, und man klemmt ihn zu dem Ende so lange zwischen zwei Matratzen, bis er kein Zeichen des Lebens mehr von sich gibt. Hintennach, da die Ehefrau des Unglücklichen noch einmahl nach der Leiche sehen will, findet sie den vermeintlich Erstickten wieder belebt, ganz in Schweiss gebadet und von der Hundswuth geheilet. Nun kenne ich zwar die Natur der Hundswuth nicht; wenn ich aber die Erscheinungen, die ich vor langer Zeit an zwei tödtlichen Fällen beobachtet, mit denen vergleiche, die ich später als Begleiter mancher gastrischen Krankheiten sah, so muss ich fast vermuthen, dass das Wuthgift, nicht ursprünglich das Gehirn, sondern eins der Organe des Epigastriums krank mache.

d. Entziehung der Speise.

Diese wirkt wunderbar feindlich auf den ganzen Körper, und ich zweifle nicht, dass, wollte man sie weit treiben,

man jedes urerkrankte Organ damit heilen könnte. Bekanntlich hat *Nicolaus Massa* zuerst dadurch die venerische Krankheit geheilt. Er gab täglich 4 Unzen Brot und drei Unzen Kalb-, oder Lammfleisch. Die im 17ten Jahrhundert unter dem Namen *Diaeta guajacina* bekannte Entziehungsmethode erlitt auch wol einige Abänderung; so gaben andere, wie *Petrus Forestus* berichtet (*Lib.* 32 *de regim. luis ven.*), bloss vier Unzen Zwieback und eine Unze Rosinen. Ob die venerische Krankheit eine Krankheit des Gesammtorganismus sei, daran ist mit Recht zu zweifeln; sie ist wahrscheinlicher eine Organkrankheit. *Leonicenus* und einiger anderen Meinung, dass sie eine Krankheit des Hautorgans sei, ist, meines Erachtens, nicht zu verwerfen, vorausgesetzt, dass man mit dem Ausdrucke, Hautkrankheit, nicht einen gar zu groben, beschränkten Begriff verbinde. Von der Entziehungsmethode gilt das Nämliche, was von allen feindlichen Heilarten gilt, sie ist unsicher. So habe ich bei *Gr. Horst* gelesen, dass er einen venerischen Menschen durch den mässigen und vorsichtigen Gebrauch des Quecksilbers geheilt habe, der früher auf den Rath des *Carl Piso* die Guajak- und Hungerkur 50 Tage lang ganz vergebens gebraucht, also noch zehn Tage länger als *Massa* es vorschreibt. Ich zweifle auch nicht, dass gelehrte und bücherreiche Männer, bei den Schriftstellern des 17ten Jahrhunderts mehre solche misslungene Heilversuche finden werden. Doch, da man in unseren Tagen die Entziehungsmethode wieder angewendet, hat man nicht einmahl nöthig, alte Bücher zu durchstöbern, man wird schon durch eigene Erfahrung sich überzeugt haben, dass sie nicht in allen Fällen heilend ist. Wie sollte z. B. der verständige und erfahrene Herr *Rust* Hunger- und Quecksilberschmierkur zusammen verbinden, wenn er die erste schon allein als sicher erkannt? Dass aber durch die Entziehungsmethode nicht bloss die venerische Krankheit, sondern schon lange vor dem Erscheinen dieser Krankheit, die eiternde Krätze geheilt sei, das kann man bei *Arnaldus de villa nova* lesen, der bekanntlich im 13ten Jahrhunderte

wirkte. Er sagt (*pag*. 1808): ***Dixit mihi Dominus Theodoricus de Reato, quod omnis scabies humida curatur hoc modo: non comedat patiens nisi semel in die modicum panis, sc. ad* 5 *vel* 6 *Unc. et unum scyathum vini albi lymphati bibat, et hoc faciat usque ad dies octo, et curabitur.***

e. Durstkur.

Dass man diese gegen die Wassersucht angewendet, davon habe ich schon im vorletzten Kapitel gesprochen. Uebrigens werden jene Kuren doch wol nicht eigentliche Durstkuren im strengen Sinne des Wortes gewesen sein, die Kranken werden bloss des Trinkens sich enthalten, aber übrigens nicht gerade sich von trocknen Speisen genähret haben. Eine Durstkur im strengen Sinne des Wortes, bei der der Kranke bloss von Zwieback, altbackenem Brote, oder von anderen wirklich trockenen Nahrungsmitteln lebte, würde er wol nicht lange aushalten; zum wenigsten sind, wie ich in Reisebeschreibungen gelesen, Menschen, denen in unwirthlichen Wüsten das Wasser ausgegangen, durch gänzlichen Mangel desselben in einen sehr elenden Zustand gerathen. Man kann wol nicht daran zweifeln, dass diese Entziehung noch feindlicher auf den ganzen Körper einwirkt als die Entziehung der Speise, und dass durch dieselbe, wird sie auf einen gewissen Grad getrieben, kranke Organe zum Normalstande können zurückgebracht werden.

f. Psychische Einwirkung.

Von diesen Einwirkungen meine ich, dass sie sämmtlich, mag man ihnen Namen geben, welche man wolle, feindlich auf das ganze Körpergetriebe, seinen Regelgang störend, einwirken. Es ist wirklich seltsam, dass man dieses nicht bloss bei unangenehmen geistigen Berührungen, als bei Furcht, Schreck, Zorn, nicht bloss bei grellen Uebergängen von angenehmen zu unangenehmen, sondern auch bei milden, angenehmen Berührungen bemerkt. Einer meiner Bekannten, der viel von Krankheiten in seinem Hause heimgesucht gewesen und deshalb oft seinen Trost bei mir gesucht, kam eines Tages zu mir und sagte, er habe mir so oft unangenehme Nachricht aus seinem Hause

gebracht, jetzt wolle er mir aber auch einmahl eine gute bringen. Diese Nachricht bestand nun darin, dass er 10000 Thaler in der Berliner Lotterie gewonnen. Ich bemerkte ihm darauf: ob ich gleich herzlichen Antheil an diesem Ereigniss nehme, so müsse ich ihm doch vorhersagen, die erste Frucht desselben werde eine sehr unruhige, wol gar eine schlaflose Nacht sein. Er machte grosse Augen, und behauptete, die gute Nachricht werde ihn gar trefflich schlafen lassen. Am andern Tage sagte er mir aber ganz ungefragt: ich müsse wol die Gabe der Weissagung besitzen, er habe wirklich eine sehr unruhige, fast schlaflose Nacht gehabt. Jetzt verlangte er von mir eine Erklärung darüber. Mit der konnte ich ihm aber nicht dienen. Wäre er ein armer Mann gewesen, so hätte ich sagen können, der schnelle Uebergang von einem sorgenvollen in einen sorgenfreien Zustand habe seinen Geist heftig aufgeregt, und dadurch sei der Regelgang seines Körpergetriebes bis zur Schlaflosigkeit gestöret. Er lebte aber als Rentner sehr genüglich, und die Bedürfnisse, die er hatte, konnte er befriedigen. Wäre er ein junger Hasenfuss gewesen, so hätte ich denken können, die lebhafte Vorstellung der köstlichen Genüsse, welche er sich von den Zinsen der zehntausend Thaler verschaffen wolle, habe seine Phantasie entflammt, und dadurch sei die schlaflose Nacht verursacht. Er war aber ein gesetzter Mann, den die Vermehrung seiner jährlichen Einnahme wahrlich nicht bestimmen konnte, seine geregelte Lebensweise auch nur im mindesten abzuändern. Also ist es doch wol unzweifelhaft, dass die Nachricht des zehntausendthalerigen Gewinnstes seinen Geist zwar angenehm, aber doch nur mild berühren konnte; und doch bewirkte diese freundliche, milde Berührung schon eine solche Störung in dem Regelgange seines Körpergetriebes, dass der Schlaf dadurch verscheucht wurde.

Man muss also, wenn von psychischer Einwirkung die Rede ist, nicht gerade an heftige denken, als könnte diese bloss Organerkrankungen heilen; nein, auch eine milde, unbedeutend scheinende kann die nämlichen wohl-

thätigen Folgen haben. So kann der blosse Glaube an ein wunderthätiges Bild, an den Segen eines Priesters, an die Künstigkeit eines Arztes, an eine besondere Kurart Organerkrankungen heilen, oder sie lindern, oder sie unterbrechen.

Dass heftige Aufregung der Psyche sehr feindlich auf den ganzen Körper einwirke und dadurch nicht selten Organerkrankungen geheilt werden, ist zu bekannt, als dass es nöthig wäre, dieses mit eigenen, oder fremden Beobachtungen zu belegen. Bloss der Seltsamkeit wegen, will ich meinen jüngeren Lesern aus *Philipp Salmuth* Beobachtungen (*Observ.* 48 *Cent. I*) eine psychische Heilung der Gicht erzählen. *Obvolvuntur cuidam arthritico manus et pedes cataplasmate ex rapis, simila et lacte parato; reponitur in sella in conclavi inferiore; abeunt domestici digressi in hortum aedibus contiguum. Sus autem quaedam, foribus non clausis, aedes ingreditur, hinc hypocaustum, et olfaciens pultem illam, aegrum aggreditur, conatur pultem vorare, et eum prosternit cum sella in pavimentum. Hic, cum se a sue defendere nequit, diu multumque domesticos inclamat, qui tandem recurrunt et suem abigunt: eo vero die dolores imminuuntur, deinceps paulatim, donec prorsus cessarent neque unquam redirent.*

Sollten meine Leser auch wol glauben, dass man den Vorfall der Gebärmutter, oder der Scheide, psychisch heilen könne? — Hören sie einmahl, was darüber *Rodericus a Castro* sagt (*De morb. mulier. Lib.* 2 *Cap.* 16): *Cauterium actuale ignitum manu ostendetur, ac simulet medicus vel obstetrix, velle partem tangere; ita enim natura retrahitur, et cum ea uterus ipse, aut pars aliqua alia quae extra promineat. Vel, si mulier timidiuscula sit, vivi mures filo ligati cruribus repente submittantur.* (Das wäre also eine psychische Mäusekur.) *Retulit mihi Chirurgus quidam exercitatissimus, vulnus quendam in ventre accepisse, per quod intestina egrediebantur. Quae ut reducerentur in suam sedem, nullum aliud medicamentum profuisse, quam candens ferramentum magnum, quod coram patiente manu gestans vulneri applicaturum finxit, cujus rei subito terrore e vestigio intestina in locum suum reducta fuere.* Dass *Boerhave*, durch die

nämliche Schreckkur, in einem Findelhause viele epileptische Kinder auf ein Mahl geheilt, ist jedem bekannt.

Hinsichtlich aller psychischen Heilversuche bemerke ich Folgendes. Sie sind, wie alle antagonistische Kuren, unsicher. Zuweilen heilen sie wirklich gründlich die Urorganerkrankungen, zuweilen lindern sie dieselben bloss, und zuweilen ist das vermeintliche Heilen der Krankheit bloss ein Unterbrechen derselben. So werden z. B. in unserer Zeit die religiösen Heilversuche des Fürsten von *Hohenlohe* in manchen Fällen wol wirklich Organerkrankungen gehoben haben, aber in vielen sind sie unwirksam geblieben, und in anderen haben sie bloss die Erkrankung auf kurze Zeit gemindert, oder unterbrochen. Der letzten Thatsache schreibe ich es vorzüglich zu, dass Leute, die anfänglich ein solches Triumphgeschrei erhoben als sei unser Heiland wieder auf Erden erschienen, bald darauf ziemlich kleinlaut und endlich ganz stumm wurden. Dass eine leise Einwirkung auf den Geist die hervorstechenden Zufälle der Erkrankung eines Organs, selbst bei einer tödtlichen Krankheit, ja nahe vor dem Tode, auf kurze Zeit beseitigen könne, beobachtete ich einst vor dreissig Jahren, und die Erzählung des Falles wird dem Leser wol einige Unterhaltung gewähren. Fräulein *Th. v. M.*, die nächste Verwandte meiner Frau, war einige Wochen bei mir zum Besuch. In der Zeit bat sie mich oft, sie doch einmahl zu besuchen. Da ihre Aeltern Besitzer eines überrheinischen Rittergutes waren, welches eine treffliche, besonders an grossen Hechten reiche Fischerei hatte, so sagte ich ihr scherzweise, ich werde unter der Bedingung kommen, dass sie mich dort mit einem recht grossen Hechte aze. Dieser Fischscherz wiederholte sich nun mehrmahls, denn so oft sie von dem Besuche sprach, sprach ich von dem Hechte.

Mehre Monate nachher fällt es mir einmahl ein, mein Versprechen zu erfüllen, ich setze mich also gleich zu Pferde und ziehe dem Rheine zu. Jenseits frage ich auf der Landstrasse einen mir begegnenden Mann, welchen Weg ich nach dem Gute B** einschlagen müsse. Der

zeigt mir zwar den Weg an, setzt aber bedenklich hinzu: wenn kein sehr dringendes Geschäft meine Gegenwart dort nöthig mache, rathe er mir, nicht hinzugehen, denn alle Bewohner des Schlosses seien an einem ansteckenden Fieber krank und die älteste Tochter liege am Tode. Das war gewiss für mich, der ich einmahl zur Erheiterung diesen kleinen Ausflug machte, eine sehr widrige Nachricht. Da ich aber dem Gute schon nahe war, ging ich doch hin, und fand, zwar nicht alle, aber doch einen Theil der Bewohner am Scharlachfieber krank, oder in der Genesung begriffen, und die älteste Tochter, die nämliche, welche mich früher besucht, dem Tode nahe. Sie war schon seit zwei Tagen irre und so bewusstlos, dass sie keinen Menschen mehr erkannte, und, was das Schlimmste, die Menstruation war eingetreten; dieses hielten wir damahls, durch Erfahrung belehret, bei dem Scharlachfieber für ein böses, ja für ein fast unbedingt tödtliches Ereigniss.

Ich ging nun zu ihr, und des Standes der Bettstelle wegen musste ich mich so stellen, dass das Licht mir gerade auf das Gesicht fiel. Indem ich sie nun, ohne sie anzusprechen, betrachte, fängt ihr trunkener, irrer Blick an, auf meinem Gesichte zu haften. Er wird nach und nach natürlicher, belebter, er drückt Erstaunen aus. Plötzlich reicht sie mir ihre Hand, ziehet mich zu sich und sagt mir mit schwacher Stimme: Gott! Vetter, Sie kommen zu einer unglücklichen Zeit. Sie fragt mich nach dem Befinden meiner Frau, nach dem Befinden anderer Menschen, deren Bekanntschaft sie bei mir gemacht, und nachdem ich ihre Fragen kurz beantwortet, ziehet sie mich noch einmahl zu sich, und des früheren Fischscherzes sich erinnernd, sagt sie: einen Fisch werden Sie aber heute nicht bekommen, ich kann mein Wort nicht halten, aber einen leckeren Hasen mögen Sie vielleicht finden.

Die Anwesenden waren von Erstaunen ergriffen, dass das Mädchen, welches seit zwei Tagen in seinem Irrsinne keinen Menschen mehr erkannt, bloss durch meinen Anblick zur Besinnung gekommen war; sie glaubten fast darin einen schwachen Schein von Hoffnung zu sehen. —

Ich wurde jetzt zu Tisch gerufen, und da ich gleich nach Tische Anstalt machte, das Haus des Unglücks zu verlassen, in welchem ich, weil darin ein verständiger und treuer Arzt waltete, ganz überflüssig war, und nun scheidend noch meine arme Nichte segnen wollte, war die psychische Einwirkung, die anfänglich meine unerwartete Erscheinung auf sie gemacht, so ganz verwischt, dass weder mein Anblick noch meine Rede sie zur Besinnung bringen konnte. — Um Mitternacht ist sie gestorben.

Zum Schlusse erinnere ich noch meine jüngeren Leser an die bekannte Wahrheit, dass heftige Gemüthsbewegungen, als Zorn, Furcht, Schreck, eben so wol eine nachtheilige, ja tödtliche, als eine heilende Einwirkung haben können. Niemand ist im Stande, den Erfolg solcher Heilversuche vorher zu bestimmen, darum bleiben selbige immer ein Glücksspiel, und ich habe nie eine Neigung bei mir gespüret, sie anzuwenden.

*B. Feindliches Angreifen eines gesunden Organs, um ein krankes zu heilen.*

a. Brechkur.

Diese ist so mächtig, dass man durch sie alle kranke Organe zum Normalstande zurückführen kann, nicht bloss die inneren, sondern auch die äusseren; denn man kann ja durch ein mehrmahls gereichtes Brechmittel chronische Gliederschmerzen und selbst den Wasserbruch heilen. Alles, was die Lobpreiser der Brechmittel Gutes von ihnen sagen, gebe ich nicht bloss zu, sondern ich bin so freisinnig, meinen Amtsbrüdern noch mehr zuzugestehen als sie verlangen. Jetzt wollen wir aber auch einmahl ernsthaft, ohne jedoch die gemeinen Contraindikationen der Brechkur zu berühren, den möglichen Nachtheil und die Unsicherheit derselben erwägen.

Zuerst bemerke ich von dieser antagonistischen Heilart. Sie kann zwar alle erkrankte Organe heilen, es würde aber unwahr sein, wenn man behaupten wollte, dass sie auch jeder Zeit wirklich heile. Oft genug wird sie angewendet, ohne den Wünschen des Arztes zu entsprechen; also ist sie, wie alle antagonistische Heilarten, unsicher.

Bei Eisen-, oder Kupferaffektionen des Gesammtorganismus, die als akute Fieber auftreten, ist ein Brechmittel oft so unwidersprechlich schädlich, dass der Punkt seiner Brechwirkung auch der Punkt ist, wo die sichtbare Verschlimmerung der Krankheit beginnt. Die Schwachheit, die jeder Gesunde nach dem Brechen fühlt, bei diesem aber von selbst wieder verschwindet, hält in solchen Fiebern an, und vermehrt sich, auch ohne Wiederholung des Brechmittels; schneller und sichtbarer freilich durch Wiederholung.

Da nun, wie gesagt, der Zustand des Gesammtorganismus im Anfange akuter Fieber durch Zeichen nicht immer erkennbar ist, so bleibt die Brechkur eine sehr missliche Kur. Freilich wird das Brechmittel in solchen Fällen Erkennungsmittel werden, allein die Erkenntniss wird zuweilen auch viel deutlicher, als es dem Arzte und dem Kranken lieb ist.

Hinsichtlich der Organerkrankungen und der von diesen abhangenden akuten Fieber, bemerke ich Folgendes.

Da ich schon gesagt habe, dass man durch Brechmittel alle Organerkrankungen heilen könne, so verstehet es sich wol von selbst, dass man in Fällen, wo man sie heilt, auch zugleich dadurch die von denselben abhangenden akuten Fieber heilt. Wenn also die Lobpreiser der Brechmittel sich rühmen, die akuten Fieber gleich im Anfange durch ein einziges Brechmittel zuweilen geheilt zu haben, so sprechen sie wahr; ich habe das Nämliche schon in meiner Jugend gesehen. Wollten aber meine werthen Amtsbrüder ganz ohne Vorurtheil die Zahl der akuten Fieberfälle, in denen sie so ausnehmend glücklich gewesen, mit der Zahl derer vergleichen, in denen sie keine Besserung, viel weniger Heilung, und die Zahl derer, in denen sie früher oder später nach dem Brechmittel Verschlimmerung des Krankheitszustandes sahen, so würde sie, so gut als mich, hinsichtlich der panazeischen Kraft der Brechmittel eine grosse Zweifelung anwandeln, und sie würden sich bei verschlimmertem Zustande nach dem Brechmittel wol die Frage vorlegen, ob auch diese Ver-

schlimmerung gar dem Brechmittel selbst zuzuschreiben sei? Ich habe mir längst diese Frage mit Ja beantwortet, und mit dieser meiner Ansicht stimmen viele Krankengeschichten, die ich heut zu Tage lese, gar trefflich überein; wiewol ich zulasse, dass meine erzählenden Kollegen diese Uebereinstimmung weder beabsichtiget, noch viel weniger hervorgehoben haben. Ich habe des kein Hehl, dass mir manche Krankengeschichte ein Lächeln entlockt; da wird dem Fieberkranken gleich ein Brechmittel gereicht, und dann heisst es gewöhnlich das that ihm sehr gut. Aber, Amtsbrüder! wenn es ihm denn so sehr gut that, wie kommt es denn, dass ich lese, Euer Kranker sei hernach von Tage zu Tage schlimmer geworden, und nach vielem Elende, nach viel verschluckter Arzenei, erst spät und kümmerlich zur Gesundheit gelangt? Zuletzt wird, denke ich, die vermeintliche wohlthätige Wirkung des Brechmittels wol darauf hinauslaufen, dass der Kranke, dem Ihr durch Euer Brechmittel ein beängstigendes Gefühl verursacht, sich, nachdem er das Brechmittel durch Uebergeben los geworden, wieder luftiger fühlt. Nun, den Spass könnt Ihr Euch bei jedem Gesunden machen.

Ich habe schon früher in diesem Buche gesagt, dass Anschoppungen der Baucheingeweide durch die Erschütterung des Fahrens und Reitens gereizt und gesteigert, seltener gleich, öfter den zweiten, oder dritten Tag nachher erst recht böse werden. Durch die Erschütterung des freiwilligen Erbrechens sah ich die verborgene, unfühlbare Anschoppung der Leber offenbar und als Verhärtung tastbar werden. Wie könnet Ihr nun, werthe Amtsgenossen! wenn Ihr zu einem Fieberkranken gerufen werdet, sicher sein, dass derselbe nicht solche ältere Fehler in seinem Bauche berge? und wenn Ihr des nicht sicher sein könnt, wie könnt Ihr es denn wissen, ob Ihr mit Eurem Brechmittel nicht grossen Schaden thun, ob Ihr die ruhenden Fehler durch die Anstrengung des Erbrechens nicht in Aufruhr bringen werdet, so, dass Eure Kunst zu ohnmächtig ist, das Böse, was Ihr angestiftet, wieder gut zu machen? Ja, könnt Ihr nicht auch solche Fieberkranke

zu heilen bekommen, die Gallensteine bei sich haben, und könnet Ihr nicht die Steine durch Eure Brechkur aufrührisch machen, wol gar einen derselben in den Gallengang einkeilen, und so den Kranken, der sich Euch um geheilt zu werden gutgläubig anvertrauet hat, verrätherisch in Lebensgefahr stürzen? — Ich sehe Euch, werthe Amtsbrüder, für gar zu verständig an, als dass ich die Einwendung von Euch erwarten dürfte, ruhende Steine und verborgene Anschoppungen seien durch die Ausfragung anstunds zu erkennen; denn wenn Ihr nicht gar zu jung und unerfahren seid, so werdet Ihr so gut wissen als ich, dass solche verborgene Abnormitäten, selbst in den Fällen, wo sie nur chronische Leiden verursachen, zuweilen durch die Erfahrung schwierig, zuweilen gar nicht, sondern nur einzig durch Probemittel zu erkennen sind.

Nun wollen wir weiter gehen und insbesondere vom Brechmittel beim gastrischen Fieber sprechen. Es gibt ein Leberfieber, welches consensuell von einer Urerkrankung des Gallenorgans abhängt. Hier hat eine vermehrte Gallenabsonderung Statt, und die in Uebermass abgesonderte Galle ist so scharf sauer, dass durch den Reiz derselben auf den Darmkanal der ganze Organismus heftig aufgeregt und das erste, nicht selten stürmische Stadium solcher Fieber erzeugt wird. Vorausgesetzt das, was ich so eben von den Brechmitteln gesagt, ist nicht zu läugnen, dass sie gute Heilmittel dieser Fieber sind, denn sie entfernen nicht bloss den materiellen chemischen Reiz und heben dadurch das erste Stadium solcher Fieber, sondern, antagonistisch auf die Gallengänge wirkend mindern sie, oder heilen ganz die vermehrte absondernde Beweguug der Gallengänge. Solche Fieber hat früher *Stoll* zu behandeln gehabt und sie vorzüglich durch Brechen und Laxiren geheilt.

Abgesehen davon, dass man die Entfernung der scharfen Galle eben so gut durch Neutralisiren derselben als durch Entleeren bewirken kann, ist es aber doch sehr sonderbar und mir ganz unerklärlich, dass man gerade dieses, am leichtesten zu heilende Fieber als das Musterbild aller

gastrischen Fieber aufstellt. Ich habe dasselbe, so lange ich Arzt bin, nur zweimahl epidemisch gesehen; alle übrige Leberfieber, die mir vorgekommen, (und ich habe gar vielartige behandelt) waren ganz anderer Art. Bei ihnen war eine abnorme Gallenabsonderung nur etwas Zufälliges, selten Erscheinendes und leicht zu Hebendes. Heilen, die Krankheit von dem ersten Stadio zur Genesung bringen, konnte man nur, wenn man die Leber durch das geeignete Organmittel gesund machte. Ich stelle nicht in Abrede, dass man auch bei diesen Fiebern die Leber durch ein Brechmittel in einzelnen, seltenen Fällen gesund machen konnte, aber in den allermeisten wurde dadurch geschadet; entweder wurde das akute Stadium schlimmer, oder die Kranken fielen in einen quinenden Zustand, der denn auch ohne das geeignete Organmittel sehr übel zu beseitigen war. Im Jahre 1834, da im hiesigen Lande Leberfieber herrschten, welche man durch eine Mischung des salzsauren Kalkes mit Schellkrauttinktur nicht bloss behandeln, sondern heilen konnte, hatte ich das Vergnügen, in einem niederländischen Städtchen mich mit einem jungen Amtsgenossen zu unterhalten, der nicht bloss gute Universitätskenntniss, sondern auch, was die Hauptsache ist, guten Verstand besass. Der gestand mir nun ganz ehrlich: er habe zwar etliche, jedoch wenige Fieberkranke durch Ein Brechmittel Knall und Fall geheilet, die bei weitem meisten seien aber nach dem Brechmittel in einen schleichenden Krankheitszustand verfallen, und mehren seien selbst die Füsse ödematös geschwollen. Er fragte mich jetzt: wie es doch komme, dass das, was man ihm auf der Hochschule von den Brechmitteln gesagt, sich jetzt so übel bestätige? warum doch seine universitätischen Meister den Brechmitteln Heilwirkung zuschrieben, die dieselben offenbar nicht hätten? — Was konnte ich nun dem verständigen jungen Manne antworten? — Ich bemerkte ihm bloss: dass die Brechheilversuche bei dem herrschenden gastrischen Fieber nichts mehr und nichts weniger, als ein blindes Wagspiel seien. Warum seine universitätischen Meister ihm die Brechmittel erfahrungs-

widrig zu unbedingt anempfohlen, könne ich ihm nicht erklären, sondern nur bloss im Allgemeinen darüber Folgendes sagen. Wie man in unserer wunderlichen Welt Spieler finde, die ihr Hab und Gut verspielen, ohne je zur Erkenntniss ihrer Thorheit zu gelangen, indem der Gedanke an die Möglichkeit eines grossen Gewinnstes einzig und ausschliesslich ihren Kopf beschäftige; gerade so finde man auch unter den Aerzten Brechwagspieler, die, einzig und ausschliesslich an die mögliche Heilwirkung des Brechmittels denkend, so ganz blind für die nachtheiligen Folgen desselben seien, dass sie selbige lieber den allerunwahrscheinlichsten Ursachen als ihrer feindlichen Brechbehandlung zuschrieben. —

Hinsichtlich der Zufälle, die uns angeblich lehren sollen, wo Brechmittel mit Vortheil zu gebrauchen seien, siehet es auch sehr luftig aus. Von dem bitteren Geschmacke, als Zeichen der im Magen vorhandenen krankhaften Galle, habe ich schon in der ersten Abtheilung des 3ten Kapitels ein Wort gesprochen. Dass es ein sehr trügliches Zeichen sei, beweiset man am besten durch die Thatsache, dass bei Gelbsuchten, wo denn doch kein Gran Galle in Magen und Darmkanal kommt, die Menschen häufig über ganz unerträglich bitteren Geschmack klagen.

Ein Gefühl von Gespanntheit, Vollheit des Magens, welches in verschiedenen Graden, bis zur Beängstigung, sich bei Leberfiebern zeigt, ist in weit mehr Fällen Zeichen einer sehr gesteigerten Lebererkrankung als einer Gallenansammlung im Magen. Nur wenn es von letzter Ursache herrührt, kann es durch ein Brechmittel gehoben werden. Sobald es aber von einer höheren Steigerung des Leberleidens abhängt, schaden Brechmittel unbedingt. Man muss ja in solchen Fällen, will man nicht behandeln, sondern wirklich heilen, das geeignete unfeindliche Organmittel nur in der halben, in der viertel, ja in der achtel Gabe reichen, je nachdem nämlich der Grad der Steigerung der Lebererkrankung ist; in der vollen Gabe darf man es aber bei dem besprochenen Zufalle nie reichen.

Was die belegte, gelbschmutzige Zunge betrifft als

angebliches Zeichen der Magen- und Darmunreinigkeiten, so ist mir die Sache wahrhaftig zu einfältig, als dass ich, ohne mich selbst zu langweilen, viel Worte darüber verschwenden könnte. Ich denke auch, diejenigen meiner Leser, die ungefähr von meinem Alter sind, und die sich noch aus ihrer Jugend erinnern, welchen Werth man damahls auf dieses Zeichen legte, werden, so gut als ich, durch eigene, vorurtheilfreie Beobachtungen, sich von der Nichtigkeit desselben hinlänglich überzeugt haben. Gerade in den Fällen, wo, nicht eine eingebildete, sondern eine wirkliche, bedeutende Ansammlung scharfer Galle im Magen und Darmkanal steckt, finde ich die Zunge nie gelb, schmutzig, dickpelzig belegt, sondern vielmehr rosenartig entzündet, ja der ganze Schlund ist in solchen Fällen, wol zusammt der Speiseröhre, rosenartig entzündet. Wo ich eine sehr schmutzige Zunge sehe, da kann ich auch wissen, dass die Krankheit schon Fortschritte gemacht hat, entweder wegen Mangel an Hülfe, oder wegen ungehöriger Hülfe *). Wenn während meiner Heilversuche die Zunge des Kranken, die, wie gewöhnlich im Anfange akuter Krankheiten, einen gewissen Anflug hatte, grau, braun, gelb, und pelzig wird, so begreife ich, dass ich auf einem Irrwege bin; denn wenn ich das richtige Heilmittel anwende, so wird die Zunge nicht schmutzig, sondern sie wird, je nachdem das urerkrankte Organ, oder der urerkrankte Gesammtorganismus zum Normalstande zurückgekehret, je länger je reiner und gesundheitsgemässer. Diese allgemeine Beobachtung lässt mich vermuthen, dass die Aerzte der Stollischen Schule, durch die unsinnige Anwendung ihrer Brech- und Laxirmittel die schmutzige Zunge selbst gemacht haben, und

*) Von dem Gesagten machen diejenigen fieberhaften Krankheiten eine Ausnahme, welche die Organe der Mundhöhle selbst angreifen. Bei diesen kann man, am zweiten Tage zu dem Kranken gerufen, schon die Zunge sehr schmutzig finden. Auch gibt es einzelne, jedoch wenige Menschen, die bei jedem geringen Unwohlsein gleich eine garstige Zunge haben. Das hängt von einer unerklärlichen Eigenthümlichkeit solcher Körper ab.

das Schweigen des *Fried. Hoffmann*, dieses umsichtigen Arztes, dieses genauen Krankenbeobachters, hinsichtlich jenes, von den Stollianern stark hervorgehobenen Zeichens des Gastrizismus, gibt meiner Vermuthung die grösste Wahrscheinlichkeit.

Es wäre hier noch die Frage zu beantworten, warum der Missbrauch der Brechmittel, obgleich von Zeit zu Zeit verständige Männer ihn missbilliget haben, immer von neuem lustig wieder auftaucht. Meines Erachtens kann man davon einen dreifachen Grund angeben. Erstens den, dass die Hochschullehrer das, was die Brechmittel Gutes wirken können, zu grell und einseitig hervorheben und so die Köpfe ihrer Schüler schon in der ersten Mache verschrauben. Zweitens den, dass manche Aerzte sich nie die Mühe geben, die Vortheile und möglichen Nachtheile der Brechkuren selbst gegen einander abzuwägen. Drittens den, dass es weit leichter, weit gemächlicher ist, dem Fieberkranken erst zu speien geben, dann zu laxiren, und wenn er darauf schlimmer geworden, an ihm flicken (sich einbildend, das müsse so sein, das sei schulrecht), als die Krankheit durch das geeignete Heilmittel vom ersten Stadio gleich in das der Besserung zu bringen. Das Wilde, das Ungeschlachte wird jederzeit mehr Anhänger finden als das Sinnige, das Umsichtige; denn jenes wird mühelos geübt, dieses nur mühevoll.

Bei allen Fortschritten, deren sich unser Zeitalter rühmt, kommt es mir so vor, als stehen wir noch hinsichtlich der richtigen Anwendung der Brechmittel ungefähr auf dem nämlichen Punkte der Erkenntniss, worauf die Aerzte vor zweihundert Jahren standen. *Joh. Riolan* sagt (*Enchir. anat. pag.* 124): *Imperite faciunt, ne dicam impie, qui post multa remedia administrata, in moribundis, ac pene jam exolutis viribus vomitoriis utuntur, tanquam extremis remediis, quae quod superest vitae suffocant et mortem ocyus accelerant.* Das schrieb *Riolan* im 17ten Jahrhundert; nun, ich denke, das Kunststück, welches dem Manne so übel gefällt, wird auch noch wol im 19ten Jahrhundert geübt. Aber freilich, wir machen darüber

jetzt eine andere Auslegung. Das furchtbarste Brechmittel, von dem ich je gehört oder gelesen, gab im 17ten Jahrhundert der englische Arzt *Georg Bate* (Leibarzt *Carl des 2ten*) in der Fallsucht, und es ist mir wahrscheinlich, dass er in manchen Fällen einzig dadurch die Krankheit wird gehoben haben. Man findet die Vorschrift in der Rezeptsammlung, welche unter dem Namen *Pharmacopoea Bateana* bekannt und mehrmahls aufgelegt ist. Mein Exemplar ist von der 4ten Auflage (Amsterdam 1709), hier stehet es Seite 33 und lautet also: ℞ *Folior. recent. Digitalis* ℥iv *Uvar. corinth. mund.* ℥ii *Contusis adde Cerevisiae non lupulatae* ℔ii *Coque ad dimid. f. expressio fortissima. D. pro vomitorio in epilepsia.* Ich denke, wer den Trank genommen, der wird wol bis zum 4ten, oder 5ten Tage am Brechen geblieben sein; zum wenigsten habe ich es so einmahl bei einer jungen Frau beobachtet, der durch ein Digitalisbrechmittel das Wechselfieber vertrieben wurde, und zwar von einer Nonne, die angeblich das Kunststück von einem alten Mönch gelernt hatte. Die Kranke hatte einen halben Esslöffel voll zerriebener trockner Digitalisblätter auf ein Mahl genommen und war innerhalb einer halben Stunde ans Brechen gekommen; dieses Brechen war aber mit Schluchzen, mit ganz ungeregeltem Herzschlage und mit einem Gefühle des Todtkrankseins begleitet. Das Fieber ist ausgeblieben und hat keinen Rückfall gemacht.

b. Purgir- oder Laxirkur.

Durch diese, je nachdem man feindlich den Darmkanal angreift, kann man viele, möglich alle Urorganerkrankungen heilen. Man heilt damit Manie, Ophthalmie, Angina, Husten, Asthma, Seitenstechen, Leber- und Milzanschoppung, Kolik, Ruhr, Rheumatismen, Gicht, Gelbsucht, Wassersucht, und Gott weiss, welche Suchten noch mehr. Dieses nun zugegeben, müssen wir auch die möglichen Nachtheile der Purgirkur erwägen.

Zuerst ist zu bemerken, dass sie unsicher ist; sie kann helfen, aber sie hilft nicht immer. Wenn sie ein Urorganleiden, bei dem der Gesammtorganismus sich noch

in dem Indifferenzstand befand, nicht heilet, so bewirkt sie leicht, dass der Gesammtorganismus urerkrankt, und diese Urerkrankung ist am häufigsten Eisen-, seltener Kupfererkrankung.

Bei Kupfer- und Eisenerkrankung des Gesammtorganismus schadet sie bestimmt, und wer das Vorwalten dieser Erkrankungen in einem Organe, auf guten Glauben für ein Urleiden dieses Organs nehmend, durch Purgirmittel heilen will, der überlege erst wohl, ob seine Kunst auch mächtig genug ist, den Schaden, den er anstiften kann, wieder gut zu machen. Urleiden der Bauchorgane werden, wenn die Purgirkur nicht heilend wirkt, sehr leicht durch selbige gesteigert, und es bleibt dann chronischer Durchfall zurück, der übel zu heben ist. Oft habe ich dieses bei der von Urleber-, oder Urmilzerkrankung abhangenden Wassersucht beobachtet.*) Nicht die durch den chronischen Durchfall verursachte Entleerung gab dem Kranken den Rest, sondern die durch die Purganz bewirkte Steigerung des Urorganleidens, von der auch der chronische Durchfall selbst abhing.

Was ich von den Brechmitteln gesagt, sage ich auch jetzt von den Purgirmitteln. Man hat bloss an das gedacht, was sie heilen können, aber wenig an das, was sie nicht heilen und was sie verderben. So ist es denn gekommen, dass in früherer Zeit die Ausdrücke ärztlich behandeln und purgiren gleichbedeutend waren. Aus dieser ärztlichen Begriffsvermischung, oder Vertauschung, haben ja die Lustspieldichter und Satiriker um die Aerzte zu plagen einen Possen gemacht. *Moliere*, der in dem Intermezzo eines seiner Lustspiele ein Doktorexamen vorstellet, lässt den Kandidaten auf alle Fragen seiner Examinatoren, in Betreff der Heilung verschiedener Krankheiten, frischweg antworten: *sanguinare, clysterare, purgare.*

---

*) Ich hatte dazu früher oft Gelegenheit, weil der geringe Mann, wenn er wassersüchtig wurde, zuerst, bevor er die Hülfe des Arztes suchte, das *Specificum* eines gewissen Klosters gebrauchte, welches aus Jalappenpulver und Branntwein bestand.

Und der unbekannte Verfasser der sehr bekannten satirischen Briefe unberühmter Männer (den einige für *Ulrich v. Hutten* halten) lässt die Aerzte, selbst dem kranken Elephanten des Papstes eine ungeheuer theure Purganz verordnen. *)

c. Antagonistische Heilung durch die Einwirkung anderer scharfen Mittel auf den Darmkanal.

Dass man durch solche Mittel die Erkrankung mancher Organe heilen könne, ist nicht zu läugnen; jedoch wird man sie nie so allgemein anwenden als Brech- und Laxirmittel. Ob viel oder wenig an der Auswahl dieser Mittel gelegen sei, kann ich nicht sagen, weil ich wenig eigene Erfahrung darüber habe. *Nicol. Chesneau* sagt (*observ.* 30. *pag.* 141.): *Chirurgus quidam asthmate laborans, quoties Symptoma urgebat, piperis nigri pulverati* ℥β *vel* ℥i *pane eucharistico involutam cum vino sumebat, a quo maximum levamen accepisse mihi affirmavit.* Dass man durch Einspritzung scharfer Mittel in den Mastdarm ehemahls das Hüftweh geheilt habe, ist bekannt; es muss auch diese Heilart sehr gemein gewesen sein, denn *Bartolom. Montagnana*, der als ein berühmter Professor des 15ten Jahrhunderts die Sache wol gekannt wird haben, sagt: (*Consil.* 251.) *Dolores illi sapientum omnium concordia clysteribus acutis sanantur.*

d. Hautreizende Mittel.

Da haben wir zuerst die Schwitzmittel, welche heut zu Tage weniger in Gebrauch sind als früher. Dass man auch mit diesen manche Urerkrankung der Organe heilen könne, daran ist nicht zu zweifeln, jedoch sind sie im Allgemeinen weniger mächtig als Brech- und Laxirmittel. Des *Cadet de Vaux* Wasserkur ist eine wahre Schwitz-,

---

*) *Et quando fuit infirmum Elephas, tunc papa fuit in magna tristitia, et vocavit medicos plures et dixit eis: si possibile est, sanate mihi Elephas. Tunc fecerunt magnam diligentiam, et viderunt ei urinam, et dederunt ei unam purgationem, quae constat quinque centum aureos: sed tamen non potuerunt Elephas facere merdare, et sic mortuum est.* — **Epist. obscur. vir. ad Dm. M. Ortuinum. Gratium.**

und Harnkur, und wer es versuchen will, der wird sich wol überzeugen, dass durch dieselbe nicht bloss die Gicht, sondern noch manche Erkrankungen anderer Organe zu heilen sind.

Weiter haben wir die äusserlichen Mittel, als Spanische Fliegen, Senf, Meerrettig, Brechweinsteinsalbe, ätzendes Ammonium, Crotonöl, das Glüheisen, das Brennen mit Nesseln, die Geisselung, Fontanellen, Haarseile u. s. w. Man kann durch diese äusserlichen Hautreize viele kranke Organe zum Normalstande zurückführen. Bei den Erkrankungen der Muskeln, Gelenkbänder, Nervenstämme, wenn es wirklich Urleiden dieser Organe sind, kommt man durch diese Hautreize nicht selten am schnellsten zum Zweck. Sind es aber consensuelle Leiden, abhangend von der Urerkrankung eines inneren Organs, oder sind es Vorwaltungen einer Erkrankung des Gesammtorganismus, so entsprechen sie zuweilen nur halb, öfter gar nicht der Erwartung, und ich sehe sie in solchen Fällen als eine bloss zwecklose Schinderei an.

Bei Urerkrankung innerer Organe kann man die äusseren Hautreize auch zuweilen nicht entbehren. Bei dem Urleiden der Därme, das sich als Kolik offenbaret, ist man, wenn wegen der Zusammenziehung des Mastdarmes die Anwendung der Klystire, und wegen des unaufhörlichen Erbrechens die Anwendung innerlicher Mittel unmöglich ist, ja einzig auf äusserliche beschränkt; und was leistet nicht in solchen Fällen ein halbstündiges Einreiben des mit Seifenauflösung verbundenen kaustischen Ammoniums auf die Bauchhaut!

In der Erkrankung anderer innerer Organe habe ich aber selten so auffallende schnelle Wirkung gesehen; vielmahls liessen mich die äusserlichen Mittel ganz in Stich, und, was noch weit schlimmer ist, in manchen Fällen täuschten sie mich, sie schafften durch ihren antagonistischen Reiz den Schmerz weg, liessen aber die Krankheit des Organs wie sie gewesen. Ich habe mich früher der feindlichen, hautreizenden Mittel weit häufiger bedient als später; je nachdem ich nämlich durch vergleichende

Beobachtung den erkrankten Menschenleib nach und nach besser kennen lernte, schränkte ich auch den Gebrauch derselben nach und nach ein, und ich sah, dass ich so den Zweck meines ärztlichen Mühens, das Heilen, besser und sicherer erreichte als früher. Ganz kann ich freilich auch jetzt nicht die feindlichen Hautreize meiden, ich wende sie aber nur da an, wo ich nicht anders kann, oder wo ich ziemlich gewiss bin, die Krankheit am kürzesten und sichersten dadurch zu heilen.

Endlich müssen wir hier auch noch von den kalten Umschlägen, oder Begiessungen ein Wort sprechen. Bekanntlich kann man damit bei chronischen Gliederschmerzen viel ausrichten, besonders wenn man die Haut erst durch warme Umschläge oder Bäder möglichst empfindlich für den plötzlichen Eindruck der Kälte macht. Sicher ist diese Heilart nicht, das werden die am besten wissen, die an Orten wohnen, wo Russische Dampfbäder sind. Ein hiesiger Wundarzt hat mir erzählt, er habe einen chronischen Muskelschmerz Eines Fusses gehabt, der ihn zwar nicht unfähig zu seinen Geschäften gemacht, aber ihm doch sehr hinderlich gewesen. Da er nun genöthiget geworden, sich in Berlin als Geburtshelfer von der Medizinalbehörde prüfen zu lassen, habe man ihm dort die Russischen Dampfbäder angerathen. Durch diese, oder vielmehr durch die kalte Begiessung nach den Bädern, sei er gar bald von dem Leide befreiet worden. Kaum aber sei er von Berlin zurückgekommen, da habe sein alter Schmerz sich wieder eingestellet. Nun habe er die Brechkur angewendet, um den anderen Tag ein tüchtiges Brechmittel von Brechweinstein genommen und sei dadurch bald und zwar gründlich geheilet worden. Gründlich ist er gewiss geheilet, denn es sind jetzt schon mehre Jahre verflossen, ohne dass er die mindeste Anmahnung von dem alten Uebel gespüret hat.

Bei einem Urleiden des Gehirns, es mag unter chronischer, oder akuter Form als Irrsinn auftreten, leisten kalte Umschläge auf den Kopf in seltenen Fällen recht

gute Dienste; weit öfter helfen sie aber gar nicht. Bei dem als Irrsinn sich offenbarenden Vorwalten einer Eisenaffektion habe ich kalte Umschläge früher oft versucht und zwar in akuten Fiebern. Ich erinnere mich, eine vorübergehende Wirkung, eine Unterbrechung des Irreredens oft, eine anhaltende aber noch nie davon beobachtet zu haben. Was sie Gutes leisten können, leisten sie bald; was sie nicht bald leisten, leisten sie auch nicht beim fortgesetzten Gebrauche. Der Grund von dieser Erscheinung liegt darin, dass die Kopfhaut sich bald an den, anfänglich ungewohnten Reiz der Kälte gewöhnt. Sobald das einmahl geschehen ist, kann der kalte Umschlag nicht mehr als antagonistischer Reiz wirken, und die Eisenaffektion des Gesammtorganismus, die im Gehirn vorwaltet, kann er begreiflich auch nicht heben. In dem zweiten Abschnitte des vorletzten Kapitels habe ich erzählt: ein durch anhaltenden Missbrauch des Branntweins erkrankter, an einer als Irrsinn im Gehirn vorwaltenden Eisenaffektion des Gesammtorganismus leidender Mann sei durch eiskalte Umschläge auf den Kopf so weit wieder zur Besinnung gebracht, dass er dem Priester habe beichten können. Bald darauf sei der Irrsinn wiedergekehrt, und ich habe den in gutem Vertrauen wieder zu den kalten Umschlägen greifenden Hausleuten zwar den Versuch nicht abgerathen, aber doch vorhergesagt, dass sie jetzt keine beruhigende Wirkung mehr davon sehen würden, welches sich auch gar bald bestätiget. Meine Vorhersagung gründete sich einzig auf meine früheren Beobachtungen, dass die kalten Umschläge bloss durch die Ungewohnheit der Kälte als feindlicher Reiz wirken, dass aber die Haut, bald an diesen Reiz gewöhnt, nicht mehr feindlich davon berührt wird *).

*) Ich bitte die Leser, das, was ich von den kalten Umschlägen und Begiessungen gesagt, nicht auf die kalten Bäder zu beziehen. Letzte haben, anhaltend gebraucht, eine dem Eisen nahe verwandte Wirkung. Meine Erfahrung ist aber zu gering in diesem Punkte, als dass ich darüber etwas sagen dürfte.

## II. *Direkte Kunstheilung.*

*Heraclitus* der Ephesier soll den Krieg den Vater aller Dinge genannt haben; der Mann hat Recht, denn uns erscheint das Leben der Natur als ein wirres In- und Gegeneinanderwirken, und dieses ist für uns die einzige Offenbarung des Lebens. Was wir von dem Riesenkampfe erkennen können, sind nur unvollkommne, armselige Einzelheiten; das Ganze desselben vermag der irdische Mensch nimmer zu erkennen, nimmer zu erschauen, denn er ist selbst in diesem Kampfe begriffen, ja seine Wesenheit ist ein Erzeugniss dieses Kampfes.

Dass gewisse Einflüsse, die wir aber grösstentheils nicht einmahl kennen, sondern nur ihr Dasein vermuthen, den ganzen Leib, oder einzelne Organe krank machen, glauben wir; dass andere Einflüsse, welche wir aber auch wenig kennen, die durch jene krankmachenden bewirkte Veränderung wieder aufheben, glauben wir auch, und wir müssen es wol glauben, denn wir sehen kranke Menschen von selbst genesen, und wir denken, dass diese Heilungen Ergebnisse des grossen, unerkennbaren Naturkampfes sind. Durch unsere unvollkommenen Beobachtungen dieses Naturkampfes, und durch ein Zusammentreffen äusserer, unseren Verstand zu jenen Beobachtungen nöthigenden Umstände (welches wir Zufall zu nennen pflegen) sind uns gewisse Einflüsse offenbar worden, die, wenn wir sie absichtlich auf den Menschenleib einwirken lassen, das Erkrankte wieder normal machen. Das W i e der Wirkung dieser, dem Heraklitischen Vater aller Dinge abgelauschten Einzelheiten, liegt meist ausser den Grenzen unserer Erkenntniss; höchstens können wir über die antagonistisch wirkenden Mittel und über das Wie ihrer Wirkung eine mehr oder minder scharfsinnige Erklärung wagen. Aber das W i e der Wirkung der direkt heilenden ist ganz in Dunkelheit gehüllet. Unser Verstand kann hier über die nackte Thatsache nicht hinausdringen; wir bringen die Arzeneimittel mit dem kranken Menschenleib in Berüh-

rung und sehen, dass der erkrankte gesund wird; das ist alles, was wir davon sagen können.

Der Gedanke, der zu unserer Zeit in der gelehrten Welt ausgesprochen ist, alle Arzenei bewirke eine künstliche Krankheit und heile dadurch, scheint mir übel auf die direkten Heilungen zu passen; bei denselben kann ich zum wenigsten mit meinen Sinnen und der Kranke durch sein Gefühl keine neue künstliche Krankheit erkennen.

## B. Naturheilung.

Wie die Natur heilet, kann der kleinstädtische Arzt besser beobachten als der grossstädtische, überhaupt besser der Land- als der Stadtarzt. Aerzte, welche in grossen Städten bloss vornehmen und reichen Leuten dienen, wissen wenig von den Naturheilungen, denn sie haben es mit einer Menschenklasse zu thun, die sich jeder kleinen Unpässlichkeit wegen an den Arzt wendet und einzig von der Kunst Heil erwartet. Selbst in kleinen Städten, wo gute Armenmittel sind, wo also (wie in meinem Wohnorte) nicht bloss der eigentliche Bettler, sondern auch der unvermögende, sich, so lange er gesund ist, selbst ernährende Handwerker und Tagelöhner Arzt und Arzenei umsonst hat, lässt sich die Naturheilung übel beobachten. Das platte Land hingegen ist der wahre Boden, worauf man solche Beobachtungen machen kann. In den Landgemeinden wird nur den eigentlich Armen unentgeltlich Arzenei zugestanden. Alle übrige Unvermögende, als Dienstbothen, Taglöhner, der grösste Theil der Handwerker, Häusler und andere, die nur sehr geringen, oder gar keinen Grundbesitz oder Pachtung haben, müssen, werden sie krank, Arzt und Apotheker selbst bezahlen. Den Arzt fürchten sie nun wol am wenigsten; denn wenn gleich der Staat uns eine gesetzliche Anweisung auf die mageren Beutel dieser Mühseligen gibt, so werden doch hoffentlich die meisten unter uns es für einen Frevel halten, Gebrauch von dieser Anweisung zu machen: der Apotheker wird aber sehr von ihnen gescheuet, nicht weil er sie übertheuert, sondern weil täg-

lich ein paar Groschen, für ihre der Nothdurft kaum genügenden Finanzen schon eine fast unerzwingliche Ausgabe sind. So überlassen sie sich denn häufig der Natur, und nur wenn diese unvollkommen geheilt hat, oder wenn sie nicht zu heilen vermag, wird von ihnen die Kunst angesprochen. Man hat auf diese Weise häufig Gelegenheit, die Naturheilungen zu beobachten.

Die zweite Art, die Naturheilungen kennen zu lernen, ist folgende. Jeder Mensch hat eine Neigung, seine oder der Seinigen überstandenen Krankheiten, besonders wenn sie ernsthaft waren, anderen zu erzählen. Menschen aus der geringeren Klasse besitzen diese Neigung in vorzüglichem Grade, und der Arzt, stösst er sie nicht durch ein unfreundliches, hochfahrendes Wesen zurück, ist gerade derjenige, den sie am liebsten mit der Erzählung solcher Begebenheiten unterhalten. *)

---

*) Auch vornehme und reiche Leute haben diese Neigung; wir können aber aus ihren Erzählungen nichts lernen, weil diese bloss von Kunstheilungen handeln. Unzart, sehr unzart ist es, wenn sie uns tödtliche Fälle erzählen und unsere Meinung darüber vernehmen wollen. Ein solches Ansinnen kann nur denen unter den Aerzten willkommen sein, welche ich Todtenheiler nenne. Ein Todtenarzt treibt sein Geschäft auf folgende Art. Erzählt ihm der vornehme Mann das Absterben seines neunzigjährigen Grossvaters und wie der Arzt denselben behandelt, so tadelt er diese Behandlung sehr, und zeigt, wie der gute Grossvater hätte müssen behandelt werden, um zu Methusalems Alter zu gelangen. Ist des vornehmen Mannes Kind vom Söller auf die Strasse gestürzt und hat den Hals gebrochen, so legt er der Länge nach aus, wie es hätte müssen geheilt werden, und wie das herrliche Kind mit dem geheilten Genicke hätte können leben und gedeihen zur grossen Freude seiner verehrlichen Aeltern. *v. Swieten*, der als Kaiserlicher Leibarzt die Weise der Vornehmen doch wol wird gekannt haben, sagt: *Magnates nunquam creduntur perire morbis, sed tantum medicorum erroribus.* Das *Creduntur* gehet nicht auf die Masse des Volkes, denn das weiss recht gut, dass die Vornehmen so wol dem Tode unterworfen sind als die Geringen, sondern es gehet auf die Vornehmen selbst, die glauben so etwas unter sich; und dass sie es glauben, rührt einzig von den Todtenheilern her, deren Kunst so edel ist, dass sie dieselbe nimmer an gemeine Bürger vergeuden, sondern, gleich den alten Goldmachern, sie bloss den Reichen und Vornehmen aufsparen. Nun, werthe Leser! ich denke, es müssen doch

Aus diesen ungeschminkten Erzählungen kann man mehr von den Naturheilungen erfahren als aus den gedruckten Büchern. Ich habe, so lange ich Arzt bin, gern mit dieser Menschenklasse ein Gespräch angeknüpft, und ich versichere dem Leser, wäre ich ein steifer Kunstgläubiger gewesen, die ehrlichen Leute würden mich zum Zweifler gemacht haben. Aus meinen Beobachtungen habe ich mir nun folgenden Abzug gemacht.

### *I. Die Natur heilet indirekt.*

#### Antagonistisch.

a. Durch Krankmachen eines Organs, heilt sie ein anderes früher erkranktes.

Diese Heilung geschiehet in den meisten Fällen so, dass ein consensuell ergriffenes Organ nach und nach urerkrankt, wo denn das anfänglich urerkrankte gesund wird. Diese Heilung ist in manchen Fällen unvollkommen: das neuerkrankte Organ will nicht von selbst besser werden, mithin ist die scheinbare Heilung mehr eine Vertauschung der Krankheitsform als eine wirkliche, gründliche Heilung. In anderen Fällen wird aber das neuerkrankte Organ nach und nach von selbst gesund, und die Heilung ist dann vollständig, jedoch, wie ich bemerkt, nicht selten sehr langweilig.

Ferner geschiehet diese antagonistische Heilung auch so, dass ein nicht consensuell ergriffenes, ein ganz gesundes Organ erkrankt, und dadurch das anfänglich erkrankte geneset. In diese Kategorie gehören wahrscheinlich die kritischen Abszesse, auch vielleicht die ungeheuer heftigen Fussschmerzen bei dem Besserwerden der Gehirnfieber. Ueberhaupt habe ich aber diese Art der antagonistischen Heilung, verhältlich zu der vorigen, sehr selten beobachtet. In der zweiten Abtheilung des vorletzten

---

einmahl in dieser wunderlichen Welt allerlei Geister sein, also dürfen auch die Todtenheiler nicht fehlen; zum wenigsten würde, ohne dieselben, das anmuthige ärztliche Quodlibet unvollständig bleiben.

Kapitels sprach ich von einem 16 Jahr alten Hüftweh, welches die Natur geheilet. Wie geschah nun diese Heilung? Durch ein Wechselfieber, werthe Amtsbrüder! und zwar durch ein so heftiges, dass ich, um das Leben der alten Frau besorgt, schon den dritten Anfall unterdrücken musste. Der zweite hatte die sechzehnjährige Erkrankung des Hüftnerven so schnell, so zauberisch vertrieben, dass die Frau, gleich nach beseitigtem Fieber, ihre Krücke wegwarf und so gut und schmerzfrei ging als jeder andere Gesunde. Man mag sich nun von dem Wesen des Wechselfiebers jede beliebige Vorstellung machen, so muss man doch bei einem solch heftigen, will man seinen eigenen Sinnen trauen, wol glauben, dass das Hautorgan auf eigene, heftige und feindliche Weise angegriffen ist. Durch dieses feindliche Ergriffensein des Hautorgans wurde nun die alte, allen Arzeneien trotzende Krankheit des Hüftnerven gehoben. Solche Gewaltheilungen können wir der Natur nicht nachmachen.

b. Die Natur heilt ein krankes Organ durch Erschöpfung des ganzen Körpers. Wer je auf diese antagonistische Naturheilung geachtet, der wird bemerkt haben, dass die Erschöpfung einen ziemlich hohen Grad erreicht haben muss, bevor ein urerkranktes Organ, wenn es hart erkrankt ist, zum Normalstande zurückkehret. Ich bin überzeugt, und schon längst des Glaubens gewesen, dass das schulrechte Behandeln des sogenannten Typhus (unter welcher vieldeutigen Kategorie häufig mancherlei Gehirn- und Bauchfieber begriffen sind) nichts, gar nichts zur Heilung beiträgt. Ist der sogenannte Typhus ein consensuelles, von einem urerkrankten Gehirn-, oder Bauchorgane abhangendes Fieber, so bringt die Natur durch Erschöpfung des ganzen Leibes das erkrankte Organ zum Normalstande zurück. Wir sehen hier eine, zwar von dem Arzte nicht beabsichtigte, aber doch wahrhafte Hungerkur. Die schulrecht verordneten Mittel, weil sie auf das urerkrankte Organ nicht gerichtet sind, können höchstens durch Beschleunigung der Erschöpfung ein wenig zur Heilung beitragen; was dann freilich ein geringer Vortheil ist.

Die Natur heilt zuweilen durch Erschöpfung des ganzen Leibes eine solche Erkrankung eines Organs, welche der Kunst zu heilen unmöglich ist, wenn gleich der Arzt das erkrankte Organ kennet und es ihm auch nicht an kräftigen Organheilmitteln fehlet. So habe ich mehrmahls, jedoch nur in einzelnen seltneren Fällen beobachtet, dass eine akute epidemische Leberkrankheit eine schon lange chronisch erkrankte Leber ergriff; das gab einen bösen Kampf, bei dem meine Kunst wenig vermochte. Wenn die Natur hier heilte, so heilte sie nicht bloss das neue akute, sondern auch gleichzeitig, zum grössten Theil, das chronische Uebel durch Erschöpfung des ganzen Leibes. Wie viel, oder wie wenig ein gleichzeitig gegebenes gutes Lebermittel zur Heilung beigetragen, mag der Himmel wissen; ich selbst bin nie geneigt gewesen, seinen Antheil hoch anzuschlagen.

Den merkwürdigsten Fall eines bloss durch gänzliche Erschöpfung geheilten urerkrankten Organs habe ich vor ungefähr 36 Jahren beobachtet. Ein Mann von mittlem Alter wurde wahnsinnig. Arzenei weigerte er zu nehmen. Da er Speise und Trank zu sich nahm, so liess ich einst Jalappenpulver unter die Speise mischen, in der guten Meinung, durch einen tüchtigen antagonistischen Reiz auf den Darmkanal ihm sein krankes Gehirn zu heilen. Er war aber anderer Meinung, merkte bei dem ersten Happ schon Unrath, spie ihn aus, und weigerte sich von dem Augenblicke an, Speise und Trank zu nehmen. Sein ungestümes, gefährliches Wesen nöthigte seine Söhne, ihn in eine Kammer zu sperren, welche man dick mit Stroh belegt hatte. Er tobte und schrie nun unaufhörlich Tag und Nacht durch. So oft man ihm Speise und Trank anbot, weigerte er nicht bloss, sie zu nehmen, sondern wurde noch viel wüthender durch dieses Anbieten. Anfänglich glaubten seine Freunde und ich, er werde wol in ein paar Tagen, durch Hunger und Durst gemahnet, essen und trinken. Das ging aber ganz anders als wir glaubten; bis zum eilften Tage setzte er hartnäckig die Hunger- und Durstkur fort. Die Leser können leicht

denken, dass er dadurch und durch das gleichzeitige unaufhörliche Toben und durch den Mangel des Schlafes nach und nach flau werden musste. Zuerst wurde er, wahrscheinlich des beständigen Schreiens wegen, heiser, darauf nach und nach so matt, dass er beim Gehen wankte, weiter wechselte er mit Gehen und Liegen ab, endlich musste er beständig liegen, weil er nicht mehr gehen konnte. Da ich nun ohne Gefahr mich ihm nahen durfte, welches früher bedenklich gewesen sein würde, (der wirklich wüthend Wahnsinnige besass nämlich, wie mir seine Söhne versicherten, von Natur eine ausnehmende Muskelkraft) so fühlte ich ihm jetzt den Puls, und fand diesen zwar schwächer als ganz im Anfange, wo ich ihn gefühlt hatte, aber doch mässig voll und schnell. Ob die Schnelle desselben bloss vom Hungerfieber, oder von der beständigen Anstrengung herrührte, war nicht zu bestimmen, wahrscheinlich hatte beides dazu beigetragen. Uebrigens war er, wie ich aus seinen Reden abnehmen konnte, noch eben so irrsinnig als früher; es fehlte ihm bloss die Kraft, seinen Irrsinn so laut zu äussern. Die ihm angebotenen Nahrungsmittel weigerte er auch jetzt noch zu nehmen. Endlich am eilften Tage, da die Erschöpfung so hoch gestiegen war, dass er den Kopf kaum mehr aufheben konnte, kehrte sein Verstand wieder. Diese Wiederkehr hat sich, wie seine Söhne beobachtet, innerhalb eines halben Tages gemacht. Ich hiess sie jetzt den Genesenen ins Bett tragen, ihn, wie ein junges Kind, mit mässigen Gaben Milch erquicken, und später, nachdem er anfing, sich von dem überstandenen Strausse sichtbar zu erholen, ihm andere leichte Kost reichen. Er ist viele Jahre nachher, ohne je wieder eine Spur von Wahnsinn zu zeigen, in einem ziemlich hohen Alter gestorben.

### *II. Direkte Naturheilung.*

Ueber diese lässt sich, so wenig als über die direkte Kunstheilung, eine Auslegung machen, wir müssen uns an die Thatsache halten, und diese lehrt uns

1) Die Natur heilt die Affektionen des Gesammtorganismus;

jedoch ist sie in Heilung der Salpeteraffektion glücklicher als in der, der Eisen- und Kupferaffektion. Waltet aber die Salpeteraffektion in einem Theile als starke Entzündung vor, so entstehet bei den Naturheilungen leicht Eiterung in dem entzündeten Theile. Wo die Salpeteraffektion in einem Organe, ohne Entzündung, die Verrichtung dieses Organs stark störend, vorwaltet, kann man auch eben nicht behaupten, dass die Natur ausnehmend glücklich in ihren Heilungen wäre; an der Ruhr z. B. können ohne Kunsthülfe viel Menschen sterben.

2) Die Natur heilet urerkrankte Organe und die von diesen abhangenden consensuellen Fieber direkt. Der sogenannte Katarrhalhusten ist in den meisten Fällen ein Urleiden des Bronchialtheiles der Lunge, zuweilen bloss des Luftröhrenkopfes; der Schnupfen ist in den meisten Fällen ein Urleiden der Schleimhaut der Nase. Nun weiss aber auch der Einfältigste, dass diese Organerkrankungen weit, weit öfter direkt durch die Natur, als durch die Kunst geheilt werden, ja dass die wenigsten Menschen die Hülfe des Arztes deshalb in Anspruch nehmen. Wie diese Erkrankungen der genannten Organe von der Natur direkt geheilt werden, werden auch von ihr die Erkrankungen aller anderen Organe direkt geheilt, so dass man bei diesen Heilungen kein feindliches Beginnen gewahren kann. Hinsichtlich der Zeit, welche sie zu solchen Heilungen bedarf, lässt sich im Allgemeinen nichts bestimmen; zuweilen heilt sie langsam, zuweilen geschwind. Aerzte jedoch, die die von den Organerkrankungen abhangenden akuten Fieber, nachdem sie ihnen einen eigenen lateinischen oder griechischen Namen gegeben, nach phantastisch theoretischen Ansichten heilen wollen, ohne das urerkrankte Organ zu heilen, ja ohne sich um dasselbe zu bekümmern, kommen nicht selten noch später zum Zweck als die Natur. Einst führte mich mein Weg über das Gehöfte eines Bauers, den man hier zu den Ueberklugen zählt. Man bat mich, einzutreten und mich des Hauswirthes anzunehmen, der seit zwei Tagen am hitzigen Fieber krank im Bette liege. Ich sah gleich, dass er an einem

damahls herrschenden Leberfieber litt, welches durch Frauendistelsamen bald konnte geheilt werden, weil nämlich dieser Same damahls die kranke Leber heilte, also auch das von dieser Organerkrankung abhangende Fieber heben musste. Da mir nun der Bauer sagte, zwei seiner Knechte seien früher an dem nämlichen Fieber erkrankt, aber ohne Arzenei von selbst besser geworden, so fragte ich ihn, warum er sich denn nicht auch der Natur überlassen wolle, warum er Arzenei von mir begehre? Darauf versetzte er: seine Knechte haben lange bei den Ihrigen krank gelegen, der eine sei zwar genesen, aber noch zu schwach, um seinen Dienst wieder anzutreten, der andere sei zwar zurückgekehrt, aber so flau, dass er wol vorläufig wenig ausrichten werde. Glaubte er nicht, durch meine Arzenei viel balder geholfen zu werden, so würde er allerdings ein grosser Narr sein, wenn er ganz zwecklos Arzenei verschlucken wollte. Er hoffe und glaube aber, ich werde ihn geschwinder auf die Beine bringen; und deshalb spreche er meine Hülfe an. — Sein Glaube täuschte ihn auch wirklich nicht, denn, wie gesagt, ich kannte die Krankheit, und konnte sie bald heilen. Was glauben nun meine Leser, war der Gedanke des Bauers ein verständiger, oder ein unverständiger? Wozu nützt eigentlich der Arzt, wenn er solche Krankheiten nicht balder heilt als die Natur, oder wenn er sie gar so phantastisch behandelt, dass (wie einst *C. W. Hufeland* und lange vor ihm *Petrus Poterius* *) sagte) die Natur genöthiget ist, gleichzeitig Arzt und Krankheit zu bekämpfen? —

Nachdem ich jetzt von den indirekten und von den direkten Naturheilungen gesprochen, so muss ich noch die wichtigste Frage beantworten, nämlich die: wie ist das Zahlverhältniss zwischen den indirekten und direkten Naturheilungen? Wollte ich sagen, die Natur heilt in 30 Fällen 29 mahl direkt, unfeindlich, und nur Einmahl indirekt, antagonistisch, so würde

*) *Petri Poterii Opera omnia pag.* 604. Wer das Buch hat, der versäume nicht die Stelle zu lesen; sie ist nett und launig, aber zu lang, um sie abzuschreiben.

ich wol nicht lügen. Da ich aber über das, was ich in dieser Hinsicht beobachtet und was zu meiner Kunde gekommen nie Buch geführt habe, so mag ich auch jenes Verhältniss in bestimmten Zahlen nicht ausdrücken. Kühn darf ich aber im Allgemeinen behaupten, dass die Natur weit, weit in den meisten Fällen direkt, unfeindlich heilet, und nur in den wenigsten antagonistisch, so dass also Letztes nur Ausnahme von dem Gewöhnlichen ist.

Kluge Meister haben gesagt, der Arzt müsse Schüler der Natur sein, sonst könne er nie ein guter Diener derselben werden. Will ich aber Schüler der Natur sein, so muss ich ihr auch folgen und, wie sie, in den meisten Fällen direkt, unfeindlich heilen. Auf dieses unfeindliche direkte Heilen muss ich alle meine Gedanken richten, emsig streben, mich je länger je mehr in demselben zu vervollkommnen, damit ich je länger je weniger des feindlichen Heilens bedarf. Wollte ich das Gegentheil thun, alles antagonistisch zu heilen versuchen, dem Kranken das Blut abzapfen, ihn brechen lassen, ihn purgiren, ihn brennen, ätzen, schneiden, durch Quecksilber und andere feindliche Mittel die Zähigkeit seines Lebens tollkühn auf die Probe stellen, so würde ich als ein fauler, unaufmerksamer Schüler der Natur handlen, als ein der Lehre zu früh entlaufener mir in einseitiger Selbstgenügsamkeit eine Meisterschaft anlügen, die nur die Einfalt, oder die durch freches Auftreten verdutzte Bescheidenheit, oder ein seltsamer, wandelbarer Zeitgeist anerkennen könnte.

Bis jetzt ist noch kein Arzt so weit gekommen, dass er das antagonistische Heilen ganz entbehren kann; auch ich will mich einer solchen Künstigkeit nicht rühmen: sollen wir aber dieser Unvollkommenheit wegen, die vielleicht durch die vereinte Bemühung vieler guter Aerzte mit der Zeit zu verbessern sein möchte, die ganze Kunst zu einem wahrhaften Glücksspiele herabwürdigen? Nein, da sei Gott vor! wir wollen lieber demüthig der Natur folgen, ihre Spur wird doch die Kunst mit der Zeit wol am sichersten zu dem Ziele möglicher Vollendung führen.

Nun wollen wir noch am Schlusse dieses Kapitels folgende Frage erörtern. Da es unwidersprechlich ist, dass wir durch

unsere antagonistischen Heilversuche, von denen doch niemand behaupten kann, dass sie unfehlbar sind, in allen den Fällen, wo das Heilen nicht dadurch bewirkt wird, dem Kranken neue und nutzlose Leiden bereiten; da eben so unwidersprechlich ist, dass durch dieselben sein Leben nicht selten auf die Schanze gesetzt wird, so muss man mit Recht fragen: ist es mit der Sittlichkeit verträglich, dass wir Menschen, die auf guten Glauben ihr Wohl, ihr Leben uns anvertrauen, so behandelen, als seien wir befähiget, dieses Leben (das doch ausserhalb der Grenzen unserer Erkenntniss liegt, dessen Aeusserung wir nur sinnlich wahrnehmen können) nach Maas, nach Gewicht, nach Zahlen zu berechnen? — Wenn wir die gegnerischen Heilversuche, ganz abgesehen von der intellektuellen und sittlichen Bildung derer, welche sie anwenden, bloss *in abstracto* betrachten, so können wir dreist behaupten, dass sie mit der Sittlichkeit ganz unverträglich sind, ja dass sie mit der ärztlichen, in unseren Tagen thätlich offenbarten zarten Sittlichkeit in dem allergrellsten Widerspruche stehen. Man legt ja Leichenhäuser an, um den möglichen Funken des Lebens, der noch in einer Leiche sein könnte, vor dem gewaltsamen Ersticken zu sichern, und wer ist unter uns, der dieses nicht löblich finden sollte? Aber, Freunde! verdient denn in dem Kranken das feindlich ergriffene Leben weniger zarte Schonung, als der blosse mögliche Funke des sichtbar erloschenen im Leichname? —

Betrachten wir aber die feindlichen Heilversuche *in concreto*, als von verständigen, sittlichen Menschen angewendete Heilversuche, so müssen wir ganz anders darüber urtheilen. Keiner, der das direkte unfeindliche Heilen kennet und es durch eigene Erfahrung zu würdigen gelernt hat, keiner, der das Unsichere, ja in vielen Fällen das Gefährliche des feindlichen indirekten Heilens sich möglichst deutlich denkt, wird, dem unfeindlichen das feindliche vorziehend, letztes als eine gewöhnliche Waffe täglich nothlos gebrauchen. Thäte ein solcher es dennoch, so könnte man sagen, er mache sich einer Unsittlichkeit schuldig. Wo sind aber solche Menschen, die mit deutlichem Bewusstsein absichtlich unsittlich handeln? — Vielleicht nirgends. Wer unsittlich handelt, der thut es aus

Unwissenheit, oder um seine Leidenschaften zu befriedigen, nicht um unsittlich zu handeln. Man kann also kühn behaupten, dass Aerzte, die die feindlichen Heilarten täglich ganz unbesorgt anwenden, bloss deshalb so handeln, weil sie das direkte unfeindliche Heilen nicht durch eigene Erfahrung kennen, also auch keinen Glauben daran haben (denn nur die Erkenntniss gibt den Glauben), weil sie sich nie das Gewagte und Unsichere der feindlichen Heilarten möglichst deutlich gedacht haben. Solche Aerzte handeln also keinesweges unsittlich, denn sie handeln nach ihrer besten Ueberzeugung, ja sie sind gezwungen, also zu handeln, in so fern das direkte unfeindliche Heilen für ihren Verstand nicht vorhanden ist, sie also wahllos zu dem feindlichen greifen müssen. Ueberdies, spricht nicht auch das für sie, dass viele Schriftsteller, die sich vermessen, die Unkundigen belehren zu wollen, das feindliche und unfeindliche Heilen zu einem wunderlichen, fast unsonderbaren Mengelmuss zusammengebraut haben? ferner spricht nicht das für sie, dass ein bestimmter klarer Begriff des feindlich Einwirkenden unmöglich ist? und endlich nicht das, dass die Unmöglichkeit dieser Begriffsbestimmung in der Unmöglichkeit, den grossen Lebenskampf des Weltalls zu überschauen, begründet ist?

---

# Siebentes Kapitel.

## Von der Erkenntniss der Krankheit.

Wenn wir von der Erkenntniss der Krankheit sprechen, so müssen wir uns zuerst möglichst deutlich denken, was wir eigentlich erkennen wollen, denn das Wort Krankheit hat eine mehrfache Bedeutung. Häufig wird darunter bloss Krankheitsform verstanden, das heisst im schulrechten Sinne, eine Gruppe von Zufällen, der, während eines gewissen Zeitabschnittes, die Mehrzahl der Aerzte einen besonderen griechischen oder lateinischen Namen gegeben. Die Erkenntniss dieser nosologischen Form, die, weil sie keinen Nutzen für die Praxis hat, von mir in diesem praktischen Buche nicht kann beachtet werden, ist, wenn man bloss einen einzigen Originalschriftsteller darüber gelesen und diesen als den wahren Formenbestimmer ansiehet, kinderleicht. Hat man aber mehre Originalschriftsteller gelesen, das heisst, solche, welche die Krankheiten nicht nach Büchern beschreiben, sondern so, wie es ihnen selbst in der Natur vorgekommen, dann wird einem die Erkenntniss der Form nicht selten sehr schwer, ja wol gar unmöglich, weil nämlich die Schriftsteller in ihren Beschreibungen nicht übereinstimmen.

Da ich auf der Hochschule zu *Jena* die Medizin erlernt hatte, von der Fakultät examinirt war, nun nach alter Mode Doktor werden sollte, mithin eine Inauguraldissertation schreiben musste, kam es mir doch gar zu närrisch vor, dass ich, der

jung und dumm, nicht die geringste ärztliche Erfahrung hatte, über einen Gegenstand des Erfahrungswissens auch nur ein paar Bogen schreiben sollte; ich hätte ja alles aus anderen Schriftstellern bar abschreiben müssen. Ich verfasste also eine semiologisch-kritische Dissertation über den vermeintlichen Unterschied des Rheumatismus und der Gicht. Die Angaben der Zufälle beider Krankheitsformen, die ich in verschiedenen Schriftstellern gefunden, hatten mich nämlich auf den Gedanken gebracht, dass bei der Vergleichung mehrer guten Schriftsteller vielleicht kein einziger Zufall überbleiben möchte, den man als unterscheidenden ansehen könne. Da nun *C. W. Hufeland* (damahls Professor in *Jena* und mein praktischer Meister) mir mehre gute Bücher zu diesem Zwecke borgte, so sah ich bald, dass ich mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht hatte; es blieb wirklich kein einziger Zufall über, den man als einen unterscheidenden hätte aufstellen können. Später habe ich nun in Zeitschriften ähnliche semiologisch-kritische Abhandlungen über andere Krankheitsformen gefunden, und sie dienten mir jedesmahl zu einer wahrhaften Ergetzung. Die Sage gehet nämlich, jeder Mensch müsse Einmahl in seinem Leben, der eine früher, der andere später, in Narrheit und Aberwitz verstrickt sein: so oft ich also eine solche Abhandlung las, freute ich mich herzlich, dass ich schon in meiner Jugend als Doctorandus diese Verstandeskrankheit überstanden hatte. Verstandeskrank, oder zum mindesten verstandesschwach muss man wahrhaftig sein, wenn man sich mit einer solchen Kritik befasst, nicht begreifend, dass man bloss ein nichtiges Schattenbild mustert, welches, in unbestimmten, verflossenen Umrissen aus dem Gehirn des vielköpfigen Ungethüms Literatur geboren, doch unmöglich, gleich der aus dem Gehirn des einköpfigen *Zeus* geborenen *Pallas*, der Wahrheit und Weisheit Offenbarung sein kann.

Auf die Frage, die mir meine Leser vorlegen könnten, ob ich denn wirklich alle Formenerkenntniss als nutzlos für die Praxis verwerfe? antworte ich bestimmt: nein, so unweise bin ich eben nicht. Ich verwerfe bloss die sogenannten nosologischen Formen als solche, welche, aus der ur-, ja vorgeschichtlichen Zeit der Medizin herstammend, von roher

Empirie zeugen, in der zu jener dunklen Zeit einzig die Heilkunst bestand und nur bestehen konnte. Dadurch, dass man später, ängstlich an dem Alten hangend, sich grosse Mühe gegeben, die nosologischen Formen genauer zu bestimmen, hat man die rohe Empirie verewiget, die Fortschritte der wahren Heilkunst weit eher verzögert als beschleuniget.

Ganz anders verhält es sich aber mit den Krankheitsformen, die ich reinempirische, zum Unterschied von den eben besprochenen rohempirischen, nenne. Die Erkenntniss, ob ein Organ und welches Organ urerkrankt sei, ob der Gesammtorganismus urerkrankt sei, ob dieser allein, oder gleichzeitig mit einem urerkrankten Organe urerkrankt sei, ist zwar auch eine blosse Formenerkenntniss, aber sie ist dem Praktiker ganz unentbehrlich. Ohne dieselbe ist die Heilkunst, welche ich den alten Geheimärzten abgelernt und meinen Lesern in diesem Werke auslege, nicht zu üben. Dass es aber eine blosse Formenerkenntniss sei, erhellet daraus, dass, wenn wir auch wissen, der Gesammtorganismus, oder dieses oder jenes Organ sei urerkrankt, wir dadurch doch nicht die Erkenntniss des Wesens, oder, wie andere sagen, der Natur der Krankheit erlangt haben. Wir müssen also noch eine zweite Erkenntniss, nämlich die des Wesens der Krankheit suchen, weil wir ohne dieselbe nicht heilen können. Jetzt ist es nöthig, uns deutlich zu denken, was wir denn eigentlich von dem Wesen der Krankheit, von der Krankheit, in so fern sie von der Form unterschieden ist, erkennen können. Dieses deutliche Denken wird uns vor der Unweisheit bewahren, etwas zu suchen, was nicht zu finden ist; es hält uns innerhalb der Grenzen der menschlichen Erkenntniss, und das ist wahrlich schon viel werth; denn überschreiten wir einmahl diese Marken, so flattern wir in der Phantasie ungemessenen Räumen.

Das, was man Krankheit nennet, wird es nicht bloss durch die Natur, oder durch Beihülfe der Kunst beseitiget, löscht früher oder später das eigenthümliche Leben des erkrankten Körpers aus. Wir werden gewahr, dass der Menschenleib, den wir für todt halten, scheinbar unter der Gewalt anderer Naturkräfte stehet, als früher, da er noch lebte. Wollten wir sagen, er sei den Kräften der todten Natur verfallen (wie dieses

schon mehrmahls von Aerzten gesagt ist), so würden wir eine höchst unweise, eine *Contradictio in adjecto* enthaltende Rede führen. Wenn wir mit Augen sehen, dass in dem todten Körper sich eine neue lustige Thierwelt erzeugt, so dringt sich uns doch wol der Glaube auf, bloss das eigenthümliche Leben, durch welches der jetzt todte Mensch A, früher der lebendige Mensch A gewesen, sei erloschen. Dass es vernichtet sei, können wir nicht behaupten, denn wir wissen ja nicht, was es ist, bedienen uns also klüglich, um die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, zu bezeichnen, eines bildlichen, von der Flamme hergenommenen Ausdruckes, und sagen, es ist erloschen. Da nun Krankheit, wenn sie nicht beseitiget wird, das eigenthümliche Leben des ergriffenen Leibes auslöscht, ihn tödtet, wir aber das Tödten, nach unserer irdischen Ansicht, als etwas Feindliches betrachten, so können wir auch, ohne uns in das Reich des Gedankenbildlichen zu verlieren, dreist behaupten, Krankheit sei ein feindliches Ergriffensein des Lebens. Das Wie dieses feindlichen Ergriffenseins können wir deshalb unmöglich erkennen, weil wir das Leben selbst nicht kennen.

Da nun aber die Aerzte von dem Wesen der Krankheit sprechen, und behaupten, die Erkenntniss desselben führe allein zum sichern Heilen, so müssen sie doch etwas von demselben erkennen können; welches ist denn dieses Etwas? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vorher eine andere beantworten, nämlich die: was kann man von dem Wesen der einfachen Naturkörper erkennen, das heisst, derer, welche den Scheidekünstlern als solche gelten, weil sie bis jetzt eine Zusammensetzung derselben nicht nachweisen können? So viel ich die Sache begreife, können sie von dem Wesen derselben nichts, gar nichts erkennen, als ihr Verhältniss zu anderen Naturkörpern. Da wir nun aber von dem Wesen jener sicht- und tastbaren Körper nichts anderes erkennen, so würde es doch einen wahrhaft lächerlichen Hochmuth verrathen, wenn wir von dem Wesen der Krankheit, von diesem unsichtbaren feindlichen Ergriffensein des unsichtbaren unerkennbaren Lebens mehr erkennen wollten. Wir können nichts, gar nichts von dem Wesen der Krankheit erkennen, als, auf dem Wege der Beobachtung, sein Verhältniss zur Aussenwelt. Wir können

nämlich beobachten, in wiefern zufällig, oder absichtlich mit dem Organismus in Berührung gebrachte äussere Einflüsse bessernd, oder schlimmernd auf die Krankheit wirken. Das Bessern oder Schlimmeren erkennen wir mit Wahrscheinlichkeit, aus der sich sinnlich uns offenbarenden abnehmenden, oder zunehmenden Regelwidrigkeit der mannichfachen Verrichtungen des Organismus und aus der eigenen Gefühlsäusserung des Kranken. Zuweilen sind aber die Kranken gar nicht, zuweilen nur unvollkommen befähiget, uns die Gefühle zu beschreiben.

Da es die Natur unseres Geschäftes so mit sich bringt, dass wir Heiler, nicht aber Verschlimmerer der Krankheiten sein sollen, so gehen uns auch, wo nicht ausschliesslich, doch vorzüglich die heilenden Einflüsse an. Die Erkenntniss, mit welcher Arzenei die Krankheit in einem direkten sicheren Heilverhältniss stehet, ist also die einzige Erkenntniss, welche wir von ihrem Wesen haben können. Von Krankheiten, welche unserer Kunst unheilbar sind, haben wir keine Wesen-, höchstens eine Formenerkenntniss; aber letzte mangelt uns auch zuweilen.

Wollte man mir einwenden: kranke Menschen werden auch dadurch geheilt, dass man den erkrankten Theil abschneide, oder ausrotte; so bemerke ich darauf, dass zwischen Heilen und Erhalten des Lebens ein merklicher Unterschied ist. Wenn Ihr einen fast Ertrunkenen aus dem Wasser ziehet, so sagt man wol, Ihr habet ihm das Leben gerettet, aber nicht, Ihr habet ihn geheilt. Eben so wenig kann man sagen, dass Ihr einen Kranken geheilt habt, dem Ihr durch Ausrotten einer krebsichten Drüse, durch Abschneiden eines zerschmetterten Gliedes das Leben erhalten. Ihr habt ja nicht geheilt das Organ, was urerkrankt war, sondern Ihr habt es abgeschnitten, und gerade deshalb, weil Ihr es nicht heilen konntet, habt Ihr es abgeschnitten.

Nachdem wir jetzt bestimmt, was wir eigentlich erkennen wollen und erkennen müssen, wenn wir direkt zu heilen beabsichtigen, *) so wende ich mich zu den vier Wegen, durch

*) Wer das indirekte, feindliche Heilen als das höchste Meisterstück der Kunst ansiehet, der bedarf einer so genauen Erkenntniss der Krankheit nicht. Er kann heilen, ohne hintennach zu wissen, was er geheilt hat. Ich beziehe mich hier auf die zwei vorigen Kapitel.

welche man, nach der Meinung der Schule, zur Erkenntniss der Krankheit gelangen kann. Diese sind bekanntlich: die Erforschung der Krankheitsursache, die Beobachtung der Krankheitszufälle, die Beobachtung der epidemischen Konstitution, und die Beobachtung des Helfens und Schadens der Arzeneien. Ich wüsste wirklich keinen fünften Weg zu ersinnen, glaube also, dass die Schule bei aller Wandelbarkeit ihrer theoretischen Ansichten, in diesem Punkte seit dem 17ten Jahrhundert alles geleistet hat, was man billigerweise von ihr verlangen kann. Da ich also nichts Neues und Besseres vorzubringen weiss, habe ich Raum, das Alte unparteiisch zu schätzen. Alles ist uns Praktikern an der richtigen Erkenntniss der Krankheit gelegen, die Leser können also leicht denken, dass ich, als schlichter, ungelehrter Praktiker, den Werth der angegebenen Erkennungswege weder gehässig verkleinern, noch prahlhansig vergrössern, sondern streng bei der Wahrheit bleiben werde. Das geheimnissvolle Dunkel, worin sich manche praktische Schriftsteller hüllen, wenn sie auf diesen Punkt zu sprechen kommen, schreibe ich weder einer Eitelkeit, noch einer Böswilligkeit, sondern bloss einer Geistesträgheit zu; sie zagen nämlich, in das düstere Irrgewinde der Diagnostik zu dringen. Ohne es sich deutlich zu denken, denken sie es sich doch undeutlich, sie fühlen es, wenn sie jenes Labyrinth mit der Fackel des gesunden Verstandes beleuchten wollten, würden scharfe Klippen, verdächtige Abgründe und so viel andere unheimliche Hindernisse erscheinen, dass jeden jungen Mann, der sich der Heilkunst gewidmet, ein wahrhaftes Grauen anwandeln müsste. Wirklich dringt sich einem bei dem Lesen manches Schriftstellers die Vermuthung auf, es müsse ihm wol bei der Krankheitserkenntniss ein *Spiritus familiaris* an die Hand gegangen sein, da das, was er von der Krankheitserkenntniss zu lehren sich vermisst, keinem sterblichen Menschen Unterricht geben kann.

Ich tadle es gar nicht, dass der Verstand vor solchen dunkelen, wenig Tröstliches versprechenden Untersuchungen zurückschreckt, denn er hat ja, gerade wie unser Körper, eine Neigung zur Ruhe. Wie wir bei stürmischem, wüstem Wetter und dunkler Nacht, ohne dazu gezwungen zu sein, nicht leicht

einen garstigen, grundlosen, unbekannten Weg wandeln, sondern lieber ruhig in unserer genüglichen Wohnung bleiben, so hat auch unser Verstand wenig Neigung, in dunkle Irrgänge der Sophistik zu dringen, sondern er bleibt lieber in seinem gemächlichen, warmen Neste, in dem Ideenkreise des Bekannten oder des vermeintlich Bekannten.

Ein gelehrter, bloss lehrender und büchermachender Arzt kann sich immerhin dieser Verstandesruhe überlassen, er kann das Herkömmliche, das Alterthümliche ohne weitere Untersuchung als ungezweifelte, ehrwürdige Wahrheit ausrufen; dadurch schadet er weder sich selbst, noch direkt den Kranken, von denen er sich fern hält. Der Praktiker hingegen muss sich muthig dieser natürlichen Geistesträgheit entreissen, er muss dem Alterthümlichen, Dunklen, Unheimlichen keck entgegentreten, damit es ihm deutlich werde, was wahr und was unwahr, was sicher und was unsicher bei Uebung der Kunst ist; denn der deutliche Gedanke leitet ihn bei seinem Heilgeschäfte weit zuverlässiger, als der dunkle, die Ahnung, das praktische Gefühl. Ich bin überhaupt zweifelhaft über die Natur des praktischen Gefühls der Aerzte. Da man jedoch die Geister nur aus ihrem Wirken erkennen kann, ich oft genug beobachtet habe, dass dieser *Spiritus familiaris* seine Schützlinge verzweifelt aufs Glatteis und nicht selten zu groben Missgriffen führte, so bin ich weit mehr geneigt, ihn für einen teuflischen, als für einen göttlichen Geist zu halten. Nun zur Sache!

Zuerst treffen wir auf ein sehr häkliches Ding, nämlich auf die Ursache der Krankheit; aus dieser, heisst es, könne man die Form, vorzüglich aber das Wesen der Krankheit erkennen. Wir werden uns zuvörderst wol nach dem klaren Begriffe umsehen müssen, den wir mit dem Worte Ursache zu verbinden haben. Die Philosophen haben viele Unterabtheilungen der Ursache, und die Pathologen sind in diesem Punkte auch nicht zurückgeblieben. Ich gestehe aber ehrlich, dass mir schon auf der Hochschule die Begriffsbestimmungen dieser Unterabtheilungen undeutlich waren. Warum sie mir undeutlich waren, wusste ich jedoch nicht; ich schrieb es demüthig auf meine Dummheit, hoffte, mit der Zeit würde

ich wol klüger werden und dann das Unbegriffene besser begreifen. Ach! dieser Zeitpunkt hat leider nicht erscheinen wollen, und erst da ich ärztlich grossjährig wurde, fing ich an einzusehen, dass er nimmer erscheinen könne. Müsste man nicht zuerst einen klaren allgemeinen Begriff der Ursache haben, bevor man zu einer Begriffsspaltung schritte? und wo findet man diese allgemeine Begriffsbestimmung? — Ich kenne eine solche nicht bloss nicht, sondern sie scheint mir selbst unmöglich. Wollte man sagen: Ursache sei das, worin das Sein eines anderen Dinges begründet sei, so würde das ja bloss eine Wortumschreibung, aber keine Begriffsbestimmung sein; denn hat mir jemand diese, oder eine ähnliche Redensart auch mit der überklugsten Miene vorgebetet, so bin ich ja eben so wenig dadurch belehrt, als hätte er mir das nackte Wort Ursache in die Ohren gerufen. Im Vorigen haben wir schon davon gesprochen, dass das Leben der Natur sich uns nur durch einen Kampf, das heisst, durch ein gegenseitiges Auf-, In- und Gegeneinanderwirken offenbare. Wie könnt Ihr nun, werthe Leser! von einem einzelnen, in diesem grossen Naturkampfe begriffenen und durch denselben erzeugten Dinge, oder von einer Veränderung in diesem Dinge behaupten, dieses Ding *A*, oder die Veränderung *Z* in dem Dinge *A* sei durch die Einwirkung des Dinges *X* bedingt? — Man sollte Euch ja, wolltet Ihr dieses behaupten, weit eher für arme Erblindete als für verständige Menschen halten, denn in Eurem Vorgeben läge ja offenbar die Behauptung, dass Ihr den grossen Lebenskampf der Natur in seinen Einzelheiten übersehen könntet; und würde diese Anmassung wol eine geringere sein, als die jenes Tollhäuslers, der sich für Gott den Vater ausgab? — Ihr könntet mich aber fragen: da ich, als gemeiner, unphilosophischer Praktiker, innerhalb der Grenzen der Beobachtung des leiblichen und geistigen Menschen mich haltend, zum wenigsten diese Marken nicht gern überschreitend, nothwendig mich selbst zuerst müsse beobachtet haben, so werde bei dieser Selbstbeobachtung mir doch wol klar geworden sein, dass keine Verstandesverrichtung in meinem Kopfe vorgehen könne, bei der mein Verstand nicht unwillkürlich nach der Ursache der Erscheinungen der Dinge,

der Veränderung in den Dingen forsche. — Ihr habt vollkommen Recht, Kollegen! dazu ist mein Verstand gezwungen, und der Eure ist dazu gezwungen und der Verstand aller Menschen ist dazu gezwungen. Daraus folgt aber wahrlich nicht, dass wir zu einem klaren allgemeinen Begriffe der Ursache gelangen können; vielmehr folgt gerade das Gegentheil daraus. *Kant* sagt, so viel ich mich noch jetzt aus meiner Jugend der Sache erinnere, Raum und Zeit seien Formen der sinnlichen Vorstellung. Das heisst doch wol, wenn wir diese philosophische Sprechweise in gemeines, verständliches Deutsch übersetzen: wir sind genöthiget, uns alles im Raume und in der Zeit vorzustellen, wir können nicht anders, wir müssen so thun. Wollten wir nun über die endlichen Marken der Zeit und des Raumes grübeln, so würden wir ja über etwas ganz Unmögliches nachdenken.

Nun, eben so, wie unser sinnliches Vorstellungsvermögen sich alles im Raum und in der Zeit vorstellen muss, so ist auch unser Verstand bei seinen Verrichtungen gezwungen, an etwas Ursachliches zu denken; aber gerade weil er an dieses Ursachdenken gebunden ist, weil er sich nur innerhalb des Ursachlichkeitsschrankens bewegen und diesen nimmer überschreiten kann, muss er bei dem Forschen nach Ursachen ins Unendliche fortlaufen und kann nie einen Ruhepunkt finden. Alle Begriffsbestimmungen haben doch den Zweck, dass der Verstand das zu Bestimmende von ähnlichen oder verwandten Dingen, mit denen er es möglich verwechseln könnte, unterscheide. Nehmen wir einmahl an, es sei möglich, einen allgemeinen Begriff der Ursache festzustellen, so müsste doch diese Begriffsbestimmung das enthalten, was die Ursache von der Nichtursache unterscheidet. Dieses würde aber schon unmöglich sein; denn da unser Verstand nur innerhalb des Ursachlichkeitsschrankens thätig ist, so kann er sich nichts denken, ohne zugleich an etwas Ursachliches zu denken. Wir können wol von dem Nichtlichte, von der Nichtwärme einen verneinenden Begriff haben, aber mit den Ausdrücken Nichtraum, Nichtzeit und Nichtursache können wir nicht einmahl einen verneinenden Begriff verbinden; sie sind für uns bloss bedeutungslose Klänge.

Ein berühmter Philosoph, (ich weiss nicht genau, welcher, vermuthe aber, dass es *Hume* ist) nennt die Begriffsbestimmung der Ursache das Kreuz der Metaphysiker. Er hat wahrlich Recht; es ist gewiss ein grosses Kreuz, etwas zu suchen, was nicht zu finden ist, bei dessen Aufsuchen man in das Unendliche fortlaufen muss und wie der ewige Jude nimmer zur Ruhe gelangt. Wozu, werden einige Leser fragen, diese Subtilitäten? werden sie auch bei Uebung der Kunst zu etwas dienen? — Ich glaube, sie sind gerade uns Praktikern sehr nützlich: denn wenn wir uns einmahl von der Unmöglichkeit, einen allgemeinen, deutlichen Begriff der Ursache festzustellen, überzeugt haben, so begreifen wir auch ohne Mühe, dass alle subtile Spaltungen des Nichtbegriffes (man entschuldige diesen Ausdruck) auf einen blossen Wortkram hinauslaufen, der uns bei Uebung der Kunst zu nichts, zu gar nichts dienet.

Man könnte aber einwenden: lehret es nicht die Beobachtung, dass gewisse Einwirkungen den Menschen krank machen, dass wir diese Einwirkungen in vielen Fällen sinnlich erkennen, und dass aus dieser Erkenntniss die Erkenntniss der Form und des Wesens der Krankheit unmittelbar hervorgehet? — Meines Erachtens ist dieses nicht zu läugnen; denn legt man jemand einen Strick um den Hals und hängt ihn daran auf, taucht man ihn so lange unter Wasser, bis er kein Zeichen des Lebens mehr von sich gibt, lässt man ihn eine gute Portion Arsenik, Wasserschierling, Blausäure verschlucken, schlägt man ihm mit einer Keule den Kopf ein, oder übt andere Gewaltthaten an ihm, so bewirkt man dadurch grosse und lebensgefährliche Störung des Regelganges der Körpermaschine, oder ein gänzliches Stillstehen derselben, den Tod. Das sind aber grobe, handgreifliche Einzelheiten des grossen unerforschlichen Lebenskampfes der Natur, und ich möchte nie läugnen, dass wir solche Einzelheiten beobachten, und von einer grossen Anzahl dieser Beobachtungen Erfahrungssätze abziehen können. Die alten Pathologen haben, sich dieses dunkel denkend, solche sichtbare, handgreifliche, unzweifelhafte Einflüsse auch deshalb von anderen geschieden und sie *Causas continentes* genannt; wahrscheinlich weil sie keiner anderweitigen Ursachen zur Er-

klärung der Krankheit oder des Todes zu bedürfen glaubten, sondern an diesen genug hatten. Aber, obgleich solche handgreifliche feindliche Einflüsse in den meisten Fällen Krankheit oder Tod bewirken, so thun sie es doch nicht in allen. Einzelne Erhängte, einzelne Ertrunkene sind wieder belebt worden, einzelne, die zufällig, oder absichtlich Gift genommen, sind nicht dadurch gestorben, sondern haben es ausgebrochen. Da nun aber die meisten, auf welche solche Schädlichkeiten wirken, durch selbige umkommen, so müssen bei denen, die nicht dadurch umkommen, andere Ursachen jenen Schädlichkeiten ganz, oder zum Theil ihre feindliche Einwirkung auf den Körper benehmen. Wer lehrt uns nun diese Ursachen kennen? — Wollte man sagen: bei denen, die z. B. nicht durch ein genommenes Gift umgekommen, sondern es ausgebrochen, sei der Magen reizbarer gewesen, als bei anderen, welche dadurch getödtet worden, so würde dieses ein blosser, leerer Wortklang sein: denn wenn wir einmahl Ursachen erforschen wollen, so müssen wir doch fragen, welche Ursache, oder Ursachen bewirkten in dem Menschen A die von den Menschen B, C, D, E u. s. w. verschiedene Reizbarkeit des Magens, durch welche dem Körper A das Gift untödtlich, den Körpern B, C, D, E aber tödtlich wurde. Hier gerathen wir schon in eine Untersuchung, bei der einem ein Grauen anwandeln sollte, weil sie sich in das dunkle Labyrinth des ungeheuren, unübersehbaren Lebenskampfes der Natur verliert.

Was ist aber Erhängen, Ertrinken, Vergiften gegen den Sturz von einer bedeutenden Höhe? Grosse Verletzungen, oder augenblicklicher Tod sind die gewöhnlichen Folgen desselben. Aber auch hier findet man seltene Ausnahmen von der Regel. Selten sind sie allerdings, verhältlich zu den unglücklichen, tödtlichen Fällen, aber übrigens sind sie im Allgemeinen so wenig selten, dass sich während meiner Lebzeit eine solche glücklich abgelaufene Luftfahrt selbst in dem Bereiche meiner Bekanntschaft zugetragen hat. Wo sind nun die Ursachen, die des Sturzes verderbliche oder tödtliche Wirkung aufhoben? In einigen Fällen mag des Menschen Witz wol dergleichen scheinbare, die verderbliche Wirkung des Sturzes neutralisirende Ursachen entdecken, aber in allen

doch nicht. So erinnere ich mich, dass vor ungefähr 36 Jahren zwei Arbeiter von dem Dache des sogenannten Herrenhauses einer adlichen Frauenabtei stürzten, und nicht allein nicht durch diesen Sturz getödtet wurden, sondern mit ein paar unbedeutenden Quetschungen davon kamen. Da sie aber beim Hinunterstürzen auf die Zweige eines vor dem Hause stehenden Baumes gefallen waren, so machte man flugs die Erklärung, die Gewalt des Sturzes sei durch dieses augenblickliche Hinderniss gebrochen. Im Grunde war es aber eine alberne Erklärung des Unerklärlichen, denn der Baum selbst war so hoch, dass ein Sturz von demselben auf den gepflasterten Grund mehr als hinreichte, einen Menschen zu zerschellen. Aber vor allen Häusern, aus deren Fenstern, oder von deren Dächern solch glückliche Luftfahrten gemacht sind, haben nicht immer Bäume gestanden. Ich halte es jedoch für unschicklich, dergleichen Erzählungen, welche jeder meiner Leser, der die Bekanntschaft vieler Menschen aus verschiedenen Gegenden gemacht hat, so gut als ich, aus glaubwürdigem Munde wird gehört haben, nachzuerzählen; zumahl, da unsere Literatur ja auch ähnliche aufzuweisen hat.

Wem solche Thatsachen die ärztliche Ursachsucherei nicht als einen wahren Aberwitz anschaulich machen, der muss wahrlich ganz vernagelt im Kopfe sein. *)

---

*) Solche Thatsachen sind aber auch in einer anderen Hinsicht belehrend. Bekanntlich sind früher die Philosophen nicht einig gewesen, ob das Ursachlichkeitsurtheil ein dem Menschen angeborenes, oder durch Erfahrung erworbenes sei. Wie es jetzt um diesen philosophischen Zwiespalt aussehen mag, weiss ich nicht, denn ich habe seit länger als zwanzig Jahren kein philosophisches Buch in den Händen gehabt. Ich glaube, dass man bei einer solchen Meinungsverschiedenheit am klügsten handelt, den Weg der Beobachtung einzuschlagen, auf diesem kommt man der Wahrheit gewöhnlich am nächsten. Ob andere Menschen diese Wahrheit anerkennen, daran ist mir wenig gelegen, denn ich habe all mein Leben weit mehr das Bedürfniss gefühlt, mich selbst, als andere zu belehren. Wenn ich nun den erzählten Fall, oder einen ähnlichen erwäge, und dabei auf den Vorgang in meinem Kopfe achte, so werde ich gewahr, dass ich ganz unwillkürlich an ein Etwas, die Gefährlichkeit und Tödtlichkeit des Sturzes aufhebendes denken muss, obgleich ich mir gleichzeitig bestimmt sage, dass in dem Thatsächlichen ein solches Etwas gar nicht zu entdecken sei.

Aus den *Causis Continentibus* können wir in allen Fällen nicht einmahl auf die Form der Krankheit schliessen. Freilich, wenn jemandem der Hirnschädel eingeschlagen, oder ein Knochen gebrochen ist, da können wir die Form mit Händen tasten oder mit Augen sehen. Allein, wenn nun ein von einer Höhe Gestürzter ohne fühlbare Knochenbrüche besinnungslos daliegt, können wir denn da auch aus dem Sturze auf das verletzte Organ schliessen? Ich sollte denken, dass in den meisten Fällen ein solcher Besinnungsloser für uns alle ein grosses Räthsel sein wird. Aus der Art eines verschluckten Giftes können wir auch nicht jederzeit auf die Form der Krankheit schliessen. Ich wurde einst zu vier Kindern gerufen, die von der Wurzel des Wasserschierlings gegessen. Alle hatten starke Convulsionen. Bei dreien war aber schon von selbst Erbrechen eingetreten, und durch ein kleines ärztliches Nachhelfen der Entleerung des Giftes durch Mund und After genasen die drei Kinder, die das Gift gleich nach Mittag gegessen, noch vor Abend. Das vierte hatte aber, ausser den allgemeinen unaufhörlichen Zuckungen, eine solche, keinen Augenblick nachlassende Zusammenschnürung des Schlundes, dass das Eingeben eines Brechmittels ganz unmöglich war. Gegen Abend erfolgte endlich freiwilliges Erbrechen; ich half nun der Natur etwas nach, so, dass ich der Entleerung der

---

Daraus schliesse ich: mein Verstand müsse nothwendig in dem Zauberkreise der Ursachlichkeit so gebannet sein, dass er ihn nimmer überschreiten könne. Dafür spricht auch die Meinung frommer Leute (die ich jedoch öfter in meiner Jugend als später gehört), dass nämlich ein Schutzengel die Menschen bei einem solchen gefährlichen Sturze vor dem Verderben bewahret habe. Die frommen Leute, da sie in dem Thatsächlichen nichts fanden, was die Verderblichkeit des Sturzes hätte aufheben können, und doch, in dem Zauberkreise der Ursachlichkeit gebannet, an eine die Verderblichkeit aufhebende Ursache zu denken gezwungen waren, sprangen in das Geisterreich hinüber, und glaubten hier das unbekannte neutralisirende Etwas zu finden. Ja, der Ursachlichkeitsbann war so mächtig, dass er sie das Ehrenrührige, was für das Heer der Schutzengel in ihrer Annahme steckte, ganz übersehen liess; denn da doch wol die meisten Menschen durch den Sturz von einer bedeutenden Höhe schwer verletzt oder getödtet werden, so müssten ja auch die meisten Schutzengel sehr unaufmerksame Hüter ihrer Pflegempfohlenen sein.

giftigen Wurzel wol sicher sein konnte. Die Nacht schlief das Kind ruhig; am andern Tage konnte ich, ausser einem mässigen Grad von Schwäche, nichts Krankhaftes mehr an ihm erkennen. Die Aeltern ahneten nichts Böses mehr, und, ehrlich sei es gestanden, auch ich glaubte, alle Gefahr sei beseitiget. Aber siehe! am zweiten Tage früh Morgens ruft man mich zum Kinde, ich finde es in einem so heftigen Fieber, dass ich bestimmt nie ein heftigeres in meinem Leben gesehen; die Mittel, die ich anwendete, waren ganz fruchtlos, gegen Abend schon starb es. — Hier wusste ich nun bestimmt, dass das Kind die Wurzel des Wasserschierlings gegessen, aber dieses Wissen verhalf mir nicht einmahl zur Erkenntniss der Form der Krankheit, welche das Kind tödtete, geschweige denn, dass es mich auf das Wesen derselben sollte geleitet haben. Bloss nach allgemeiner Erfahrung konnte ich aus dem späten Erscheinen des heftigen Fiebers vermuthen, dass durch die sehr starken Convulsionen, welche sich nicht nur in den Gliedern, nicht nur im Schlunde und in der Kinnlade, sondern auch sicht- und fühlbar in der Oberbauchgegend geäussert, ein wichtiges Organ schwer verletzt sei; denn bekanntlich erscheint das Fieber bei Organverletzungen selten oder nie unmittelbar nach der Verletzung, sondern es bricht gewöhnlich erst den zweiten, auch wol erst den dritten Tag mit voller Heftigkeit aus. Diese allgemeine Vermuthung konnte mich jedoch unmöglich belehren, welches Organ eigentlich verletzt sei, mithin diente mir die bestimmte, unzweifelhafte Erkenntniss der Krankheitsursache nicht einmahl zur Erkenntniss der Krankheitsform.

Alles wohl erwogen, bestehet das praktisch Nützliche, was aus der Erkenntniss solcher Ursachen hervorgehet, die theils sicht- und tastbar, theils unzweifelhaft und der Art sind, dass sie für sich und ohne Zusammenstoss anderer Ursachen den Menschen krank machen, hauptsächlich darin, dass wir in Fällen, wo sie nicht bloss auf den Körper gewirkt h a b e n, sondern fortfahren, auf denselben zu wirken, sie entfernen, und durch dieses Entfernen, entweder geradezu die Krankheit heben, oder derselben zuvorkommen, oder die Möglichkeit der Heilung bewirken. So ziehen wir einen Ertrunkenen aus dem

Wasser, um ihn zu beleben, wir nehmen den Erhängten vom Stricke, wir bewirken bei dem Vergifteten Erbrechen, oder ist die Vergiftung durch Einimpfung geschehen, so zerstören wir, wenn es thunlich ist, die ganze Stelle der Impfwunde und kommen so der Einwirkung des Giftes auf den ganzen Organismus zuvor. Lasst uns aber einmahl, werthe Leser! ganz aufrichtig von dieser Sache sprechen. Glaubt Ihr nicht so gut als ich, dass vor mehren tausend Jahren die Leute in diesem Punkte schon eben so gescheit gewesen sind als wir? Höchstens mögen sie in den Fällen etwas dümmer gewesen sein, wo es darauf ankam, mineralische Gifte im Darmkanal zu neutralisiren. Aber die Entfernung der auf den Körper einwirkenden Schädlichkeiten haben sie gewiss geübt, weil dazu kein schulrechtes Studium der Heilkunst gehört, sondern weil der schlichte, gesunde Verstand jeden Menschen dazu treibt. Vor etlichen Jahren las ich in der Zeitung: zu Paris sei der Eigenthümer einer Fremdthierbude von einer Klapperschlange in den Finger gebissen, und er sei gestorben, bevor die augenblicklich gesuchte ärztliche Hülfe eingetroffen. Einige Zeit darauf habe der durch das Unglück des Meisters nicht gewitzigte Knecht der Witwe ebenfalls unbehutsam eine Klapperschlange angepackt, und sei von derselben auch am Finger verwundet worden. Die Witwe habe jetzt nicht nach ärztlicher Hülfe geschickt, sondern ohne viel Umstände den verwundeten Finger mit einem Tischmesser abgeschnitten und dadurch dem Knechte das Leben erhalten. Wenn Ihr, meine werthen Amtsbrüder! das Abwenden und Heilen der Krankheiten durch Entfernen erkennbar materieller Ursachen durchaus als einen Theil unserer edlen Kunst ansehen wollt, so muss ich auch diese entschlossene Parisische Schlangenmutter folgerecht für meine rationell-empirische Amtsschwester halten.

Jetzt müssen wir weiter gehen und von den sechs nichtnatürlichen Dingen reden, untersuchend, in wiefern wir, aus der Einwirkung derselben, auf Form und Wesen der Krankheit schliessen können. Wahrscheinlich wird meine achtbaren Leser jetzt ein Schauder ergreifen, sie werden denken, ich wolle ausführlich alle sechs Dinge abhandeln, und das, was ich über die *Causas continentes* gesagt, sei bloss die langweilige

Einleitung zu einer gründlichen Langweilung. — Nein, nein, so böse meine ich es nicht mit den Lesern; im Gegentheil, ich werde mich ganz kurz fassen, ihnen einfältig die Schlussformel angeben, auf welche sich alle ärztliche Meinungen und Erörterungen, betreffend jene sechs Dinge, zurückführen lassen. Die Formel lautet also:

Die Schädlichkeit A macht die Krankheit M.
Der kranke Mensch X hat sich der Einwirkung der Schädlichkeit A ausgesetzt.
Also leidet der Kranke X an der Krankheit M.

Beweis des Obersatzes:

Der Kranke X leidet an der Krankheit M.
Der Kranke X hat sich der Einwirkung der Schädlichkeit A ausgesetzt.
Also macht die Schädlichkeit A die Krankheit M.

Beweis des Obersatzes:

Die Schädlichkeit A macht die Krankeit M.
Der Kranke X hat sich der Einwirkung der Schädlichkeit A ausgesetzt.
Also leidet der Kranke X an der Krankheit M.

Jeder siehet ohne Mühe ein, dass das ein *Circulus in demonstrando* ist. Um den Obersatz zu beweisen, macht man den Schlusssatz zum Obersatz, und dann muss der frühere Obersatz Schlusssatz werden. Ich überlasse es dem Leser, alle ärztliche Verstandesverrichtungen, in Betreff der *sex rerum non naturalium*, auf diese Schlussformel zurückzuführen, dadurch werden ihm die ungeheuren Widersprüche erklärlich werden, deren sich die Schriftsteller schuldig machen. Es wäre zu wünschen, ein alter emeritirter, bücherreicher Gelehrter machte einmahl auf seinen Lorberen ruhend ein Buch, in welchem er die aus vielen andern Büchern zusammengesuchten Angaben der Aerzte, in Betreff der Krankheitsursachen, zusammenstellte. Das müsste ein herrliches Werk, ein nützliches Werk werden. Aber freilich, weder ein Pedant, noch ein witziger Possenreisser taugt zu dieser Arbeit; nur der eigentliche Humorist könnte etwas zu Tage fördern, was vielen Aerzten zu einer wohlthätigen Arzenei, und den der Arzenei Unbedürftigen zur gemüthlichen Unterhaltung dienen würde.

Ich stelle jetzt folgende Frage auf: Welches ist der Hauptgrund der gröbsten praktischen Verirrungen, deren sich die Heilkunst seit dem Verfalle der Galenischen Schule schuldig gemacht? Meines Erachtens ist es die Meinung der Aerzte: ohne Erforschung der Ursache der Krankheit sei keine wahrhaft gründliche Heilung möglich. Aus der vermeintlichen Ursache wollten sie das Wesen der Krankheit erkennen; sie erklärten daraus, oft seltsam genug, die Erzeugung der Krankheit, und auf dieses Luftgebild gründeten sie die rationelle Heilart. Es liegt ausser meinem Plane, diese Behauptung mit bücherlichen Angaben zu belegen, denn jeder Arzt, der sich mit den Hauptmeistern der Kunst bekannt gemacht, und in dessen Kopfe sich durch diese Bekanntschaft eine Geschichte der Medizin gebildet hat, müsste ein sehr unglückliches Gedächtniss haben, wenn ihm, auch ohne Nachschlagen seiner Bücher, nicht solche Thatsachen erinnerlich sein sollten, auf welche ich ziele. Einzig meinen jüngeren Lesern zu genügen, will ich nur an zwei Merkwürdigkeiten erinnern.

Die erste ist die verkehrte Behandlung der Pocken, welche zwar nicht mehr während meiner Lebzeit, aber doch so kurz vor derselben von den Aerzten angewendet wurde, dass ich noch ältere Leute gekannt habe, welche sie selbst in ihrer Jugend erfahren. Diese heisse Behandlung gründete sich doch einzig auf eine ursachliche Erkenntniss der Krankheit. Das Pockengift war hier die Ursache; sichtbar wollte dieses die Natur durch die Haut aus dem Körper treiben, und da der Arzt Diener der Natur ist, musste er ihr in diesem Bestreben zu Hülfe kommen. Nichts war also folgerechter, als den Kranken vor aller frischen Luft bewahren, ihn in Federbetten begraben, ihn hinter den Ofen legen, durch warme Getränke die Hautkrisis befördern; denn nur so konnte die Giftursache entfernt und die Krankheit glücklich gehoben werden. Das Schlimmste bei der Sache war, dass die von den Aerzten ausgeheckte ursachliche Behandlung von dem Volke nachgeahmt wurde, und dass das Volk, auch nachdem die Aerzte endlich eines Besseren belehret wurden, noch eine geraume Zeit bei dem alten Trant blieb. Man konnte es ihm auch nicht übel nehmen, denn es war offenbar zweifelhaft geworden,

ob die alten oder die jungen Aerzte das Wahre getroffen; beide hatten sich selbst für kluge, unterrichtete Männer ausgegeben, und beide waren als solche vom Staate anerkannt.

Einer meiner älteren Freunde, der als junger Mann die Pocken gehabt, und von meinem hiesigen ärztlichen Vorgänger nach der alten warmen Methode behandelt war, hat mir eine sehr anmuthige Beschreibung von dem rationell-empirischen Fegefeuer gemacht, worin er gesteckt. Wahrhaftig! hätten die Aerzte gar an keine Krankheitsursache gedacht, sondern, ihrer Nase nachgehend, dem nach frischer Luft und Kühle sich sehnenden Kranken nur den Willen gethan, sie würden sich der Wahrheit weit früher genähert haben. Wie viel Menschen sind nun durch die ursachliche gründliche Behandlung geschändet, erblindet, verkrüppelt, gemartert, getödtet!

Die zweite Merkwürdigkeit, woran ich erinnere, ist die Erregungstheorie; diese, die wirklich viele Anhänger fand, gründete die Erkenntniss des Wesens der Krankheit einzig auf die Erkenntniss der Ursachen; dass sie dieselben in Inzitament vermehrende und vermindernde Potenzen theilte, thut nichts zur Sache, es bleiben doch immer Krankheitsursachen. Wie viel Heil oder Unheil diese Theorie gestiftet, werden die wol am besten wissen, die als ihre ehemahligen Bekenner noch im Lande der Lebendigen weilen. Viel Gutes kann durch sie aber unmöglich gewirkt sein, sonst würden ja ihre Anhänger sie nicht verlassen haben: gerade die praktische Ueberzeugung derselben, dass sie als Leiterinn bei Uebung der Kunst nichts tauge, hat ihr den Todesstoss gegeben, nicht das Scharmützeln der Gegner. Uebrigens basirte die Erregungstheorie sich ja gerade wie die rationelle Empirie auf eine vermeintliche Kenntniss des belebten Menschenleibes, mithin war sie jedenfalls nichts mehr, als eine schlechtere, unbrauchbarere Abart der schulrechten Lehre.

Ich würde jetzt schliessen, wenn mir nicht gerade heute, beim Kramen in alten Papieren ein merkwürdiges, den besprochenen Gegenstand betreffendes Aktenstück in die Hände gefallen wäre; es ist dieses eine Anweisung des Preussischen Ober-*Collegii medici*, wie sich der Landmann nicht bloss vor

der Ruhr präserviren, sondern auch glücklich und mit wenig Kosten selbst kuriren könne. Berlin 1769. Hier wird als Ursache der Ruhr die Sommerhitze angegeben und die darauf folgende Herbstkühle. Die durch die Hitze scharf gewordenen Säfte können durch die von der Herbstkälte zusammengezogenen Schweisslöcher der Haut ihre scharfen Stoffe nicht ausscheiden. Die scharfen Stoffe müssen also nothwendig zu den Drüsen des Darmkanals sich begeben, und machen dann hier den Spuk, den man Ruhr nennet. Wenn ich die ganze Anweisung nicht abschreiben will, so ist es mir unmöglich, die von der Luftursache hergeleitete Krankheitserzeugung so anmuthig zu erzählen, als sie sich dort findet. Wahrhaftig! sähe ich, wie der verrückte Junker *Don Quixote von der Mancha*, allenthalben verzauberte Wesen, so würde ich mir fest einbilden, der Verfasser jenes Schriftchens habe, in ein Infusionsthierchen verzaubert, mit mikroskopischen Augen begabt, die unsichtbaren, verborgensten Gänge des menschlichen Leibes durchkrochen, und erzähle uns nun treuherzig seine Reiseabenteuer.

Zwei Stellen sind aber ganz besonders merkwürdig. Auf der fünften Seite heisst es: „Wenn das Blut bei vermehrter Sommerwärme verdicket, und durch die Sonnenhitze schärfer, besonders aber die Galle beissend und zur Fäulniss disponirt wird u. s. w." Auf der siebenten Seite aber heisst es: „Weil das Geblüt durch anhaltende Sonnenhitze mehr und mehr aufgelöset ist, und die sonst milden Theile desselben schärfer und beissender geworden u. s. w."

Dass Aerzte, die viele Bücher geschrieben, sich hinsichtlich der krankmachenden Wirkung der sechs nicht natürlichen Dinge widersprechen, lässt sich noch allenfalls entschuldigen; denn man kann ja sagen, sie seien zu der Zeit, da sie ihre spätere Schrift verfassten, zu einer besseren Erkenntniss gelangt. Dass aber auf dem Raume dreier, weitläuftig gedruckten Kleinachtelseiten behauptet wird: die Sommerwärme verdicke das Blut, und die Sommerwärme löse das Blut auf, das ist denn doch gar zu arg. Es beweiset ganz handgreiflich, dass die Aerzte die Wirkungen der Schädlichkeiten ganz willkürlich so bestimmten, wie es in dem Augenblicke, wo sie eine Behauptung aufstellten, ihnen gerade in ihrem Kram diente.

Mir kommt dieses nichts weniger als lächerlich vor; denn da ich mir deutlich denke, dass, hinsichtlich der Wirkungsbestimmung der Schädlichkeiten, alle ärztliche Verstandesoperationen auf einen *Circulum in demonstrando* hinauslaufen, mein Kopf aber unmöglich anders geschaffen sein kann als die Köpfe meiner todten und lebendigen Kollegen, so bin ich der Meinung: alle Aerzte, welche sich diesen *Circulum in demonstrando* nicht deutlich denken, müssen doch als Verstandesmenschen sich ihn dunkel denken, sie müssen (wie man zu sagen pflegt) ein Gefühl, eine Ahnung davon haben; und gerade dieses Gefühl, diese Ahnung des Sophistischen macht es, dass sie so junkerhaft mit den *sex rebus non naturalibus* umspringen, sich wenig darum bekümmern, ob das, was sie jetzt davon behaupten, ihren früheren Behauptungen widerspricht.

Nun will ich beim Schlusse dieses Artikels, zur Ergetzung ergetzbarer Leser, noch einen flüchtigen Blick auf die ältere Literatur werfen, und zwei Männer vorführen, deren Namen nicht, wie Nebelsterne, bloss von der papiernen Geschichte der Medizin vor dem Erlöschen bewahrt werden, sondern zwei Männer, deren Namen jedem, auch dem jüngsten und unbelesensten Arzte bekannt sind, nämlich *Fernelius* und *Lancisi.*

Erster sagt (*Therap. univers. Lib.* 1 *Cap.* 1) Folgendes: *Quum igitur omnium quae mundus habet medicina perspectas vires teneat, internoscatque salutaria a pestiferis*; *haec quidem longe praevidet et declinat, illa consectatur et inquirit, et ita tempestive adhibet, ut suis viribus exitiales alioqui morbos leniat faciatque salutares, quos sola natura nunquam evicerit.* — Ich sehe voraus, dass die jungen Hitzköpfe unter meinen Lesern hier ohne viele Umstände sagen werden: der Franzose ist trotz seiner Berühmtheit ein Narr, ein Tollhäusler, denn nur ein Tollhäusler kann behaupten, dass der Arzt die wohlthätige und feindliche Wirkung alles dessen, was in der Welt ist, kenne, und dass diese Kenntniss ihn befähige, Krankheiten abzuwenden und tödtliche in heilsame umzuwandeln. — Ich bitte Euch aber, werthe Freunde! urtheilt nicht so lieblos über unsern todten französischen Kollegen. Ich gebe es zu, dass seine ungemessene Prahlerei etwas läppisch ist; aber deshalb ist er, gla ubt es mir, noch kein Tollhäusler, er ist bloss ein Maul-

wurf, der, als grosser Philosoph, so lange und so emsig in dem *Mikrokosmo* gewühlt hat, dass er darüber den *Makrokosmum* ganz vergessen.

Nun zu *Lancisi*. Bei ihm findet man (*Tom. I pag.* 2) den schlagendsten Beweis der Wahrheit dessen, was ich oben gesagt; der Mann macht die ärztliche Ursachsucherei, ohne es im geringsten zu beabsichtigen, durch ein briefliches Gutachten so lächerlich, dass selbst der strengste Widersacher der schulrechten Kunst ihr nicht gehässiger zu Leibe gehen könnte.

*Antonius Donarellus* erzählt folgenden Fall. Ein kränklicher 23jähriger Bauer ist beschäftiget, eine alte hohle Eiche auszurotten. Während der Arbeit siehet er eine grosse Schlange aus der Höhle des Baumes schlüpfen, höret sie dreimahl zischen und fällt bewusstlos zur Erde. Da er wieder zu sich kommt und seine hülfreichen Freunde ihn nach Hause gebracht, bekommt er Kopfschmerz, Schläfrigkeit, Erbrechen, Kälte der äusseren Theile, fällt abermahls in Ohnmacht und stirbt ungefähr nach zwei Stunden. *Donarell* zu der Leiche gerufen, bemerkt, dass diese blaulich oder bleifarbig ist (*lividum cadaver observavi*). Nun verlangt er von *Lancisi* zu wissen: ob der Bauer bloss durch den Schrecken gestorben sei, welchen ihm der Anblick der Schlange verursacht, oder durch die giftige Ausdünstung derselben, welche durch Augen und Ohren in seinen Körper gedrungen, oder ob vielleicht der, der Schlange beim Zischen entfahrene tödtliche Hauch ihn durch Nase und Mund vergiftet habe.

Der Päpstliche Leibarzt behandelt den Gegenstand, wie man leicht denken kann, sehr gelehrt und sehr ernsthaft; er spricht sich ganz unumwunden für die Vergiftung aus. Begreiflich muss er nun, als gelehrter Mann, sein Gutachten durch Anführen mehrer Schriftsteller bekräftigen, die Giftigkeit der Schlangenausdünstung bestätigen. Unter den angeführten bestätigenden Beobachtungen ist die des *Gesner* am merkwürdigsten; der soll nämlich in seinem Schlangenbuche (welches ich nicht gelesen) folgenden Fall erzählt haben. Ein Mensch badet einst in warmem Wasser und stirbt unmittelbar darauf. Was war nun die Ursache des Todes? — Nichts als pures Schlangengift, und zwar ein solch wundervoll durchdringendes,

dass das Gift der Klapper- und Haubenschlange und anderer gefürchteten Bestien nur Kinderspiel dagegen ist. Das Holz nämlich, welches beim Erwärmen des Badewassers zur Feuerung gedient, war in einem Waldverbergniss gehauen, worin sich Schlangen aufhielten, hatte also dem Badewasser das tödtliche Schlangengift mitgetheilt. — Diese Erzählung, die uns allen wol etwas närrisch vorkommen wird, musste *Lancisi* doch für glaubwürdig halten, sonst würde er sie nicht zur Bestätigung seiner Ansicht angeführt haben. Jedenfalls ist sie merkwürdig genug; denn wenn man in manchen anderen Krankengeschichten Mühe hat, den Zusammenhang zwischen der Krankheit und der angegebenen Krankheitsursache zu begreifen, so liegt in dieser jedes einzelne Glied der Kette, durch welche der Tod mit der Todesursache zusammenhängt, so klar vor unseren Augen, dass wir es mit Händen greifen können. Hier vergiftet die Schlangenausdünstung das Holz, das Holz vergiftet das Feuer, das Feuer den Wasserkessel, der Kessel das Badewasser, und das Wasser endlich den unglückseligen Menschen. Dass Gott erbarm! es gehört ein starker Glaube dazu, den niemand haben kann, als nur ein Leibarzt des Vaters aller Gläubigen.

Nun müssen wir uns zu den Zufällen der Krankheit wenden und untersuchen, ob wir aus diesen Form und Wesen der Krankheit erkennen können. Ich werde mich hier kurz fassen, weil ich im dritten und vierten Kapitel auf die Nichtigkeit und Unzulänglichkeit der Zufälle als Erkennungsmittel der Form und des Wesens der Krankheit besonders aufmerksam gemacht. Ueber diesen Gegenstand lässt sich besser im Einzelnen als im Allgemeinen sprechen, und will man im Allgemeinen darüber sprechen und deutlich bleiben, so muss man von den Organkrankheiten und von den Universalkrankheiten besonders handeln. Zuerst wollen wir also von den Organkrankheiten reden.

Schon die Anatomie, die uns anschaulich den innigen Zusammenhang des Gehirn- und Ganglienssystemes lehret, lässt uns vermuthen, dass wir zur Erkenntniss des urergriffenen Organs sehr übel durch die Krankheitszufälle gelangen werden; eine sorgfältige und langjährige Beobachtung des gegenseitigen

Mitgefühls aller Organe unter einander erhebt diese Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit, und die am Krankenbette erworbene Erfahrung bringt die Wahrscheinlichkeit dem aufmerksamen Arzte leider früh genug zur Gewissheit.

Nicht selten ist das urerkrankte Organ gerade am wenigsten in seinen Verrichtungen gestört; seine Urerkrankung bewirkt aber mitleidliche Erkrankungen anderer Organe, und diese fallen gewöhnlich am meisten ins Auge. Daher können wir, legen wir den Zufällen als Erkennungsmitteln gar zu hohen Werth bei, unglaublich in die Irre gerathen. Durch die Urerkrankung eines und des nämlichen Organs kann in verschiedenen Körpern eine mitleidliche Erkrankung sehr verschiedener Organe bewirkt werden. In diesem Erfahrungssatze steckt die fast an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit, richtige Beschreibungen der Urorganerkrankungen zu machen. Will man alle mitleidliche Zufälle derselben angeben, so muss man von jeder ein ganzes Heer Zufälle aufzählen, deren viele in einzelnen Körpern bald vorhanden, bald nicht vorhanden sein können. Ein solches Heer Zufälle fliesst aber mit den Zufallsheeren anderer Urorganerkrankungen so zusammen, siehet ihnen so ähnlich, dass, wollte man auf die Weise eine genaue Beschreibung aller Urorganerkrankungen zu Papier bringen, man sich hernach beim Durchlesen dieses Machwerkes überzeugen würde, es sei ganz nutzlos für die Praxis, weit mehr verwirrend als belehrend. Wir können die kleinlichen und ängstlichen Beschreibungen sporadischer und epidemischer Urorganerkrankungen bis in das Unendliche aufhäufen, ohne unsern ärztlichen Nachkommen einen anderen Vortheil dadurch zu verschaffen, als den, der in der handgreiflichen Ueberzeugung liegen wird, wir haben leeres Stroh gedroschen.

Ein Organ kann sicht- und tastbar erkrankt, und doch kann diese sicht- und tastbare Erkrankung bloss mitleidlicher Art sein. Ich beobachtete sicht- und tastbare Lebererkrankung (die Auftreibung der Leber konnte ich fühlen, die Gelbsucht sehen), und doch war eine Urerkrankung der rechten Niere die Veranlassung dieses Leberleidens, und die Verrichtung des harnabsondernden Organs war so wenig gestöret, dass man diese geringe Störung mit weit mehr Wahrscheinlichkeit von

der erkrankten Leber als von der erkrankten Niere herleiten konnte.

Von der Urerkrankung der linken Nieren, ohne die mindesten Harnbeschwerden, beobachtete ich eine sicht- und tastbare Auftreibung des linken Hypochondrium, so dass man hätte schwören sollen, man habe es mit einer bedeutenden Milzanschoppung zu thun. Irrsinn sah ich von der urerkrankten Leber entstehen, und doch waren keine Zeichen einer Störung des Gallenorgans, noch Zeichen einer Anschoppung zu gewahren. Von des nämlichen Organs Urerkrankung, ohne erkennbare Störung seiner Verrichtungen (so weit uns diese bekannt sind), beobachtete ich heftiges, als Kolik sich offenbarendes Darmleiden. Was soll ich viel Worte von der Sache machen? Jedes Organ kann seine Urerkrankung einzig durch consensuelle Leiden anderer Organe offenbaren. Das Wörtchen einzig entschlüpft auch nicht unbedacht meiner Feder, sondern ich wähle es mit gutem Vorbedacht. Wer solche Offenbarung denen der Cumäischen Sybille gleich stellen will, dem mag ich gerade nicht widersprechen.

Denkt man aber vollends an die angeborenen und an die weit häufigern erworbenen Bildungsfehler der Organe, so verliert man ganz den Muth. Man fühlt ja zuweilen Verhärtungen in solchen Gegenden des Bauches, wohin das urerkrankte Organ in seiner normalen Lage nimmer reicht.

Ich habe jetzt aber bloss von der Erkenntniss der urerkrankten Organe, also bloss von der Formenerkenntniss gesprochen; wollen wir von der Wesenerkenntniss handeln, so siehet es wahrlich noch viel misslicher aus. Wenn wir z. B. wissen, die Leber, oder die Milz, oder das Gehirn u. s. w. sei urerkrankt, so wissen wir ja dadurch noch nicht, mit welchem Arzeneimittel das kranke Organ in sicherem Heilverhältnisse stehet, und dieses ist doch das Einzige, was wir von dem Wesen der Krankheit erkennen können. Wie sollten uns die Krankheitszufälle zu dieser Erkenntniss leiten können, sie, die uns bei der Formenerkenntniss schon im Stiche lassen?

Hinsichtlich der Krankheitszufälle, die die Universalkrankheiten bezeichnen, siehet es auch sehr niederschlagend aus;

sie können uns nur höchst unvollkommen auf die erste Spur der Erkenntniss leiten. Da die Urerkrankung des Gesammtorganismus in jedem Organ, ja in mehren Organen vorwalten kann, so lehrt schon der gesunde Verstand, dass die von den gestörten Verrichtungen der Organe hergenommenen Zeichen unmöglich zu einer wirklichen Erkenntniss des Wesens der Universalkrankheiten führen können. Das Vermuthliche, das uns auf die Spur der Erkenntniss Leitende, welches dürftig genug ist, habe ich im vierten Kapitel so genau angegeben, als meine Erfahrung mich dazu befähigte.

Der kurze Inhalt alles dessen, was ich über die Krankheitszufälle als Zeichen gesagt und noch weiter sagen könnte, wenn ich die Geduld des Lesers missbrauchen wollte, ist Folgendes. Die Krankheitszufälle dienen uns nicht direkt zur Erkenntniss, aber sie leiten uns zuweilen auf eine dunkle Spur, die, wenn wir sie mit Umsicht verfolgen, zur Erkenntniss führt. Davon werde ich weiter unten mehr sagen. Zuweilen leiten sie uns aber auch auf eine Spur, die, wollten wir sie gutgläubig verfolgen, uns weit eher von dem Ziele entfernen als uns ihm nähern würde.

Was ist nun von dem angeblichen Nutzen der Anamnese zu halten?

Nach meiner Erfahrung muss ich glauben, dass viel Wahres daran ist. Abgesehen von manchen Begebenheiten, die früher auf den Kranken feindlich eingewirkt, und zur Erzeugung der gegenwärtigen Krankheit können beigetragen haben, sind zwei Punkte vorzüglich bei chronischen Krankheiten zu erforschen wichtig.

Erstens der Zeitpunkt, wo die Krankeit begonnen. Manche chronische Organerkrankungen (gewiss mehre, als die heutige Meinung der Aerzte zugestehen möchte) schreiben sich von epidemischen Organberührtheiten her, die zu ihrer Zeit kein Fieber, keine Bettlägerigkeit bewirkt haben. Diese sind nach und nach unter der Larve mannigfacher consensueller täuschender Zufälle zu wirklichen Organkrankheiten ausgebildet, und die consensuellen Zufälle walten noch dergestalt vor, dass kein Mensch aus den vorhandenen Zeichen auch nur eine Ahnung des urerkrankten Organs haben kann.

Die Erinnerung der Anfangszeit und der damahligen epidemischen Organkrankheiten gibt uns nicht selten einen Wink, der sicherer zur Erkenntniss des urerkrankten Organs führt als die täuschenden Krankheitszufälle.

Ferner ist zum Erkennen verborgener Organerkrankungen dienlich, dass man sich genau erkundiget, ob in der Familie des Kranken irgend eine Organerkrankung erblich sei, denn nicht bloss Hämorrhoiden und Lungensucht, sondern alle Organerkrankungen erben gern fort; das heisst, nicht die Erkrankung erbt fort, sondern die Anlage des Organs zur Erkrankung. Worin diese Anlage bestehe, ist mir ein grosses Geheimniss, weil ich nicht gut etliche zusammengewürfelte Wörter für Begriffe hinnehmen kann. Wenn man noch jung ist, hat man wol von Erblichkeit gewisser Krankheiten gehört und gelesen, aber man glaubt es nur halb; ist man aber so alt geworden, dass man schon ein Geschlecht aussterben und das zweite alt werden sah, hat man beobachtet, wie häufig dieses zweite an den nämlichen Organerkrankungen leidet, woran die Aeltern gelitten und gestorben, dann glaubt man erst recht an die Erblichkeit solcher Krankheiten und siehet in diesem Punkte die Wichtigkeit der Anamnese ein.

Die Zeit, in der ein erblich zur Erkrankung geneigtes Organ wirklich erkrankt, ist unbestimmbar, ja der erste leise Anfang der Erkrankung dem Erkrankten selbst unmerkbar. Eins ist aber ziemlich sicher anzunehmen, dass bei ererbter Anlage die Organerkrankung in weit jüngeren Jahren erscheint als bei erworbener. Es ist wichtig darauf zu achten. Ich habe bemerkt, dass, wenn die Erbschaft bloss von einer Seite der Aeltern kommt, mehre Kinder, vorausgesetzt, dass mehre da sind, verschont bleiben können. Kommt aber die Erbschaft von beider Aeltern Seite, so siehet es übel um die Kinder aus. Ich kenne eine Familie, in der von fünf erwachsenen Kindern nur eins gesund ist; beide Aeltern waren bauchkrank.

Damit ich mir aber nicht das Ansehen gebe, als habe ich im Monde meine Kunst geübt, so gestehe ich aufrichtig, dass auf diesem wunderlichen Erdballe das Forschen nach Erinnerungszeichen weit öfter ganz nutzlos, als nützlich ist.

Die meisten Menschen erinnern sich dessen, was früher geschehen, entweder gar nicht, oder nur höchst unvollkommen. Von den Krankheiten der Aeltern und Grossältern wissen die wenigsten etwas zu erzählen, und was sie davon aussagen, ist nutzlos, und so unvollkommen, dass es, weil es meist auf blosse Krankheitsnamen hinausläuft, den Arzt leicht in die Irre führen kann.

Zuweilen hat auch in früher Zeit eine so seltsame Begebenheit den ersten Keim zur Krankheit gelegt, dass, wollte man bei allen vorkommenden Kranken nach solchen möglichen Seltsamkeiten forschen, man leicht in den Verdacht der Schwach- oder Irrsinnigkeit gerathen könnte. Wenn Ihr, meine Leser! z. B. einen an Lungeneiterung und Schwindsucht Leidenden fragen wolltet, ob ihm früher auch wol ein Stückchen von einem Rindsknochen durch die Luftröhre in die Lunge gerathen sei; so bin ich sicher, der Kranke und seine Freunde würden denken, Ihr habet einen Sparren im Kopfe. Und doch erlebte ich schon einen solchen Fall, den ich dem Leser, bloss seiner Seltsamkeit wegen, mittheilen will.

Im Winter des Jahres 1833 wurde ich zu einem schwindsüchtigen, jungen, mannbaren Mädchen gerufen. Ich fand sie bettlägerig, abgemagert, stark fiebernd, und mit einer offenen Lungeneiterbeule behäftet. Letztes schloss ich daraus, weil sie bald dicklichen, geruch- und geschmacklosen Schleim auswarf, bald stinkenden Eiter, der, nach ihrer Aussage, süsslich schmeckte. Die letzte Art des Auswurfes hatte sich erst vor Kurzem gezeigt, und seit seinem Erscheinen war die Kranke sichtbar schwächer und elender geworden. Sie hatte eine ins Gelbe spielende Gesichtsfarbe und der Harn eine Goldfarbe. Die Erforschung des Vorhergegangenen ergab Folgendes. Ein Jahr früher hatte sie, zugleich mit der Mutter, an einem akuten Fieber krank gelegen; die Mutter war gestorben, sie selbst genesen, aber seitdem in einem quinenden Zustand geblieben, und hatte immer gehustet. Der Arzt sollte bei dem Behandeln des akuten Fiebers geäussert haben, ihre Leber sei angegriffen; auch hatte sie angeblich Schmerzen der rechten Seite gehabt. Ich erinnerte mich deutlich, dass zu jener Zeit Urleberkrankheiten, häufig mit akutem consensuellen Fieber gepaaret,

landgängig gewesen, mithin war es mir sehr wahrscheinlich, dass des Mädchens Husten ursprünglich ein consensueller, von dem Urleberleiden abhangender gewesen sei. Den quinenden Zustand, worin sie sich seit dem Fieber befunden, schrieb ich auf die Halbheilung der Urleberkrankheit, und war der Meinung, das consensuelle Lungenleiden sei durch die Länge der Zeit zum Urleiden dieses Organs geworden, woraus dann chronische Entzündung und Eiterung herstamme. Dergleichen Fälle sind mir in meinem Leben so viele vorgekommen, dass ich das Bedenkliche derselben nur zu gut kenne. Man hat es mit zwei urerkrankten Organen zu thun, und das ist böse, sehr böse; es lässt sich nicht viel Tröstliches versprechen. Was war nun bei der Sache zu thun? Die gelbe Gesichtsfarbe und der gelbe Harn machten es zwar nicht gewiss, aber wahrscheinlich, dass das Urleberleiden noch bestehe und noch consensuell auf die längst urerkrankte Lunge wirke. Die *Vomica* konnte ich nicht heilen, die konnte bloss die Natur heilen, und wenn blinde Gänge und Nebenhöhlen die Heilung unmöglich machten, konnte ich auch nicht nachhelfen. Das Einzige, was ich also als Verstandesmensch thun konnte, war, die Beseitigung des wahrscheinlich noch bestehenden Leberleidens zu versuchen, denn dadurch beseitigte ich das wichtigste Hinderniss der Naturheilung. Ein achttägiger Gebrauch kleiner Gaben Schellkrauttinktur brachte meine Vermuthung, hinsichtlich des noch bestehenden Urleberleidens, zur Gewissheit; denn die Goldfarbe des Harns wurde zur normalen, zur blassen strohgelben, und die gelbliche Gesichtsfarbe veränderte sich in eine blasse. Zu gleicher Zeit wurde aber auch das Gefühl des Krankseins minder. Bei dem fortgesetzten Gebrauche der Schellkrauttinktur liess der Eiter- und Schleimauswurf allmählig nach, die *Vomica* heilte von selbst, und das Mädchen, das angeblich von zwei Aerzten zum Tode verurtheilt war, gewann wieder Fleisch und die Farbe der Gesundheit. Aber —, ein Husten, der sich von Zeit zu Zeit bald verstärkte, bald minderte, blieb nach diesem Strausse zurück. Bis zum Ende des Jahres 1834 kam sie zuweilen, jedoch sehr selten, zu mir, damit ich den Versuch machen möchte, auch diesen Husten wegzuschaffen. Ich musste denselben wol

einigen Tuberkeln zuschreiben, weil er den mir bekannten und oft erprobten Lungenmitteln nicht weichen wollte. Ob er durch feindliches Angreifen des Gesammtorganismus zu heilen sein würde, mochte ich nicht versuchen; denn im Falle meine Vermuthung hinsichtlich der Tuberkeln gegründet gewesen wäre, hätte ich diese, mit denen sie zu einem hohen Alter gelangen konnte, durch einen indirekten, antagonistischen Heilversuch in Eiterung setzen können. Ich sagte ihr, da sie ein verständiges Mädchen war, unverhohlen, dass ich es für eine Gewissenssache halte, ihre jetzt gute Gesundheit, bloss des Hustens wegen, durch einen feindlichen Heilversuch muthwillig auf die Schanze zu stellen.

Den 18. November 1834 kam sie, nachdem ich sie lange nicht gesehen, zu mir, um noch einmahl über den Husten zu sprechen. Sie war jetzt wirklich eine nette, appetitliche Maid geworden, die keine Spur von Kränklichkeit mehr an sich hatte. Kräftig musste sie auch wol sein, denn sie war, von einer Freundinn begleitet, zu Fusse hierhin gekommen, ging auch wieder zurück, machte also den Tag reichlich sieben Wegstunden. Nachdem ich ihr über ihren Husten alles gesagt, was ich als ehrlicher Mann sagen konnte, ihr ein Rezept verschrieben, und sie nun im Begriff stand, aufzubrechen, hob sie auf einmahl an: der Tausend! da hätte ich beinah vergessen, Ihnen etwas Seltsames zu erzählen, welches mir heute auf dem Wege begegnet ist. Ich hiess sie gleich sich setzen und ihre Erzählung beginnen; die also lautete. Fast ein Jahr vor dem Fieber, an welchem sie und die Mutter krank gelegen, habe sie eines Sonntages Rindssuppe gegessen; da die Suppe nicht sehr heiss gewesen, sie also schnell gegessen und während des Essens geplaudert, sei ihr etwas Scharfes in die Luftröhre gekommen, welches beim Durchgehen sie brav geschmerzt und ihr einen erstickenden Husten verursachet habe. Aerztlicher Rath sei gegen diesen Husten, der sie seitdem immer geplagt, nicht gesucht, er sei auch durch die Zeit minder, und sie daran gewöhnt worden. Da ich sie zuerst besucht, habe weder sie selbst, noch ihr Vater daran gedacht, mir diese Kleinigkeit zu erzählen; überhaupt sei dieselbe durch das später erfolgte Fieber und durch die nachherige Krankheit

ganz in Vergessenheit gerathen, heute sei sie ihr aber auf eine überraschende Weise wieder ins Gedächtniss gebracht. Ungefähr eine Wegstunde von hier habe sie nämlich starken Reiz zum Husten gespüret, und es sei ihr beim Auswerfen etwas Scharfes aus der Luftröhre gekommen, welches sie alsobald im Munde als einen harten Körper gefühlt, es also nicht ausgespien, sondern mit den Fingern aus dem Munde genommen und untersucht habe. Nun sei ihr das, was früher bloss Vermuthung geblieben, dass ihr beim Suppenessen ein Knochensplitter in die Luftröhre gekommen, zur Gewissheit geworden. Sie gab mir den Knochensplitter, und ich habe ihn der Seltsamkeit wegen aufgehoben. Er ist platt, seine Gestalt ist die des langen geschobenen Viereckes. Einer der langen Winkel hat eine so scharfe Spitze wie eine Nadel, der entgegengesetzte Winkel ist minder scharf, die beiden Seitenwinkel sind ganz stumpf. Die Länge des Ganzen beträgt reichlich einen halben, und die Breite (über den zwei stumpfen Seitenwinkeln gemessen) einen Viertelzoll. Ob die Jungfrau, nach Aussonderung des Knochens, den Rest des Hustens ganz verloren, gehört eigentlich nicht hierhin, ich weiss es auch nicht einmahl zu sagen; wol weiss ich aber, dass wenn sie ihn wirklich verliert, sie nicht sieben Wegstunden weit laufen wird, um es mir bekannt zu machen*).

In dem erzählten Falle handelte es sich von einer Begebenheit, über welche die Kranke früher keine bestimmte Auskunft hätte geben können, wenn sie auch gewollt; aber jetzt werde ich eine Geschichte erzählen, die die Leser, zweifeln sie an meinem Wahrheitssinne, nothwendig für eine Fabel halten müssen. Sie ist hinsichtlich der zuweiligen Nichtigkeit der Anamnese merkwürdig.

Im Anfange des Jahres 1835 wurde ich zu einer 70jährigen Frau aus der mittlen Volksklasse gerufen. Sie war un-

*) Im Jahre 1836 wurde sie von einem herrschenden akuten Fieber ergriffen; ich musste nach Bericht verordnen und sie genas bald. Genesen besuchte sie mich, um zu fragen, ob ich sie für vollkommen geheilt halte, oder ob sie noch zur Vorsicht etwas nachgebrauchen solle. — Bei der Gelegenheit hörte ich nun, dass im Jahre 1834 nach dem ausgeworfenen Knochensplitter der Husten nicht ganz vergangen sei.

wohl, ohne bettlägerig zu sein, und gab an, sie erbreche sich täglich, habe einen stinkenden Geschmack im Munde, und fühle sich matt. Auf nähere Befragung ergab es sich, dass sie nur Einmahl tags sich brach und dieses schon ein paar Tage gethan. Uebrigens war sie, von Natur hartleibig, in ein paar Tagen nicht zu Stuhle gewesen, aber frei von Fieber und Bauchschmerzen. Meine Heilversuche waren mehre Tage fruchtlos; das Erbrechen blieb, und erschien täglich ein-, höchstens zweimahl; angeblich wurde aber die ausgebrochene Materie stinkender, und sie behauptete, immer einen Gestank im Munde zu haben. Obgleich ich die Frau 36 Jahre gekannt, sie oft behandelt, ja ihr noch ein paar Wochen vorher ein Fussgeschwür geheilet, und nie von einem Bruche gehört; obgleich auch jetzt keine Zeichen des eingeklemmten Bruches vorhanden waren, so fragte ich doch zum Ueberfluss: sie habe doch wol keinen Bruch? Sie warf das weit weg, sagend, sie habe nie dergleichen gehabt. Am andern Morgen jedoch, da ich sie noch im Bette traf, sagte sie mir: ich habe gestern vom Bruche gesprochen, sie glaube jetzt, nachdem sie sich befühlt, so etwas in der Schenkelbiegung zu entdecken. Ich untersuchte die Sache, und fand unter dem Faloppischen Bande eine Geschwulst von der Grösse eines Hühnereies, die beim Betasten nicht schmerzend, sich weder wie eine aufgetriebene Drüse, noch wie ein Darm-, noch wie ein Netzbruch anfühlte. Ich liess den Wundarzt das räthselhafte Ding untersuchen, der wusste aber auch nicht, was er daraus machen sollte und war meiner Meinung, es müsse ein alter Schaden sein. Was sie jetzt ausbrach, hatte die gelbe Farbe des Darmkothes. Ich will dem Leser nicht mit Aufzählung unserer vergebenen Heilversuche lästig fallen, denn ich erzähle ja den Fall bloss als Beleg der Unsicherheit der Anamnese. Sie starb ungefähr den 12ten Tag ihres Unwohlseins; ich sage, ungefähr, denn da sie, auch bei guter Gesundheit nicht selten zwei, drei Tage verstopft war, so war, bei der Abwesenheit der Zufälle einer Brucheinklemmung, der Anfang des Unwohlseins nicht genau bezeichnet, mithin auch die ganze Dauer desselben nicht genau zu bestimmen. Bis am Ende ihres Lebens hat die alte Frau behauptet, die Geschwulst

in der linken Schenkelbiegung sei eine neue Erscheinung, welche sie erst während ihres letzten Unwohlseins entdeckt. Ich war neugierig, durch die Leichenöffnung dieses Räthsel gelöset zu sehen, denn das Kothbrechen, bei Abwesenheit aller anderen Zeichen der Brucheinklemmung, bewies nichts mehr, als ein Hinderniss im Darmkanale, durch welches das Heruntersteigen des Kothes unmöglich geworden. Selbst unwohl und das Haus hüthend, bat ich den eben so neugierigen Wundarzt, den Witwer zur Leichenöffnung zu überreden. Er konnte aber nichts mehr von diesem erlangen, als die Erlaubniss zur Untersuchung der äusseren räthselhaften Geschwulst. Nach weggenommener Haut, trennet er dieselbe vom Schenkel, schneidet sie hart von dem Faloppischen Bande ab, und bringt sie mir. Was fanden wir nun? — Etwas, das mit der Aussage der Frau, sie habe nie früher diese Geschwulst gehabt, in dem allergrellsten Widerspruche stand. Die ganze hühnereigrosse Masse bestand in einem so festen Zellgewebe, dass ein Liebhaber von Uebertreibungen es fast sehnicht hätte nennen können. Oben, wo die Masse an dem Faloppischen Bande gesessen, fanden wir eine kleine, von der Wandung eines Darmes gebildete Tasche, die gerade so gross war, dass das erste Glied meines Mittelfingers darin Platz hatte. Von einem Bruchsacke war nichts zu erkennen, das Bauchfell, welches ihn früher gebildet, musste also wol mit der Darmtasche zusammengewachsen sein; die Wandung derselben war dick und fühlte sich so fleischicht an, wie wol in Leichnamen die erkrankte Harnblase. Uebrigens war die kleine Tasche fest mit dem Zellgewebeklump verwachsen. Alles wohl erwogen werden die Leser mit mir einverstanden sein, dass dieser kleine Bruch ein alter, vielleicht zwanzigjähriger Schaden sein musste; und doch behauptete die Frau, ihn nie früher gehabt zu haben, ja hätte ich nicht vom Bruche gesprochen, so würde sie auch nie auf den Einfall gekommen sein, sich zu befühlen. Uebrigens war sie nicht irrsinnig, sie war vielmehr gerade so, wie ich sie immer gekannt, etwas verstandesschwach, wie es hundert andere Frauen sind.

Die erzählten zwei Fälle sind wirklich die seltsamsten, welche mir je vorgekommen sind; ich habe sie deshalb ange-

führt, um die Köpfe meiner jüngeren Leser von aller Poësie zu säubern. Sie können auf der Hochschule das Examiniren der Kranken lernen; wo ist aber die Hochschule, auf der die Kranken das Antworten lernen? — Zum Antworten gehört eine bestimmte Erinnerung des Vergangenen, und die fehlt gar vielen Menschen. Ferner gehört dazu, dass der Kranke auf seinen Körper geachtet hat; diese Aufmerksamkeit fehlt aber auch vielen Menschen, nicht bloss denen aus der niederen Volksklasse, sondern auch wol anderen, die, mit vielen Geschäften überhäuft, es einträglicher finden, an diese, als an ihren Körper zu denken. Endlich gehört auch zum Antworten ein guter, schlichter, nicht durch Einbildung gefesselter Verstand; was kann auf unsere Fragen der Dumme antworten, und wozu nutzen uns die Antworten des Einbildlinges? Wer sich die Menschen anders vorstellt, als sie im bürgerlichen Leben wirklich sind, der ist ein Dichter, denn er lebt ja in einer erdichteten Menschenwelt: das taugt aber nicht für den praktischen Arzt, es führt zu groben Täuschungen, und diese gewöhnlich zu einem missmuthigen Verwerfen aller Anamnese, welches auch nicht taugt.

Nun wollen wir von der epidemischen Constitution reden. Die gemeine, auf die papierne Geschichte der Medizin sich stützende Meinung ist, dass *Sydenham* im 17ten Jahrhundert diese auf blosse Beobachtung gegründete Lehre zuerst auf die Bahn gebracht. Die Leser wissen aber schon aus dem ersten Kapitel dieses Buches, dass sie, eine Heimlichkeit und zwar nicht die schlechteste der alten Iatrochemiker, schon von *Hohenheim* unter dem Namen Astronomie vorgetragen ist. Nur der durch die Galenische Heillehre bewirkten theilichten Verstandesverkrüppelung ist es zuzuschreiben, dass die Aerzte nicht schon viele Jahrhunderte früher das gesehen, was später *Sydenham* sah.

Die lehrenden Aerzte rathen uns, von dem Charakter der epidemischen Constitution, in dem Einzelfalle, auf die Natur der zu heilenden Krankheit zu schliessen. Das ist sehr wahr und sehr gut; allein zu diesem Schliessen gehört doch, dass wir schon eine Anzahl Krankheitsfälle zu der Zeit behandelt und als gleichnaturet erkannt haben. Die Zahl der also erkannten Fälle stehet mit der Wahrscheinlichkeit, dass der

kranke Mensch A an der nämlichen Krankheit leide, im geraden Verhältniss; diese Wahrscheinlichkeit ist um so grösser, je grösser die Zahl der schon beobachteten und als gleichnaturig erkannten Fälle war. Ist die Zahl dieser Fälle sehr gross, so grenzt die Wahrscheinlichkeit, dass der zu heilende Kranke A an der nämlichen Krankheit leide, fast an Gewissheit: ich sage fast; die grösste Wahrscheinlichkeit ist immer noch nicht Gewissheit. *)

Aus dem Gesagten gehet hervor, dass die gelehrten und lehrenden Aerzte, wenn sie sagen, wir wollen von dem Charakter der epidemischen Constitution auf die Natur des zu erkennenden, aus den Zufällen nicht selten unerkennbaren einzelnen Krankheitsfalles schliessen, sich einer *Petitio principii* schuldig machen. Sie setzen etwas Allgemeineres, als ein Bekanntes schweigend voraus, welches aber noch unbekannt ist, dessen Bekanntschaft zu erringen, gerade die schwierigste Aufgabe für den Praktiker ist. Wenn ich jedoch behaupte, dass sich gar manche Aerzte dieser *Petitio principii* schuldig gemacht, so weiss ich doch auch recht gut, dass andere uns lehren, das *Principium* auszumitteln und festzustellen, das heisst, den allgemeinen Charakter der herrschenden Krankheit zu erforschen. Da diese Aerzte aber nur drei Erkennungswege haben, den der Ursachen, den der Krankheitszufälle und den des Helfens oder Schadens der Arzenei, so muss es um die Belehrung auch sehr mangelhaft aussehen. *Boerhave (Aphor. de cognosc. et curand. morb.* §. 1412.*)* gibt sechs Wege an, durch welche wir zur Erkenntniss der verborgenen Natur einer epidemischen Krankheit gelangen können. Es ist mir zu langweilig, diesen im Grunde nichtssagenden Paragraphen abzuschreiben. Der sechste darin angegebene Erkennungsweg ist

*) Da ich mich mehr auf die Iatrosophie als auf die Philosophie gelegt, so habe ich auch in meinem Leben nichts Philosophisches über die Wahrscheinlichkeit gelesen als nur *Moses Mendelsohns* Abhandlung, die man im ersten Theile seiner philosophischen Schriften findet. Man hat mir gesagt, in neuer Zeit sei viel Merkwürdiges über diesen Gegenstand geschrieben; ich glaube es gern, werde es aber nicht lesen. Die allergrösste Wahrscheinlichkeit, dass ich bald sterben muss, macht mich etwas verdrossen, über andere Wahrscheinlichkeiten zu grübeln.

noch der verständigste: *Abstinentia ab omni auxilio, quod dubium, valde movens, mutans, tectum morbi genium obscurans.* Es ist dieses aber offenbar mehr eine Warnung, sich nicht selbst durch feindliches Eingreifen die Erkenntniss unmöglich zu machen, als ein wirklicher Weg zur Erkenntniss zu gelangen *).

Hier könnten die Leser mir vorwerfen, ich gerathe mit mir selbst in Widerspruch. Der ganze speziellpraktische Theil meines Buches beweise, dass ich die Lehre von der epidemischen Constitution sehr hochhalte, dass ich ihr eine weitere Ausdehnung gebe, als je ein Arzt seit *Sydenhams* Zeit es gethan. Jetzt aber, wo ich im Allgemeinen von der Erkenntniss der Krankheit spreche, gewinne es das Ansehen, als wolle ich jene Lehre verdächtigen, ja sie als Mittel, in dem Einzelfalle zur Erkenntniss zu gelangen, verwerfen. Ich bitte aber meine Leser freundlich, ihr Urtheil vorläufig ein wenig aufzuschieben; der scheinbare Widerspruch wird sich in der Folge schon ausgleichen. Ich will zuerst das, was ich selbst über die epidemische Constitution beobachtet habe, ohne auf *Sydenham* oder einen anderen Schriftsteller Rücksicht zu nehmen, kürzlich zusammenfassen, damit wir uns hintennach um so besser einander verstehen.

---

*) Wer sich die Mühe geben will, den angeführten Aphorismus nachzusehen, der wird ohne tiefes Nachdenken Folgendes finden. Nr. 1 stehet mit §. 1404 in geradem Widerspruche. Nr. 2 enthält eine verdeckte *Petitio principii.* Nr. 3 ist bloss dem Arzte brauchbar, der die Krankheit behandeln, aber nicht dem, der sie heilen will. Nr. 4 nutzt bloss dem Arzte, der keine andere Mittel kennt als entleerende. Wenn aber ein solcher Arzt siehet, dass von selbst entstandene Entleerungen die Krankheit schlimmer, ja tödtlich machen, so wird er auch ohne *Boerhavens* Rath schon die künstlichen Entleerungen meiden. Nr. 5 *Comparatio plurium eodem tempore decumbentium simul*, ist ein guter, ein vortrefflicher Rath; nur schade, dass man ihn nicht jederzeit anwenden kann. Wenn es wahr ist, dass neu auftretende epidemische Krankheiten zuweilen flugs viele Menschen zugleich ergreifen, so ist es eben so wahr, dass sie oft genug so langsam und zaudernd heranschleichen, dass ein beschäftigter Arzt (nicht ein beschäftigter Fürstenarzt, sondern ein beschäftigter Volksarzt) gleich Anfangs es nur mit Einem, oder mit ein paar Kranken der neuen Art zu thun hat. Wie siehet es denn da um die *Comparatio plurium eodem tempore decumbentium simul* aus? —

Der wichtigste, aber auch der am wenigsten durch Beobachtung ausgebildete Punkt dieser Lehre ist der *Morbus stationarius*, dass nämlich eine herrschende Krankheit sich mehre Jahre gleich bleiben könne. Von dem *Morbo stationario* lautet meine Beobachtung, die aber (wohl zu merken) nur eine zwanzigjährige ist, also *).

Selten mag wol in unserem Himmelsstriche die stationäre Krankheit in einer reinen Affektion des Gesammtorganismus bestehen, und wenn sie so geartet ist, wird sie nicht leicht Jahre lang, sondern nur Monate lang so bleiben. Gewöhnlich sind die stationären Krankheiten Urorganaffektionen. Herrscht eine solche Krankheit zwei, drei, vier Jahre, so kann sie in diesem Zeitraume mehre Monate lang sich mit einer Uraffektion des Gesammtorganismus verbinden, und also eine gemischte Krankheit sein, hernach aber wieder zur einfachen Organkrankheit werden. Sie kann auch mehre Jahre ganz ohne Vermischung als einfache Organkrankheit bestehen, so dass, mit seltenen Ausnahmen, der Gesammtorganismus sich in dem Indifferenzstande befindet. Die seltenen Ausnahmen sind dann wahrscheinlich bloss in der Eigenthümlichkeit der andersartig ergriffenen Körper begründet.

Wenn wir nun aber erkannt haben, die stationäre Krankheit sei Urleber-, oder Urgehirn-, oder Urlungenkrankheit, so haben wir doch nur eine Formenerkenntniss. Ein und dasselbe Organ kann in seiner Eigenthümlichkeit auf mancherlei Weise erkranken, und während der mehrjährigen Dauer der stationären Krankheit, kann die Krankheit, hinsichtlich der Form gleich bleibend, in ihrem Wesen mehrmahls verändern. Diese Veränderung geschiehet gewöhnlich im Frühjahre, oder Herbst; sie bindet sich aber nicht immer an diese Zeit. Ein Beispiel mag das Gesagte deutlich machen. Wir wollen annehmen, es habe ein ganzes Jahr eine durch Schellkraut heilbare Leberkrankheit geherrscht, so kann nach einem Jahre diese Schellkrautleberkrankheit in eine Brechnussleberkrankheit sich umwandeln, und diese nach einem halben, oder ganzen

*) Ich spreche hier bloss von den letzten 20 Jahren; was ich früher beobachtet habe, kommt hier nicht in Anmerkung.

Jahre in eine Quassia-, oder Frauendistelleberkrankheit u. s. w. Ich weiss nicht zu sagen, ob diese verschiedenartigen Erkrankungen eines und desselben Organs von dem Ergriffensein unterschiedener Theile dieses Organs abhangen, oder ob sie bloss eine Veränderung des Wesens der Krankheit bekunden. Letztes muss ich bloss deshalb annehmen, weil erstes zu bestimmen, ausserhalb der Grenzen der ärztlichen Beobachtung liegt, ich zum wenigsten bloss dunkle Vermuthungen darüber aufstellen kann, welche für das Heilgeschäft nicht den mindesten Nutzen haben.

Die Beobachtung des *Morbi stationarii*, aus dem angegebenen Gesichtspunkte betrachtet, hat grossen Nutzen für die Praxis. Sobald wir nämlich Form und Wesen der Krankheit erkannt haben, so kennen wir auch das eigentliche Heilmittel, durch welches wir sie aus dem ersten Zeitraume in den der Genesung bringen können. Wir haben dann ein halbes oder ganzes Jahr lang eine gemächliche, eine angenehme Praxis, wir brauchen uns nicht mehr den Kopf zu zerbrechen. Einzig müssen wir nur auf die Eigenthümlichkeit der Körper, und auf seltene, wahrscheinlich in dieser Eigenthümlichkeit begründete Ausnahmen von der Regel achten.

Die Veränderung des Wesens einer solchen herrschenden Krankheit ist zuweilen durch keine auffallende Veränderung der Zufälle, sondern nur bloss durch das Nichtheilwirken des Mittels, welches bis dahin geholfen, zu erkennen. Z. B. wenn eine Lebererkrankung als *Morbus stationarius* ein Jahr lang durch Brechnusswasser in allen vorkommenden Fällen sicher zu heilen war, so siehet man, verändert das Wesen dieser Krankheit, auch bei unveränderten Zufällen derselben keine Heilwirkung mehr von dem Brechnusswasser. (Sollte vielleicht ein einbildischer Arzt die Heilwirkung dennoch zu sehen wähnen, so würde schon der Kranke oder dessen Freunde ihn bald von seiner Einbildung befreien.) Nun muss man aufmerken und untersuchen, ob die Brechnussleberkrankheit vielleicht in eine Schellkraut-, Quassia-, oder Frauendistelleberkrankheit verändert sei. Findet man das wahre Heilmittel, so ist man abermahls ein halbes, oder ganzes Jahr Herr der Krankheit und wahrhafter Heilmeister. So lange man es aber

noch suchen muss, ist man eine arme, unglückliche Creatur. Begreiflich wendet man dann Mühe und Fleiss an, sich so bald wie möglich der unheimlichen Stellung zu entziehen.

Da ich in einem praktischen Buche der Wahrheit vollkommen treu bleiben muss, so darf ich den Lesern, besonders den jüngeren, nichts verhehlen, was sie in der Folge einmahl auf eine etwas unangenehme Weise überraschen könnte. Hat man das Wesen einer herrschenden Krankheit richtig erkannt, heilt man sie also im eigentlichen Sinne, so ist es, wenn die Natur dieser Krankheit verändert, man also anfänglich das wahre Heilmittel nicht kennet, sondern es erst suchen muss, dem Volke gleich sichtbar, dass man die gewohnte Sicherheit verloren. Der Laie, der den Arzt in dem Zeitraume seiner Sicherheit handeln sah, und siehet ihn hernach in dem Zeitraume seiner Unsicherheit handeln, der müsste wirklich ganz verstandlos sein, wenn ihm der Unterschied nicht in die Augen fallen sollte.

Was mich betrifft, so mache ich mir gar nichts daraus, dass die Leute so etwas merken, vielmehr habe ich des nie Hehl gehabt, dass ich bei veränderter Natur einer herrschenden Krankheit leise auftreten und sie erst kennen lernen muss, bevor ich mit Sicherheit und Bestimmtheit handeln kann; ich habe es nie Hehl gehabt, dass Krankheiten, deren Natur ich erst erforschen muss, während meiner Untersuchung Fortschritte zur Verschlimmerung machen können, ja ich habe jederzeit in solchen Fällen, nach endlich beseitigter Krankheit, das gemeine Lob, das die Leute dem Arzte als Lebensretter spenden, unter der Bemerkung abgelehnt, dass ich Lob nur dann verdient haben würde, wenn ich befähiget gewesen, der Krankheit von Anfang an Stillstand zu gebieten, und die vermeintliche Lebensrettung ganz unnöthig zu machen.

Ein Arzt, der sich nimmer als unsicher in der Erkenntniss den Augen der Menschen blossstellen will, der thut am besten, keine einzige Krankheit zu heilen, sondern sie alle nur zu behandlen. Er muss täglich neue Arzenei verordnen, auch mitunter, wenn er sich recht emsig zeigen will, zweimahl täglich, dabei mit holdseligen Reden dem Kranken, oder ist dieser schwerhörig, den Freunden die Zeit vertreiben; so kann

er Jahr aus Jahr ein sich gleich bleiben, und kein Mensch wird je sagen, dass er jetzt minder mit der Natur der zu heilenden Krankheit bekannt sei als er es früher gewesen.

Bis hierhin habe ich nur von der Veränderung des Wesens der Krankheit eines und desselben Organs gesprochen. Kommt aber die Zeit, dass der *Morbus stationarius* in der Form verändert, dass er auf ein anderes Organ übergehet, dann gilt es wahrlich noch mehr aufpassen. Eine solche Veränderung der Form offenbart sich oft durch keinen einzigen ausgezeichneten, in die Augen fallenden Zufall, sondern leider einzig durch das Nichtheilwirken des bis dahin heilenden Organmittels. Nun stehet man da und schauet das Ding ganz verblüfft an. Man merkt wol, dass man mit etwas Neuem zu thun hat; ob aber das Neue in einer Wesenveränderung der bis dahin herrschenden Organkrankheit bestehe, oder in der Erkrankung eines ganz anderen Organs, das ist das grosse Räthsel, welches einem zu lösen aufgegeben ist. Sollten vielleicht manche Leser denken, man müsse doch wol aus den Zufällen erkennen können, ob Leber, oder Milz, oder Pankreas, oder Gehirn u. s. w. erkrankt sei, so bitte ich sie, sich an das zu erinneren, was ich oben von der Unsicherheit der Erkenntniss der Krankheitsform durch die Zufälle gesagt habe. Auf eine Kleinigkeit muss ich jedoch aufmerksam machen, die mir zuweilen beim Errathen des neu erkrankten Organs gute Dienste geleistet. Das kleinliche und ängstliche Aufzählen aller Zufälle einer herrschenden Organkrankheit ist ganz nutzlos; denn die Zufälle sind gewöhnlich so wandelbar, so vielartig in verschiedenen Körpern, dass, wollte man auch, wie *Sylvius*, sie bei der Krankheitsbeschreibung in gewisse Klassen ordnen, um das Uebersehen und Behalten derselben zu erleichtern, man dadurch doch in der Folge, wenn wieder einmahl dieselbe Krankheit erscheinen sollte, den Aerzten die Erkenntniss nicht erleichtern, sondern weit eher erschweren würde; denn diese Krankheit könnte alsdann andere Zufälle zeigen als früher, und doch von dem nämlichen urerkrankten Organ abhangen als die frühere, und eben so naturet sein als die frühere, das heisst, durch das nämliche Mittel heilbar. Man beobachtet aber, zwar nicht bei allen, aber doch bei

manchen epidemischen Organberührtheiten, einen hervorstechenden Zufall, der sich bei vielen Ergriffenen zeigt. Diesen muss man im Gedächtniss behalten, er kann einem, wenn einmahl künftig die nämliche Krankheit unter der Larve ganz anderer Zufälle erscheint, die Erkenntniss der Form und des Wesens der Krankheit sehr erleichtern. Ich möchte, als ehrlicher praktischer Schriftsteller, den Vortheil, den uns die Erinnerung eines solchen Zufalles gewähret, nicht gern zu hoch anschlagen, glaube also der Wahrheit am nächsten zu bleiben, wenn ich sage: jene Erinnerung zeigt uns eine an Wahrscheinlichkeit streifende Möglichkeit, dass die neue Krankheit, bei der wir einen solchen Zufall entdecken, eine Krankheit des nämlichen Organs und eben so naturet sei als die frühere, bei der wir denselben beobachtet hatten. Ein Beispiel wird dieses ganz deutlich machen.

Im dritten Kapitel habe ich ein herrschendes Fieber beschrieben, welches von einem Urerkranken der Bauchspeicheldrüse abhing und durch das Jod geheilt wurde. Bei diesem Fieber war unter allen wandelbaren Zufällen ein morastiger Harn der gemeinste, so dass das Nichtvorhandensein desselben als Ausnahme von der Regel angesehen werden konnte. Im Jahre 1834 herrschte ein Leberfieber, welches durch eine Mischung des salzsauren Kalkes und der Schellkrauttinktur geheilt wurde. Im Dezember war so gesunde Zeit, dass ich mich nicht erinnerte, seit vielen Jahren eine solche erlebt zu haben. Am Ende des Jahres erkrankten aber etliche Menschen an akuten Fiebern, die von einer unheimlichen, neuen Art waren, obgleich sie sich, hinsichtlich der Zufälle, von dem bis dahin bestandenen *Morbo stationario* nicht unterschieden. Bei der neuen sowol als bei der alten Krankheit klagten die meisten Menschen über ein eigenes Gefühl in der Gegend des Magens, welches einige bestimmt Schmerz, andere Druck, andere eine Leere nannten. Die alte Krankheit war bis dahin bestimmt der Mischung des salzsauren Kalkes mit der Schellkrauttinktur gewichen; die neue kehrte sich aber nicht an diese Medizin, woraus ich denn erkannte, dass es wirklich eine neue sein müsse. Das Neue konnte aber eben so wol in einer Wesenveränderung der alten Leberkrankheit bestehen als von der Erkrankung

eines anderen Organs abhangen. Um zur Erkenntniss zu kommen, versuchte ich andere Lebermittel, aber ganz ohne Erfolg. Im Januar 1835 kamen mehre Kranke, theils fiebernde, theils fieberlose. Das eigene Gefühl in der Magengegend war ganz gemein, aber auch sehr zweideutig. Merkwürdiger war mir der eben so allgemeine morastige Harn. Sollte das auch wol, dachte ich, wie früher ein Zeichen des urerkrankten Pankreas sein? — Die Möglichkeit war nicht zu läugnen, allein es war an sich auch nur eine nackte Möglichkeit. Das beobachtete Nichtheilwirken der Lebermittel erhob diese Möglichkeit zwar noch nicht zur Wahrscheinlichkeit, sie gab ihr aber doch eine Schattung der Wahrscheinlichkeit, die mich zwar nie bestimmt haben würde, feindliche Mittel zu versuchen, die mich aber wol bestimmte, das unfeindliche Jod zu versuchen. Ich gab die Tinktur, wie ich sie früher bei chronischen und akuten Pankreaserkrankungen gegeben, zu 30 Tropfen tags in getheilten Gaben, und siehe! das Heilmittel war gefunden. Freilich unterschied sich die jetzige Pankreaskrankheit von der früher beobachteten in einigen Nebenumständen; jetzt wurde z. B. Leber, oder Nieren, weit leichter consensuell ergriffen, besonders zur Zeit der Besserung des urerkrankten Organs, auch war bei einigen das akute Fieber eine Salpeteruraffektion des Gesammtorganismus, mithin die Krankheit eine vermischte: das sind aber doch nur Kleinigkeiten, in welche man sich bald findet, wenn man nur das urerkrankte Organ und die Natur seiner Erkrankung kennet.

Zuweilen trifft es sich auch, dass bei einem *Morbo stationario*, dessen Form und Wesen wir gut kennen, in einem einzelnen Körper das Wesen dieser Krankheit anders geartet ist; bei solchen Ausnahmen von der Regel ist wahrlich guter Rath theuer, die *Boerhavische Comparatio plurium eodem tempore decumbentium simul* fällt dann ganz weg. Hier hat mir auch zuweilen die Erinnerung eines ausgezeichneten, bei einer früheren epidemischen Krankheit beobachteten Zufalles einen Wink gegeben, der dem Kranken zum Heile diente. Einst herrschte als *morbus stationarius* eine Leberkrankheit, die in dem Jahre, wo der zu erzählende Fall sich zutrug, durch Brechnusswasser zu heilen und bald zu heilen war. Bei einem

jungen Manne wollte sie aber dieser Panazee nicht gehorchen, sondern machte Fortschritte zur Verschlimmerung. Es entstand consensueller Durchfall, und weder die Verminderung der Gabe des Brechnusswassers, noch die Verbindung desselben mit Oelemulsion konnte diesen Zufall beschwichtigen, die Krankheit in ihren Fortschritten zur Verschlimmerung hemmen. Eines Morgens kam mir die Ehefrau weinend in der Hausthür entgegen und sagte, ihr Mann werde sterben, der Darmkoth laufe von ihm ins Bett, ohne dass er Gefühl davon habe. Ich fand ihn bei gutem Verstande, und er sagte jetzt selbst, dass er von dem Abgehen des flüssigen Kothes nicht das geringste Gefühl im After habe, sondern nur hintennach die Nässe an den Schenkeln fühle. Ich erinnerte mich gleich, vor mehren Jahren bei einer herrschenden Leberkrankheit den nämlichen seltsamen Zufall beobachtet zu haben. Da jene Krankheit damahls durch Schellkraut heilbar war, so versuchte ich jetzt, durch den nämlichen Zufall gemahnet, auch das nämliche Mittel. Ich gab kleine Gaben der Schellkrauttinktur, und schon am folgenden Tage stand der Durchfall, und die Besserung machte nun täglich so sichtbare Fortschritte, dass die Genesung weit balder erfolgte als ich es vermuthen konnte; ja dem fortgesetzten Gebrauche des nämlichen Mittels wich nun auch allmählig eine lange vor dem Fieber bestandene chronische Lebererkrankung, die sich durch Missfarbe des Gesichts und kurzen Husten offenbaret hatte.

Es ist Schade, dass nicht alle herrschende Organkrankheiten einen allgemeinen, oder einen auffallenden Zufall haben, der uns, bei ihrem künftigen epidemischen oder sporadischen Erscheinen, wo nicht gerade als Erkennungszeichen, doch als mahnender Wink dienen könnte. Alle haben aber bestimmt nicht ein solches Zeichen. Ich würde jetzt die Geduld der Leser missbrauchen, wenn ich mehr von diesem geringfügigen Gegenstande sagen wollte. Freilich, wir Praktiker müssen listig sein wie die Schlangen, wir dürfen das Unbedeutendste, das uns den Weg zur Erkenntniss auch nur dunkel andeutet, nicht verachten; aber von solchen Kleinigkeiten viel zu schwatzen und viel darauf zu pochen, halte ich für unanständig.

Nun will ich das Ergebniss meiner Beobachtung über die *Morbos intercurrentes* dem Leser mittheilen.

Dass bei dem Bestehen eines *Morbi stationarii* andere Krankheiten bald häufig, bald minder häufig erscheinen, eine längere oder kürzere Zeit herrschen und dann wieder verschwinden, welche mit dem *Morbo stationario* keine Gemeinschaft haben, abgesehen von ihrer Form, ganz anderer Natur sind als jener, diese Wahrheit wird gewiss kein Arzt, der nur zehn Jahre die Kunst geübt, in Abrede stellen. Die *Morbi intercurrentes* können, unter verschiedener Form auftretend, bald Universal-, bald Organ-, bald Mischkrankheiten sein. Die gewöhnlichsten, die in meinem Wirkungskreise vorkommen, sind (mit nosologischen Namen bezeichnet) folgende: Ruhr, fieberischer Durchfall, Scharlachfieber, Rheumatismus, fieberische und unfieberische Husten, Angina, geschwollene Halsdrüsen (besonders bei Kindern), Masern, Varizellen, Wechselfieber u. a. In der Folge wird man, denke ich, auch wol die Cholera dazu rechnen müssen.

Der *Morbus stationarius* verbreitet sich wahrscheinlich über einen grossen Strich Landes; wie weit? das kann ich nicht einmahl muthmassen, weil es ganz ausser dem Bereiche meiner Beobachtung liegt. Der *Morbus intercurrens* beschränkt sich gewöhnlich auf einzelne Gegenden, auf einzelne Städte, Dörfer, ja, was wahrhaft seltsam ist, zuweilen auf eine einzige Bauerschaft. Er kann mehre Orte gleichzeitig, oder auch nachzeitig besuchen, und im letzten Falle, die nächstgelegenen verschonend, sich in entfernteren zeigen. In jüngeren Jahren habe ich mir wol über solche Wunderlichkeiten den Kopf zerbrochen, ich thue es aber schon längst nicht mehr, denn ich habe schon längst begriffen, dass des Menschen Witz nicht ausreicht, diese Heimlichkeiten der Natur zu ergründen, man also am klügsten thut, sich einfältig an die Beobachtung zu halten.

Die Schwierigkeit, die Natur der zwischenlaufenden Krankheiten zu erkennen, ist für den kleinstädtischen Arzt gross, sehr gross, (über das Geschäft grossstädtischer Aerzte kann ich in dieser Hinsicht nicht urtheilen, ich kenne es nicht). Erscheinen diese Krankheiten zuerst in meinem Wohnorte, so

wird mir die Erkenntniss zum wenigsten dadurch erleichtert, dass ich die ergriffenen Menschen so oft sehen kann als es mir gefällt, mich also auf keine unvollkommne Berichte zu verlassen brauche. Habe ich dann hier die Natur einer solchen Krankheit erkannt, so kann ich später, wenn sie an anderen Orten meines Wirkungskreises erscheint, als Heilmeister auftreten, vorausgesetzt, dass sie dort eben so geartet sei als hier. Wenn sie aber nicht zuerst in meinem Wohnorte sich äussert, sondern zwei, drei Wegstunden von hier, und ich soll Rath geben, wie siehet es da aus? Es muss gehen wie es kann; unser Geschäft ist ein seltsames Geschäft, man macht Foderungen an uns, zu deren Befriedigung ein wahrhaft göttlicher, prophetischer Geist uns leiten müsste, dessen Regungen ich prosaischer Verstandesmensch aber leider in mir vermisse. Eins kommt mir besonders zu gute, welches vielleicht manchem anderen kleinstädtischen Arzte abgehen wird. Mein Wohnort ist der ungesundeste, der vielleicht in einem Umkreise von 50 Meilen zu finden sein mag, daher mögen auch wol die zwischenlaufenden Krankheiten sich durch die Bank hier früher äussern als an anderen Orten meines Wirkungskreises; mit Ausschluss jedoch der ansteckenden, denn die machen ihre besonderen Reisen.

Zu bemerken ist auch, dass eine an mehren Orten sich äussernde zwischenlaufende Krankheit zwar gewöhnlich an allen diesen Orten von gleicher Natur ist, man dieses aber keinesweges für eine feste Regel halten darf. Es gibt wirklich Ausnahmen, und die sind, wie man leicht denken kann, sehr ungemächlich für den kleinstädtischen Praktiker.

Verbindet sich die feststehende Krankheit mit den zwischenlaufenden? — Nach meiner Beobachtung thut sie es gewöhnlich nicht; es gibt aber Ausnahmen von der Regel und man mag wol auf diese achten. Wenn Leberkrankheit feststehende Krankheit ist, so vermischen sich z. B. die Wechselfieber gern mit derselben; zwar beobachtet man das nicht in allen Körpern, aber doch in manchen, auch in dem einen Jahre mehr als in dem andern. Endlich ist noch Folgendes zu bemerken: wenn eine zwischenlaufende Krankheit so viele Menschen an einem Orte in einem gewissen Zeitraume ergreift, dass die nicht-

ärztlichen Menschen diese häufige Erkrankung eine Epidemie nennen, so scheint gewöhnlich für die Zeit der *Morbus stationarius* verschwunden zu sein. Er ist es aber nicht, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man in nahgelegenen Orten, die von der sogenannten Epidemie nicht berührt sind, Geschäfte hat. Dass er aber verschwunden zu sein scheint, möchte übel zu erklären sein, man muss sich nur an die Beobachtung halten; die ist oft genug gemacht, z. B. in neuer Zeit bei der Cholera und in früher Zeit bei der Pest.

Endlich muss ich auch noch der Vollständigkeit wegen an etwas erinnern, wovon ich schon früher, vielleicht mehr als Einmahl, in diesem Buche gesprochen, dass nämlich die unbekannten Einflüsse, welche die epidemischen Organberührtheiten machen, bei weitem nicht alle berührte Menschen ins Bett werfen. In einem grossen Theile ist das Organ nur so mässig, so leise, ergriffen, dass die Verrichtungen desselben wenig dadurch gestört sind, das Gesundheitsgefühl kaum merkbar getrübt ist. In manchen Fällen gleicht die heilende Natur diese kleinen Abweichungen mit der Zeit wieder aus; in manchen anderen thut sie es aber nicht, sondern die kleinen Abweichungen von dem Normalen verschlimmeren allmählig und werden endlich nach langer Zeit zu chronischen, schwerheilbaren, oder unheilbaren Organkrankheiten. In solchen früher leisen, unbeachteten epidemischen Organberührtheiten liegt der Keim des Todes vieler Menschen, ja ich glaube selbst, dass vorzüglich in ihnen der Grund der vorzeitigen Sterblichkeit des Menschengeschlechtes zu suchen ist.

Das ist nun alles, was ich als das Ergebniss meiner Beobachtung über die epidemische Constitution aufstellen kann; weiter unten muss ich diesen Gegenstand noch einmahl wieder aufnehmen, um den Werth jener Beobachtungen als Erkennungsmittel richtig zu schätzen; jetzt lässt sich dieses noch nicht thun, weil ich mich dabei auf Voraussetzungen beziehen müsste, über welche ich mich mit dem Leser noch nicht besprochen. Vorläufig sei es mir erlaubt, meine Gedanken über *Sydenham* und die nachsydenhamische Zeit einzuschalten.

*Sydenham* ist, so viel ich weiss, derjenige gewesen, der zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass nicht bloss in eigent-

lichen Ort- oder Landseuchen die Natur der Krankheit fast bei allen zu der Zeit ergriffenen Menschen gleich sei, sondern dass diese Gleichheit der Krankheitsnatur auch in gemeinen Zeitläufen Statt findet, wo die Zahl der Erkrankten gar nicht das gewöhnliche Mass übersteigt, also in der Laienwelt keine Rede von einer Epidemie ist. Er nannte dieses *Constitutio epidemica*, und unterschied ganz richtig die *Morbos stationarios* von den *intercurrentibus*. Die Richtigkeit seiner Beobachtung wird dadurch wahrscheinlich, dass, abgesehen von den Widersprüchen einiger früheren Gegner, der grösste Theil nachfolgender Aerzte seine Beobachtungen bestätiget haben; denn dass spätere Systematiker sie einem so genannten System zu Liebe verwarfen, kann wol nicht in Betracht kommen, da das System dieser Verwerfer längst zu Grunde gegangen ist.

Ich gehöre wahrlich nicht zu den Aerzten, die bei allen Beobachtungen, bei allen anatomischen und physiologischen Untersuchungen fragen: wozu soll uns das dienen; die alles als eine Thorheit verwerfen, von dem man nicht augenblicklich den praktischen Nutzen nachweisen kann; ich sehe vielmehr ein solches Verwerfen als Zeichen einer grossen Geistesbeschränktheit an, oder doch zum mindesten als einen Beweis, dass die Verwerfer auf einer etwas niedrigen Stufe verstandhafter und praktischer Bildung stehen. Wenn aber schon zweihundert Jahre verflossen sind, seitdem eine Beobachtung gemacht ist, die, wie die *Sydenhamische*, der Praxis ausschliesslich anzugehören scheint und die schon von so vielen Aerzten bestätiget ist, so darf man doch wol, ohne den Vorwurf der Geistesrohheit auf sich zu laden, die Frage aufwerfen: welchen Nutzen hat denn eigentlich die *Sydenhamische* Beobachtung für das Heilgeschäft gehabt? Dass sie wenig Nutzen für die Praxis des *Sydenham* selbst gehabt, ist von verständigen Männern längst anerkannt; der ganze Vortheil bestand darin, dass er sich bewogen fand, bei der einen Krankheit etwas weniger Blut zu lassen, etwas weniger zu laxiren, als bei der anderen. In der Folge hat man ihm als Heilmeister einen gar zu grossen Werth beigelegt, welcher Missgriff heut zu Tage schon längst erkannt ist. Aber selbst in späteren Zeiten, da man seine Heilarten als unzulänglich verworfen, haben die praktischen

Aerzte noch immer eine besondere Vorliebe für ihn behalten, die freilich in der gegenwärtigen Zeit bei den jüngeren rein verflogen zu sein scheint. *Sydenham* hatte in meiner Jugend für mich viel Anziehendes, und zugleich hatte ich doch einen Abscheu, seine Heilarten zu versuchen: anderen Aerzten ist es eben so ergangen; was ist doch der Grund dieser gleichzeitigen Zu- und Abneigung? Meines Erachtens folgender. *Sydenham* hat einen schlichten, geraden Verstand, das ist schon etwas, was die meisten Praktiker anspricht. Er verwirft die herrschende Theorie als unzulänglich zur Erkenntniss des Wesens der Krankheiten, er spricht darüber ganz unumwunden seine Meinung aus; er ist kein Heuchler, kein Larvenmann, sondern er ist ein wahrhaftiger Mann. Alle Aerzte, die die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Schultheorie sich auch nur dunkel dachten, sie fühlten, mussten also zu ihm, als zu einem nahen Geistesverwandten hingezogen werden, wenn gleich seine wunderlichen Heilarten sie eisig zurückstiessen. Höchstwahrscheinlich hat auch eine dunkle Verstandesverrichtung in den Köpfen der Aerzte, eine Ahnung des grossen Vortheils, der aus *Sydenhams* Naturbeobachtung künftig einmahl der Heilkunst erwachsen könne, demselben eine ausgezeichnete Hochachtung erhalten, von der die Hochachtenden sich selbst, gerade weil sie die Frucht einer dunklen Verstandesverrichtung war, keine Rechenschaft zu geben vermochten.

Wie kam es denn aber, dass *Sydenhams* Naturbeobachtung auf seine eigene Praxis so wenig Einfluss hatte? Meine Meinung darüber ist folgende. *Sydenham* trug die Fesseln, die ihm in seiner Jugend die Schule angenietet, bis an sein Ende; er hat freilich tüchtig daran geschüttelt, sich bass bemühet, ihrer los zu werden, nimmer hat er aber die Nietnägel entdeckt, durch welche sie unlöslich an ihm hafteten. — Das ist eine Bildersprache, werden die Leser sagen. — Ganz recht, das ist auch eine Bildersprache; sie bezeichnet aber treffend den Zustand des *Sydenhamischen* Geistes. Er suchte das Irrige, das Unzugängliche der damahls gängigen Theorie in dieser Theorie selbst, und sah nicht ein, dass er es einzig in der Grundfeste derselben hätte suchen müssen, in dem Endpunkte, von dem sie ausging. Sie, wie alle frühere und spätere

Theorien, ging von einer vermeintlichen Kenntniss des belebten Menschenleibes aus. Da die Aerzte aber von dem belebten Menschenleibe sehr wenig kennen und sehr viel davon phantasiren, so war es ja ganz zwecklos, dass er, die Basis der gängigen Theorie nicht beachtend, gegen die Theorie selbst eiferte, denn er kämpfte ja dadurch nur gegen ein bares Schattenbild.

Durch das Verwerfen der Theorie verlor er alle Haltung: zu gescheit und zu erfahren, auf die blossen Krankheitszufälle eine Heillehre zu gründen und so den rohen Empirismus zu predigen, versuchte er es, sich eine eigene Heillehre aus etwas *Ebullitio humorum*, etwas *Ataxia nervorum*, und anderem Klingklang zusammen zu flicken, und damit seinen gefesselten, aber in den Fesseln verzweifelt sperrigen Verstand zu beschwichtigen. Von dieser *Sydenhamischen* Heillehre kann man wol sagen wie vom alten Chaos; *instabilis tellus*, *innabilis unda;* was Wunder? dass bei diesen wirren Ansichten seine Naturbeobachtungen so geringen Einfluss auf sein Heilgeschäft hatten. Ich bin überzeugt, hätte er nicht so eingeklemmt in den Fesseln seiner Zeit gesessen, hätte er nicht die schulrechte Lehre selbst, sondern die Grundfeste derselben angegriffen, hätte er sich mit dem todten *Paracelsus* befreundet, und dieser ihm den Gedanken in die Seele geworfen, dass eine verstandhafte Heillehre sich weit besser und folgerechter auf eine wirkliche, erkennbare Basis, auf die Heilwirkung der Arzeneien, als auf eine grösstentheils nur in der Einbildung vorhandene Kenntniss des belebten Leibes gründen lasse, er würde den Gedanken festgehalten, ihn verfolgt, ihn weiter ausgebildet haben, und dann das praktische Ergebniss seiner Naturbeobachtungen ganz anders ausgefallen sein als jetzt.

Die nämliche Fessel, die *Sydenhams* Verstand gebunden, hat auch in der Folge den Verstand seiner Verehrer gebunden; darum darf es uns nicht auffallen, dass diese eben so schlechte, werthlose Früchte von ihren Naturbeobachtungen geerntet als ihr Meister. Wie oft habe ich bei Schriftstellern der nach*sydenhamischen* Zeit den Ausdruck gefunden: die *Constitutio epidemica* sei nervös, oder gastrisch, oder entzündlich, oder rheumatisch gewesen. Um des Himmels willen! welchen bedeutenden

Einfluss kann dieses armselige Wissen auf die Erkenntniss und Heilung der Krankheiten haben? Freilich, wenn ich z. B. weiss, eine herrschende Krankheit sei gastrisch, sie stecke im Bauche, so ist das allerdings besser, als wenn ich nicht einmahl weiss, ob sie im Kopfe, oder in der Brust, oder im Bauche steckt. Im Grunde ist es aber doch nur ein armseliges Wissen, denn das Reich des Bauches ist gross, der Organe sind viele, und die Erkrankungen derselben so mannigfach, dass das Wissen, die Krankheit stecke im Bauche, vor dem was wir nicht wissen, und was doch nothwendige Bedingung des eigentlichen Erkennens und Heilens ist, zu einer wahrhaften Winzigkeit einschrumpft.

Nur wenn man begreift, dass die Behauptung der schulrechten Aerzte, ihre Lehre gründe sich auf eine genaue Kenntniss des menschlichen Organismus, eine *Contradictio in adjecto* enthält, also um kein Haar klüger ist, als die Behauptung: ich wetze mein Messer auf einem hölzernen Schleifstein, oder fasse meine Fensterscheiben in hölzernes Blei; nur wenn man begreift, dass eine auf diese Nichtbasis gegründete Heillehre bloss ein unhaltbares Phantasiegebilde sein müsse; nur wenn man begreift, dass die Heilwirkung der Arzeneien die einzige erkennbare Basis sei, auf welche man eine brauchbare Heilmittellehre gründen könne: nur dann ist man befähiget, den praktischen Werth der *Sydenhamischen* Beobachtungen richtig zu würdigen.

Nun müssen wir endlich den vierten Weg zur Erkenntniss der Krankheit zu gelangen, das Helfen und Schaden der gegebenen Mittel, betrachten.

Im fünften Kapitel habe ich schon auf den grellen Widerspruch aufmerksam gemacht, der zwischen einer zusammengesetzten, buntscheckigen Rezeptschreiberei und der Behauptung Statt hat, man könne durch Helfen und Schaden der Arzeneien die Natur einer Krankheit erkennen; ich brauche also jetzt diesen Gegenstand nicht weiter zu berühren, sondern kann ohne Um- und Abschweif auf das *Punctum saliens* lossteuern.

Wir können von dem Wesen oder der Natur einer Krankheit, das heisst, von der Krankheit, in so fern sie von der

Form verschieden ist, nichts erkennen, als nur ihr Verhältniss zu der Heilwirkung der Arzenei. Daraus folgt, dass wir das Wesen der Krankheit nur durch Auffinden ihres Heilmittels erkennen können, und dass alle Krankheiten für unseren Verstand so lange unerkannte Krankheiten sind, bis wir das wahre Heilmittel gefunden. Eine Krankheit, deren Natur mir unerkennbar ist, weil ich kein Heilmittel auf dieselbe weiss, kann einem anderen Arzte erkennbar sein, weil er ihr Heilmittel weiss. Darum muss man mit der Erklärung der Unheilbarkeit etwas sparsam umgehen; ja, wer sich auch einbildet, ein gelehrter und sehr belesener Mann zu sein, der mag doch wohl bedenken, dass in der medizinisch-praktischen Welt manches mit Vortheil geübt wird, von dem die Bücher schweigen. Dass man über die Natur einer Krankheit Vermuthungen haben könne, läugne ich nicht; allein stützen sich diese Vermuthungen auch auf die wahrscheinlichsten Gründe, so können sie dennoch täuschen: darum läuft das Erkennen der Natur einer Krankheit zuletzt immer auf das Anwenden der Probemittel hinaus. Der Scheidekünstler kann aus den sinnlichen Eigenschaften eines Naturkörpers wol mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit dessen Zusammensetzung vermuthen, aber nur dadurch, dass er die Probemittel (*Reagentia*) mit ihm in Berührung bringt, erlangt er eine sichere Erkenntniss der Natur desselben. Nun, haben wir Aerzte denn einen anderen Weg zur wahren Erkenntniss der Natur einer Krankheit zu gelangen? —

Wenn der Scheidekünstler durch die sinnlichen Eigenschaften des zu untersuchenden Körpers Vermuthung über dessen Natur hat, so setzt er, durch diese Vermuthung bestimmt, lieber gleich anfänglich ein solches *Reagens* zu dem Körper, welches ihm bejahende, als ein solches, welches ihm verneinende Ergebnisse liefert.

Gerade so müssen wir Aerzte es auch mit den Krankheiten machen. Haben wir eine auf Wahrscheinlichkeit gegründete Vermuthung über die Natur einer Krankheit, so bringen wir lieber, durch diese Vermuthung geleitet, dasjenige Arzeneimittel mit dem Organismus in Berührung, welches unsere Vermuthung bestätiget, als das, welches sie nicht bestätiget, oder, mit anderen Worten, lieber das, was heilt,

als das, was nicht heilt. Alle Schullehre, über die Wege zur Erkenntniss zu gelangen, kann uns nie zur wahren Erkenntniss der Natur einer Krankheit führen; höchstens kann sie uns in dem Einzelfalle bestimmen, das Probemittel A früher mit dem Organismus in Berührung zu bringen, als die Probemittel X, Y, Z, indem wir eine an Wahrscheinlichkeit streifende Vermuthung gewonnen, A werde sich vielleicht eher als Heilmittel ausweisen, als X, Y, Z: der ganze alterthümliche Unterricht betrifft also nicht einmahl die eigentliche Erkenntniss der Krankheit, sondern nur die Abkürzung des Probeprozesses, durch welchen einzig die Erkenntniss des Wesens der Krankheit möglich ist.

Nun sehe ich voraus, die echt Schulgläubigen unter meinen Lesern werden mir ob dieser Aeusserung zürnen, mich vielleicht gar als einen rohen Empiriker verachten. Ich bitte Euch aber freundlich, werthe Amtsbrüder! schöpft nur einmahl etwas Gemengsel aus dem rationell-empirischen Danaidenfasse ärztlicher Beobachtungen, breitet es vor Euch aus und beschauet Euch das Ding mit Aufmerksamkeit; was findet Ihr nun? — Ihr werdet wol so gut als ich finden, dass die Observationenschreiber bei einer und derselben Krankheit heute diese, morgen jene Indikation machen, heute dieses, morgen jenes Mittel reichen, und dass es so im unaufhaltsamen Wechsel fortgehet, bis der Kranke entweder geneset, oder stirbt. Wollt Ihr mich vielleicht glauben machen, dieses tägliche Abändern der Indikationen, dieses Wechseln der Arzeneien beruhe auf einem zusammenhängenden, tief durchdachten, auf eine gründliche Kenntniss des Organismus sich stützenden Heilplane, so sage ich Euch ganz ehrlich: Ihr könnt das wol den durch Euch selbst verschrobenen Köpfen vornehmer, allzeit arzeneiender Grossstädter weissmachen, aber gewiss nicht dem schlichten Verstande kleinstädtischer Bürger, und am wenigsten mir, der lange genug auf dem Fechtboden gewesen, um alle Trugstösse zu kennen. Der kleine Unterschied, der zwischen Euch und mir bestehet, ist folgender. Ihr bringt die Krankheit unter eine krankheitslehrige Kategorie, macht nach dieser Eure Indikationen, und sucht dann in der *Materia medica* ein Mittel aus einer solchen heilmittellehrigen Kategorie, welche auf die

krankheitslehrige Kategorie passt, unter welche Ihr die Krankheit gereihet. — Ist Eure Rechnung richtig, so muss Eure Arzenei nothwendig helfen: aber siehe! die Arzenei versagt die fest erwartete Hülfe, ja die Krankheit wird wol gar schlimmer darauf. — Irren ist menschlich; Ihr habt Euch verrechnet; — fangt nur geduldig die Rechnung noch einmahl von vorn an. Neue Indikationen werden gemacht, andere Mittel aus dem Arzeneischatze gewählt. Aber, o Jammer! das Ding will noch nicht rutschen; — Ihr müsst wol wieder die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. — Nur frischen Muth! und noch einmahl die Rechnung gemustert! vielleicht wird es dann besser gehen. So bleibt Ihr am Grübeln und am Spähen, am Wählen und am Verwerfen, bis Ihr entweder das wahre Heilmittel trefft, oder bis der Kranke von selbst geneset, oder bis er stirbt. — Könnt Ihr es nun läugnen, dass Ihr in beständigen Täuschungen lebt, und unaufhörlich gescheiterte Pläne zu beklagen habt? — Mir scheint aber, werthe Herren und Freunde! ein Leben, das unter beständigen Täuschungen hingehet, ist ein schlechtes, ein wahrhaft erbärmliches Leben.

Was nun mich selbst betrifft, so erfahre ich nie eine Täuschung, nie scheitern meine Heilpläne. Ueberzeugt, dass die Natur der Krankheiten auf keine andere Weise als nur durch Probemittel zu erkennen ist, mache ich keine gelehrte Heilpläne; ich denke nie, das gegebene Heilmittel wird oder muss helfen, sondern ich denke, es kann helfen, es kann auch vielleicht nicht helfen. Mein Verstand befindet sich also zu den Krankheiten gerade in der nämlichen Stellung, als der Verstand des Scheidekünstlers zu den Naturkörpern, welche er untersuchen will. Da wir nun, werthe Freunde! allesammt Prober sind, so frägt es sich jetzt: wer wird (alles Uebrige gleich) am ersten und mit den wenigsten Proben zur Erkenntniss der Krankheit gelangen, der rationelle Empiriker, der Krankheiten und Arzeneimittel unter gedankenbildliche Kategorien reihet, oder der reine Empiriker, der nur Wirklichkeitskategorien anerkennt? — Ich sollte denken, der gesunde Menschenverstand gibt es schon, dass der Letzte den Ersten überflügeln müsse.

Bis hierhin habe ich bloss von der Erkenntniss der Natur

oder des Wesens der Krankheit durch Probearzeneien gesprochen; jetzt muss ich aber auch noch ein Wort von der Erkenntniss der Form sagen. In manchen Fällen kann man allerdings aus den Krankheitszufällen mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit auf die Form schliessen; man kann errathen, ob der Gesammtorganismus, oder ein Organ, und welches Organ urerkrankt sei. Dass dieses Errathen durch die Zeichen aber in vielen Fällen höchst unsicher und in vielen anderen bar unmöglich sei, habe ich im Vorigen hoffentlich schon zur Genüge gezeigt. Wir sind also auch hier in vielen Fällen einzig auf die Probemittel beschränkt. Ueber die Reihenfolge, in welcher wir die Probemittel geben müssen, lässt sich nichts Allgemeines sagen, welches belehren könnte. Folgender Krankheitsfall wird es, denke ich, den jüngeren Lesern ganz anschaulich machen, wie durch äussere Umstände (über welche sich doch offenbar nichts allgemeines sagen lässt) der Arzt zu dem Vor-, oder Nachgeben des einen und des anderen Probemittels bestimmt wird.

Im Jahre 1833 verlangte man meine Hülfe bei einem irrsinnigen Landmanne. Bei diesem war nicht einmahl ein Schatten von Wahrscheinlichkeit zu erspähen, der mich hätte errathen lassen, ob sein Gehirn mitleidlich, oder urerkrankt sei. Für die letzte Ansicht sprach die Aussage seiner Freunde, die lautete nämlich: er habe das Gut, welches er baute, von seinen Geschwistern zu theuer übernommen, diesen Missgriff später erst recht eingesehen, darüber gebrütet, und durch dieses Brüten sei er schweigsam und dann irrsinnig geworden.

Zeichen eines Bauchleidens waren von den Hausleuten nicht zu erfragen, und von dem Irren begreiflich am wenigsten. Sein Harn war eine kleine Schattung dunkler als ein vollkommen gesunder, er hatte eine Goldfarbe. Diese gelbe Färbung war aber ein zu vieldeutiger Zufall, um von demselben auf ein Urleberleiden zu schliessen; er hätte eben so gut, als Zeichen consensueller Nieren-, oder Leberberührtheit, von einer Urgehirnerkrankung abhangen können. Bei der Unmöglichkeit, über die Form und über die Natur dieser Krankheit, eine, auch nur auf die dunkelste Vermuthung gegründete Meinung zu haben, blieb mir also nichts anders über, als die

Erkenntniss einzig durch Probemittel zu suchen. Nun lagen zwei Wege vor mir, unter welchen ich zu wählen hatte; ich konnte nämlich zuerst Bauchprobemittel, oder zuerst Gehirnprobemittel geben. Für die Urgehirnerkrankung sprach die Anamnese; die Aussage der Freunde; dass der Mann das Gut zu theuer übernommen und sich dieses zu Herzen gezogen, war wirklich wahr. — Für eine Urlebererkrankung sprach die Form des *Morbi stationarii* (damahls bestand dieser in einer Lebererkrankung) und ein klein wenig der goldfarbene Harn. Die Gründe, die mich hätten bestimmen können, bei meinem Proben, Bauch-, oder Gehirnmittel zuerst mit dem Organismus in Berührung zu bringen, hielten sich also die Wage; ja genau betrachtet, gab die auf Urgehirnleiden deutende Anamnese noch wol scheinbar einen kleinen Ausschlag. — Ich hielt aber doch für das Klügste, mit einem Bauchmittel mein Proben zu beginnen, und zwar aus folgendem Grunde. Angeblich war, nach Aussage der Freunde, der Irrsinn durch psychische Einwirkung entstanden. Das Thatsächliche in dieser Angabe musste ich als wahr annehmen, aber den feindlichen, krankmachenden Einfluss der Thatsache auf die Psyche, durfte ich doch nicht mit der Thatsache selbst gleichstellen. Die Thatsache, dass der Bauer das Gut zu theuer übernommen und darüber gegrübelt, war etwas Geschichtliches, durch glaubwürdige Zeugen Bestätigtes; aber dass er durch dieses Grübeln irre geworden, war bloss etwas Vermuthetes. Geschichtlich konnte ja nichts nachgewiesen werden, als dass das Grübeln über den unvortheilhaften Ankauf des Gutes dem Irrsinne vorhergegangen. Alles, was aber einer Krankheit vorhergehet, stehet mit dieser bei weitem nicht immer in ursachlichem Zusammenhange. — Gesetzt aber, der Bauer wäre wirklich durch diese psychische Einwirkung irre geworden, so bestand doch das feindlich Einwirkende immer noch, ich konnte es nicht entfernen, denn ich konnte ja den unvortheilhaften Vertrag, den er mit seinen Geschwistern geschlossen, nicht aufheben. Ich würde also, hätte ich dem Kranken zuerst Gehirnmittel reichen wollen, wahrscheinlich auf etwas Unmögliches hingearbeitet haben. Da das aber ein sehr undankbares Geschäft ist, so hielt ich es für weit klüger, vorläufig auf eine,

freilich auch nur bloss mögliche Lebererkrankung Probemittel zu reichen. Ich wählte zu dem Ende die Schellkrautsafttinktur, täglich zu 30 Tropfen in getheilten Gaben, so, dass 6 Tropfen auf jede Gabe kamen. — Der *Morbus stationarius* war freilich durch Brechnusswasser damahls am sichersten zu heilen; aber in dem vorliegenden Falle bestimmte mich doch eine allgemeinere Erfahrung zur Wahl des Schellkrautes. Ich habe nämlich durch die Zeit gemerkt, dass zwar die Urerkrankung aller Bauchorgane, consensuell das Gehirn ergreifend, Irrsinn verursachen kann; dass aber von den verschiedenartigen Lebererkrankungen, welche ich beobachtet, keine leichter dieses thut, als die Schellkrautleberkrankheit, sie mag chronisch oder akut auftreten.

Auf den Gebrauch der Schellkrauttinktur sah ich innerhalb acht Tage den goldgelben Harn strohfarbig, also normal werden. Das gab mir schon Wahrscheinlichkeit, dass ich vielleicht den richtigen Heilweg eingeschlagen, zumahl da der Kranke, fast gleichzeitig mit dieser Veränderung des Harnes, das eigene, unstäte Wesen verlor, das solchen Menschen gewöhnlich anhängt. Bei dem fortgesetzten Gebrauche der Tinktur wurde der Irrsinn immer minder und minder, und verschwand dann ganz, so, dass der Bauer nach drei Wochen wieder eben so verständig war, als er vorher gewesen.

Die Leser werden hier sagen: in dem erzählten Falle sei ja durch das Probemittel nicht bloss die Form der Krankheit, sondern auch das Wesen erkannt und Heilung bewirkt. Ganz recht! In den Fällen, wo man als untersuchender Arzt bei dem ersten Griffe den Nagel auf den Kopf trifft, ist Form-, Wesenerkenntniss und Heilung Eins. Ganz anders verhält es sich aber, wenn man von den Probemitteln, statt positive, negative Wirkung gewahret; da kann man durch die negative Wirkung wol die Form der Krankheit erkennen und doch von der Wesenerkenntniss noch fern sein. Wir wollen einmahl annehmen, in dem erzählten Falle wäre das Gehirnleiden nicht ein consensuelles, sondern ein wirkliches Urleiden dieses Organs gewesen, und ich hätte meine Untersuchung durch Probemittel bei den Bauchorganen anfangen wollen, so würden ja alle Bauchmittel keine Heilwirkung gezeigt haben. Durch

dieses Nichtheilwirken der Bauchmittel würde mir die Erkenntniss geworden sein, dass das Gehirn sich in einem Zustande der Urerkrankung befinde. Das würde dann aber eine blosse Formenerkenntniss gewesen sein, und ich hätte wieder aufs neue durch Probemittel die Natur dieser Urgehirnkrankheit erforschen müssen.

Mir scheint es jetzt, ich habe genug über die Erkenntniss der Krankheit gesprochen. Hätte ich es bloss mit Lesern zu thun, die, als meine nahen Geistesverwandten, den von mir betretenen Weg weiter verfolgen wollten, so würde ich diesen zu Liebe noch mehr von der Erkenntniss, besonders von der schwierigen vermischter Krankheiten sagen: da ich aber voraussehe, dass ein grosser Theil der Aerzte, die dieses Buch lesen, es nur, von Vorurtheilen eingenommen, als eine blosse Posse aus Neugierde durchlaufen werden; es aber höchst unanständig von mir sein würde, diese achtbaren Amtsbrüder durch eine gar zu genaue Beleuchtung des Labyrinths der Diagnostik zum Gähnen zu bringen, so überlasse ich es meinen eigentlichen Geistesverwandten, selbst über diesen Gegenstand weiter nachzudenken, zumahl da ja mein ganzes Buch nicht sowol schulmeisterische Belehrungen, als vielmehr bloss reichen Stoff zum ernsten Nachdenken enthält.

Nun müssen wir noch zum Schlusse dieses Kapitels einige Folgerungen aus dem Gesagten ziehen, und vorläufig unsern Blick zurück, auf die epidemische Constitution werfen. Es würde wahrhaft läppisch sein, wenn ich das, was ich über Krankheitserkenntniss durch Probearzeneien vorgetragen, besonders auf die Erkenntniss neu auftretender epidemischer Krankheiten anwenden wollte. Die Anwendung fällt von selbst in die Augen; denn wer siehet nicht, dass auch solcher neuen Krankheiten Natur nur einzig durch Probemittel zu erkennen sei? Wer aber daran zweifelt, dass in vielen Fällen auch die Formenerkenntniss solcher Krankheiten nur auf die nämliche Weise zu erlangen sei, der habe nur Geduld, beobachte fleissig und genau die Krankheiten, so wird er je länger je weniger Lust spüren, mir zu widersprechen. Diesen Punkt also als erlediget betrachtend, wollen wir über folgende wichtige Gegenstände nachdenken.

Wenn wir, bei einer neu auftretenden epidemischen Krankheit, in einer gewissen Anzahl Körper die Krankheit hinsichtlich ihrer Form und ihres Wesens als gleichartig durch Probearzeneien erkannt haben, so muss unser nur innerhalb des Ursachlichkeitsschrankens sich bewegender Verstand auf eine gleiche Ursache gleicher Krankheit schliessen, obgleich er diese Ursache nicht leiblich nachzuweisen vermag. Dieser Ursachlichkeitsschluss bestimmt uns, in den folgends ergriffenen Körpern auch eine den früheren gleiche Erkrankung anzunehmen, und der Wahrscheinlichkeitsgrad der Richtigkeit der Erkenntniss stehet mit der Zahl der früheren als gleichartig sich ausgewiesenen Fälle in geradem Verhältnisse.

Dieser Wahrscheinlichkeitsschluss kann uns aber doch nimmer zu einer eigentlichen Erkenntniss der Form und des Wesens der Krankheit führen, sondern er ist nichts mehr als eine Hülfe, den diagnostischen Probeprozess abzukürzen. Nehmet einmahl an, ich hätte bei einer herrschenden Krankheit schon hundert davon ergriffene Körper behandelt, und in allen hundert sie gleichartig erkannt, erkannt, dass sie z. B. Brechnussleberkrankheit sei; so wäre es allerdings sehr wahrscheinlich, dass nun der erste Kranke des zweiten Hunderts auch an derselben Krankheit leide. Diese Wahrscheinlichkeit würde mich bestimmen, die Brechnuss zuerst als Probemittel zu reichen, und sie würde sich auch wol als Heilmittel ausweisen. Sicherheit der Erkenntniss gewähret dieser Wahrscheinlichkeitsschluss aber doch nicht, denn die Leberkrankheit dieses ersten Kranken des zweiten Hunderts könnte ja eine Schellkraut-, Quassia-, oder Frauendistelleberkrankheit sein; in den Fällen würde die als Probemittel gegebene Brechnuss sich nicht als Heilmittel ausweisen, und ich genöthiget sein, andere Proben anzustellen, um zur Erkenntniss zu gelangen. Da es aber nur immer Ausnahmen von der Regel sind, wenn bei einer herrschenden Krankheit die Natur derselben in einzelnen ergriffenen Körpern von der erkannten Norm abweicht, so liegt gerade in der Sydenhamischen Lehre von der epidemischen Constitution, oder vielmehr in der praktischen Anwendung derselben, wie ich diese vortrage, (nicht wie sie *Sydenham* vor-

trägt) die grösste, dem rationellen Empiriker kaum glaubliche Abkürzung des diagnostischen Probeprozesses.

Es ist doch wahrlich ein grosser Unterschied, ob ich in 50 ergriffenen Körpern die Krankheit bei jedem einzelnen durch mehre nach einander gereichte Probemittel erkennen muss, oder ob bei 49 das erste Probemittel sich schon als Heilmittel ausweiset, ich also nur bei einem einzigen genöthiget bin, mehre Probemittel zu reichen.

Nun wende ich mich zu der zweiten praktischen Folgerung. Da die wahre Erkenntniss der Krankheit nur durch Probearzeneien kann erlangt werden, so ist es ganz offenbar, dass wir höchst unklug handeln, unsern besten heilmeisterischen Vortheil schwachköpfig aus den Händen geben, wenn wir solche Arzeneien anwenden, welche, feindlich den Organismus angreifend, eine neue künstlerische Krankheit erregen. Die nicht selten lang anhaltende feindliche Wirkung solcher Arzeneien muss ja weit eher die Erkenntniss der Krankheit erschweren, ja unmöglich machen, als befördern. Die Sache scheint mir wirklich so sehr einfach, so in die Augen fallend, dass ich einen rechten Schulmeistersinn verrathen würde, wenn ich sie weitläufig auslegen wollte. Freilich befinde ich mich mit dem Geiste unserer Zeit in Obstand; das hat aber nichts zu bedeuten. Der Zeitgeist ist ein wandelbarer, sperriger Geist, der, wie wir alle aus der Geschichte wissen, oft genug dem gesunden Verstande und der unzweifelhaften Erfahrung widersprochen hat.

Dritte praktische Folgerung. — Da wir nur durch einen Probeprozess die Natur der Krankheit, zuweilen auch die Form nur durch ihn erkennen können; die von dem äusseren Einwirkenden und von den Krankheitszufällen entnommenen Gründe der Wahrscheinlichkeit, die dazu dienen sollten, den Probeprozess abzukürzen, zuweilen gerade zum Gegentheile, zur Verlängerung desselben führen, denn das Wahrscheinlichste ist ja mitunter unwahr und das Unwahrscheinlichste wahr: so ist es ganz offenbar, dass, in einzelnen Fällen, Krankheiten, deren Natur wir probend erforschen, deren Heilmittel wir also noch nicht kennen, sich selbst überlassen verschlimmern müssen, und da eine Krankheit, welche verschlimmert, auch in das

Allerschlimmste, in den Tod übergehen kann, so ist es eben so unläugbar, dass zuweilen in dem mit einem langweiligen Probeprozesse verbundenen Zeitverluste der Grund des Todes liegt, so dass wir uns hintennach gestehen müssen, hätte die erste, oder zweite als Probemittel gereichte Arzenei sich als Heilmittel ausgewiesen, der Kranke würde höchstwahrscheinlich nicht gestorben sein. Bekanntlich hat *Sydenham* sich diese Wahrheit, zwar nicht deutlich, aber doch dunkel gedacht (sie als Praktiker gefühlt) und ist ehrlich genug gewesen, sie in seinen Schriften unumwunden auszusprechen. *) Wenn man sich nun die Schwierigkeit, ja in manchen Fällen die bare Unmöglichkeit einer zeitigen Erkenntniss deutlich denkt, so denkt man sich auch zugleich dadurch deutlich, dass die Unmöglichkeit einer zeitigen Erkenntniss mit der Unmöglichkeit den Tod abzuhalten Eins ist; mithin kann auch das zarteste Gewissen in solchen Fällen uns keinen Vorwurf machen.

Ganz anders verhält es sich aber mit dem Arzte, der, die Schwierigkeit und die Unmöglichkeit der Erkenntniss nicht deutlich denkend, gutschulgläubig mit feindlichen Mitteln tollkühn hineinfährt. Wenn der auf den Gebrauch solcher Mittel offenbare Verschlimmerung eintreten und diese in den Tod übergehen siehet, so muss er doch wol, wenn sein durch Buch- und Schulfessel gestrammter Verstand auch nur von Zeit zu Zeit in dunkler Ahnung der Wahrheit aufzuckt, an die Möglichkeit denken, dass der Kranke, wäre er nicht so feindlich angegriffen, vielleicht dem Tode entgangen sein würde. Wo findet nun der Beruhigung bei solchem Zweifel?

*) *Hoc saltem pro comperto habeo ex multiplici accuratissimarum observationum fide, praedictas morborum species, praesertim febres continuas ita toto, quod ajunt, coelo differre, ut qua methodo currente anno aegrotos liberaveris, eadem ipsa anno jam vertente forsitan e medio tolles: quodque, ubi semel in genuinam medendi rationem, quam haec, vel illa febris species sibi vindicat, auspicato inciderim, ad eundem scopum collimans (favente, ut fit, optimo Numine) metam quasi semper attingam, respectu ad temperamentum, aetatem et reliqua ejusmodi usque quaque habito; donec extincta illa specie novoque gliscente malo, anceps rursum haereo, qua mihi via insistendum ut aegris subveniam, ac proinde nisi ingenta adhibita cautela intentisque omnibus animi nervis, vix ac ne vix quidem possum efficere, ne unus aut alter eorum, qui se primi meae curae commiserint vita periclitetur etc. Opusc. universa pag. 43. 44.*

Ich bin der Meinung, ein praktischer Arzt muss die möglichen Grenzen des ärztlichen Wissens sich entweder deutlich denken, oder blind- und dummgläubig bis an das Ende seiner Tage fortdüsseln. In beiden Stellungen kann er glücklich leben; aber nur unglücklich in der Mitte beider. Hier ist das Nebelreich der Zweifelung, wo eine dunkle Ahnung des Wahren den in den ungemessenen Räumen des Ideellen schweifenden, in den Rundsprüngen der Sophistik kreiselnden Verstand leise mahnend, aber vergebens zu den Marken des Erkennbaren zurückruft.

Euch, meinen jungen Amtsbrüdern, die Ihr bereits in Zweifelung gefallen seid, oder die Ihr, gleich mir, schon als Zweifler die Hörsäle Eurer Meister verliesst, die Ihr das Störende, ja das auf Euer sittliches Gefühl feindlich Einwirkende dieses schwankenden Zustandes durch eigene Erfahrung kennet, also meine Rede leider nur zu gut werdet verstanden haben, Euch gebe ich folgenden Rath. Entreisst Euch muthig der Geistesträgheit, in welche der menschliche Verstand durch unaufhörliches Aufnehmen und Bebrüten fremder Gedanken versinken muss. Tretet allem Verstandhaften der Schullehre, in dem Ihr etwas Unheimliches, Trugschlüssiges ahnet, dreist entgegen; entkleidet es von aller deutschen, lateinischen, griechischen Verpuppung, führt es auf die nackten Schlussformen zurück, so werdet Ihr bald gewahr werden, dass Eures natürlichen Verstandes dunkle Verrichtungen, die man Ahnung, Gefühl zu nennen pflegt, Euch nicht getäuscht haben; denn so bald ihr das dunkel Gedachte, das Geahnete, das Gefühlte zur mittelbaren Klarheit gebracht, werdet Ihr wol auf solche Herrlichkeiten stossen, die bei den Dialektikern *Circulus in demonstrando*, *petitio principii*, *contradictio in adjecto* heissen. Verzweifelte Dinger! die nackt keinen sterblichen Menschen täuschen, aber in den alterthümlichen, ehrwürdigen Gelehrtenmantel gehüllet, auch wol einen verständigen Mann vertollen können. *Bacon* von *Verulam* sagt: *Oportet discentem credere, verum jam edoctum judicio suo uti, quia discipuli debent magistris suis temporariam solummodo fidem judiciique suspensionem, donec penitus imbuerint artes, non autem plenam libertatis ejurationem perpetuamque ingenii servitutem.*

---

# Achtes Kapitel.

## Vermischte Gedanken und letztes Wort an den Leser *).

*Begegnung einiger Einwendungen, die man gegen meine Kritik der schulrechten Lehre und gegen die geheimärztliche Lehre machen könnte.*

Nachdem ich jetzt die praktische Untersuchung der geheimärztlichen Lehre nach meinem besten Wissen mitgetheilt, so muss ich noch, den sperrigen Verstand etlicher Leser zu beruhigen, zweien Einwendungen, die man mir machen könnte, begegnen. Man könnte erstens der Behauptung, dass alle schulrechte Lehre von einer anmasslichen Kenntniss des belebten Menschenleibes ausgehe, zu widersprechen versuchen. Ich will denen, die diesen Versuch zu machen gesonnen sein möchten, nicht die verfängliche Bitte vorlegen, mir mit wenigen, einfachen und deutlichen Worten den Punkt zu bestimmen, von dem denn eigentlich die Gedankenfolge, die sie rationell-empirische Heillehre nennen, ausgehe. Da ich nicht als schriftstellerischer Klopffechter gegen die schulrechten Aerzte zu Felde

*) In diesem Kapitel werde ich über manche Gegenstände, von denen im Vorigen die Rede gewesen, ausführlicher meine Ansichten mittheilen, als dieses früher, ohne den Gang der praktischen Untersuchung gar zu sehr zu stören, hätte geschehen können. Da zwischen diesen Gedanken kein nothwendiger Zusammenhang Statt findet, so mag ich mir auch keine Mühe geben, sie in eine scheinbare Ordnung zu zwängen, sondern werde vielmehr durch Abwechselung den Leser zu unterhalten suchen.

ziehe, sondern als Freund mit ihnen plaudere, so wird es meiner Stellung wol weit angemessener sein, dass ich, statt den Zweiflern verfängliche Bitten oder Fragen vorzulegen, sie freundschaftlich auf Folgendes aufmerksam mache.

Wenn ich behaupte, alle schulrechte Lehre gründe sich auf eine angemasste Kenntniss des belebten Menschenleibes, so behaupte ich doch dadurch nicht, dass alle Erfinder und Verbreiter schulrechter Theorien diesen Ausgangspunkt ihrer heillehrigen Gedankenfolge mit deutlichen Worten bestimmt angezeigt hätten. Ich weiss recht gut, dass sie das nicht gethan; aber, darin steckt gerade das Trugschlüssige, dass sie schweigend von dem Punkte ausgehen. Ich rathe jedem, die verschiedenen Theorien, von der *Galenischen* bis auf die neuste, aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, so wird er sich von dem Gesagten so gut überzeugen, als ich mich davon überzeugt habe *).

Dass unsere Verstandesverrichtungen von einem Punkte ausgehen können, den wir verschweigen, ja den wir uns selbst nicht einmahl deutlich denken, beweisen am besten die mancherlei Verstandesverrichtungen, denen der Ursachlichkeitssatz zum Grunde liegt, ohne dass dieser bestimmt als Basis der Verrichtung angegeben wird. Ja, oben habe ich gezeigt, dass das vielbesprochene Problem über die Zurechnungsfähigkeit der Einirren einem höheren Problem untergeordnet und in ihm enthalten sei, welches zu lösen dem menschlichen Verstande unmöglich sein wird. Man ist bei diesen Besprechungen also schweigend von dem Satze ausgegangen, dass das höhere Problem lösbar sei. Wäre man nicht schweigend von diesem Satze ausgegangen, so hätte man sich unmöglich über die Lösbarkeit des untergeordneten Problems ernsthaft besprechen können.

---

*) In meiner Jugend hat keiner meiner universitätischen Meister mir den klaren Begriff der schulrecht rationellempirischen Heillehre bestimmt; ich nahm den sehr unklaren mit nach Hause: sie sei eine Lehre, in der viel kreuz und quer räsonnirt werde. Was diejenige Empirie, der man das Beilegewort rationell nicht gab, und welche man als Gegensatz der rationellen betrachtete, eigentlich sei, davon hatte ich auch keinen klaren Begriff.

Wenn ich aber sage, dass in solchen Besprechungen, oder Theorien, oder Heillehren, etwas Trugschlüssiges liege, so bin ich weit entfernt, dadurch zu behaupten, dass diejenigen, die dergleichen Gegenstände der Besprechung auf die Bahn bringen, es mit deutlichem Bewusstsein des darin liegenden Sophistischen und in der Absicht thun, die Köpfe der Aerzte zu verwirren, ich bin vielmehr überzeugt, dass sie sich selbst täuschen. Gerade solche Behauptungen, in denen etwas verdeckt Trugschlüssiges steckt, sind die Gegenstände, worüber man sich am meisten in der Medizin besprochen hat. Begreiflich konnte man, wurde nicht das Sophistische klar aufgedeckt, bis in alle Ewigkeit für und wieder zanken, ohne je aufs Reine zu kommen. Darum sind auch die Gefechte der Aerzte nicht durch die Niederlage des einen oder des anderen Theiles beendiget, sondern die Parteien sind des Fechtens müde geworden, oder die Leser sind des Lesens müde geworden, und so ist der Gegenstand veraltet oder abgestorben.

Eine andere Einwendung, die man mir möglich machen könnte, ist folgende.

Man könnte sagen: auch ich masse mir eine Kenntniss des belebten Menschenleibes an. Ich achte genau auf das Mitgefühl der Organe unter einander, ich unterscheide selbstständige Organkrankheiten von mitleidlichen. Ich achte auf den Antagonismus, der zwischen den einzelnen Organen, und auf den, der zwischen dem Ganzen des Leibes und jedem Einzelorgane Statt habe. Das sei nicht bloss eine Kenntniss des Organismus, die ich als Prunkstück zur Schau aushange, sondern ohne diese Kenntniss sei die Lehre, die ich bekenne, zwar nicht ganz unwandelbar, werde aber doch nur höchst unvollkommne praktische Ergebnisse liefern.

Auf diese Einwendung erwidere ich Folgendes. Dass die alten Geheimärzte diejenige Kenntniss des belebten Menschenleibes, welche wir durch vergleichende Beobachtungen zu erwerben befähiget sind, nicht verwarfen, habe ich schon im ersten Kapitel durch eine Stelle aus *Hohenheims* Schriften bewiesen; ja ich bin selbst überzeugt, dass gerade die geheimärztliche Lehre den Arzt weit, weit besser, als die schulrechte, zum eigentlichen Naturbeobachter bildet. Man muss aber hier

die reine Beobachtung von der unreinen unterscheiden. Sobald die Beobachtung mit etwas vermischt ist, was sich nicht sinnlich wahrnehmen lässt, so kann dieser fremdartige Zusatz nur etwas Wagesatzartiges, auf einer angemassten Kenntniss des inneren Vorganges in dem Organismus Beruhendes sein, und diesen fremdartigen Zusatz verwirft die geheimärztliche Lehre. Ein Beispiel wird dieses deutlich machen.

Durch die bloss vergleichende Beobachtung können wir den Antagonismus, der zwischen dem Ganzen des Organismus und jedem einzelnen Organ Statt hat, wahrnehmen; denn wir sehen, nicht selten, sondern in vielen Fällen, dass ein feindliches Angreifen des ganzen Organismus, geschehe es durch Quecksilber, oder durch wiederholte Aderlässe, oder durch Hunger, oder durch mancherlei giftige Substanzen, ein erkranktes Organ zum Normalstande zurückführt. Was wir hier beobachten, sind sinnlich wahrnehmbare Thatsachen, denn sowohl das feindliche Angegriffensein des ganzen Organismus ist sinnlich wahrnehmbar, als auch das Gesundwerden des kranken Organs. Wollten wir nun aber eine Erklärung darüber wagen, wie das feindliche Angreifen des ganzen Körpers ein erkranktes Organ gesund mache, und diese Erklärung mit der Beobachtung mischen, so würde die Beobachtung dadurch unrein werden; denn unsere Erklärung über das Wie des Gesundmachens läuft doch zuletzt auf etwas bloss Hypothetisches hinaus. Diese Vermischung des Hypothetischen mit der Beobachtung, deren sich von jeher die schulrechten Aerzte schuldig gemacht, hat das Fortschreiten der Kunst zur möglichen Ausbildung mächtig gehemmt.

---

### *Der Arzt als Beobachter.*

Man hat von jeher behauptet, der Arzt müsse Beobachter sein; ja, wenn man einen Arzt preisen wollte, nannte man ihn einen Hippokratischen Beobachter. Ich habe mir in meiner Jugend schon den Kopf zerbrochen, welchen Begriff man doch mit dem ärztlichen Beobachten verbinde. Meines Erachtens können wir nur folgende drei Dinge beobachten:

1) Die Zufälle und den Verlauf der Krankheit, ihren glücklichen, oder unglücklichen Ausgang.

2) Die Heilwirkung der Organmittel auf die Organe, und die der Universalmittel auf den ganzen Organismus.

3) Den Organismus selbst in seinem Kampfe gegen die Krankheit.

Die erste Art der Beobachtung ist die Hippokratische. Sie hat, so viel ich die Sache durch Erfahrung erkundet, bloss einen untergeordneten Werth, den man jedoch nicht gar zu gering anschlagen darf. Den hauptsächlichsten Nutzen gewährt sie wol bei herrschenden Krankheiten. Jede dieser Krankheiten hat, hinsichtlich ihrer Zufälle, gröbere, oder feinere Eigenthümlichkeiten; wer zu faul ist, sich durch genaue Beobachtung mit diesen bekannt zu machen, wer durch allerlei Künste sich die Masse des Volkes vom Leibe hält und aus Geiz bloss dem Gelde der Reichen nachläuft, der urtheilt zuweilen über eine solche Krankheit wie der Blinde von den Farben. Was aber auch der fleissigste Beobachter in dieser Hinsicht erforscht, und welchen Nutzen es für ihn, so lange die Krankheit herrscht, haben mag, der Vortheil ist doch immer nur ein zeitlicher, der ihm vielleicht nie wieder zu Statten kommt; denn die Krankheiten verändern durch die Zeit, darum findet der Praktiker auch nie der Beobachtung Ende.

Die zweite Art der Beobachtung hat den Zweck, die Heilwirkung der Arzeneimittel zu erforschen, und diese gewährt dem Praktiker bleibenden Nutzen. Hinsichtlich der Organheilmittel kann die Kunst kranke Menschen gesund zu machen noch sehr vervollkommnet werden. Das mögliche Ziel dieser Vervollkommnung wage ich aber nicht zu bestimmen. Wer das, was ich in den letzten zwanzig Jahren in diesem Punkte geleistet, als das Höchste ansehen wollte, was auf dem Wege der Beobachtung zu erringen sei, der würde wahrlich sehr unbillig urtheilen. Ich habe ja in dieser Zeit die geheimärztliche Lehre lernen, sie üben, und mich nebenbei von meiner Verstandesverkrüppelung heilen müssen: also muss das von mir Erworbene, mit dem, was noch erworben werden kann verglichen, gering sein.

Die dritte Art der Beobachtung hat den Zweck, gewisse

allgemeine, für die Praxis brauchbare Sätze, in Betreff der geheimnissvollen Verrichtungen des kranken Organismus, entweder bestätiget zu sehen wenn sie bekannt sind, oder annoch unbekannte auszumitteln, oder halbbekannte möglichst zu vervollständigen. Wollten wir uns aber beigehen lassen, solche allgemeine Abzüge unserer Beobachtungen für wirkliche Naturgesetze anzusehen, die unsere Weisheit ergründet, so würden wir dadurch eine grosse Schwachköpfigkeit verrathen. Allerdings müssen sich solche allgemeine Abzüge unserer Beobachtungen auf unwandelbare Naturgesetze gründen; die Gesetze selbst liegen aber doch jenseits der Grenzen unserer Erkenntniss. Die Abzüge unserer Beobachtungen betreffen bloss die Möglichkeit gewisser Veränderungen im kranken Körper; sprächen sie wirkliche Naturgesetze aus, so würden wir durch dieselben befähiget sein, die Nothwendigkeit jener Veränderungen einzusehen und sie vorher zu bestimmen; in welchem Punkte es aber um unser aller Meisterschaft wol etwas windig aussehen möchte.

Ein Beispiel mag dieses deutlich machen. Wir wissen durch vergleichende Beobachtungen, welche Organe mitleidlich durch die Urerkrankung eines Organs können ergriffen werden. Wir wissen, dass jede mitleidliche Erkrankung eines Organs zum Urleiden desselben sich umgestalten kann. Wir wissen, dass die Urerkrankung eines Organs sich mit einer Urerkrankung des Gesammtorganismus mischen kann. Wir wissen, dass die Urerkrankung eines Organs sich einzig durch mitleidliche Erkrankung anderer Organe offenbaren kann. Solche und ähnliche Abzüge unserer Beobachtungen enthalten aber nichts als ein blosses K ö n n e n, nicht ein M ü s s e n. Sprächen sie Naturgesetze aus, so würden wir befähiget sein, zu bestimmen: in den Körpern A. B. C., deren Leber urerkrankt ist, muss in A die Lunge, in B der Darmkanal, in C das Gehirn mitleidlich erkranken. In dem Zeitpunkte X wird bei dem A und B das Consensuelle noch consensuell sein, bei C aber wird in diesem Zeitpunkt das Consensuelle sich zum Urleiden umwandeln.

Obgleich aber die Abzüge unserer Beobachtungen nicht Naturgesetze aussprechen, so sind sie doch für den prakti-

schen Arzt von unberechenbarem Nutzen. Denkt sich ein Schachspieler bei dem Verschieben einer Figur nicht jedesmahl alle mögliche Züge, die der Gegner gegen ihn machen kann, so ist er ein schlechter Spieler. Wir Aerzte spielen auch Schach mit der Natur; wollen wir erträglich gut spielen, so müssen wir bei allem, was wir thun, uns deutlich die möglichen Züge denken, die unsere Gegenspielerinn machen kann. Nur die Abstraktionen unserer Beobachtungen des erkrankten Organismus befähigen uns zu diesem deutlichen Denken.

---

### *Welche Vortheile für die Ausbildung der Kunst liegen in der geheimärztlichen Lehre?*

1) Sie bildet den Arzt zum Beobachter; sie mahnt ihn nicht bloss, die Natur zu beobachten, sondern sie zwingt ihn dazu.

2) Sie bewahret seinen Kopf vor allen Abschweifungen in das unermessliche Reich des Ideellen.

3) Sie ist die vollkommenste Gegenfüsslerinn der rohen Empirie.

4) Ohne gerade das gegnerische Heilen ganz zu verwerfen, mahnet sie den Arzt, der Natur in ihren direkten, unfeindlichen Heilungen nachzuahmen.

5) Weil sie keine Phantasiekategorien, sondern nur Wirklichkeitskategorien anerkennt, befähiget sie den Arzt weit besser, die Natur chronischer Uebel zu erkennen, als irgend eine Schullehre.

6) Da der grösste Theil der akuten Fieber nicht von dem Urergriffensein des Gesammtorganismus, sondern von dem Urergriffensein eines einzelnen Organs mitleidlich abhängt, die geheimärztliche Lehre den Arzt zwingt, das urerkrankte Organ aufzusuchen: so liegt in dieser Lehre die wirkliche Heilung der akuten Fieber.

7) Da sie von den Einzelheiten der Erfahrung nicht (wie alle Schullehren) ganz, oder halbideelle, sondern nur reale Abstraktionen macht, so muss die erworbene Erfahrung ihrer Bekenner vollkommen mittheilbar, und nach tausend Jahren

noch eben so verständlich und belehrend sein, als zu der Zeit, da sie mitgetheilt wurde *)

---

***Wird die geheimärztliche Lehre in einem künftigen Punkte der Zeit von der Mehrzahl der Aerzte als verstandesrecht und für die Uebung der Kunst als vorzüglich brauchbar anerkannt werden?***

Darüber lässt sich für und wider sprechen. Hat man bloss den menschlichen Verstand im Auge, so muss man die Frage unbedenklich bejahen; denn was dunkel in dem Verstande der Menschen liegt, das wird bestimmt, früher oder später, von dem einen oder dem andern zur mittheilbaren Klarheit gebracht, Anklang in manchen Köpfen finden. Ob aber nach hundert oder anderthalbhundert Jahren die geheimärztliche Lehre von der Mehrzahl der Aerzte als eine verstandesrechte und für die Uebung der Kunst vorzüglich brauch-

---

*) Kann man das auch von der Schullehre behaupten? Ich sage, Nein. Meine Behauptung stützt sich nicht auf ein Wähnen und Meinen, sondern auf folgenden thatsächlichen Wechselschluss. Es haben, vorzüglich seit dem Verfalle der Galenischen Lehre, gar viele verständige praktische Aerzte versucht, uns durch Mittheilung ihrer Erfahrung zu belehren. Wäre ihre Erfahrung mittelst der Lehre, die sie bekannt, wirklich mittheilbar gewesen, so müsste entweder die Medizin schon vor unser aller Geburt, die wir jetzt leben und uns Aerzte nennen, zum höchsten Punkte möglicher Vollendung gelangt sein; oder wir alle müssten faule Bäuche und ruchlose Gesellen sein, die es verschmähet, die Erfahrung unserer Vorgänger uns anzueigenen; oder es muss an sich unmöglich sein, vermittelst der Schullehre ärztliche Erfahrung also mitzutheilen, dass die Betheilten befähiget werden, das Mitgetheilte zum Heile ihrer Kranken richtig zu benutzen; da ich nun unmöglich zugeben kann, dass die Aerzte unserer Zeit träge Gesellen sind, und eben so wenig zugeben kann, dass die Kunst kranke Menschen gesund zu machen sich gegenwärtig auf dem höchsten Punkte möglicher Vollkommenheit befinde (die Menge von Büchern und Journalaufsätzen, welche uns, vom In- und Auslande, die Gegenwart täglich bietet, und die doch sämmtlich dazu dienen sollen, die Medizin zu vervollkommnen, spricht ja schlagend dagegen): so muss ich den letzten Satz für wahr halten, nämlich, dass das Mittheilen der ärztlichen Erfahrung durch die Schullehre, das heisst, durch eine auf angemasste Kenntniss des belebten Menschenleibes basirte Lehre unmöglich ist, zum wenigsten nur höchst unvollkommen geschehen kann.

bare wird anerkannt werden, das lässt sich nicht vorhersagen. Um zu diesem Vorhersagen befähiget zu sein, müsste man wissen, wie in dieser künftigen Zeit die Stellung der Aerzte zu der Masse der Staatsbürger und zu der Staatsgewalt sich würde verändert haben. Sie ist früher anders gewesen als jetzt, und wird auch künftig anders sein als jetzt, denn alle menschliche Einrichtungen sind veränderlich: nur wenn sie besser sein wird als jetzt, werden die Aerzte im Allgemeinen mehr Belang dabei finden als jetzt, die Medizin zu einem echten, auf Erfahrung basirten Verstandesgeschäfte zu erheben*).

---

*) Hr. *Chr. E. Fischer* in der Schlussanmerkung seiner Anzeige eines praktischen Werkes von *B. Travers* (*Hufelands* Bibliothek 1840, Maiheft Seite 243) sagt: „Der Hauptgrund der sonst so unerhörten Aufklärung (Ver„dunkelung), Bereicherung (Verarmung) und Verschönerung (Ent„stellung) der heilkundigen Wissenschaft bleibt aber immer die jetzige „unmässige Vermehrung der Aerzte, woher die jungen zumahl, mit auf„fallenden und unerhörten Entdeckungen, Methoden und Veranstaltungen „auftreten und Aufsehen machen, die Alten aber zum Theil nicht zurück„bleiben zu dürfen glauben müssen, wenn sie nicht von selbst zu diesem „Getümmel aus mannichfachem Interesse, auch der Eitelkeit, Lust haben."

Des Herren *Fischer* eben nicht schmeichelhafte Einschaltungen bei den Wörtern Aufklärung, Bereicherung, Verschönerung scheinen mir anzudeuten, dass er mit unserer jetzigen Literatur nicht sonderlich zufrieden ist. Ich glaube aber, dass das Getümmel (wie Herr *F.* das literärische Wettrennen nach Wahrheit nennet) nie zu stark werden kann, denn je stärker es wird, um so balder muss es sich beruhigen. Unverkennbar befindet sich jetzt die Medizin in einem Uebergangszustande, aus welchem der ärztliche Verstand früher oder später geläutert hervorgehen, und begreifen wird, dass keine von einem urerkennbaren Punkte ausgehende heillehrige Gedankenfolge praktischen Werth haben kann. Uebrigens stelle ich nicht in Abrede, dass die jetzige unmässige Vermehrung der Aerzte auch das Ihrige zur Vermehrung des Getümmels beiträgt; mir ist das aber, weil ich in der tummligen Zeit die Bürgschaft einer besseren, verständigeren sehe, durchaus nicht anstössig, sondern vielmehr erfreulich. — Das Alterthum sagte, die Nacht vor der Crisis sei unruhig; wir befinden uns jetzt auch in einer solch unruhigen Nacht: aber leider werden die Augen aller derer, die entweder selbst in dem Getümmel beschäftiget sind, oder derer, die, nicht darin beschäftiget, mit stolzem, selbstgefälligem, oder mit verachtendem, oder mit höhnischem, satirischem Blicke in das Getümmel schauen, lange bevor der neue Tag grauet vom Todesschlafe geschlossen sein. Wir, die wir unser Zeitalter weder überschätzen noch

### *Aerzte und Publikum bilden sich gegenseitig.*

*Paracelsus* sagt von den Aerzten seiner Zeit: Also haben sie die Leute genarret, dass diese ganz in dem Glauben sind, freundlich liebkos leben, Federklauben, Zutüteln, viel grammanzen sei die Kunst und die Arzenei. Diese Stelle wird gewiss mancher gelesen haben, ohne ihren tiefen Sinn zu erfassen. Die Aerzte bilden sich ihr Publikum; das heisst, sie lehren es gewisse medizinische Worte nachsprechen, mit denen es keine deutliche Begriffe verbindet, sie gewöhnen es an gewisse Kurarten, an gewisse diätetische Regeln u. d. g. Tritt nun einmal unter diesen ärztlich abgerichteten Leuten ein Mann auf, der mehr Verstand hat als seine Kollegen, und der anders spricht und kurirt als sie, so siehet man ihn entweder für einen Unwissenden, oder für einen Phantasten an, und will er nicht verhungern, so muss er sich schon bald bequemen, wie das Sprichwort sagt, mit den Wölfen zu heulen. In dieser gegenseitigen Bildung liegt der Grund, dass manche Aerzte, denen die Natur ausgezeichnete Geistesgaben verliehen, wenn sie lange nothgedrungen mit den Wölfen geheult, sich gar bald so an das Wolfsheulen gewöhnen, dass sie das verständige Denken, Sprechen und Schreiben ganz verlernen.

---

### *Ueber die Hindernisse, die die Vervollkommnung der Kunst verzögern.*

Es ist ein ungeheurer Gedanke, alle diese Hindernisse, ja nur die vornehmsten gründlich aufzudecken. Wer ist dazu befähiget? — Ich bestimmt nicht, und diejenigen eben so wenig, ja wol noch weniger, die mit der Livree der Zeit prunken. Ich habe manches über diesen Gegenstand aus alter und neuer Zeit gelesen, ohne sonderliche Erbauung daran zu

---

geringschätzen, wollen uns mit Moses trösten, der vierzig Jahre, durch unwirthbare Wüsten wandernd, das gelobte Land suchte und doch nicht hineinkam, sondern es nur von einem hohen Berge in der Ferne sah und dann begraben wurde.

finden. Einst fiel mir aber eine Abhandlung der Art in die Hände, die mir, weil sie in einigen Punkten mit Laune geschrieben war, Unterhaltung gewährte, obschon ich im Allgemeinen die Befähigung des Verfassers, über diesen Gegenstand gründlich zu schreiben, nicht anerkennen konnte. Er sucht unter andern (wahrscheinlich weil er Grossstädter ist) eine der Ursachen, die die Fortschritte der Kunst verzögern, darin, dass die Unzahl kleinstädtischer Aerzte in ihrem Wirkungskreise auch nicht die mindeste Aufmunterung zur Selbstvervollkommnung finden. Da nämlich, meinet er, niemand die Vervollkommnung der Kunst fördern könne, der nicht zuerst das Vervollkommnen bei sich selbst anfange, so müsse die Unzahl der kleinstädtischen Aerzte, weil ihnen alle Aufmunterung zur Selbstvervollkommnung fehle, Nullen für die Kunst bleiben.

Ich will jetzt einmahl dieses Vorgeben näher beleuchten. Dem Verfasser und allen denen, die mit ihm gleich gesinnet sind, muss ich beipflichten, dass kleinstädtische Aerzte durchaus keine Aussicht haben, Titel und reiche Gehälter zu erhalten.

Ich gebe zu, dass mancher reichbegabte junge Arzt, des bürgerlichen Lebens und dessen Verhältnisse unkundig, sich in einer kleinen Stadt niedergelassen haben mag, deren Bewohner, aller geistigen Bildung bar, unfähig sind, seinen intellektuellen und sittlichen Werth zu beurtheilen, ihn also nothwendig in eine Reihe mit den ärztlichen Krämern und Hausirern setzen müssen, wodurch er denn in geistiger Hinsicht zum wahrhaften Einsiedler wird.

Ja ich will noch auf einen wichtigen Punkt aufmerksam machen, dessen bis jetzt kein Dichter einer Krähwinkeliade gedacht hat. Der Geist, der in kleinen Städten vorwaltet, gehet doch nur immer von wenigen Bürgern aus. Durch den Tod und durch die Ortsveränderung dieser wenigen kann also, in dem Zeitraume eines einzigen Menschenlebens, ein recht anmuthiges Städtchen so zum Bösen verändern, dass alle Laster und Untugenden, die sich in grossen Städten zwar finden, aber hier durch die höhere Geistesbildung und durch die edlen Gesinnungen vieler anderen Bewohner überwogen und verdunkelt werden, als da sind: Neid, Lüge, handgreif-

licher Betrug, empörende Undankbarkeit, an Diebstahl grenzende Habsucht, schmutziger Geiz, hochverrätherische Gesinnungen, Fanatismus und tiefe Geistesroheit, — in dem kleinen Orte so vermischt, so nackt, so ganz schamlos hervortreten, dass ein rechtlicher Mann, den das Schicksal in ein solches Nest verschlagen, sich, hat er eine etwas dichterische Natur, leicht einbilden könnte, durch einen bösen Zauber in das Reich der Teufel versetzt zu sein. Ist einmahl ein Städtchen zu einer gewissen Höhe der Entartung gelangt, so ziehen sich alle rechtlichen Leute (deren gibt es doch an allen Orten) gleich den Schnecken in ihre Gehäuse zurück. Fremde, sind sie nicht selbst entartete Wesen, lassen sich dort nicht nieder, und haben sie es aus Unkunde gethan, so entfliehen sie doch gar bald der unheiligen Stätte. Der rechtliche und gebildete Arzt, der eine solche Verschlechterung seiner Mitbürger erlebt, muss entweder mit ihnen ein Teufel werden, oder, hat er Anlage zum Heiligen, so muss gerade das Scheussliche, das Zurückstossende, das Ekelhafte der geschändeten Menschennatur, ihn, wo nicht zum vollendeten, doch zum halben Heiligen machen; aber freilich, nicht zum triumphirenden, sondern zum büssenden.

Endlich gebe ich zu, dass die angebliche Wohlhabenheit oder gar Reichheit kleiner Städte meist nur Schein ist, sich zuweilen bloss von der Windbeutelei etlicher wohlhabenden Einwohner herschreibt, indess wirklich die Mehrzahl der Bürger in so beschränkten Vermögensumständen lebt, dass kaum ein Drittel, oder Viertel die Bemühungen des Arztes nur ganz mässig zu bezahlen vermag. Ist nun die Umgegend eines solchen Städtchens auch nicht wohlhabend, so muss der Arzt, hat er nicht eigenes Vermögen, sich sehr einschränken, wenn er als ehrlicher Mann bestehen will; ja hat ihn das Schicksal mit einer zahlreichen Familie gesegnet, so werden ihn die Nahrungssorgen, wie böse Geister, auf seiner mühseligen Pilgerfahrt verfolgen.

Die Leser sehen, dass ich die unheimliche Stellung kleinstädtischer Aerzte keinesweges verhehle; allein jetzt stelle ich auch die Frage auf: wie können solche unheimliche äussere Umstände die Ausbildung des Arztes behindern? wie können

sie ihm die Befähigung rauben, der Kunst in ihren Fortschritten eben so gut zu dienen als die grossstädtischen Aerzte? Ich sehe das wahrlich nicht ein. In allen Fächern des menschlichen Wissens (nicht bloss in der Medizin) sind doch nur immer wenige, sehr wenige Geister erkoren, die Fortschritte des Wissens im eigentlichen Sinne zu fördern, und diese können es nicht thun, oder sie müssen ihrem Zeitalter vorgeeilt sein. Ehre, Ruhm und Geld können unmöglich die mächtigen Hebel sein, die sie ihrem Zeitalter entrücken, denn sonst müsste ja die Medizin, in der diese Hebel oft gewirkt und noch immer wirken, sich längst auf dem höchsten Punkte möglicher Vollendung befinden: es ist vielmehr eine geheimnissvolle Gewalt (man nenne diese Kunstliebe, Forschbegierde, oder wie man wolle), die sie treibt, ruhelos einem verschleierten Musterbilde nachzurennen, und keine Hindernisse sind mächtig genug, ihren Lauf zu hemmen. Wie der harte Stahl aus dem Kiesling das Feuer schlägt, so schlagen gerade unfreundliche, harte, rauhe Umgebungen aus solchen Geistern den Funken der Wahrheit. Hätte das Schicksal sie früh durch freundliche Gaben verzärtelt, so würden sie vielleicht für immer Schmarotzerpflanzen geblieben sein. Wer vermag nun die Geister zu schätzen, wer die Schicksalserziehung zu bestimmen, die ihrer Eigenthümlichkeit frommet? — Niemand. Darum ist es auch unweise, zu behaupten, dass kleinstädtische Aerzte, aus Mangel an Aufmunterung zur Selbstbildung, Nullen für die Förderung der Kunst bleiben müssten.

---

### *Ueber die Nothzüchtigung des ärztlichen Verstandes.*

Das Wahre ist gewöhnlich einfach; wer es sich deutlich denkt, kann es auch einfach und deutlich mittheilen. Jeder gesunde Verstand, der das deutlich Vorgetragene begreift, ist gezwungen, es als Wahrheit anzuerkennen. Dieser Verstandeszwang ist etwas Nothwendiges, in dem Verstande jedes Menschen Gegründetes, ihm Angeborenes. Wer also nicht scheinbare, sondern wirkliche Wahrheiten vorträgt, der zwingt nicht Leser oder Zuhörer, seiner Meinung zu sein, sondern

er selbst, zusammt seinen Lesern oder Hörern, stehen unter einem und demselben Zwange, nämlich, unter dem der Wahrheit. Ganz anders verhält es sich mit Unwahrheiten, oder mit Halbwahrheiten, die ein Schriftsteller oder Lehrer seinen Lesern oder Schülern aufschwatzen will. Hier hat eine wirkliche Verstandesnothzüchtigung Statt; denn der gesunde Verstand, wenn er gleich nicht befähiget ist, das Irrige in dem Vorgetragenen sich zur Stunde deutlich als solches zu denken, sperret sich doch, das Halbwahre für etwas Ganzwahres, und bare Unwahrheit für Wahrheit hinzunehmen.

Die Verstandesnothzüchtigung geschiehet auf zweierlei Weise, durch Künste der Sophistik und durch Verblüffen; beide Arten findet man aber häufig mit einander vereint, und diesem doppelten Nothzwange erliegen gar manche Geister.

Ueber die ärztliche Sophistik darf ich nicht sprechen; theils ist es eine Aufgabe, deren Lösung meine Kräfte übersteigt, theils ist die Lösung auch zu weitläuftig; denn wer über diesen Gegenstand gründlich schreiben will, muss alle aufgestellte Behauptungen mit unanfechtbaren Beispielen aus den Schriften bekannter Aerzte belegen. Es wäre aber wol zu wünschen, dass einmahl ein wahrhaft philosophischer Arzt eine Kritik der medizinischen Logik schriebe. Er brauchte ja nicht gerade Belege aus den Schriften lebender Aerzte anzuführen (das würde anstössig und gehässig sein); die Schriften der verstorbenen würden ihm schon alles, dessen er bedürftig sein möchte, in reichem, ja in überreichem Masse liefern. Ich meine, ein solches Buch müsse die Fortschritte der wahren Medizin sehr fördern; denn es würde, durch gründliche Belehrung der lesenden Aerzte, die schreibenden zum umsichtigeren Schreiben zwingen: sobald es nämlich keine lesende Aerzte mehr gäbe, die verworrenes, unlogisches Zeug für tiefe Forschung und Offenbarung einer gründlichen Gelehrsamkeit ansähen, würden solche Schreibereien bald aufhören müssen.

Was die Verstandesnothzüchtigung durch Verblüffen betrifft, so ist diese seit der ältesten Zeit in Gebrauch gewesen. Schon in der ersten Mache wird der Verstand der Schüler durch manche Hochschullehrer verblüfft; denn weil der Schüler

in Sachen, die er erst lernen soll, noch kein eigenes Urtheil haben kann, so nimmt er in demüthiger Ergebung Worte für Begriffe hin. Freilich sperret sich sein gesunder Verstand mitunter gegen solches Hinnehmen begriffloser Worte; da aber seine Lehrer sehr berühmte Männer sind, so schreibt er die Sperrigkeit seines Verstandes auf Rechnung seiner Unwissenheit und tröstet sich mit der Hoffnung, es werde ihm in der Folge alles klar werden. Nun stopft er durch die Zeit immer mehr begrifflose deutsche, griechische und lateinische Wörter in seinen Kopf; von selbst wollen sich die klaren Begriffe zu denselben nicht einfinden, hat er sie aber lange genug nachgesprochen, so bildet er sich zuletzt ein, er verbinde Begriffe damit, und nur wenn er, zur ärztlichen Grossjährigkeit gelangt, sich selbst prüfet, macht er die unangenehme Entdeckung, dass sein ganzes Wissen zum grössten Theil ein wahrhaftes Wortwissen sei.

Ferner äussert auch die hohe bürgerliche Stellung manches schriftstellenden Arztes einen nothzwängenden Einfluss auf viele Geister, besonders auf solche, welche von Natur keine Anlage zur Selbstständigkeit haben. Dazu kommt noch, dass einem schreibenden, bürgerlich hochgestellten Arzte viel Schmeicheleien gesagt werden, und zwar mitunter von Leuten, die ihn bloss feiern, um von ihm, oder durch ihn, den einen oder den anderen bürgerlichen Vortheil zu erhaschen, oder vielleicht bloss, damit ihres unberühmten Namens der berühmte Mann gelegentlich in einer Druckschrift gedenke. Dieser Schwarm von Schreiern macht aus manchem hochgestellten Arzte, der an sich ein rechtlicher und verständiger Mann ist, und nach nichts weniger, als nach einer Diktatur in der Medizin strebt, ein wahres Orakel. Sie erheben alles, was er sagt, und wäre es auch lange vor ihm eben so gut und deutlich gesagt, als eine niegehörte Weisheit. Das Verstandhafte, was aus seiner Feder kommt, ist bei ihnen so verständig, dass bis zum Ende der Welt kein Menschenkopf je etwas so Verständiges wird vorbringen können. Das Erfahrungskundige, wenn es auch an sich gut, und einer praktischen Untersuchung wol werth ist, wird von ihnen zu einem unbedingten praktischen Canon erhoben. Hat aber der berühmte Mann ein neues, oder altneues

Mittel empfohlen, dann wehe der Arztwelt! Sie erheben es durch ihre Lügen zum Allheil.

Durch solcher Narren und Schelme Geplärr wird viel Unfug in der Medizin angerichtet und der gute Verstand mancher bescheidenen Aerzte jämmerlich verblüfft. Andere, die sich nicht so leicht verblüffen lassen, hassen es doch, des hochgestellten und gefeierten Mannes Meinung einer verstandhaften und erfahrungskundigen Kritik zu unterwerfen; denn sie würden, wo nicht von ihm selbst, doch bestimmt von dem Schwarme seiner wahren und falschen Anhänger übel auf der schriftstellerischen Turnbahn empfangen werden, zum mindesten würde man sie als Neider des berühmten Mannes ausschreien. Wer aber frei von solcher niederen Leidenschaft ist, der wird nie gern den Schein derselben auf sich laden; darum schweigt er, und lässt die Lufterscheinung ruhig vorüberziehen.

Was ich hier gesagt, dessen Bestätigung jeder in der Geschichte der Medizin, ja die Aelteren unter uns in der Geschichte ihrer Zeit finden werden, hemmet unglaublich die Fortschritte der Kunst. Es ist aber eine Unbill, der nie kann vorgebeugt werden; sie wird sich immer erneuern bis zum Ende aller Dinge. Die Geschichte der Medizin, die uns allesammt belehren sollte, wird für einen grossen Theil Aerzte ein blosses Prunkstück ihres Gedächtnisses bleiben, nie ihre Lehrerinn werden.

*K. Sprengel*, der von dem Kaiserl. Leibarzte *v. Swieten* und seiner Sublimatauflösung handelt, sagt im fünften Bande seiner Geschichte Seite 583 Folgendes: „Es ist wol aus der „damahligen Stellung *Swietens* zu erklären, warum knechtische „Seelen, denen für die Gunst des Beförderers die Wahrheit „feil war, viele Tausende Kranken mit dem Sublimat gründlich „geheilt zu haben versicherten."

Ich glaube aber, dass sich unter der Unzahl knechtischer Seelen auch gar viel dumme Seelen müssen befunden haben. Aerzte in hoher bürgerlicher Stellung hören so viel Schmeicheleien, dass sie derselben bald gewohnt werden müssen, und nur das besondere Verhältniss, in welchem sie mit dem einen oder dem anderen ihrer Schmeichler stehen, kann sie bestim-

men, ihren befördernden Einfluss zu offenbaren. Da dieses besondere Verhältniss nun nicht offenkundig zu Tage liegt, so schreiben einfältige Köpfe, die den Lauf der Welt nicht kennen, die Beförderung einzig der reichlich gespendeten Schmeichelei zu, und strengen alle ihre Kräfte an, auch eine Glücksgabe von dem gefeierten Manne zu erschmeicheln. Weit in den meisten Fällen verfehlen sie aber ihr Ziel, und werden dem Esel in der Fabel gleich, der, um Lieblingsesel seines Herren zu werden, die Schmeicheleien des Lieblingshundes nachahmte, dem Herrn seine schmutzigen Füsse auf die Schultern legte, und mit grossem Geschrei ihm zärtlich das Gesicht beleckte. Freilich, den ärztlichen Schmeichlern gehet es nicht so schlimm wie dem armen Esel; dieser wurde mit Knütteln aus dem Hause getrieben, jene werden bloss später von einem Geschichtsschreiber knechtische Seelen gescholten.

---

*Ueber das Selbstdispensiren der Aerzte und über die Apotheker*).*

Diesen Gegenstand haben die Anhänger *Hahnemanns* in unsern Tagen zur Sprache gebracht. Weil ich nun glaube, es sei Zeit, dass er besprochen werde, so will ich auch einmahl meine Meinung darüber sagen, die jedoch nicht belehrend, sondern nur zum Nachdenken einladend sein soll.

Zuerst muss ich mich vor allem Vorwurfe des Eigennutzes schützen, damit mich niemand als Betheiligten ansehe. Folgende zwei Gründe werden zu diesem Zwecke bei verständigen Lesern wol hinreichen.

1) Ich bin 69 Jahre alt, habe also nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nur noch kurze Zeit zu leben, und da ich bis zum Ende meiner Tage, nach menschlicher Voraussicht,

---

*) Ich hoffe, meine Leser wird das, was ich über diesen Gegenstand zu sagen habe, nicht auf den Gedanken bringen, als sei ich einer jener Phantasten, die in ihrer närrischen Vermessenheit des Glaubens sind, der Himmel habe allein sie befähiget, menschliche Einrichtungen zu einer göttlichen Vollkommenheit zu bringen. Ich sehe wahrlich recht gut ein, dass lang bestandene Gesetze, sonderlich solche, durch welche die natürlichen Rechte der Menschen beeinträchtiget gewesen, übel, sehr übel aufzuheben sind.

wol keinen Mangel leiden werde, so glauben mir die Leser gewiss ohne Betheuerung, dass, wenn der Staat, dessen Bürger ich bin, das Selbstdispensiren den Aerzten erlaubte, ich keinen Gebrauch von dieser Erlaubniss mehr machen würde; zum wenigsten könnte nur eine gänzliche Unzuverlässigkeit der Apotheken mich zwingen, mir eine solche Last aufzubürden.

2) Da ich der Grenze nahe wohne (der nächste Punkt ist höchstens eine halbe Meile), so werden die Leser wol begreifen, dass ich einen Theil meiner Kranken jenseits der Grenze habe, und immer gehabt habe. Wer könnte es mir nun wehren, diesen die Arzenei selbst zu verabreichen? Niemand. Die Preussischen Medizinalgesetze sind doch für das Preussische Land gegeben; nicht für Belgien, nicht für die Niederlande. Wer im Auslande Geschäfte macht, der muss sich nach den dort bestehenden Gesetzen richten; diese sprechen aber weder in Belgien noch in den Niederlanden gegen das Selbstdispensiren der Aerzte: wollte ich also meinen ausländischen Kranken die Arzeneien selbst verabreichen, so würde ich dadurch weder gegen die Preussischen, noch gegen die Belgischen, noch gegen die Niederländischen Gesetze sündigen. Ich habe aber nie Gebrauch von dieser Freiheit gemacht, wie wol ich recht gut einsehe, dass ich mir dadurch meine jährliche Einnahme weit gemächlicher vermehren könnte, als durch Laufen und Rezeptschreiben. Wenn also irgend ein Arzt, ohne den Vorwurf eigennütziger Parteilichkeit zu verdienen, über diesen Gegenstand sprechen kann, so bin ich es, und jeder, welcher mit mir in gleichem Verhältnisse stehet. — Nun zur Sache.

Der Zweck der Apotheken lässt sich geschichtlich nicht genau nachweisen. Noch im funfzehnten Jahrhundert heissen die Apotheker *Aromatarii*, auf Deutsch, Gewürzkrämer. Ursprünglich werden sie wol mit einfachen Arzeneien Handel getrieben, später aber auch gebräuchliche *Galenische* Zusammensetzungen feil geboten haben. Da aber jeder Apotheker diese Zusammensetzungen auf seine Weise änderte, verbesserte, oder verfälschte, so traten im 15ten Jahrhundert zwei Männer auf, die einige Ordnung in diese Wirren zu bringen suchten, *Nicolaus* von Alexandrien und *Saladin* von Asculo. Beider Aerzte Apothekerbücher haben aber wenig Aehnlichkeit mit

unseren heutigen, und die Apotheker werden sich wol wenig an diese Schreibereien gekehrt haben. *)

Im 16ten Jahrhundert schrieben *G. Rondelet* und *Valerius Cordus* ordentliche Dispensatorien, die unsern heutigen gleichen; sie enthalten sowol die einfachen, als die zusammengesetzten Mittel, und von letzten die Angabe ihrer richtigen Bereitung.

Aus der Geschichte lässt sich indess der eigentliche Zweck der Apotheken nicht gerade ausmitteln, er lässt sich aus derselben bloss mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen. Wenn man nämlich den Zustand der Medizin unter der *Galenischen* Schule erwägt, die Menge der Mittel, deren die Aerzte bedurften, die langen Rezepte, mit denen sie die Krankheiten bekämpften, so muss man auch begreifen, dass grossstädtische Aerzte, die reichen und vornehmen Leuten dienten und von diesen freigebig bezahlt wurden, weder Lust haben konnten, die Arzeneien eigenhändig zu bereiten, noch in ihren Häusern durch Gehülfen bereiten zu lassen. Ueberdies, was konnten die Galeniker bei ihrer verwickelten Rezeptschreiberei von der Heilwirkung einfacher unfeindlicher Mittel durch Beobachtung kennen lernen? Nichts, gar nichts. War ein Arzt 80 Jahre alt geworden, so musste er in dieser Hinsicht noch eben so unwissend sein als im ersten Jahre seiner Praxis. Bloss über die Wirkung feindlicher Mittel konnte er sich einige ungeschlachte Erfahrung erwerben. Er hatte also sehr geringen Belang dabei, dass die Arzeneien, die er seinen Kranken verschrieb, rein und gut waren; um so grösseren Belang aber, den Reichen viele Besuche zu machen und sich dafür bezahlen zu lassen. Darum sagt auch *Hohenheim* von den Aerzten, sie bestreben sich mehr, den Leuten mit Schmeicheleien die Augen zu verblenden, als die Heilwirkung der Arzeneimittel kennen zu lernen.

---

*) Weit früher hatte man schon das *Antidotarium* des *Mesue*, welches durch mehre gelehrte Männer erklärt und ergänzt ist. Auch das *Antidotarium Nicolai* hat mehre Erklärer gefunden, namentlich den Magister *Platearius*, und *Johannes de sancto amando*. Das Dispensatorium des *Saladin* führt den Titel: *Domini Saladini de Asculo Serenitati principis Tarenti physici principalis Compendium aromatariorum.* Zu den alten Apothekerbüchern gehört noch *Libellus Bulcasis sive servitoris*.

Durch der grossstädtischen Prunkärzte Faulheit und Charlatanerie ist also ursprünglich die Bereitung der Arzeneien allmählig in die Hände der Apotheker gekommen, und der Zweck der Apotheken war also kein anderer als der, der Faulheit der Aerzte zu dienen.

Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts ist das Apothekerwesen nach und nach mehr ausgebildet. Die schulrechten Aerzte, ob sie gleich die iatrochemischen Ketzer schimpften und verfolgten, verschmähten es doch bekanntlich nicht, mehre chemische Bereitungen derselben in ihren Arzeneischatz aufzunehmen. Weil sie diese aber nicht selbst zu bereiten verstanden, waren sie genöthigt, sich an die Apotheker zu wenden, obschon es im 17ten und 18ten Jahrhundert um die chemische Kenntniss der Apotheker sehr windig aussah.

Wann sich eigentlich die Materialisten (Arzeneihändler) erzeugt, lässt sich wol nicht genau nachweisen. Dass sie aber schon sehr früh müssen bestanden haben, ist unwidersprechlich; denn die Apotheker konnten doch unmöglich die Unzahl von Gegenständen, die sie in ihrem Laden nöthig hatten und die zum Theile dem Auslande angehörten, aus der ersten Quelle beziehen, mithin mussten sich fast gleichzeitig mit den Apotheken auch Arzeneihändler als Mittelmänner finden; denn wo Geld zu verdienen ist, hat es nie an Leuten gefehlt, die Lust hatten, es zu verdienen.

Die grosse Unkunde der Apotheker in Bereitung chemischer Arzeneien zwang sie nun, sich auch in dieser Hinsicht an die Materialisten zu wenden. Die Materialisten hielten sich also chemische Arzeneibereiter, die sie Laboranten nannten, und diese bereiteten nicht bloss chemische Arzeneien, sondern auch Extrakte, Tinkturen, Pulver, Pflaster, kurz, alles, dessen ein Apotheker in seiner Bude bedurfte, so dass die Apothekerkunst in weiter nichts bestand, als in der Fertigkeit, die von den Aerzten vorgeschriebenen buntscheckigen Mischungen unter einander zu rühren, Pillen, Tränke, Latwergen u. d. g. zu machen. Der ganze Zweck der Apotheken führt sich also wieder auf die Faulheit, Liederlichkeit und Sattheit der Aerzte zurück.

Seit dem Verfalle der Galenischen Schule, welcher Zeitpunkt so ganz spitz nicht zu bestimmen ist, bis zum 18ten

Jahrhundert, haben kluge Aerzte das Unsinnige, was darin liegt, dass sie ihren praktischen Ruf, die Möglichkeit, richtige Erfahrung zu erwerben und das Heil ihrer Kranken gutgläubig in die Hand solcher Männer legen sollten, die nicht den mindesten Belang dabei haben, dass der Ruf des Arztes gesichert bleibe, dass er richtige Erfahrungen mache und dass die Kranken bald genesen, sehr gut eingesehen; und weil sie keine Lust hatten, ihren Ruf und das Heil ihrer Kranken auf solche Schanze zu setzen, haben sie sich eigene Apotheken gehalten und den Kranken selbst die Arzeneien verabreicht. Unter den in der Literatur bekannten Aerzten nenne ich nur *F. Hoffmann*; ja aus manchen Aeusserungen *E. Stahls* muss ich schliessen, dass auch dieser, wo nicht alle, doch manche ihm eigenthümliche Mittel den Kranken selbst verabreicht habe. In den neunziger Jahren, da ich in Jena studirte, sah ich in dem Zimmer des Hofrath *E. Nicolai* (Senior der medizinischen Fakultät) eine Apotheke. In seinen Universitätsjahren war er *F. Hoffmanns* Amanuensis gewesen und hatte wahrscheinlich von diesem das Selbstdispensiren angenommen; da ihn aber die Kranken wol nie stark überlaufen hatten, so war seine Apotheke sehr bestäubt. *) In manchen Ländern müssen die Medizinalbehörden des 18ten Jahrhunderts das Widersinnige, was in dem Verbote des Selbstdispensirens liegt, gut eingesehen haben; denn ohne mich gerade um die Medizinalgesetze solcher Länder bekümmert zu haben, weiss ich doch recht gut, dass in ihnen selbstdispensirende Aerzte wohnten. Ob sie noch darin wohnen, seit die Länder andere Herren bekommen, ist mir unbekannt. In den Niederlanden aber ist es bis diesen Augenblick allen kleinstädtischen und Dorfärzten erlaubt, den Kranken die Arzenei selbst zu verabreichen. Ja, obgleich den grossstädtischen das Selbstdispensiren untersagt ist, so zweifle

*) Aus dem Fragment von *C. W. Hufelands* hinterlassener Selbstbiographie (Neues Journal der prakt. Arzeneikunde von *E. Osann* 1. Stück, Seite 16) ersehe ich, dass *Hufelands* Vater, der Leibarzt des Herzogs von Weimar war, die Arzeneien selbst verabreicht hat, und dass dieses damahls fast allgemein herrschender Gebrauch gewesen. NB. *Hufeland* spricht von dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

ich doch sehr, ob die Medizinalbehörde einen derselben bestrafen würde, der solche Arzeneien, die nicht im Dispensatorio stehen, deren besondere Heilkräfte er aber kennete, den Kranken selbst geben wollte. Meine Vermuthung gründet sich darauf, dass bei den Niederländern der gesunde Verstand immer vorwaltet.

In unserem Lande ist mit der Bildung der Medizinalbehörde das Verbot des Selbstdispensirens entstanden. Seine Entstehung hat es wahrscheinlich zweien Ursachen zu verdanken. Einmahl der Meinung aller Grossstädter: das, was sie treiben, thun, glauben, meinen, müsse nothwendig das Beste, das Verständigste, das Weiseste sein; und zweitens dem Kryptogalenismus, in dessen Banden die früheren Aerzte schmachteten, und deren sie sich leider nicht schämten, sondern mit denen sie bass stolzten. Jedoch, da die alten kryptogalenischen Behörden es sich als Verstandesmenschen, wenn gleich nicht deutlich, doch zum mindesten dunkel denken mussten, dass sie durch das Verbot des Selbstdispensirens die Aerzte der Wohlthat des Grundgesetzes alles bürgerlichen Vereines, des Eigenthumsrechtes, beraubten, mithin zu Bänklingen des Staates erklärten, und sie das Empörende, was darin lag, ehrliche und unbescholtene Bürger in eine offenbar feindliche Stellung zur Staatsgewalt zu bringen wol fühlen mochten; so gaben sie anfänglich noch zu, dass Aerzte, die durch eigene Erfahrung die unbekannte Heilwirkung des einen oder des anderen Mittels erforscht, dieses den Kranken selbst verabreichen könnten. Durch die Zeit ist diese Einschränkung in Vergessenheit gerathen, oder aufgehoben, und die Aerzte, nicht bloss unseres Landes, sondern wahrscheinlich aller deutschen Länder, sind, wo nicht wörtlich, doch thätlich zu Auswürflingen des Staates erniedrigt. So ist nun jetzt die Stellung der Aerzte, und man muss mit Recht die Frage aufwerfen: welchen verständigen Zweck kann in unserer Zeit das Apothekerwesen haben?

Man kann nicht wie früher sagen, die Apotheker seien die Bereiter der chemischen Mittel, und sie, einzig mit diesem Fache beschäftiget, können sie dem Arzte reiner liefern, als er sie selbst zu bereiten Zeit und Kenntniss haben werde, denn

es bestehn ja jetzt chemische Fabriken, die gute Mittel bereiten und deren Ruf einzig von der Reinheit ihrer Waare abhangt. Vor Entstehung dieser Fabriken gab es mehre Apotheker, die alle chemische Mittel selbst bereiteten, sie auch wol an ungeschicktere Amtsgenossen, deren früher eine Unzahl war, absetzten. Ich habe über zwanzig Jahre mit einem solchen laborirenden Apotheker gehauset und mich, weil er nicht bloss ein geschickter, sondern auch ein ehrlicher Mann war, gut bei ihm befunden. Seit aber die Fabriken entstanden, beziehen von diesen die Apotheker ihre chemischen Präparate. Man kann sie auch deshalb nicht tadeln. Manche wollen zwar noch jetzt dem Arzte weismachen, als ob sie alles selbst bereiten; man muss aber solchem Vorgeben keinen Glauben beimessen. Der Apotheker müsste allen kaufmännischen Verstand verloren haben, der Mittel mit Mühe selbst bereiten wollte, die in den Fabriken nicht bloss rein, sondern auch wohlfeiler zu haben sind.

Was die einfachen Pflanzenstoffe betrifft, so kann der Apotheker diejenigen selbst einsammeln lassen, welche in seinem Bereiche wachsen; aber die, welche nicht darin wachsen, und die ausländischen muss er doch von den Materialisten beziehen. Ist er nicht ein recht guter Kräuterkenner, so kann er sich in den trocknen Kräutern leicht täuschen; die Materialisten sind eben nicht sehr bedenklich, Kräuter, die Gestaltähnlichkeit haben, mit einander zu verwechseln. Ja selbst Kräuter, die in dem Bereiche des Apothekers wachsen, kann er nicht einmahl immer in hinreichender Menge selbst einsammeln lassen, denn weder er, noch der Arzt können vorher wissen, welche Krankheiten in dem Jahre vorkommen und welcher Mittel sie bedürftig sein werden. In dem einen Jahre kann der Apotheker von einem Mittel fünf, sechs Pfund verbrauchen, in einem anderen zwei-, dreihundert Pfund. Reicht sein Vorrath nicht aus, so muss er sich an den Materialisten wenden. Da nun ein Arzt eben so wol reine und gute Arzeneien aus den nämlichen Quellen beziehen kann als der Apotheker, so fällt heut zu Tage der frühere Zweck einer Mittelsperson, des Apothekers ganz weg. Welchen verständigen

Zweck kann also jetzt das Apothekerwesen haben? — Ich weiss es wahrhaftig nicht.

So oft ich die Bekanntschaft junger Aerzte mache, die doch zu unserer Zeit in allen wissenswürdigen Dingen unterrichtet sind, bringe ich das Gespräch auf diesen Punkt; sie sind aber so unwissend als ich selbst bin. Sie brümmeln bloss etwas in den Bart von einer Controlle, die der Staat über das Treiben des Arztes haben müsse. Frage ich nach dem bestimmten Begriff, den sie mit dem Worte Controlle verbinden, so stocken sie, und will ich nicht unhöflich sein, so muss ich den Gegenstand fallen lassen.

Der Staat soll vermittelst der Apotheken befähiget sein, das praktische Handeln des Arztes zu beaufsichtigen, in streitigen, oder verdächtigen Fällen darüber zu entscheiden; das ist wol der Begriff, den man mit dem französischen Worte *Contrôle* verbinden muss.

Dass die die Staatsgewalt vergegenwärtigende Medizinalbehörde das praktische Treiben des Arztes vermittelst der Apotheken in beständiger Aufsicht behielte, wird kein kluger Mann behaupten: also kann in dem Apothekerwesen bloss eine Möglichkeit, die ungesetzlichen Handlungen des Arztes zu untersuchen, und den solcher Handlungen Verdächtigen oder Beschuldigten zur Verantwortung zu ziehen, begründet sein.

Ueber welche gesetzwidrige, durch die Apotheker zu ermittelnde Handlungen könnte nun der Arzt in Anspruch genommen werden?

1) Er könnte die Rolle des eigentlichen, absichtlichen Vergifters spielen; vermöge seiner Kenntniss der feindlichen Wirkung mancher vegetabilischen und mineralischen Substanzen wäre er allerdings weit besser dazu befähiget als die gemeinen Giftmischer, die nichts anderes kennen als Arsenik.

Die Fälle aber, wo der Arzt direkten, eigenthümlichen Belang dabei haben könnte, einen Menschen zu vergiften, sind so selten, dass es sich nicht der Mühe lohnt, darüber ein Wort zu sagen. Jedoch hat sich vor etlichen Jahren ein solcher in Paris zugetragen. Leichter könnte ein gewissenloser, habsüchtiger Arzt als Mittelsperson von mörderischen Leuten gebraucht werden, einen kranken Verwandten am Testament-

machen oder Testamentverändern durch den Tod zu behindern. In solchen und ähnlichen Fällen würde aber doch der giftspendende Arzt so dumm nicht sein, das Gift in der Apotheke zu verschreiben. Giftige Pflanzen muss der Apotheker zwar sorgfältig in besonderem Verschluss bewahren; die Natur lässt sie aber frei wachsen, sie sind in jedes Menschen Bereich. Der gewissenlose Arzt brauchte also nur den mörderischen Hausgenossen ein solches Pflanzengift zuzustecken, die würden schon in Speise und Trank dem Kranken das Todesmahl zurichten. Ja auf die Art könnten sie eben so gut einen Gesunden als einen Kranken vergiften, und noch obendrein, wenn das Gift anfinge seine feindliche Wirkung zu äussern, den giftspendenden Arzt zu Hülfe rufen. In jedem Falle würde die Medizinalbehörde, käme die Sache zur Untersuchung, sehr unschuldige Rezepte in der Apotheke finden.

2) Der Arzt könnte in Verdacht gerathen, feindliche Arzeneimittel in zu starker Gabe verordnet und dem Kranken geschadet, oder ihn wol gar getödtet zu haben.

In diesen Fällen möchte aber der Beweis schwer zu führen sein, denn wenn die untersuchenden Medizinalbeamten auch wirklich ein verdächtiges Rezept in der Apotheke fänden, so würden sie, als in der Literatur gut bewanderte Männer, sich der sehr grossen Verschiedenheit der Gaben heroischer Mittel, die man bei verschiedenen praktischen Schriftstellern findet, alsobald erinnern und mit Recht Bedenken tragen, in einer so häklichen Sache zu entscheiden.

3) Ein Arzt könnte beschuldigt werden, die Anwendung dienlicher Mittel bei einem Kranken unterlassen und ihm dadurch geschadet zu haben. — Mir scheint, in einem solchen Falle würden die untersuchenden Medizinalbeamten aus den in der Apotheke gefundenen Rezepten auch wenig Aufklärung schöpfen. Ihre Belesenheit würde ihnen ja gleich die verschiedenartigen Ansichten guter praktischer Schriftsteller über die Behandlung einer und der nämlichen Krankheit ins Gedächtniss rufen, und wären sie, wie wol zu vermuthen, rechtliche und umsichtige Männer, so könnte der Zeitgeist gar keinen Einfluss auf ihre Begutachtung haben; denn gerade

ihre Belesenheit würde ihnen die Luftigkeit und Wandelbarkeit dieses Geistes zur Genüge offenbaren.

Nun könnte man sagen: die Möglichkeit, durch die in der Apotheke vorliegenden Rezepte die Behandlung des Arztes zu beurtheilen, sei nicht bloss gegen, sondern auch für den Arzt. Man sehe ja zuweilen Menschen, die sich nur ein wenig unwohl gefühlt, eines plötzlichen Todes sterben. Hätten diese nun vorher auch nur die unschuldigste Arzenei genommen, so könnten böse Menschen dieser Arzenei den Tod zuschreiben und den Arzt als Mörder ausschreien. Hier würde nun die, durch das in der Apotheke vorliegende Rezept zum Urtheilen befähigte Medizinalbehörde den Arzt von aller böswilligen Beschuldigung seiner Verleumder reinigen. —

Ich gebe zu, dass das sehr annehmlich lautet. Hat man aber Menschenkenntniss, weiss man, wie hartnäckig die meisten Leute an ihren bösen Meinungen und Vorurtheilen hangen, wie nicht der deutlichste Beweis vom Gegentheil sie überzeugen kann, so siehet man leicht ein, dass auch der bestimmteste Ausspruch der Behörde zu Gunsten des beschuldigten, oder verleumdeten Arztes, diesen in den Augen böswilliger Menschen nicht reinigen würde. Aerzte könnten doch nur diese Untersuchung machen und ihr Gutachten abstatten; da würde dann das Volk das alte Sprichwort in Anwendung bringen: eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus, und ein solches Stadt-, oder Dorfgespräch, welches vielleicht ohne amtliche Untersuchung in acht oder vierzehn Tagen abgestorben wäre, würde durch die amtliche Untersuchung zu einem wahren Landgespräche werden.

Da nun das Apothekerwesen unmöglich den Zweck haben kann, die die Staatsgewalt vergegenwärtigende Medizinalbehörde zur Beaufsichtigung des praktischen Handelns der Aerzte zu befähigen, so müssen wir weiter über seinen möglichen Zweck nachdenken.

Er könnte vielleicht darin bestehen, dass die Aerzte durch das Verbot des Selbstdispensirens behindert werden sollten, unbillige Foderungen für selbstdispensirte Arzeneien an die Kranken zu machen. Diese Vorsorge möchte ich gerade nicht tadeln; allein wäre sie wirklich der Zweck des Verbotes des

ärztlichen Selbstdispensirens, so würde ja die Medizinalbehörde, die von einer anderen Seite dem Arzte alle Freiheit gibt, seinen Kranken den Seckel zu leeren, mit sich selbst in Widerspruch fallen. Wir wollen, um dieses recht zu begreifen, einmahl erwägen, wie weit sich in unseren Tagen die ärztliche Freiheit erstreckt.

1) Der Arzt hat volle Freiheit, dem Kranken viele und theure Arzeneien unnöthigerweise zu verschreiben. Ob er nun auf die Art den Kranken ums Geld bringt, oder selbstdispensirend sich wohlfeile Mittel theuer bezahlen lässt, läuft doch auf eins hinaus; im letzten Falle wandert des Kranken Geld in die Tasche des Arztes, im anderen Falle in die Tasche des Apothekers, der Kranke ist dessen aber quitt.

2) So viel ich weiss, haben die Medizinalbehörden mehrer Deutschen Länder schon lange die Aerzte verpflichtet, nach einer gesetzlichen Taxe ihre Besuche, Rezepte und andere Bemühungen zu berechnen. In dieser Verpflichtung liegt ja für die Habsüchtigen eine weit grössere Freiheit, unsittlich, ja grausam zu handeln, als sie je vor Einführung aller Medizinalordnung handeln konnten. Medizinaltaxen hat man von jeher in allen Ländern gehabt; allein es waren herkömmliche, nicht gesetzliche, wie sie noch jetzt in den Niederlanden, in Frankreich und wahrscheinlich in manchen anderen Ländern bloss herkömmlich sind. Zwischen einer gesetzlichen und einer herkömmlichen Taxe ist aber ein grosser Unterschied. Letzte kann in streitigen Fällen, wo die Habsucht des Arztes den Unbemittelten schinden will, die Gerichte nicht zwingen, den Verklagten zur vollen Zahlung der Arztrechnung zu verdammen, oder wol gar auf Verkauf seiner geringen Habe zu erkennen; sondern sie können durch kristliche Schiedsmänner die Foderung des Arztes nach der Billigkeit ermässigen lassen. Wenn aber eine gesetzliche Taxe bestehet, können sie nur auf den niedrigsten Satz dieser Taxe erkennen, und der möchte in manchen Fällen noch viel zu hoch sein. Wie viel Freiheit haben nun die Aerzte, in den Städten durch unnöthige Besuche die Leute ums Geld zu bringen, und wie will die Medizinalbehörde diese Freiheit beschränken? Ja, wie können habsüchtige Aerzte ausserstädtische entfernt wohnende, oder in anderen Städten

wohnende Kranke, durch wiederholte unverlangte Besuche auf Kosten treiben!

Alles wohl erwogen, bleibt mir also das Apothekerwesen ein unlösliches Räthsel.

Die Sache liegt nun aber einmahl so, den Aerzten ist das Selbstdispensiren verboten. Dieses Verbot mag einen verständigen Zweck haben, oder nicht, so müssen wir doch wol in beiden Fällen die Frage aufwerfen: welche Gewähr leistet der Staat den Aerzten für die richtige Bereitung ihrer Verordnungen in den Apotheken?

In neuer Zeit habe ich über diesen Gegenstand die Gedanken eines gegen die Homöopathen fechtenden Arztes gelesen. Sein Name thut nichts zur Sache; denn ich will ja nicht gegen Personen streiten, überhaupt nicht streiten, sondern nur als Unbetheiligter meine Meinung sagen. In der besagten Abhandlung lief, nach Abwägung aller Gründe für und wider, zuletzt die Gewähr, die der Staat dem Arzte bietet, auf den Eid hinaus, welchen die Apotheker dem Staate geleistet. Wir müssen also uns zuerst nach dem klaren Begriffe umsehen, den wir mit dem Worte Apothekereid zu verbinden haben.

Dieser Eid ist doch wol nichts anders, als das, von dem Apotheker bei gutem Verstande und nach vorhergegangener Erwägung, einem die Staatsgewalt vergegenwärtigenden Beamten, oder Kollegio von Beamten, geleistete Versprechen, sich in der Uebung des Geschäftes, zu der er vom Staate ermächtiget wird, nach den Gesetzen zu richten.

Welcher Zwang liegt nun aber in diesem Versprechen, es zu halten? — Es könnte ein zweifacher sein: ein bürgerlicher und ein sittlicher.

Der bürgerliche Zwang ist bloss ein indirekter. Der durch den Eid Verpflichtete weiss, dass, wenn er seiner Verpflichtung nicht nachkommt, er dem Strafgesetze verfallen wird. Es kann also nur Furcht vor der Strafe sein, die ihn zwingt, sein Versprechen zu halten. Der bürgerliche Zwang ist deshalb ein bloss indirekter, weil er durch die Möglichkeit, dem eidlich Verpflichteten die Uebertretung der Gesetze zu beweisen, bedingt ist. In einem civilisirten Staate werden nur Gesetzübertretungen bestraft, die rechtsgültig erwiesen sind.

Wir müssen also jetzt untersuchen, ob es leicht, oder schwer, möglich, oder unmöglich sei, dem Apotheker die Uebertretung der Gesetze rechtsgültig zu beweisen.

Die Gesetze, die der Apotheker zu befolgen hat, lassen sich in zwei Arten theilen: einige beziehen sich auf seine bürgerliche Stellung zum Arzte und zu den Kranken, andere auf sein eigentliches Geschäft, nämlich, dass er gute, richtig bereitete Arzeneien in der Quantität verabreichen muss, wie das Rezept angibt.

Was die ersten Gesetze betrifft, z. B. dass der Apotheker sich nicht in die Geschäfte des Arztes mischen, nicht die Kranken durch allerlei Umtriebe dem einen abwendig machen und dem anderen zuweisen soll. Die Vorschrift, dass er, weder die aus den Rezepten vermuthete Krankheit der Leute, noch überhaupt die Rezepte des Arztes ausplaudern darf, sind im Grunde nur Nebensachen. Jedoch in diesen Nebensachen möchte schon der Beweis der Gesetzübertretung schwer zu führen sein. Nur durch Zeugen ist so etwas zu beweisen; der klagende Arzt würde aber denen, die er zur gerichtlichen Aussage auffodern wollte, dadurch einen schlechten Dienst erweisen, und sich überhaupt, durch ein gerichtliches Gefecht mit der Niederträchtigkeit, in den Augen verständiger Menschen heruntersetzen. Der Apotheker kann sich also solchen Ungesetzlichkeiten mit aller Geistesruhe überlassen.

Die Uebertretung der Gesetze durch Verabreichung schlechter, verfälschter Mittel, oder durch Betrug in dem Gewichte, kann nur in höchst seltenen Fällen durch unverwerfliche Zeugen bewiesen werden, also ist der Beweis bloss durch die Arzenei selbst zu führen; in derselben offenbaret sich ja auch einzig die Gesetzübertretung.

Um den Beweis durch die Arzenei zu führen, ist aber nöthig, dass das *Corpus delicti*, die Arzenei, nicht bloss von allem Verdachte, sondern von aller Möglichkeit einer Veränderung, oder Verfälschung durch fremde Hände frei sei. Diese Veränderung, oder Verfälschung könnte durch den Kranken, oder durch dessen Hausgenossen, oder durch den Arzt geschehen.

Der Kranke und seine Hausgenossen (selbst Knecht oder Magd) brauchten, wollten sie dem Apotheker einen boshaften

Streich spielen, nur die Hälfte einer flüssigen Arzenei wegzugiessen und die Flasche mit Wasser anzufüllen, so würde, wenn der klagende Arzt auf amtliche Untersuchung der Arzenei antrüge, die Medizinalbehörde nur die Hälfte der verordneten Mittel in der Flasche finden. Ja, wollte ein boshafter Arzt den Apotheker in die Dinte bringen, so brauchte er nur in den Krankenzimmern, in welchen oft genug die Fenster verhängt sind, die Arzeneiflasche zu öffnen, sie angeblich durch Geschmack und Geruch untersuchen, und ohne Taschenspieler zu sein könnte er ja leicht etwas kohlensaures Blei, oder Quecksilberoxyd, oder Brechweinstein hineinwerfen, die Arzenei für unrichtig bereitet erklären, sie der Medizinalbehörde zusenden, und diese würde ohne Mühe die falschen mineralischen Bestandtheile darin entdecken.

Leser, die also von dem Gange der Rechtspflege auch nicht das Mindeste kennen, müssen aus dem Gesagten begreifen, dass auf die obrigkeitliche Untersuchung einer Arzenei, welche sich schon in den Händen des Kranken, oder des klagenden Arztes befunden, kein Apotheker rechtsgültig kann verurtheilt werden.

Dem Arzte bliebe also nichts anders über, als die Arzenei eines Apothekers, der sich ihm verdächtig gemacht, auf dem Rezeptirtische von der Obrigkeit in Beschlag nehmen, sie versiegeln und der Medizinalbehörde zuschicken zu lassen. Wie sollte aber ein Arzt so ungeheuer dumm sein, eine Arzenei, die er nicht vorher selbst untersucht und als falsch befunden, von der Obrigkeit in Beschlag nehmen zu lassen? — Der Apotheker, der ihn hundertmahl betrogen, könnte ja die in Beschlag genommene Arzenei richtig bereitet haben, und der Kläger als Ehrenschänder erscheinen.

Sollte aber ein Arzt so gemein sein, sich mit dem Gehülfen des Apothekers in ein Bündniss gegen dessen Meister einzulassen, und auf einen Wink des untreuen Gehülfen eine bereitete Arzenei auf dem Rezeptirtische von der Obrigkeit in Beschlag nehmen lassen, so würde er auch etwas unternehmen, welches für ihn selbst sehr unangenehme Folgen haben könnte. Wer versichert ihn der Treue eines Gehülfen, der seinem Meister untreu ist? — Niemand. Er könnte ihm ja bei einer

ganz richtig bereiteten Arzenei den verabredeten Wink geben, um ihn in Verlegenheit zu stürzen. Wiese sich aber auch die Arzenei bei der Untersuchung als unrichtig bereitet aus, und der Gehülfe selbst hätte sie auf Befehl des Apothekers falsch bereitet, so bliebe dem letzten immer die Ausrede, der Gehülfe habe sie aus Bosheit falsch bereitet. Ja er könnte die Wahrscheinlichkeit in die Wage der Gerechtigkeit legen, dass der Arzt mit dem Gehülfen sich verbunden habe, ihn, den Meister, zu verderben; diese Wahrscheinlichkeit würde durch die Unwahrscheinlichkeit, dass ein Arzt die von ihm nicht untersuchte, noch auf dem Rezeptirtische stehende Arzenei für falsch bereitet ausgeben könne, wenn er nicht dieses vorher mit dem Gehülfen verabredet, sehr grosses Gewicht bekommen.

Also nur in dem Falle, dass der Apotheker die Arzenei eigenhändig bereitet hätte, könnte der Verrath eines Gehülfen ihn in Ungelegenheit bringen. Apotheker aber, welche Einen, oder welche mehre Gehülfen halten, befassen sich nur dann mit der Rezeptur, wenn ein ungewöhnlich grosser Zufluss von Rezepten dieses nöthig macht. Zu einer solchen Zeit hat der Gehülfe keine Musse, dem Meister auf die Finger zu sehen; ja wollte er sich durch gar zu grosse Aufmerksamkeit auf dessen Thun verdächtig machen, so würde er bald den Abschied bekommen.

Alles reiflich erwogen, haben also die Apotheker die unbedingteste Freiheit, Aerzte und Kranke zu betrügen.

Die Apotheker wissen das auch recht gut; denn wer je sich mit verständigen und rechtlichen über diesen Gegenstand besprochen hat, der wird, so wenig als ich, gegründeten Widerspruch bei ihnen gefunden haben. Höchstens wenden sie ein, dass ein Apotheker ohne Mitwissen seiner Gehülfen nicht betrügen könne, und dass diese nur so lange schweigen würden, als sie in seinem Dienste ständen; hätten sie diesen verlassen, so könne nichts sie hindern, die ungesetzlichen Handlungen des früheren Meisters auszuplaudern.

Dieser Einwurf sagt aber nichts. Bloss verständige und ehrliche Gehülfen könnten so etwas ausplaudern; diese sind aber so klug, dass sie es nur einem vertrauten Arzte oder Apotheker unter vier Augen sagen. Wollten sie es zur öffentlichen Kunde bringen, so könnte der beschuldigte Apotheker

sie als Verleumder verklagen, und da dieser ihnen doch wol nie einen schriftlichen Befehl zum Betrügen wird eingehändiget haben, so müssten sie aus Mangel eines solchen schriftlichen Beweises nothwendig den Prozess verlieren. Gehülfen aber, die selbst eine schelmische und betrügerische Natur haben, werden die Gesetzwidrigkeiten ihrer früheren Meister nie ausplaudern. Sie sehen nämlich den Betrug als einen Theil der Apothekerkunst an, den sie mit grossem Fleisse erlernen müssen, damit, wenn sie künftig selbst Besitzer einer Apotheke sein werden, sie ihn mit Umsicht und Vortheil üben können.

Nun muss ich noch von den Apothekergehülfen ein Wort sagen. Es heisst, der Apotheker solle verantwortlich für die Missgriffe seiner Gehülfen sein. Ich sehe aber die Medizinalbehörde deutscher Lande für gar zu verständig an, als dass ich glauben könnte, sie würden je den Apotheker alle Missgriffe seiner Gehülfen entgelten lassen. Nur da ist der Apotheker straffällig, wo er eigener Fahrlässigkeit kann bezichtiget werden. Z. B. wenn ein Gehülfe im Laboratorio etwas bearbeitet, so ist es die Pflicht des Apothekers, aufzupassen, dass es gut geschehe, und das Präparat, sei es, welches es wolle, vorher genau zu untersuchen, bevor er es zum Gebrauch in die Apotheke stellt. Unterlässt er dieses, so ist es sehr billig, dass er für den Missgriff seines Gehülfen gestraft werde, denn er ist befähiget zu solcher Aufsicht. — Wie ist er aber im Stande, seine Gehülfen bei der Rezeptur zu beaufsichtigen? Das ist ja unmöglich. Wer es behauptet, der kennt das Geschäft nicht. Wenn in einer Apotheke, die ordentliche, mässige Geschäfte macht, der Herr immer hinter dem Gehülfen stehen sollte, um zu beobachten, ob dieser von jedem vorgeschriebenen Mittel das gehörige Gewicht, oder die gehörige Zahl Tropfen nähme, so könnte er ja weit gemächlicher das Rezept selbst bereiten. Ist es aber einmahl von dem Gehülfen bereitet, so wird er auch in den wenigsten Fällen sagen können, ob es genau nach der Vorschrift bereitet sei, oder nicht. Die eigentliche Heilwirkung der Arzeneien hängt in vielen Fällen gerade von der Geringigkeit der Gabe ab. Wie kann nun der Apotheker durch Geschmack und Geruch erkennen, ob z. B. mit acht Unzen

Flüssigkeit sechs, oder sechzehn Tropfen Schellkrauttinktur, ein Skrupel, oder eine Drachme Brechnusswasser gemischt sei? — Man ist zuweilen genöthigt, die geringe Taggabe mancher Mittel in einen Trank zu bringen, weil man den ungeschlachten Umgebungen des Kranken das Tröpfeln nicht anvertrauen darf. Ist nun der Apothekergehülfe ein überkluger Hasenfuss, so denkt er, der Arzt sei ein Alberner, ein Narr, dass er so geringe Gaben verschreibe, giesst, weil das Ding an sich keinen Werth hat, nach Belieben in den Trank, und der unglückliche Arzt kann sich hernach den Kopf zerbrechen, warum er von seiner Verordnung die gewohnte Wirkung nicht siehet.

Das Geschäft des Apothekers ist ein gutes, einträgliches Geschäft; das einzige Lästige desselben sind die Gehülfen. Diese Menschenklasse hat sich seit ich die Kunst übe so verschlechtert, dass es kaum zu sagen ist. Abgesehen davon, dass ein grosses, garstiges Laster unter ihnen eingerissen ist, welches uns Aerzte nichts angehet, haben Leichtsinn, Kleiderpracht, Verschwendung und Ausschweifungen aller Art so überhand genommen, dass ich schon auf den Gedanken gekommen bin, sie möchten wol die *Transsubstantiatio metallorum* entdeckt haben, und selbige als ein eigenthümliches Geheimniss ihres Standes bewahren.

Früher hielt mein alter Freund, der gewesene Apotheker, jetzige Rentner Herr *B.* hieselbst, nie Gehülfen, sondern zwei Lehrlinge. Einer derselben war immer so weit, dass er als Gehülfe dienen konnte. Da Herr *B.* nun dafür sorgte, rechtlicher Leute Kinder in die Lehre zu nehmen, so befand er sich gut bei dieser Einrichtung, und kein Arzt oder Wundarzt hat je über seine Apotheke zu klagen gehabt. Seit aber die Preussische Medizinalbehörde verordnete, dass kein Apotheker einen Lehrling halten dürfe, der nicht einen Gehülfen habe, so war Herr *B.* gezwungen, von seiner Ordnung abzugehen und einen Gehülfen nebst Einem Lehrlinge zu halten. Seit dieser Gehülfenzeit sind Unordnungen in der Rezeptur vorgefallen, die ich früher in dieser Apotheke nie erlebt. Ja durch die Gehülfen ist diesem Manne das Geschäft so verleidet, dass er die Apotheke verkauft hat. Ich erinnere mich unter andern, dass einst ein Gehülfe, der übrigens wol geschickt war, auf

Ein Mahl so toll verliebt wurde, dass man sich gar nicht mehr auf ihn verlassen konnte. Ob ich nun gleich mit einem Verliebten grosses Mitleiden habe und dem Kopfkranken gern Missgriffe in seinen Geschäften verzeihe, so war ich doch im Grunde herzlich froh, als der Mann abzog. Der Apotheker kam aber vom Regen in die Traufe, denn dem Verliebten folgte leider ein grossstädtischer Trunkenbold. Missgriffe in der Rezeptur hat dieser in der kurzen Zeit seines Hierseins nicht gemacht, denn der Apotheker, der seine Schwachheit bald merken musste, wird ihm wol gut auf die Finger gepasst haben. Aber dieses Aufpassen muss ihm wahrscheinlich gewurmt haben, denn eines Nachmittags wird er, da der Meister sich ein wenig vor dem Thore ergehet, auf einmahl, ohne die geringste Veranlassung, so wüthend wie ein reissendes Thier, tobt und raset so im Hause herum, dass die Gattinn des Apothekers und eine bei ihm einwohnende Freundinn fürchten, er wolle ihnen zu Leibe gehen, aus dem Hause entfliehen und bei einem Nachbar Schutz suchen. — Der Nachfolger des Herrn *B.* hat in den wenigen Jahren, die er hier wohnt, auch schon allerlei merkwürdige Sträusse mit den Gehülfen erlebt. Ich erinnere mich eines für die Rezeptur fast unbrauchbaren, eines anderen für den Handverkauf unbrauchbaren (weil er schwerhörig war), eines ausgezeichneten Trunkenboldes und eines Nachtschwärmers. Das seltsamste Abenteuer hat aber wol in neuer Zeit Herr *M.* bestanden. Ein ihm vom Materialisten empfohlener ältlicher Gehülfe war zwar nicht ungeschickt, hatte aber ein zurückstossendes Gesicht, und in der Reihe seiner Zeugnisse fanden sich Lücken, über welche er, genügende Auskunft zu geben, wenig geneigt schien. Dieses und andere kleine Umstände machten es, dass etwas Unheimliches auf dem Manne haftete. Ungefähr einen Monat nach seiner Ankunft findet einst die Magd ein beschriebenes Papier auf dem Hausplatze. Neugierig, wie alle Mädchen, lieset sie es, kann nicht klug daraus werden, es kommt ihr verdächtig vor und sie bringt es also ihrem Herrn. Dieser geräth in keine geringe Verlegenheit. Das Blatt war ein von dem Bruder, oder angeblichen Bruder des Gehülfen, geschriebener Brief. Er bestand aus bloss geheimnissvollen, sehr verdächtigen Sätzen.

Nur zwei Sätze waren deutlich, in dem einen verlangte der Schreiber Geld, und in dem andern erkundigte er sich, wie weit dieses Städtchen von der Grenze entfernt sei. Diese deutlichen Sätze machten aber gerade die dunklen und verdächtigen noch verdächtiger. Herr *M.* vermuthete aus diesem seltsamen Schreiben, dass er in der Person seines Gehülfen das Glied einer Räuberbande herberge; und, aufrichtig sei es gesagt, ich konnte seiner Vermuthung nicht widersprechen. Er hätte freilich, um sich aus dieser peinlichen Lage zu reissen, den verdächtigen Gehülfen mit halbjährigem Lohne und halbjährigen Verpflegungskosten gleich wegschicken können; als gewissenhafter Mann hielt er es aber für Unrecht, auf blosse Vermuthung einen Menschen zu beleidigen, der vielleicht unschuldig, vielleicht noch obendrein arm und unglücklich sein könne. Er beschränkte sich also darauf, die Thür seines Schlafzimmers allnächtlich zu verschliessen und tüchtig zu verriegeln, damit er zum wenigsten vor dem ersten Anlaufe gesichert sein möchte. Ich rieth ihm, durch Handelsfreunde nach der Familie und den früheren Verhältnissen des Gehülfen forschen zu lassen; die Erkundigung führte aber zu nichts. Endlich nach ungefähr zwei Monaten wurde er auf einmahl aller Besorgniss entbunden.

Die Magd fand abermahls einen Brief auf dem Hausplatze. Dieser war zwar auch in dunklen Sätzen geschrieben, jedoch bei weitem nicht so geheimnissvoll als der erste. Man konnte zum wenigsten aus demselben erkennen, dass der Bruder ein armer chemischer Glücksritter sein müsse (also nicht ein Spitzbube), denn er hatte bald chemischen Fabriken, bald Materialisten, bald Apothekern seine Dienste angeboten, bald chemische Präparate feil gehabt, bald die Kunstfreunde um milde Gaben angesprochen. In welchem Verhältnisse er, ausser dem brüderlichen, mit dem Gehülfen stand, blieb freilich noch dunkel, indess der Apotheker war doch so weit beruhiget, dass er ohne Sorge den Gehülfen bis zur gewöhnlichen Abzugszeit behalten konnte. —

Das Schlimmste für jeden Apotheker, der nicht bloss aus Bequemlichkeit, sondern wirklich seiner Geschäfte wegen Gehülfen hält, ist, dass, wenn er das Unglück hat, einen schlechten

zu treffen, er diesen nicht gleich wegschicken kann, denn gute, oder angeblich gute Gehülfen sind ausser der Zeit übel zu bekommen. Er muss also bis zur gewöhnlichen Abzugszeit mit einem solchen Nichtsnutz hausen und noch obendrein sein Leid schweigend tragen; denn liesse er die Laster des Gehülfen gar zu ruchtbar werden, so würde er dadurch bei besorgten und vorsichtigen Leuten seine Apotheke in Verruf bringen.

Von dieser kleinen Abschweifung, in das Unangenehme und wirklich Lästige des Apothekergeschäftes, kehre ich wieder zu der Hauptsache zurück. Alles wohl erwogen, ist die Gewähr, die der Staat den Aerzten für die richtige Ausführung ihrer Vorschriften bietet, sehr gering, und der bürgerliche Zwang, der für den Apotheker in dem eidlichen Versprechen es zu halten liegt, ist gar nicht in Anschlag zu bringen.

Da aber die Apotheker, selbst in schriftstellerischen Gefechten, keck auf ihren Eid pochen, so müssen sie nothwendig bei diesem Pochen einzig an den moralischen Zwang denken, der in dem Eide liegt. Es ist Zeit, dass dieser Gegenstand etwas heller beleuchtet werde als es bis jetzt geschehen; dazu wird es am dienlichsten sein, dass ich mich, nach Art des Plato, der Gesprächsform bediene, ohne jedoch gerade des Griechen etwas langweilige Göttlichkeit nachzuahmen.

Zwei Aerzte, Doktor *Gutglaube* und Doktor *Kleinglaube*, sollen sich einmahl über den Apotheker *Z.* besprechen.

Dr. *K.* Mir kommt, lieber Kollege! der Apotheker *Z.* seit einiger Zeit sehr verdächtig vor. Ich habe nicht bloss die stärkste Vermuthung, sondern selbst handgreifliche Beweise, dass mich der Schelm zu betrügen sucht. Du weisst, wie schwierig, ja wie unmöglich es in den meisten Fällen ist, einem Apotheker seine Schelmerei rechtsgültig zu beweisen; darum thut man wol am besten, hat man ihn mehrmahls vergebens ermahnt und gewarnt, zu schweigen, und Sorge zu tragen, dass man so wenig wie möglich mit ihm in Geschäftsberührung komme. Es ist aber doch empörend, dass der Arzt gesetzlich an einen Mann gekettet sein soll, dem er misstrauen muss.

Dr. *G.* Du bist, mein Bester! zu hart in Deinem Urtheile. Ein Apotheker kann Missgriffe machen, wie wir sie auch machen können; aber daraus folgt noch nicht, dass er ein Schelm sei

Einen Schelm würde ich bloss den nennen, der absichtlich und mit überlegter List Arzt und Kranke betröge. So etwas aber von einem Manne, hätte er auch einmahl aus Fahrlässigkeit einen Fehler begangen, zu behaupten, ist höchst unkristlich. Der Apotheker *Z.* hat doch dem Staate das eidliche Versprechen geleistet, die auf sein Geschäft bezüglichen Medizinalgesetze treu zu befolgen. Du erklärst ihn also für einen Meineidigen, Du beschuldigest ihn des gröbsten Verbrechens, das ein Mensch begehen kann. Ein Meineidiger ist zu jeder Unthat fähig, und wie kannst Du einen vom Staate bestätigten Mann solcher Gräulichkeit zeihen?

Dr. *K.* Wenn solche gemeine Tiraden aus dem Lügenmaule eines Schurken gehen, der sie in der Absicht ausspeiet, bescheidene Leute, die an seiner Rechtlichkeit zweifeln wollen, zu verblüffen, so lasse ich das allenfalls gelten; kommen sie aber aus dem Wahrmunde eines ehrlichen und verständigen Mannes, so verursachen sie mir einen unbeschreiblichen Ekel. Darum bitte ich Dich, Alter! verschone mich mit diesen Gemeinheiten. Wir haben schon früher darüber gesprochen, dass in dem eidlichen Versprechen des Apothekers kein bürgerlicher Zwang es zu halten liege, und Du hast als Verstandesmensch meine Gründe müssen gelten lassen. Jetzt kannst Du also nur von dem in dem Eide liegenden moralischen Zwange, ihn zu halten, sprechen.

Dr. *G.* Ganz recht und ich meine, dieser Zwang sei weit stärker als der bürgerliche. Wenn den Apotheker *Z.* auch keine Furcht vor Strafe zur Beobachtung seiner Pflichten zwingt, so muss ihn doch dazu die Sittlichkeit zwingen.

Dr. *K.* Du bist ein Sophist, Du machst einen Syllogismus, verschweigst aber den Obersatz desselben und sprichst nur den Unter- und Schlusssatz aus, denn Deine Rede: der Apotheker *Z.* hat dem Staate das eidliche Versprechen geleistet, also wird er es auch halten, ist offenbar bloss der Unter- und Schlusssatz eines Syllogismus; sei also so freundlich, mir den verschwiegenen Obersatz anzugeben.

Dr. *G.* Gott weiss, aus welcher alten Schwarte Du in Deiner Jugend die Logik gelernt hast. Soviel habe ich aber auch noch von dem Dinge behalten, dass man beim Disputiren

sehr vorsichtig in Beantwortung der Fragen des Gegners sein muss, denn diese haben gewöhnlich den Zweck, einen festzusetzen. Ich habe keine Lust, mich von Dir aufs Glatteis führen zu lassen, bitte Dich vielmehr freundlich, nenne mir den Obersatz meines Syllogismus; ist es der rechte, so werde ich ihn als solchen gelten lassen. Uebrigens weisst Du, dass man, sowol im täglichen Umgange, als beim Büchermachen, oft genug den Obersatz eines Syllogismus verschweigt, ohne dass in diesem Verschweigen gerade ein sophistischer Kniff liegt.

Dr. *K.* Ich weiss das recht gut, ja ich gestehe selbst, dass es sehr langweilig und pedantisch sein würde, wenn man von jedem Syllogismus, den man beim Sprechen und Schreiben macht, den Obersatz bestimmt ausdrücken wollte. Solches Verschweigen des Obersatzes kann aber billigerweise nur da geduldet werden, wo über die Art desselben kein Zweifel obwaltet. Sage ich z. B.: der Doktor *Gutglaube* ist als Mensch dem Tode unterworfen, so kann niemand über den Obersatz des Schlusses in Zweifel stehen; ja ich könnte selbst die Worte, als Mensch, die den Untersatz bezeichnen, auslassen, ohne dass mich jemand eines sophistischen Kniffes zeihen würde. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn über die Art des Obersatzes Zweifel obwalten können, ob er z. B. ein allgemeiner, oder besonderer, bejahender, oder verneinender sei. Wer ihn in solchen Fällen nicht bestimmt ausdrückt, der beweiset dadurch, dass er entweder ein Wirrkopf, oder ein Sophist sei, oder dass er einen etwas trägen Verstand habe. Ich rechne Dich wahrlich nicht zu den Wirrköpfen, noch zu den Sophisten, nur etwas träg bist Du. Die Natur hat Dir einen guten Verstand verliehen, aber Du gebrauchst ihn nicht. Der Obersatz Deines Syllogismus kann nur folgender sein: Für alle, zu der Uebung eines Geschäftes von dem Staate Bestätigte, liegt in dem eidlichen Versprechen, das Geschäft nach Vorschrift des Staates zu üben, der moralische Zwang, dieses Versprechen zu halten. — Der Apotheker *Z.* hat dieses eidliche Versprechen dem Staate geleistet: Also ist er moralisch gezwungen, es zu halten.

Glaubst Du nun, dass ich den verschwiegenen Obersatz Deines Schlusses richtig ausgedrückt habe?

Dr. *G.* Ich wüsste wirklich nicht, wie er anders lauten könnte; allein ich sehe auch ein, dass er ein Gemisch von Wahrheit und Unwahrheit enthält. Unter denen, welche dem Staate ein eidliches Versprechen geleistet, gibt es, wie die Erfahrung lehrt, immer solche, die das Versprechen nicht halten; für diese liegt also in dem eidlichen Versprechen keinesweges ein moralischer Zwang es zu halten. Der Staat selbst erkennet diese Erfahrungswahrheit an, denn er lässt ja den vereideten Einnehmern oft die Kasse nachzählen und wird trotz dieser Vorsicht noch zuweilen betrogen. Ja den Apothekern lässt er auch von Zeit zu Zeit ihre Arzeneibude, ihren Kräuterboden, ihr Laboratorium, ihre Materialkammer durchmustern, vertrauet also selbst nicht ihrem Eide.

Dr. *K.* Das Sophistische Deines verschwiegenen Obersatzes steckt darin, dass Du einen besonderen bejahenden zu einem allgemein bejahenden machst. Wenn wir Deinen allgemeinen Satz zum besonderen umwandeln, so muss ich den besonderen bejahenden als wahr anerkennen, denn er lautet also: Von denen zu einem Geschäfte von dem Staate eidlich verpflichteten Bürgern liegt für die sittlich guten in dem eidlichen Versprechen der moralische Zwang es zu halten.

Wollten wir nun an diesen wahren Obersatz Deinen ausgesprochenen Unter- und Schlusssatz reihen, und sagen: der Apotheker *Z.* hat dem Staate das eidliche Versprechen geleistet, also liegt für ihn in dem Versprechen der moralische Zwang es zu halten, so siehest Du leicht ein, dass das ein *in forma* falscher Syllogismus sein würde, denn ihm fehlt ja der Mittelbegriff (*Terminus medius*). Soll der Syllogismus echt sein, so müssen Unter- und Schlusssatz also lauten: Da nun der vom Staate eidlich verpflichtete Apotheker *Z.* ein sittlich guter Mensch ist, so liegt für ihn in dem eidlichen Versprechen der moralische Zwang es zu halten. — Hier ist nun aber der Untersatz ein unbewiesener, mithin ist der ganze Syllogismus auch nichts werth.

Du siehest also, mein Bester! dass das ganze Geträtsch über den Eid, und das Berufen auf den Eid, albernes auf unrichtige Schlüsse sich gründendes Geschwätz ist. Ist der Apotheker ein sittlich guter Mann, so wird er, hätte er dem Staate auch keinen

Eid geschworen, die Pflichten seines Berufs gewissenhaft erfüllen. Ist er aber ein Schelm, so liegt für ihn kein moralischer Zwang in dem Eide; da nun, wie gesagt, der bürgerliche Zwang gar ein nichtiges Schattenbild ist, so folgt, dass der Staat dem unsittlichen Apotheker die vollkommenste Freiheit zugestanden hat, Aerzte und Kranke zu betrügen.

Dr. *G.* Nach Deiner Ansicht würde ja der Eidschwur eine ganz überflüssige Zeremonie in der bürgerlichen Gesellschaft sein; warum lässt denn aber der Staat Beamte, Soldaten, Apotheker den Eid schwören?

Dr. *K.* Ich kann mir keinen andern Zweck dabei denken, als den: dass, im Falle von überwiesener Gesetzübertretung, dem Uebertreter alle nichtige Entschuldigungen abgeschnitten sein sollen und er unwiderruflich der Strafe verfalle. — So weit das Gespräch.

Jetzt muss ich noch die Frage aufstellen: welche Gewähr hat der Arzt, für die richtige Bereitung seiner Verordnungen, in der von Zeit zu Zeit geübten amtlichen Durchmusterung der Apotheken? Ich werde diese Frage durch eine kleine Erzählung am deutlichsten beantworten. Am Abend des Tages, da zum ersten Mahle von der Preussischen Medizinalbehörde die hiesigen Apotheken durch einen Regierungsmedizinalrath untersucht wurden, ergehe ich mich ein wenig vor dem Thore, und treffe hier auf einen Kaufmann, der einen Laden von Kaffe, Thee, Zucker u. d. g. hat. Ein Bedürfniss hatte ihn gerade in die Apotheke geführt, in der man mit der amtlichen Durchmusterung beschäftiget war, und auf seine Weise darüber Betrachtungen anstellend, sagt er zu mir: Wissen Sie denn nicht eben sowohl als der Regierungsrath, ob die Arzeneien, die der Apotheker auf Ihre Verordnung uns gibt, von guter, oder von schlechter Beschaffenheit sind? muss denn ein Regierungsrath Sie in diesem Punkte bevormunden? — Da ich wol merkte, dass diese Stachelrede auf die Regierung, nicht auf mich gerichtet war, so gab ich ihm eine gleichgültige, ausweichende Antwort. Er liess sich aber so leicht nicht abfertigen, sondern fuhr folgendermassen fort: Wenn nun der Regierungsrath alle Waaren der Apotheker untadelhaft findet, so folgt daraus nicht, dass uns die Apotheker auch gute Waaren

verkaufen müssen. Untersuchte die Regierung alljährlich meinen Laden, fände meine Waaren von ausnehmend guter Beschaffenheit und stellte mir darüber ein sehr belobendes Zeugniss aus, so könnte ich doch meinen Kunden, trotz dieser Untersuchung, schlechte Waaren verkaufen so viel mir beliebte, oder so viel sie für gut annehmen wollten, ich könnte gute mit schlechten mischen, ja ich könnte im Gewicht betrügen, denn wer wird, wenn er die Waare im Laden vor seinen Augen hat wägen sehen, sie zu Hause noch nachwägen? — Der Apotheker hat aber hundert-, ja tausendmahl bessere Gelegenheit, in seinem Kleinhandel allerlei Finten zu üben, als ich und jeder andere Kaufmann; sagen Sie mir also, wozu dient die amtliche Untersuchung der Apotheken? — Ich weiss es nicht, erwiederte ich, um das Gespräch abzubrechen, auf diese verfängliche Frage. — Meinen Lesern kann ich auch nichts Klügeres sagen; denn mir ist es immer so vorgekommen, als sei unsere heutige Apothekervisitation nichts mehr und nichts minder, als eine Urenkelinn der alten Theriakschau.

Ich habe schon in meiner Jugend die Sage gehört: ein guter Arzt mache einen guten Apotheker. Das ist in der Art wahr, dass ein guter aufmerksamer Arzt, dem es doch unmöglich gleichgültig sein kann, was seinen Kranken in den Magen geschickt wird, den Werth des kundigen und gewissenhaften Apothekers gebührend anerkennet, und ihn als ein wahrhaft unentbehrliches Kleinod hochhält. Begreiflich wird der Apotheker durch diese Anerkennung seines Werthes ermuntert, ein rechtlicher Mann zu bleiben. Ganz anders verhält es sich aber, wenn ein rechtlicher Apotheker mit einem hochmüthigen, albernen und anmassenden Arzte zu thun hat, der ihm über seine untadelichen Arzeneien allerlei ungegründete, drillende Bemerkungen macht. Ein solcher Arzt kann auf die Dauer den besten Apotheker zum Schelm machen.

Es heisst, der Arzt thue wohl, sich von der Güte der Arzeneien, die er verordnet, selbst zu überzeugen. Das ist wahr. Der rechtliche Apotheker hat Gefallen an dieser Aufmerksamkeit des Arztes, und der unredliche wird durch dieselbe ein wenig kopfscheu. Ich wünschte aber, dass ein Scheidekünstler mich ein sicheres und einfaches Verfahren lehrte, den

flüchtigen Arzeneigehalt der ungeistigen, oder schwachgeistigen destillirten Wässer zu erkennen. Ich weiss diese Kunst nicht; mir bleiben zur Schätzung bloss meine Sinne, Geruch und Geschmack. Diese sind aber schlechte Arzeneigehaltmesser, zum wenigsten nicht solche, durch welche ich einem Täuscher seine Täuscherei beweisen könnte.

Wollte mir jemand sagen, wie man das den Homöopathen gesagt hat: sei persönlich dabei, wenn der Apotheker deine albernen Wässer destillirt, dann kannst du ja sehen, ob das Verhältniss zwischen der Quantität der Arzeneisubstanz und des Destillats das richtige ist: so würde dieser antihomöopathische Rath auf den vorliegenden Fall sehr schlecht passen. Ist der Apotheker ein ehrlicher, ja nur ein kluger Mann, so brauche ich das Destilliren nicht zu beaufsichtigen, denn er wird es schon gut machen. Ist es aber ein Unredlicher, und noch dazu ein Dummbart mit einem Sparren, so wird mir das Bewachen seiner Werkstatt zu gar nichts dienen; denn wie die städtischen Milchverkäufer die Milch mit Wasser anlängen, so kann ja der Apotheker das Destillat hintennach auch mit Wasser verdünnen.

Hinsichtlich der Dekokte sind wir auch ziemlich der Willkür der Apotheker hingegeben, wiewol ich zulasse, dass uns hier, ausser dem Geschmacke und Geruche, auch noch das Gesicht zur Schätzung dienen kann. Vor mehr denn 30 Jahren erlebte ich, in Betreff dieses Gegenstandes, einen merkwürdigen Auftritt. In einer andern Stadt ärztlich beschäftiget, hatte ich bei einem Apotheker zu thun, der wirklich ein sehr unterrichteter Mann war. Indem wir nun mit einander plauderten, trat ein alter, sehr gesuchter Arzt ins Zimmer, setzte etwas barsch eine fast volle Arzeneiflasche auf den Tisch, und sagte, das Dekokt sei schlecht, nicht nach Vorschrift bereitet. Der Apotheker, der sich durch den Ruf seiner Kenntnisse, selbst bei gebildeten Leuten, in Achtung gesetzt, also den Kopf etwas hoch trug, behauptete kühn, das Dekokt sei untadelhaft. Da es nun aber unmöglich ist, dass zwei Menschen durch eine solche Besprechung die Wahrheit ausmitteln können, so sagte ich zu meinem alten Kollegen: es sei wol das Beste, dass er sich von der Güte des Pflanzenstoffes, von dem

das Dekokt gemacht sei, in der Apotheke selbst überzeuge, unter seinen Augen die vorgeschriebene Menge abwägen, vorschriftsmässig abkochen, durchseihen und abkühlen lasse, dann werde man doch wol, durch Vergleichung des unter seinen Augen bereiteten Dekokts mit dem vermeintlich verdächtigen, durch Gesicht, Geschmack und Geruch den Streitpunkt einigermassen richtig beurtheilen können. Mich ging die Sache gar nichts an, ich machte bloss diesen Vorschlag, um den Apotheker, gegen dessen Redlichkeit ich, ohne dass er es selbst ahnete, mehr als Verdacht hatte, auf die Probe zu stellen. Dieser, statt den Vorschlag mit Freuden zu ergreifen und dem Arzte die Schanze zu bieten, plauderte darüber weg, wurde aber unverkennbar kleinlaut. Der alte listige Arzt, der das so gut merken musste als ich, und der wol die Absicht hatte, ihn bloss ein wenig zu witzigen, nicht ihn zu Schanden zu machen, ging schweigend aus dem Zimmer. Kaum war er weg, so wollte der Apotheker sich bei mir dadurch reinigen, dass er den Arzt heruntersetzte; ich liess aber das Gespräch fallen, denn ich begriff, dass, wenn er sich wirklich rein fühlte, er den von mir vorgeschlagenen Versuch, der seinem Verstande doch eben so nahe lag als dem meinen, nicht bloss selbst hätte vorschlagen, sondern ernstlich darauf bestehen müssen, dass er gemacht würde.

Ich habe in diesem Kapitel und noch an einem anderen Orte dieses Buches gesagt, dass die Aerzte, durch den Zwang ihre Rezepte in die Apotheke zu schicken, der Wohlthat des Eigenthumsrechtes beraubt, mithin zu Bänklingen des Staates erklärt sind. Manche Leser können denken, Verschwiegenheit sei Pflicht des Apothekers; ich wolle also auch in diesem Punkte einen Theil der Apotheker zu pflichtvergessenen Menschen machen. — Ich erwiedere darauf Folgendes: Um meine Behauptung, dass der Arzt der Wohlthat des Grundgesetzes alles bürgerlichen Vereines beraubt sei, zu erhärten, habe ich gar nicht nöthig, auf die hohe Unwahrscheinlichkeit zu verweisen, dass alle Apotheker verschwiegen sein sollten, und auf die hohe Wahrscheinlichkeit, dass sie nur so lange verschwiegen sein werden, als das allgemeine Apothekerinteresse es ihnen räth, und unverschwiegen, sobald ein näheres, besonderes

Interesse jenes allgemeine überwiegt. Ich lasse vielmehr jetzt den Satz als unbedingt wahr gelten, dass alle Apotheker, zusammt ihren Gehülfen und Lehrlingen, streng verschwiegene Leute sind, und behaupte dennoch, dass, wo nicht in allen, doch in vielen Fällen, Aerzte, ja Nichtärzte sich unserer Rezepte bemeistern und durch dieselben uns unsere eigenthümlichen Erfahrungen über die Heilwirkung mancher Arzeneien danklos rauben können.

Ich war schon über 50 Jahre alt, da ein junger, eben erst approbirter Arzt mich dieses Kunststück lehrte, gestand, es schon an mir selbst geübt zu haben, und zwar zu einer Zeit, da er noch nicht approbirt gewesen, also gezweifelt habe, ob ich ihm, dem Nichtapprobirten, meine eigenthümliche Erfahrung über ein damahls herrschendes Fieber gutwillig mittheilen würde. Ich will dieses Kunststück zum allgemeinen Besten mittheilen.

Ihr werdet mir zugeben, achtbare und erfahrene Leser! dass die Natur herrschender akuter Krankheiten oft sehr schwer zu ergründen ist, und dass das, was wir darüber in den Büchern finden, zuweilen nichts ist, als (mit *Paracelsus* zu reden) ein blosses Spiegelbild, ein Schatten an der Wand, der niemand vollkommene Unterrichtung geben kann. Ihr werdet mir ferner zugestehen, dass derjenige Arzt, der sich keine Mühe verdriessen lässt, die Natur einer solchen Krankheit zu ergründen, unter gleichen Umständen weit wahrscheinlicher ein gutes Heilmittel darauf finden wird, als ein anderer, der sich nicht die geringste Mühe gibt.

Gesetzt, es herrschte nun in einer Gegend eine böse Krankheit (nennet sie meinetwegen wie Ihr wollt); einer von Euch hätte durch Mühe und Fleiss ein Heilmittel darauf gefunden; Kranke aus meinem Wirkungskreise wendeten sich an ihn, und ich hörte, dass diese durch des Mannes Mittel bald und gut geheilt würden. Ich selbst wäre ein weltkluger Gaukelarzt, hätte mir nicht die mindeste Mühe gegeben, die Natur der Krankheit zu ergründen, sondern sie bloss behandelt, und den Kranken viel gute Dinge vorgeschwatzt; bei meiner Behandlung aber und bei meinem holdseligen Geschwätz wären die Kranken schlimmer geworden und mehre schon

in das himmlische Reich gegangen. Die Leute fingen an, etwas schwierig zu werden, und ich finge an einzusehen, es sei für meinen praktischen Ruf doch wol dienlich, ein gutes Heilmittel zu kennen. Wo könnte ich dieses nun besser finden, als bei meinem Amtsgenossen, der es bereits gefunden? Glaubt Ihr aber, ich würde ihn mündlich oder schriftlich bitten, mir seine Erfahrungen mitzutheilen? — Gott behüte! dadurch würde ich mich ja heruntersetzen. Nein, nein! ich lehre nur einen treuen und gescheiten Menschen aus der geringeren Volksklasse die Zufälle der herrschenden Krankheit hersagen, und heisse ihn, angeblich für seine Frau, oder seinen Bruder, oder seinen Sohn zu jenem Arzte gehen; er wird mir schon das Rezept bringen. Ja wenn eine einzige Schickung mich nicht genug belehrt, veranstalte ich eine zweite und dritte; jedenfalls muss ich doch die Erfahrung meines Amtsgenossen erbeuten, ohne ihm den geringsten Dank zu verschulden. Freilich, seinen Kopf schickt er mir nicht mit dem Rezept; er selbst weiss vielleicht mit der Waffe, die ich ihm raube, zu einer anderen Zeit etwas auszurichten, was ich nicht damit ausrichten würde; aber es ist genug, dass sie mir zur jetzigen Zeit dient und mich aus der jetzigen Verlegenheit reisst. Ich habe den Leuten so lange, so oft und so deutlich gesagt, ich sei der gelehrteste, verständigste und erfahrenste Arzt, dass sie dieses, weil sie es so lange und so oft gehört, festiglich glauben; und jetzt sollte ein Narr, der die alberne Grille hat, durch Heilen der Kranken und durch fabelhafte Menschenliebe seinen praktischen Ruf zu sichern, mich überflügeln? — Wahrlich ich habe die goldene und silberne Iatrosophie viel zu gründlich studirt und viel zu lange geübt, als dass ich nicht jetzt in dem Zauberkreise meines Wirkens den aufgehenden Stern seines Rufes im Nu verdunkeln sollte.

Wer ist nun unter meinen Lesern, der da behaupten möchte, die Verschwiegenheit der Apotheker, ihrer Gehülfen und Lehrlinge sichere das Eigenthum des Arztes? — Kein verständiger Mensch kann das behaupten: also wird auch jeder zugeben müssen, dass wir durch das Verbot des Selbstdispensirens, in welchem das Abgeben der Rezepte an die Kranken

liegt, der Wohlthat des Eigenthumsrechtes beraubt, mithin zu Bänklingen des Staates erklärt sind.

Moralische Tiraden über die Pflicht des Arztes, nützliche Erfahrungen möglichst gemein zu machen, können bei dem besprochenen Gegenstande nicht in Anmerkung kommen; denn wenn man als Verstandesmensch über bürgerliche Einrichtungen spricht, spricht man nicht als Moralist. Ja, wäre man wirrköpfig genug, bürgerliche Einrichtungen mit der Moral zu vermischen, so würde doch zuletzt das moralische Geschwätz auf die Frage hinauslaufen: ob es der Staatsgewalt zustehe, die Bürger durch Gesetze zu sittlichen Handlungen zu zwingen; diese Frage möchten aber staatsrechtskundige Männer zu bejahen wol grosses Bedenken tragen.

Nun muss ich noch einen grossen und durch keine Verordnung einer Medizinalbehörde abzuändernden, in dem Apothekerwesen begründeten Unfug erwähnen, der mit den Rezepten der Aerzte kann getrieben werden und nur zu oft getrieben wird.

Mit einer ganzen Rezeptenreihe, wie sie uns rathfragende Kranke, welche vergebens die Kunst mehrer Aerzte in Anspruch genommen, nicht selten zum Durchlesen überreichen, wird bestimmt nie Unfug getrieben. Ganz anders verhält es sich aber mit einzelnen Rezepten, die Kranken in hervorstechenden, oder sehr schmerzhaften Krankheitsformen gut und bald geholfen. Zu diesen Krankheitsformen gehören: chronischer Husten, Gelbsucht, Wassersucht, Kolik, chronischer Durchfall, Fallsucht u. d. g. Ob der Apotheker, nach unseren Gesetzen, die Originalrezepte des Arztes zurückgeben darf, weiss ich nicht; ich habe von den Medizinalbeamten darüber ganz entgegengesetzte Meinungen gehört. Jedenfalls kann der Apotheker dem Kranken die Abschrift des Rezeptes nicht weigern, denn der fremde kann ja vorgeben, er wolle es seinem heimathlichen Arzte zeigen, damit dieser, wenn die Krankheit wiedererscheine, es nach seiner Einsicht gebrauchen könne. Oder er kann vorwenden, er sei oft den Zufällen, die das Rezept beseitiget, unterworfen, und er wolle es deshalb für ein künftiges Bedürfniss aufheben. Welche Quacksalberei kann nun mit solchen Rezepten getrieben, wie ungehörig können sie angewendet werden! Ich könnte davon belehrende Dinge erzählen, wenn

ich Lust hätte, den Leser und mich selbst zu langweilen. Die Abenteuer, die ich erlebt, von denen ein paar wirklich ins Grosse gingen und dem Leser kaum glaublich scheinen würden, haben mir nie Verdruss, aber wol Spass gemacht, und mir Veranlassung gegeben, über den grellen Widerspruch nachzudenken, in welchem die die Aftermedizin verbietenden Medizinalgesetze mit dem Apothekerwesen stehen.

Nun zum Schlusse noch Eins. Ich sehe, dass in der Literatur die Apotheker mit den Aerzten über den besprochenen Gegenstand etwas gehässig zanken; und die Aerzte, die sich ihrer Grossjährigkeit zu nähern scheinen, werden den Gegenstand wol nicht so leicht fallen lassen. Da ich nun bemerkt habe, dass die Besprechungen den alten, leider in der Medizin gebräuchlichen Wirrgang nehmen, der nie zu einem endlichen, verständigen Ergebniss führen kann; so glaube ich etwas recht Verdienstliches zu thun, wenn ich die Punkte bestimmt angebe, auf welche es bei dieser Besprechung ankommt. Es sind folgende:

1) Man kann sich über den Zweck des das ärztliche Selbstdispensiren verbietenden Gesetzes besprechen; ob er ein verständiger und erreichbarer Zweck sei, oder nicht.

2) Ueber den Stand der Apotheker kann man sich nicht besprechen. Wer ihn im Allgemeinen verunglimpft, handelt eben so thöricht, als der, welcher ihn für das verwirklichte Musterbild menschlicher Sittlichkeit ausgiebt. Das Wort Stand ist ein Sammelwort, es bezeichnet die Gesammtzahl der Apotheker, durch welche der Stand vergegenwärtiget wird. Hier muss man den allgemeinen Erfahrungssatz gelten lassen, dass, wie in allen Ständen sich gute und schlechte Glieder finden, auch der Apothekerstand aus einem Gemisch von redlichen Männern und Schelmen bestehe. Ueber diesen allgemeinen Erfahrungssatz zu streiten, würde mehr als kindische Albernheit bekunden.

3) Da man nun genöthiget ist, diesen allgemeinen Erfahrungssatz gelten zu lassen, so kann man sich nur über folgende Punkte besprechen: Ist der Arzt befähiget, die Fahrlässigkeit und Unredlichkeit des Apothekers in der Arzenei selbst zu erkennen? Ist diese Erkenntniss, die doch nicht

auf ein Glauben und meinen, sondern auf eine Untersuchung sich gründen muss, leicht, oder schwer? Ist die Untersuchung für einen mit praktischen Geschäften überhäuften Arzt thunlich, und ist sie, die doch in vielen Fällen Zeit erfordert, bei dem dringenden Verlangen der Kranken nach Arzenei möglich? Ja hat nun der Arzt, durch die Arzenei, die Erkenntniss der Fahrlässigkeit, oder des Betruges erlangt, befähiget ihn dann diese Erkenntniss, dem Apotheker die Fahrlässigkeit, oder den Betrug rechtsgültig zu beweisen? —

Aerzten, die Lust haben möchten, sich in den Apothekerkrieg zu mischen, rathe ich, sich streng an Nr. 3 zu halten, denn diese Nummer enthält das *Punctum saliens.* Wird die Frage verneinend erlediget, so taugt das Apothekerwesen nicht, und dann braucht man sich auch nicht über den Zweck desselben zu besprechen, denn das Eine fällt ja mit dem Andern. Uebrigens müssen sie vor allen Dingen nicht den Winkelzügen der Gegner folgen, sondern einfach, mit ruhigem Geiste das Unlogische in den Erwiederungen der Gegner klar aufdecken. So viel ich begreife, verfechten diese eine faule Sache; mithin sind sie genöthigt, zu Künsten der Sophistik zu greifen und dürfen selbst die Waffen des Hohnes, des Spottes und der Stachelrede nicht verschmähen.

---

### *Arzeneitaxe.*

Es liegt vor Augen, dass, abgesehen von den den Apothekern zugebilligten Prozenten, diese Prozente auf den Einkaufspreis der Waaren gleichmässig können geschlagen werden, oder ungleichmässig, so, dass die wohlfeilsten Waaren die höchsten Prozente, die theuersten die geringsten tragen. Erste Art der Betaxung ist eine billige, von jedem erkennbare, letzte eine blinde, die bloss den Apothekern zum unberechenbaren Vortheil gereicht; denn da die meisten Rezepte verständiger Aerzte inländische und wohlfeile Mittel enthalten, so ist kein Mensch im Stande, auch nur annähernd den Vortheil der Apotheker zu schätzen. Wie übel sich dabei die Dürftigen befinden, denen nicht aus öffentlichen Mitteln die Arzenei

bezahlt wird, muss jeder Arzt, der diese Menschenklasse nicht durch allerlei bekannte Kunstgriffe von sich zurückschreckt, längst in unserem Preussischen Lande, wo seit neuer Zeit eine solche Taxe bestehet, erkannt haben. Uebrigens ist der Gedanke, der unserer Preussischen Taxe zum Grunde liegt, nicht neu; ich habe ihn schon in der Augsburger Taxe von 1646 gefunden; hier aber die Verwirklichung desselben (verglichen mit der Preussischen) nur in sehr verjüngtem Massstabe. Die Augsburger rechtfertigen auch die ungleiche Prozentvertheilung auf die nämliche Weise wie die Berliner. Der neugierigen Leser wegen, denen die Augsburger Taxe vom Jahr 1646 nicht zur Hand sein möchte, will ich einmahl das Betreffende hier hinsetzen. Es findet sich auf einem Anhangsblatte hinter der Taxe:

*Mirabitur autem fortasse quispiam, pretiosiora nonnulla, utpote Species Diambrae, Diamoschi, Cordiales temperatas, Laetificantes Galeni, et his similia composita medicamenta Ambram et Moschum recipientia, minori hic pretio aestimata esse, quam ut ea Pharmacopoeus sine propriae sortis dispendio parare queat. Id autem studio prudenterque factum esse intelliget, si viliora alia paulo majori pretio vendi permissa esse cognoverit; non aliam sane ob causam, quam ut minus divitibus, quibus res angusta domi pretiosorum alioquin medicamentorum usum aut interdicit, aut omnino negat, hac in parte consuleretur, neve pauperiores a jum dictorum Pharmacorum fruitione excluderentur, sed et ipsis quoque eorundem copia fieret etc.*

Nun will ich noch einige die Preussische Arzeneitaxe betreffende Bemerkungen etlicher Schriftsteller auf die Wage des schlichten Verstandes legen, ohne jedoch die Schriftsteller namentlich anzuführen, denn mit ihren Personen habe ich ja nicht zu thun, sondern nur mit ihren Aeusserungen.

Ich las einst eine schriftstellerische Abhandlung von einem Medizinalbeamten, worin dieser darzuthun sucht, dass die 25 Prozent, die der Staat angeblich den Apothekern zubilliget (worüber ich aber noch nie eine ordentliche Berechnung gesehen, auch keine zu machen ist), ein viel zu geringer Vortheil sei. Ich sah deutlich, dass der ehrliche Mann an Jahrprozente dachte; das ist wahrlich ein arger Missgriff. Freilich

ist ein gelehrter schriftstellender Arzt nicht Kleinhändler, und in dieser Hinsicht muss man ihm einen solchen Missgriff zu gute halten. Wenn aber ein solcher Medizinalbeamter in einer solchen krämerischen Sache als Schriftsteller auftritt, müsste er sich doch zuvor bei mehren glaubwürdigen Kleinhändlern, die regelmässig ihre jährliche Bilanz machen, nach dem Verhältniss erkundigen, welches zwischen ihrem wirklichen, in den Waaren steckenden Kapitale, und der Summe Statt hat, die sie jährlich umschlagen. Durch diese Erkundigung würde er zum wenigsten von dem sehr grossen Unterschiede, der zwischen Jahrprozenten und Umschlagprozenten ist, einen deutlichen Begriff bekommen.

In der nämlichen Abhandlung wird als Grund der Behauptung, dass die Preussische Taxe noch zu niedrig sei, der sehr hohe Ankaufspreis der Apotheken als der wichtigste hervorgehoben. Da ich diesen Grund nun auch in anderen Schriften gefunden, bald deutlich, bald undeutlich ausgedrückt, so halte ich für nützlich, ihn einmahl etwas hell zu beleuchten.

Der Ankäufer einer Apotheke kauft:

1) Den in der Apotheke vorhandenen Waarenvorrath.

2) Die in der Apotheke und dem Laboratorio vorhandenen Gefässe und Geräthe.

3) Das Haus worin er sein Geschäft treiben will. Entweder das, worin es der Verkäufer getrieben, oder ein anderes; der Unterschied thut nichts zur Sache.

Was nun den Waarenvorrath betrifft, so würde es ja barer Unsinn sein, den Werth desselben zum Ankaufskapital zu schlagen, da er durch die Taxe selbst schon verprozentet ist.

Was die Gefässe und die Geräthe betrifft, so gebe ich allenfalls zu, dass der Werth derselben als Ankaufskapital kann betrachtet und billige Zinsen davon auf die Waaren können vertheilt werden. Jedoch auch dieses nur nach einer rechtlichen, bloss das Nöthige und Brauchbare berücksichtigenden Veranschlagung. Alles Glänzende, Luxusartige, oder bloss zum Gemach und zum Vortheil des Apothekers Dienende, dürfte bei einer solchen Veranschlagung nicht berücksichtiget werden, denn das bezweckt doch bloss, Käufer anzuziehen, oder (im Laboratorio) Ersparung der Feuerung und Mühe.

Hinsichtlich des Hauses kommt es mir gar närrisch vor, dass man den Werth desselben sollte in Anschlag bringen. Jeder Mensch, der ein bürgerliches Geschäft treiben will, muss doch wohnen, muss einen Ort im Hause haben, wo er das Geschäft treibt. Welcher Kaufmann wird, ja kann die Zinsen des Hauswerthes auf die Waaren schlagen? — Keiner. Ich sehe also gar nicht ein, warum der Staat dem Apotheker freie Wohnung verschaffen sollte.

Was bleibt nun von dem Ankaufskapitale einer Apotheke über, dessen Zinsen der Staat bei Abfassung der Taxe berücksichtigen müsste? — Doch weiter nichts, als der Werth der Gefässe und Geräthe. Der ist aber, berücksichtiget man bloss das Nöthige, so gering, dass die Zinsen desselben, auf die Waaren vertheilt, diese wahrlich nicht vertheuern werden.

Nun könnten aber etliche Leser denken, ich sei des Gegenstandes, über welchen ich schreibe, ganz unkundig. In allen Ländern, wo die Staatsgewalt die Apotheken auf eine gewisse Zahl beschränke, bezahle ja der Ankäufer einer Apotheke nicht bloss den wirklichen, sachlichen Werth, sondern auch die durch den Ankauf einer bestehenden Apotheke erworbene Freiheit, das Apothekergeschäft zu treiben, und diese Freiheit sei gerade das Theuerste. — Ganz recht! ich kenne das, und habe selbst gesehen, wie hoch diese Freiheit bezahlt wird. Vor etlichen Jahren ist in dem Städtchen, worin ich wohne, das 3800 Einwohner zählt, und nichts weniger als wohlhabend ist, *) dessen Umgebungen auch nicht glänzend sind, das von drei Seiten in einer Entfernung von 1 bis 1¾ Meilen mit anderen Apotheken umstellt ist, und von der vierten Seite in einer Entfernung von einer halben bis ganzen Meile die Grenze,

*) Die Wohlhabenheit eines Ortes lässt sich bloss aus dem Verhältniss der Reichen und genüglich Lebenden, zu den Mühseligen und Armen beurtheilen. Dieses Verhältniss kann man am einfachsten und sichersten bei den Schullehrern erkunden. Wer nicht ganz unvermögend ist, wird gewiss die Freiheit der Schule nicht nachsuchen. Aus der Zahl derer, die nichts haben, kann man die Zahl derer erkennen, die etwas haben, letzte aber noch nicht alle für wohlhabende Leute halten. In dem Städtchen, worin ich wohne, bezahlen kaum zwei Fünftel der Kinder das Schulgeld. Ich meine also, ein Ort könne unmöglich wohlhabend sein, von dessen Bewohnern drei Fünftel arme Leute sind.

jenseits der Grenze aber bis zur Maass eine unwirthbare unbewohnte Haide hat, in dem überdies noch eine zweite Apotheke arbeitet, — eine Apotheke (wohl zu merken, ohne Haus) für neun Tausend Thaler Preussisch Geld verkauft worden. Die Gefässe waren zum Gebrauch zwar gut, aber doch nichts weniger als prunkend, denn der Vorgänger des Verkäufers hatte sie schon alt gekauft. Die Geräthe im Laboratorio waren auch zum Gebrauch gut, denn der Verkäufer hatte ja bis zum Entstehen der chemischen Fabriken die *Chemicalia* selbst bereitet; übrigens waren sie doch weder neumodisch, noch kostbar. Der Waarenvorrath kann auch nicht gross gewesen sein, denn da der Verkäufer schon seit etlichen Jahren mit dem Gedanken umging, die Apotheke zu verkaufen, und klug genug war, zu begreifen, dass bei einem solchen Handel der grössere oder geringere Waarenvorrath kaum berücksichtiget wird, so ist leicht einzusehen, dass er während dieser Zeit nur die zum laufenden Gebrauche ausreichenden Waaren angeschafft hatte. Der Ankäufer schätzte selbst den wirklichen Werth des Ganzen nur auf 1500 Thaler; erkaufte also die Freiheit, Apotheker in G* zu sein, für die Summe von 7500 Thaler. Wollten die Medizinalbehörden, bei Abfassung einer Arzeneitaxe, solche Ankaufspreise auch nur im mindesten berücksichtigen, so würden sie höchst unbillig gegen das Publikum handeln; denn es ist ja handgreiflich, dass die Ankaufspreise der Apotheken mit der Arzeneitaxe im geraden Verhältnisse stehn; je höher die Taxe je höher der Werth der Apotheken. Man muss nie denken, dass der, welcher eine Apotheke so übermässig hoch erstehet, als ein Narr sein Geld wegwirft, es ist vielmehr ein ziemlich verständiger Handel. Das Einkaufsbuch des Verkäufers weiset ja die Quantität Waaren nach, welche die Apotheke jährlich abgesetzt, und diese, nach der Taxe berechnet, muss die jährliche Einnahme, zwar nicht bei Heller und Pfennig, aber doch in Bausch und Bogen richtig ausweisen. Der Ankäufer kann also ausrechnen, in wie viel Jahren er die über den wirklichen Werth bezahlte Summe wird erworben haben.

Von allen Narrheiten, die ich je über die Arzeneitaxe gelesen, ist die wol die grösste, dass die Unkosten, die den Apothekern die Gehülfen verursachen, bei Bestimmung einer

Taxe auch zu berücksichtigen seien. Ich wäre wirklich neugierig zu wissen, ob je ein Mensch eine grössere gedruckte Narrheit gelesen. Wenn die Medizinalbehörde zu den Apothekern sagen wollte: damit wir Euch, ihr Herren! die Kosten, die Euch die Gehülfen verursachen, ersparen, wollen wir durch Vermehrung der Zahl der Apotheken Euch Euer Geschäft so verringern, dass Ihr es hinfort mit Euren eigenen leiblichen Händen verrichten könnt; — was würden wol die Apotheker darauf erwiedern? — Sie würden ohne Zweifel es vorziehen, ihr Geschäft unverringert so zu behalten wie es ist, und die Unkosten der Gehülfen verschmerzen.

Spricht man mit rechtlichen und verständigen Apothekern über die hohe Taxe, über das Drückende, was in ihr für die unbemittelte Volksklasse liegt, so suchen sie dieselbe dadurch zu rechtfertigen, dass sie einem bemerken: sie können solchen Kranken, deren Zahlungsfähigkeit zweifelhaft sei, die Arzenei nicht wol weigern, dieses würde gegen die Menschenliebe streiten; es sei also sehr begreiflich, dass sie mitunter Verluste erleiden. Nur die hohen Prozente, die ihnen der Staat bewillige, befähige sie, auch zweifelhaften Zahlern zu borgen.

Das ist noch scheinbar der beste, die hohe Taxe rechtfertigende Grund. Abgesehen aber davon, dass manche brave Apotheker wirklich aus Mitleiden solchen Dürftigen die Arzenei borgen, bei denen es um die künftige Bezahlung zweifelhaft aussehen mag, geschiehet doch im Allgemeinen das Borgen bei den Apothekern, wie bei allen Kleinhändlern, aus kaufmännischer Weltklugheit. Die meisten zweifelhaften Zahler zahlen endlich doch, wenn gleich spät, die wenigsten bleiben ganz aus; so bekommt der leicht creditirende Apotheker einen guten Ruf, den Ruf eines Menschenfreundes, und dieser verschafft ihm Kunden, über deren Zahlungsfähigkeit er nicht in Zweifel stehen kann. Der geizige Apotheker hingegen, der jeden möglichen kleinen Verlust vermeiden will, thut sich grossen Schaden. Zweifelhafte Zahler stehen nicht selten mit vielen und guten Zahlern in Freundschafts- oder Verwandtschaftsverhältnissen; weigert er jenen den Credit, so werden ihm diese leicht abwendig gemacht. Ich habe immer bemerkt, dass gern creditirende Apotheker die besten Geschäfte machen; zum we-

nigsten stehet der Verlust, den sie durch das Creditiren in einem Zeitraume von 20 Jahren erleiden, in keinem Verhältniss zu dem grossen Vortheile, den sie dadurch haben. Freilich, in grossen, besonders aber in Residenzstädten, gestaltet sich die Sache anders; da kann ein Apotheker, der apanagirten Fürsten viel borgt, durch den Tod eines einzigen solchen Kunden einen bedeutenden Verlust erleiden.

Mein Grossvater mütterlicher Seite *H. Chr. Brande*, wirklicher Apotheker des Königs von England, verlor im Jahre 1751 durch den Tod des Prinzen von Wallis 1481 Pfund. Sterl. 18 Sch. 6 Ps., den Betrag einer fünftehalbjährigen Apothekerrechnung. *) Ich habe die Rechnung noch; das Geld wäre mir aber lieber, wiewol es mich auch nicht zum reichen Manne machen würde.

Uebrigens müssen in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Apotheker in England bei weitem nicht so viel Geld verdient haben als jetzt die deutschen verdienen. Mein Grossvater kann mir freilich nicht als Massstab dienen, denn der ist jung gestorben; aber sein Grossoheim, dem er als Apotheker des Königs adjungirt war, der ihm das ganze Geschäft übergeben und ihn überlebt hat, ist über 80 Jahre alt geworden. Er war nie verheirathet, und seine theuerste Liebhaberei wird wol die gewesen sein, dass er meinen Grossvater, der bei ihm die Apothekerkunst erlernt, auf mehren ausländischen Uni-

*) Der Apotheker des Königs war von dem Hofapotheker verschieden. Erster lieferte für ein jährliches, reichliches Jahrgeld die Arzenei bloss für den König, die Königinn und die königlichen Kinder. Waren die königlichen Kinder grossjährig, so stand er zu ihnen in dem nämlichen Verhältniss, wie zu allen anderen Bürgern; wollten sie Arzenei von ihm haben, so mussten sie dieselbe bezahlen. Daher der Verlust, den mein Grossvater durch den Tod des Prinzen gehabt. Merkwürdig ist die grosse Menge Bristolwasser, die diese Prinzliche Hofhaltung jährlich getrunken. Auf der Rechnung ist sie also angegeben.

| | | | | Pf. St. | Schl. | Ps. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Im Jahr | 1747 | für | — | 191 | 19 | — |
| - - | 1748 | - | — | 201 | 11 | 6 |
| - - | 1749 | - | — | 213 | 10 | 6 |
| - - | 1750 | - | — | 214 | 5 | 6 |
| - - | 1751 | - | — | 37 | 6 | — |

versitäten die Heilkunst hat studiren lassen. Da nun seine Apotheke in London mit 5 Gehülfen und zwei Lehrlingen arbeitete, und er das Geschäft über 40 Jahre getrieben, so hätte er, nach dem jetzigen Massstab, ein Millionär sein müssen. Meiner Grossmutter, seiner Haupterbinn, ist allerdings, nach Auszahlung mancher Legate an fromme Stiftungen, ein nettes Vermögen geblieben; aber es war doch nicht so, dass man es heutiges Tages in einer mässig reichen Stadt Reichthum nennen würde. Vielleicht haben die Apotheker in London damahls keine gesetzliche Taxe gehabt, sondern die Arzeneien nur nach der kristlichen Liebe taxirt.

---

### *Aerztliche Praxis unter den Unbemittelten.*

Ich spreche hier nicht von den eigentlichen Armen, die aus den Gemeindekassen unterstützt werden. Für diese sind heut zu Tage in allen Städten und Dörfern Aerzte angestellt und werden bezahlt, wiewol meist kärglich, und wenn die Vorsteher der Gemeinden es umsonst haben können, ist es ihnen noch lieber.

Ganz anders verhält sich die Sache mit der Klasse von Bürgern, die nicht zu der Kategorie der eigentlichen Armen gehören, die von den Gemeinden keine Unterstützung bekommen, auch nicht verlangen, die, so lange sie gesund sind, kaum ihr Auskommen haben, aber nichts zurücklegen können für die Zeit der Noth. Diese Menschenklasse ist ungeheuer zahlreich. Zu ihr gehören: die Tagelöhner, der grösste Theil der Handwerker in kleinen Städten, denn die können auch nicht viel mehr als Taglohn verdienen, die Köther oder Häusler auf dem Lande, die Unzahl von Dienstbothen, die Grenzaufseher wenn sie starke Familie haben, die in kleinen Städten stationirten Gendarmen, karg besoldete Schullehrer, alle gering besoldete Unterbeamte wenn sie Frau und Kinder haben, viele Ackerbau treibende Bürger kleiner Städte, die, ohne Grundbesitz, der Stadt nah gelegene Ländereien zu ungeheuren Preisen gepachtet haben, kinderreiche karg Pensionirte, kinderreiche Wittwen, die durch den Tod ihres Mannes ihr Einkommen verloren, und endlich Leute aus höheren Ständen, deren Ver-

mögen bis auf das Unentbehrliche geschmolzen. So lange diese Leute gesund bleiben, gehet alles seinen Gang; sie essen was sie haben und kleiden sich wie sie können. Werden sie aber ernsthaft krank, oder kommen vollends ansteckende Seuchen in ihre Familien, so ist die Noth gross, sie gerathen für viele Jahre, oder für immer in Schulden. Diese unglaublich grosse Menschenklasse, die im Allgemeinen die genüglich lebende weit übersteigt, liegt allein dem Arzt zur Last. Der Rechtsgelehrte hat nichts mit solchen Leuten zu thun, denn sie können nicht über Eigenthum streiten, dessen sie bar sind. Der Geistliche hat auch keine Verrichtung bei ihnen, als dass er ihnen eine allgemeine Anweisung auf die himmlischen Freuden gibt und sie zur Geduld und Entsagung ermahnt, wozu sie leider die Nothwendigkeit auch ohne priesterliche Ermahnung zwingt. Uns Aerzten gibt der Staat, liebevoll für uns sorgend, eine gesetzliche Anweisung auf die mageren oder leeren Seckel dieser Mühseligen; da sie aber, auch bei unseren sparsamsten Verordnungen, kaum den Preis der hochbetaxten Arzeneien herbeischaffen können, so würden wir, wollten wir Gebrauch von dieser gesetzlichen Anweisung machen, gerade wie Küstenbewohner handeln, die, unter dem Vorwande des Strandrechtes, armen Schiffbrüchigen ihre letzte, kaum gerettete Habe rauben. Die Last ist für den Arzt nun noch erträglich, so lange er nur einen städtischen Ruf hat, oder so lange sein guter Ruf auf die Nachbarschaft seines Wohnortes beschränkt bleibt. Bekommt er aber einen Provinzialruf, so wird die Last so drückend, dass grosse Festigkeit des Geistes dazu gehört, den Grundsätzen der Menschlichkeit, die uns das Plündern des Dürftigen verbieten, treu zu bleiben. Uebel, sehr übel ist es, dass gerade von diesen Unbemittelten viele, namentlich die der unteren Stände, verzweifelt fix auf den Beinen sind. Sie machen sich wenig daraus, drei, vier, fünf Wegstunden weit zu einem Arzte zu laufen, der von ihnen nichts begehrt, sie auf keine grosse Kosten in die Apotheke treibt, nicht auf sich warten lässt, traulich mit ihnen spricht, und von dem sie glauben, er werde sie besser heilen als nähere Aerzte, die Geld von ihnen begehren und theure Arzeneien verschreiben. Was

gilt ihnen die Weite des Weges? Nichts. Sie ersparen ja durch den Marsch mehr als Einen Tagelohn.

Wenn es aber wahr ist, dass die Praxis unter den Unbemittelten dem Arzte sehr lästig werden kann, so ist es doch eben so wahr, dass er durch dieselbe einen doppelten Vortheil erlangt, einen ärztlich künstlerischen und einen bürgerlichen.

Der künstlerisch praktische ist zu offenbar, als dass es nöthig wäre, ihn weitläuftig auszulegen, denn wer viel Kranke behandelt, der erfährt auch viel Merkwürdiges, welches er sonst nicht erfahren würde, und mit der Natur herrschender Krankheiten wird er, befähiget viele Fälle mit einander zu vergleichen, weit früher im Reinen sein, als andere Meister, die bloss dem Gelde nachlaufen. Wie er aber durch die Praxis unter Leuten, die ihn, ohne dass es sie drücken würde, nicht zu bezahlen vermögen, einen bürgerlichen Vortheil erlangen könne, möchte manchen jungen Lesern unbegreiflich sein; darum ist nöthig, dass das ausgelegt werde.

Da, wie gesagt, die Klasse der Unbemittelten sehr gross ist, ein Arzt, der sich ihrer freundlich und uneigennützig annimmt, also stark kann überlaufen werden; die meisten Menschen aber, sonderlich die gewerbetreibenden in kleinen und mittlen Städten, eine solch krämerische Natur haben, dass es in ihrem Sinne an Unmöglichkeit grenzt, ein Arzt sollte Unbemittelten, von denen er auch nur ein paar Groschen erpressen könnte, umsonst dienen: so folgt daraus, dass sie den, der von Kranken viel überlaufen wird, als einen Mann ansehen, der viel Geld verdient, und, ist er kein Verschwender, als einen Mann, der viel Geld gesammelt haben müsse. Uebt er aber in der Stadt unter ihren Augen die Uneigennützigkeit, und sie können selbige gar nicht bezweifeln, so wird er zum wahrhaft reichen Manne, aber auch gleichzeitig zum Narren gestempelt; denn in ihren Köpfen muss der ein überreicher, des Geldes ganz unbedürftiger Narr sein, der es verschmähet, die Unvermögenden zu rupfen und mit ihren letzten Hellern seine Habe zu mehren. — Ihr begreift also, meine Freunde! dass der Arzt bloss dadurch, dass er die Menschenliebe übt, zum reichen Manne werden kann, und ist das nicht ein grosser, bürgerlicher Vortheil?

Sehet Euch um in grossen, mittlen und kleinen Städten; wie viel Menschen gewahret Ihr, die mit grossen, fast unerzwinglichen Aufopferungen nach diesem Vorzuge streben. Da sehet Ihr Leute in glänzenden Wagen fahren, die weit klüger thäten, zu Fusse zu gehen. Ihr sehet Leute an öffentlichen Orten Champagner und andere edle Weine schlürfen, für deren Familien es weit vortheilhafter sein würde, wenn sie Dünnbier tränken. Abermahls sehet Ihr geschmückte Frauen, die ihrer mühseligen Ehemänner halbes Jahreinkommen in seidenen Kleidern, in feinen Spitzen, in goldenen Ketten und Spangen am Leibe tragen. — Warum thun alle diese Leute das? Bloss um reich zu scheinen.

Schauet, meine Freunde! diesen Zweck erreicht der Arzt bloss durch Uebung der Menschenliebe. Er braucht kein üppiges Leben dabei zu führen; er lebe ganz einfach, befolge nur das Gebot der heiligen Schrift: seid niemand etwas schuldig als dass ihr euch unter einander liebet, so wird ihm die Würde des reichen Mannes gerade am sichersten zu Theil.

Ihr könntet mir aber einwenden: es sei ein sehr schlechter Vortheil, dass der, welcher bloss sein genügliches Auskommen habe, von seinen Mitbürgern für reich angesehen werde. Leute, die diesen Ruf ängstlich suchten, hätten gewöhnlich eine besondere, aber selten eine lobenswerthe Absicht dabei; den Arzt könne aber der Reichheitsruf zu nichts führen, als nur dazu, dass er, bei Vertheilung öffentlicher Lasten, von seinen Mitbürgern höher veranschlagt werde, als es ohne diesen Ruf würde geschehen sein; ja im Kriege bei einem feindlichen Einfalle, wo der Ruf der Reichheit dem wirklich Reichen schon beschwerlich falle, müsse er dem nicht wirklich reichen, sondern nur genüglich lebenden Manne noch weit herbere Früchte tragen.

Es ist wahr, werthe Leser! sehr wahr, dieses Bedenken; ich weiss ihm nichts Gegründetes entgegenzusetzen, als nur den altdeutschen, gereimten Spruch: Würden haben Bürden. Erwirbt sich also ein Arzt durch Uebung der Menschenliebe des Reichthumsrufes Würde, so trage er auch nur geduldig dieses Rufes Bürde; sperret er sich dagegen, so lacht man ihm in die Zähne.

Nun will ich ein Wort von der Dankbarkeit der Unbemittelten sagen.

*C. W. Hufeland* vergleicht an einem Orte seiner Schriften die Dankbarkeit der Unbemittelten mit der Dankbarkeit der Vornehmen und Reichen. Der Inhalt seiner Rede ist: die dankbare Gesinnung der Unbemittelten lohne nicht selten den rechtlichen Arzt genügender, als das Geld der Vornehmen und Reichen, die, nach Auszahlung des edlen Metalls, jeder edlen Gesinnung gegen ihren Helfer überhoben zu sein glauben.

Die Sache an sich ist wahr, ich kann und mag es nicht läugnen; allein als billiger Mann hätte er entweder ganz davon schweigen, oder die Vornehmen zugleich entschuldigen müssen.

Bestimmt haben die Vornehmen keine gemeine krämerische Gesinnungen; das, was man für die Aeusserung einer solchen Natur halten könnte, ist vielmehr einzig die Folge einer theilichten, ihnen eingeleibten und angeborenen Verstandesirrung, und zwar einer solchen, welche die gelehrten Aerzte *Hallucinatio* nennen. Es ist aber nicht so zu verstehen, als sähen und hörten sie nichtvorhandene Dinge, als hielten sie den Hund für eine Katze und den Esel für ein Pferd; nein, ihre Sinnestäuschung beziehet sich bloss auf ihr eigenes Geld und äussert sich dadurch, dass sie demselben einen weit höheren Werth beilegen als je ein Münzwardein darin entdecken wird. Wer an der Wahrheit meiner Rede zu zweifeln Lust haben möchte, der achte doch nur auf den Unterschied der Foderungen, welche die Vornehmen, und auf die, welche schlicht ehrliche Bürger und Bauern für ein und das nämliche Geld an den Arzt machen. Er wird sich bald überzeugen, dass meine Behauptung nicht aus der Luft gegriffen sei, sondern sich auf vergleichende Beobachtungen gründe. Wenn also vornehme und reiche Leute den Arzt, den sie mit ihrem unschätzbaren Gelde, wenn gleich kärglich bezahlt haben, für fürstlich, selbst für überfürstlich belohnt halten, ja wenn sie festiglich glauben, er verschulde ihnen noch grossen Dank dafür, dass ihre Milde ihm von jener Zaubermünze ein wenig habe zufliessen lassen, so kann ich sie gar nicht tadeln, sondern muss vielmehr anerkennen, dass sie streng folgerecht in ihrer Halluzination sind.

Von der Dankbarkeit der Unbemittelten, welche *C. W. Hufeland* auf Kosten der Vornehmen erheben will, lässt sich im Allgemeinen nicht gut sprechen, denn zu dieser Klasse gehören Menschen von gar zu verschiedenen Ständen. Mit denen aus dem unteren Stande, als mit Dienstbothen, Tagelöhnern, geringen Handwerkern, und mit solchem Volke, von dem man nicht recht weiss, ob es zu den Schelmen oder zu den ehrlichen Leuten gehört, trifft man, ausser dem Krankenbette, im bürgerlichen Leben fast gar nicht zusammen; also kann man auch nicht über die Gesinnungen derselben urtheilen. Jedoch hat einst ein lustiger Gesell, der als Maurergehülfe mehrmahls in meinem Hause gearbeitet, dem ich oft als Arzt in seiner Familie mit eben der Treue unentgeltlich gedient, wie ich für gute Bezahlung den Reichen nur hätte dienen können, mir seine Dankbarkeit dadurch bewiesen, dass er Räubern, die sich bei ihm aufhielten, mein Haus als den Ort bezeichnet hat, wo sie gute Geschäfte machen würden. Da er aber nicht oft genug in dem Hause gewesen war, um dessen Gelegenheit genau zu kennen, so hatte er die Schelme glücklicherweise ins Wohnzimmer geschickt, wo nicht viel zu erhaschen war. Ich kam also mit dem zerbrochenen Fenster und mit einem kleinen Verluste von ungefähr 50 Thalern weg.

Nun folgen die Menschen, die entweder von dem Ertrage eines kleinen Geschäftes, oder, als Angestellte, von einem kleinen Gehalte, so lange sie gesund und unverheirathet sind, erträglich gut leben können, die man aber, mit einer starken Familie gesegnet und von ernsthaften Krankheiten heimgesucht, für ärmer als wirkliche Bettler halten muss. Was von der Dankbarkeit dieser Leute zu halten sei, weiss ich nicht. Ihre Worte achte ich für gar nichts, denn ihr eigener Nutzen erfodert es, dass sie den Arzt, der keine Bezahlung von ihnen verlangt und dessen wohlfeile Hülfe sie künftig einmahl wieder nöthig haben könnten, nicht vor den Kopf stossen. Ob sie aber durch ihre Handlungen ein dankbares, oder undankbares Gemüth gelegentlich offenbaren würden, lässt sich unmöglich bestimmen, weil man auch mit ihnen, ausser der Krankenkammer, nie, oder äusserst selten in Berührung kommt. Eine dieser seltenen bürgerlichen Berührungen hat mir aber einmahl

das sehr dankbare Gemüth eines Mannes auf eine wirklich überraschende Weise offenbaret.

Ein alter Französischer Brigadier der Gendarmerie, der, obgleich vom Staate gut bezahlt, Mühe hatte, seine zahlreiche Familie zu ernähren, der, weil er lange hier gewohnt, fast als eingebürgert betrachtet wurde, war oft von Krankheiten heimgesucht worden, ja er selbst und mehre der Seinigen waren einst von dem ansteckenden Gefängnissfieber ergriffen gewesen. Ich hatte ihm jederzeit, nicht bloss unentgeltlich, sondern wirklich mit Treue und Liebe gedient. Er zeigte sich hingegen immer sehr höflich und zuvorkommend gegen mich. Seine Dankbarkeit thätlich zu beweisen, dazu fehlte es ihm ganz an Gelegenheit, bis zu dem Zeitpunkte, da das Kriegesglück der Franzosen zu wanken begann. Damahls besuche ich eines Morgens unseren kränkelnden Friedensrichter *F.*, trete, weil er noch im Bette liegt, in seine Schreibstube, und finde hier einen Herrn meiner Bekanntschaft, mit dem ich mich unterhalte. Gleich darauf bringt der Briefträger den Moniteur, und diesem folgt auf dem Fusse der alte Brigadier. Da ich nun die Zeitung zur Hand nehme, bittet mich mein Bekannter, im Falle ich einen wichtigen, auf den Russischen Krieg bezüglichen Artikel darin finden möchte, diesen laut zu lesen, denn er selbst werde das Blatt nicht vor Abend bekommen. Ich las jetzt den ausführlichen amtlichen Bericht über die unglückliche Flucht der Franzosen aus Russland vor, ohne mir dabei die geringste Anmerkung zu erlauben. Drei Tage darauf sagte mir der Richter: der alte Brigadier habe mich seiner nächsten Behörde, dem Offizier, als einen verdächtigen Menschen angezeigt. Da er aber das Lesen eines Artikels aus einem öffentlichen Blatte, welches bekanntlich das Organ des Kaisers war, nicht für ein Verbrechen habe ausgeben können, so habe er meine politische Verdächtigkeit darauf gegründet, dass beim Vorlesen dieses, für jeden rechtlichen Bürger höchst traurigen Berichtes, mir die Freude auf dem Gesichte geleuchtet. Der Offizier, dem die Physiognomik des Brigadiers etwas zweifelhaft gewesen, habe den dabei stehenden Maire gefragt: ob ich mich auch in anderen Dingen verdächtig mache; und auf dessen Versicherung, dass mich

einzig meine Kunst beschäftige, dass ich nicht einmahl öffentliche Orte besuche und mich gar nicht um die Politik bekümmere, habe er die Anzeige des Brigadiers unbeachtet gelassen.

Ganz richtig bemerkte mir der wohlmeinende Erzähler: wäre der Offizier ein unverständiger, überspannt amtseifriger Mann gewesen, so sässe ich schon im Gefängniss. Er ermahnte mich, in der unheimlichen Zeit meine Vorsicht zu verdoppeln, und nannte den Brigadier, auf den er sonst viel gehalten, eine undankbare Bestie.

Nun wollen wir aufsteigen, und die Menschen betrachten, deren Einkommen zu dem Stande, den sie in der bürgerlichen Gesellschaft behaupten müssen, oder behaupten zu müssen glauben, in starkem Missverhältniss stehet, obgleich es an sich wol hinreichen möchte, eine Familie, die bescheidenere Foderungen an das Leben machte, genüglich zu ernähren. Begreiflich gehören zu dieser Kategorie Menschen von ganz verschiedenen Ständen, und da sie hinsichtlich ihrer intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Bildung himmelweit von einander abstehen, auch die Stände selbst, denen sie angehören, ihnen schon gewisse Vorurtheile und Untugenden eingeleibt haben, so muss der Arzt, der mit ihnen öfter in bürgerliche Berührung kommen kann, auch ganz verschiedene Beobachtungen machen, deren allgemeines Ergebniss nicht gut mit Worten auszudrücken sein möchte. Durch ganz unentgeltliche Dienstleistung würde er einen Theil dieser Art Leute kränken; er kann ihnen also nur dadurch die Liebe beweisen, dass er ihrer Kasse, in der weit öfter Ebbe als Flut ist, eine zarte Schonung angedeihen lässt.

Man stösst wirklich unter diesen Leuten auf sehr rechtliche, die sich bestreben, nach den Foderungen der Sittlichkeit zu handeln, und niederen Leidenschaften, die den Menschen verunehren, keine Gewalt über sich lassen. Ihr zarter ästhetischer Sinn erlaubt ihnen nicht, dem, ihre beschränkte Kasse schonenden Arzte mit gemeinen Schmeicheleien, oder ekelhaften Danktiraden zu Leibe zu gehen, denn in sich selbst fühlen sie den sittlichen Zwang, dem, der ihnen uneigennützig und treu in ihren Nöthen geholfen, sollte er je ihrer bedürfen,

nach Vermögen eben so treu zu sein; und sie wissen es, dass verwandte Geister sich einander auch ohne Worte verstehn.

Leider sind solche Menschen aber seltene Erscheinungen; die meisten äusseren aus blossem Eigennutze dankbare Gesinnungen gegen den Arzt, und zwar so lange, bis einmahl ein anderes, näheres Interesse diesem Eigennutze die Wage hält, oder ihn gar überwiegt. Im letzten Falle werden sie sich kein Gewissen daraus machen, dem Arzte, der ihnen lange und treu gedient, hinterlistige Streiche zu spielen; ja sie sollten ihm wol sein ganzes Geschäft verderben, wenn sie die Macht dazu hätten; weil sie diese aber nicht haben, und keiner sie hat, so bleibt es freilich bei der ohnmächtigen Aeusserung des bösen Willens.

Hinsichtlich der Leute aus höheren Ständen, die zwar nicht eigentlich in Armuth, aber doch verhältlich zu ihrem Stande, in Unvermögenheit gerathen sind, bemerke ich noch, dass diese selten mit dem Vermögen auch den Stolz verlieren. Hat der Arzt Geduld mit ihrer Schwachheit, setzt er ihren ungemessenen, unzarten Foderungen, nicht eben so unzarte, kräftige Foderungen an ihre mageren Seckel entgegen, so werden sie dieses nicht als eine menschenfreundliche Schonung, sondern vielmehr als eine tölpelhafte Missschätzung seiner eigenen Dienste ansehen. Freilich giebt es auch seltene, erfreuliche Ausnahmen, ja ich bin selbst einmahl auf Eine gestossen, die ich fast eine rührende nennen möchte: im Allgemeinen bleibt aber *Don Ranudo de Colibrados* immer der Alte; wie er vor dreihundert Jahren gewesen, ist er noch, und wird nach dreihundert Jahren auch noch so sein; bloss Form und Farben seiner Gewänder wechselt er nach dem Gebrauche der Zeit.

Ueberhaupt haben mir die Klagen der Aerzte über Undankbarkeit, auf die man hier und dort in älteren und neueren Büchern stösst, nie sonderlich gefallen; sie beweisen, dass die Kläger nicht wahrhafte Aerzte, das heisst, nicht sorgfältige Beobachter des geistigen wie des leiblichen Menschen gewesen. Hätten sie nämlich den geistigen Menschen auch nur oberflächlich beobachtet, so würden sie sich bald überzeugt haben, dass die vermeintliche Untugend, über welche sie klagen, aus

der innersten Wesenheit seines Geistes hervorgehet, und dass er ohne dieselbe das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne sein würde. Folgende Betrachtung wird meiner Behauptung allen Schein der Paradoxie benehmen.

Jedes leibliche, oder geistige Leiden greift Leib, oder Geist auf eine eigenthümliche, nicht zu beschreibende Weise an; ist es vergangen, so verschwindet die lebendige Vorstellung des Eindruckes, den es auf unsern Leib oder Geist gemacht. Auch die lebhafteste Phantasie kann z. B. das Gefühl eines überstandenen heftigen Zahnschmerzes nicht wieder zurückrufen. Wer auf der See einen tüchtigen Sturm erlebte, der kann uns wol die thürmenden Wellen, das Krachen des Schiffes, die Verderben drohende Brandung recht natürlich beschreiben, aber seine eigenen bangen Gefühle, die er bei diesem furchtbaren Kampfe der Elemente gehabt, vermag er nicht wieder hervorzurufen; seine Erinnerung ist bloss eine geschichtliche.

Solltet Ihr an dieser Wahrheit zweifeln, meine Leser! so beobachtet nur den Schmerz, den in einem Hause der Tod eines geliebten Gliedes hervorbringt. Anfänglich ist dieser Schmerz grell, fast an Verzweiflung grenzend; bald hüllet er sich in die Schatten einer milden Wehmuth; nach und nach umnachtet ihn Dunkel; und sehet Ihr die verzweifelnden Menschen nach einem Jahre wieder, so ist die geschichtliche Erinnerung alles, was von dem schmerzlichen Strausse in ihnen haftet. Hier handelt es sich um einen bleibenden Verlust, und doch weiset es sich aus, dass der herbeste Schmerz, der ewig währen zu wollen schien, sich bald abstumpft, und wie alles Irdische vergänglich ist. Wie sollte denn das lebhafte Gefühl einer Krankheit in dem Genesenen, und das Gefühl des sorgenden Bangens, des peinlichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffen in der Familie des Genesenen ewig währen? Es verschwindet, und bloss die geschichtliche Erinnerung bleibt. Ist es nun wol zu vermuthen, dass, da dem Menschen nur die kalte geschichtliche Erinnerung seiner Leiden bleibt, das wohlthuende Gefühl, welches die herzliche Theilnahme eines Freundes, eines Helfers, bei dem Drange des Unglückes in ihm entzündete, gleich dem Feuer der Vesta ewig fortlodern

sollte? Ach! je nachdem das Leidensgefühl durch die Zeit schwächer und schwächer wird, verrinnet auch das lebendige, warme, dankbare Gefühl für den Leidenströster; über beide breitet die Zeit das wohlthätige Dunkel des Vergessens, und durch dieses Dunkel glühet nur in sehr wenigen Gemüthern mit mildem Lichte der Dankbarkeit Leuchtstein. Nicht selten bebrütet der eisige, berechnende Verstand die geschichtliche Leidenserinnerung, und wie aus der Lede Unglücksei die Mörderinn Klytämnestra hervorging, so gehet aus jener Brut ein Ungethüm hervor, das, hätte es des Basilisken tödtendes Auge, gar manchem treuen Arzte verderblich sein würde. Wozu dient es aber, über solche gemeine Erscheinungen zu klagen? — Wir klagen ja nicht darüber, dass die Menschen zweiäugig sind, und verlangen, dass sie wie die Spinnen achtäugig sein sollen; wenn wir denn mit dem leiblichen Menschen zufrieden sind, warum sind wir es nicht auch mit dem geistigen? warum soll sich dieser nach unserer Einbildung gestalten? Wer kann die Doppelheit in dem Menschen verkennen, das sittlich Geistige und das sinnlich Leibliche? Beide Naturen sind in einem beständigen Kampfe begriffen, ja das sittlich geistige Leben äussert sich nur durch diesen Kampf. Je zahlreicher die Menschen sich mehren, je stärker kreuzen sich die Interessen der Einzelnen, treffen auch einander, stossen sich ab, oder ziehen sich an, und bilden so das wirre Treiben des bürgerlichen Lebens, dessen Hauptzweck zuvörderst Erhaltung des physischen Seins, und weiter die Annehmlichkeit des physischen Seins ist. Da nun das Treiben des bürgerlichen Lebens sich einzig um etwas Leibliches drehet, wie kann man sich wundern, dass das Sinnliche allenthalben vortritt und das Sittliche zurücktritt? Mir scheint vielmehr das Gegentheil eine Unmöglichkeit. Darum nennet auch *Schiller*, in seinem Glockenliede, das bürgerliche Leben mit Recht ein feindliches. Der Arzt, der als Praktiker, als Gewerbtreibender, in diesem feindlichen Leben einen Platz behaupten will, muss also mit dem Gedanken sich vertraut machen, dass er eben so, wie jeder andere Gewerbtreibende, in der Mitte seiner Feinde stehet.

Es können mir aber einige jüngere Leser, in deren Gemüthern noch der Dichtung Feuer glimmt, den Vorwurf machen,

ich wolle die Aerzte mit Menschenhass erfüllen, aus welchem doch zuletzt nichts anderes als Lieblosigkeit, krämerischer Sinn und Vergaukelung der edlen Heilkunst entspriessen müsse.

Ich bin aber wirklich der ganz entgegengesetzten Meinung. Gerade die poetische, ideelle Auffassung der Menschenwelt führt den Arzt, der in dieser Welt seinen Platz behaupten soll, zu den grössten und bittersten Täuschungen, und gerade diese Täuschungen erzeugen leicht kalten Hohn und Menschenhass, woraus denn krämerischer Sinn und Verunedlung der Kunst hervorgehen. Macht sich hingegen der Arzt mit dem prosaischen Gedanken vertraut, dass er in der Mitte seiner Feinde lebe, so schützt ihn dieser Gedanke kräftig vor allen sittlichen Verirrungen, und befähiget ihn, der Heilkunst bei den Menschen die Achtung wiederzuverschaffen, die sie, nach der Meinung einiger heutigen Schriftsteller, fast verloren hat.

Der Arzt, der auf keinen Dank rechnet, wird gewiss den Menschen treuer und uneigennütziger in ihren Nöthen dienen, als der, welcher darauf rechnet. Wenn Ihr, meine Freunde! Hunger oder Durst fühlt, so esset und trinket ihr doch, bloss weil dieses Gefühl Euch dazu treibt, nicht, um als tüchtige Esser oder Trinker gelobt zu werden: nun, eben so übet Ihr als Aerzte Treue und Menschenliebe, bloss, weil Euer sittliches Gefühl dieses von Euch heischt, nicht, damit man Euch lobe und Euch danke. Ist Lob und Dank der Zweck Eurer Handlungen, so muss einzig der Hochmuth, nicht die Sittlichkeit, die Triebfeder derselben sein, und diese Triebfeder wird wahrlich in unseren Tagen gar bald ihre Spannkraft verlieren. *Paracelsus* sagt: Sehet an einen hoffährtigen Arzt! Dankest du Gott um Hülfe, und nicht ihm, erzürnet er, denn er lässt sich am Danke der Kunst nicht begnügen.

Ich stelle aber nicht in Abrede, dass der Gedanke, in der Mitte seiner Feinde zu stehen, anfänglich etwas Unheimliches, ja Grauenvolles an sich hat, unsere jugendliche Poesie sperret sich gegen die kalte Prosa des Lebens; sie muss aber das Feld räumen, sobald wir uns einmahl recht innig mit dem unheimlichen Gedanken vertraut gemacht. Aus dieser innigen Vertrautheit entspriesst dann der wahre Gottesfriede, der uns

das feindselige Treiben der Welt ohne Bitterkeit, mit ruhigem, immer heiterem Sinne beschauen lässt. Wenn Menschen, denen wir lange mit Treue und Liebe gedient, uns später Böses thun, ja wenn sie, wie Judas den Heiland, uns unter der Freundschaft Larve dem Verderben weihen wollen, so störet das nicht im mindesten die Ruhe unseres Gemüthes, veranlasst uns nicht zu Klagen über Undankbarkeit, macht uns nicht zu Menschenfeinden; denn wir haben ja nichts Besseres erwartet, und begreifen, dass Erziehung und bürgerliche Verhältnisse in diesen Leuten das Heilige verdunkelt haben, und dass sie, mit der Sinnlichkeit Fesseln gebunden, nicht wissen, was sie thun. Die Befolgung der evangelischen Vorschrift: Thut Gutes ohne müde zu werden, wird uns dadurch eher erleichtert als verleidet: *Hohenheims* Rede, dass Helfen das Amt des Herzens sei, dass im Herzen der Arzt wachse und dass er aus Gott gehe, wird uns verständlich; ja in uns belebt sich der erhebende Glaube, dass wir Kinder sind des Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.

---

### *Von der in unserer Zeit angeblich verschlechterten Stellung der Aerzte zu ihren Kunden.*

Ueber diesen Gegenstand habe ich manches gelesen; das Letzte, was mir am besten im Gedächtniss haftet, war ein ausführlicher Aufsatz im Westphälischen Anzeiger: der ungenannte Verfasser muss entweder selbst Arzt, oder zum wenigsten genau mit einem alten Arzte bekannt sein. Angeblich soll früher der Arzt wirklicher Freund der Familien gewesen sein, denen er diente, ein gewisser frommer Sinn, den der Verfasser Pietät nennet, soll sie innig aneinander gebunden haben; jetzt aber dieses freundschaftliche Verhältniss nicht mehr bestehen, sondern in ein kaltes, krämerisches umgewandelt sein.

Im Allgemeinen glaube ich, dass die Sage von einem innigen freundschaftlichen Verhältniss zwischen den Aerzten

der früheren Zeit und ihren Kunden, bei Lichte besehen, auf die Sage von der goldenen Saturnischen Zeit hinausläuft. Innige Freundschaft kann, wie heidnische und kristliche Philosophen behaupten, nur das Erzeugniss strenger Sittlichkeit sein; und wenn wir beobachten, wie die scheinbare Freundschaft unsittlicher Menschen von kurzer Dauer ist, nicht selten sich in Hass und Feindschaft verwandelt, so wird uns der Glaube aufgedrungen, dass die Philosophen wol recht haben müssen. Dieses nun vorausgesetzt, würde aus der Annahme, dass der Arzt in früherer Zeit mit dem grössten Theile seiner Kunden in einem wirklich freundschaftlichen Verhältniss gestanden, folgen, dass früher die Aerzte und der grösste Theil ihrer Kunden viel rechtlichere Menschen gewesen als jetzt. Das ist aber eine sehr ehrenrührige Folgerung für die heutigen Aerzte und ihre Kranken; ich kann sie unmöglich gelten lassen. Die Geschichte lehrt uns ja zur Genüge, dass alle Laster und Untugenden in allen Jahrhunderten unter dem Menschengeschlecht geherrscht, und dass jedes Jahrhundert eine frühere Zeit als eine solche betrachtet,. wo Freundschaft, Treue und strenge Rechtlichkeit die Menschen beglückt und veredelt. Um das freundschaftliche Verhältniss der Aerzte zu ihren Kunden wird es also wol von jeher etwas verdächtig ausgesehen haben.

Uebrigens mag ich es nicht läugnen, dass früher die Aerzte in einem angenehmeren Verhältniss gelebt als jetzt; der Grund davon ist leicht einzusehen.

Ihrer waren nicht mehr als von der Praxis leben konnten, sie konnten bestehen, ohne den Wohlhabenden zu tief in die Börse zu greifen und ohne den Unbemittelten ihren letzten Heller abzudringen; dadurch bekamen sie das Ansehen menschenfreundlicher Helfer. In unserer Zeit hat sich mit der zunehmenden Bevölkerung die Zahl aller Gewerbtreibenden, also auch der Aerzte vermehrt, und da man kühn annehmen kann, dass weit mehr Aerzte vorhanden sind als von der Praxis bestehen können, so ist leicht zu begreifen, dass sie, von der Wohlthat des Eigenthumsrechtes gesetzlich ausgeschlossen, noch dringender als alle andere Gewerbtreibende genöthiget sind, neue Künste aufzusuchen, um ans Brot zu kommen, welche neue Künste, wie man leicht denken kann, mehr in

der Gewandtheit bestehen, den Kranken auf eine ehrbare Weise das Geld aus dem Beutel zu holen, als in der Befähigung, ihnen bald und sicher zu helfen. Dadurch sind sie aus der Klasse der gelehrten Künstler in die der Krämer und Hausirer gesunken.

Weil überdies mit der sehr vermehrten Zahl der Gewerbtreibenden der Wohlstand des Landes nicht gleichen Schritt gehalten, bei allen also die Nothwendigkeit eingetreten ist, auf neue Listen zu sinnen, ihre Waare an den Mann zu bringen; so ist im Allgemeinen die Klasse der Gewerbtreibenden weit, weit listiger geworden, als sie es vor 40 oder 50 Jahren war. Sobald aber die Menschen einmahl listig sind, fangen sie an, über Gegenstände nachzudenken, die nicht gerade zu ihrem Geschäft gehören; es ist mithin gar nicht zu verwundern, dass sie auch über die Heilkunst nachdenken und dass dieses Nachdenken derselben eben nicht zum Vortheil erschiesst. Sie sehen nämlich, dass Schuster, Schneider, Tischler und andere Handwerker (mehr noch die Künstler), nachdem sie ihr Handwerk, oder ihre Kunst bei einem Meister erlernt, erst mehre Jahre bei andern guten Meistern als Gehülfen dienen müssen, um selbst gute Meister zu werden. Aerztliche. Meister hingegen sehen sie in einer Zeit von vier Jahren wie die Pilze aufschiessen, ja zuweilen solche vom Staate bestätiget, die ihnen in ihren ungelehrten, aber listigen Köpfen etwas dümmlich zu sein scheinen. Sie schliessen also, wol nicht ganz unrichtig, die Medizin müsse ein viel leichter zu erlernendes Handwerk sein als jedes andere, und diese an sich irrige Meinung wird ihnen noch durch die stereotypische Krankenbehandlung der Mehrzahl unserer heutigen Aerzte scheinbar gar trefflich bestätiget. Alles reiflich erwogen, begreift man ohne Scharfsinn, dass die Leute unserer Zeit die Medizin als ein Handwerk ansehen müssen, dessen Hauptzweck ist, den Handwerker zu ernähren, und dass der Gedanke ganz natürlich daraus hervorgehet, der brotsuchende Handwerker stehe weit niedriger, als alle die, welche die Gefälligkeit haben, ihn das Brot verdienen zu lassen.

Heut zu Tage sagt man: der Stand der Aerzte habe seine Achtung beim Volke verloren. — Ohne es gerade selbst

erfahren zu haben, muss ich doch dem Vorgeben Glauben schenken, weil ich es mehrmahls in gedruckten Büchern gelesen.

Welchen Grund dieser seltsamen Erscheinung man auch ausklügeln mag, so spricht doch die nackte Thatsache dafür, dass das Medizinalwesen durch alle Gesetzkünsteleien, welche man seit ein paar hundert Jahren an dasselbe verschwendet, sehr wenig gewonnen hat.

Es würde aber unwahr sein, wenn man behaupten wollte, in unseren Tagen sei das frühere freundliche Verhältniss zwischen dem Arzte und seinen Kunden ganz aufgehoben. Ich selbst zum wenigsten finde auch noch jetzt eine Spur davon, und zwar eine fast eben so deutliche, als zu der Zeit, da ich in die Praxis trat. Ich denke, einige Familien, deren Arzt ich seit dreissig Jahren gewesen, müssen noch wol aus der alten, guten, Saturnischen Zeit herstammen und sich unvermischt erhalten haben. Stände ein Arzt, auch nicht mit allen, nur mit der Mehrzahl seiner Kunden in einem so freundlichen Verhältniss, so würde sein beschwerliches Geschäft dadurch eine gewisse Annehmlichkeit erhalten, die sich nicht gut mit Worten auslegen lässt. Im Grunde sind das aber nur Leuchtkäfer in einer dunkelen Nacht, und die werden sich mit der Zeit auch wol verfliegen.

---

*Das Verhältniss zwischen den genesenen und gestorbenen Kranken eines Arztes ist ein ganz falsches Mass des Werthes seiner Kunst.*

Leser, welche nie über diesen Gegenstand nachgedacht, werden mich ohne Umstände der Paradoxie beschuldigen. Ich bitte sie aber um ein wenig Geduld und um das Zutrauen, dass ich meine paradox scheinende Behauptung nicht auf eine Meinung, sondern auf eine Thatsache gründen werde.

Da ich längst geglaubt, in einem sehr ungesunden Orte zu wohnen, so wurde ich einst neugierig, zu wissen, wieviel bettlägerige Kranke ich wol in Einem Jahre innerhalb der Mauern dieses Städtchens zu behandeln haben möchte, schrieb also die Namen derselben, so wie sie sich meldeten, auf; und weil ich nun begriff, dass ich mit der nämlichen Mühe sehen

könne, wieviel von denselben gestorben, so machte ich hinter dem Namen jedes Gestorbenen ein Kreuz, ohne Rücksicht, ob bei meiner Ankunft der Tod schon nahe, oder die Anwendung der Hülfe unmöglich gewesen. Am Ende des Jahres fand ich, dass die Zahl der Kranken sich auf fünfhundert und in die zwanzig belief, und die der Gestorbenen auf zwei und zwanzig. Da nun die Zahl der Einwohner 3800 ist, so wies die runde Zahl 520 schon aus, dass der siebente Theil der Bevölkerung krank gewesen. Das Jahr war kein ausgezeichnet ungesundes, sondern ein Mittelschlag; mithin war meine Vermuthung hinsichtlich der Ungesundheit dieses Städtchens gegründet und durch Zahlen erwiesen.

Nun fiel mein Blick aber auch auf die Todtenkreuze, und mir schien das Verhältniss der Behandelten zu den Gestorbenen ein günstiges. Die Leser denken vielleicht, ich habe jetzt dieses Verhältniss mit dem, welches die Hospitalärzte in ihren Berichten angeben, oder mit dem, welches vielleicht einmahl ein grossstädtischer Arzt von seiner Praxis in einem Journal, zur Langweilung der Leser, bekannt gemacht, verglichen. Nein! nein! so närrisch bin ich nun eben nicht; ich that etwas weit Nützlicheres, ich liess mir die Sterberegister der Burgemeisterei zeigen, und verglich die Zahl der darin Eingeschriebenen mit meinen Todtenkreuzen. Die Zahl habe ich leider vergessen, das thut aber nichts zur Sache; die Leser werden auch ohne Angabe einer bestimmten Zahl wol glauben, dass in einem Orte von 3800 Einwohnern mehr als 22 jährlich sterben, wir wollen also die Durchschnittszahl 80 feststellen. Diese Zahl, mit den zwei und zwanzig Gestorbenen meines Krankenregisters verglichen, veranlasste folgendes Bedenken in meinem Kopfe.

Es stehen 58 Todte mehr in dem städtischen Sterbe-, als in meinem Krankenregister. Von diesen 58 wird doch höchstwahrscheinlich der grösste Theil vorher krank gewesen sein. Dass sie meine Kunst nicht in Anspruch genommen, ist doch bloss Zufall; sie hätten es eben so gut thun können als sie es nicht gethan.*)

*) Geringe Bürger, die zu ehrgeizig sind, die Freiheit der Arzenei nachzusuchen, und zu arm, die Arzenei selbst zu bezahlen, suchen selten die Hülfe der Kunst, wenn sie gleich den Arzt umsonst haben können.

Bei eigenwilligen Kindern, denen übel Arzenei beizubringen ist, bei

Hätten sie es gethan, so würde doch das Verhältniss zwischen meinen genesenen und gestorbenen Kranken sehr ungünstig ausgefallen sein. Wollte ich dieses nicht zugestehen, so würde ich mich ja als einen Irrsinnigen bekunden, der in dem Wahne lebt, durch seine Kunst die Ordnung der Sterblichkeit in einem Orte bedeutend abändern zu können.

Es wäre meines Erachtens sehr nützlich, dass die Aerzte fleissig dieser Sache nachdächten; dadurch würden sie vor allem heilkünstlerischen Hochmuthe bewahret bleiben und dieses für ihre künstlerische Ausbildung sehr vortheilhaft sein. *Hohenheim* sagt sehr wahr: Hoffahrt hat keinen Gelehrten, keine Kunst u. d. g. nie gegeben, allemahl dieselben verstickt, dass sie erloschen sind.

---

### *Ist das Gefühl für die Sprachmusik uns angeboren, in dem allgemeinmenschlichen Gehörorgan begründet, oder ist es, uns bloss durch Gewohnheit von Kindheit an eingeleibt, nur etwas Volksthümliches?* *)

Die Physiologen, denen das Erforschen der Verrichtung der Sinneswerkzeuge obliegt, werden ohne Zweifel über diesen

---

betagten Leuten, die ihren grossjährigen Kindern lästig sind, bei Familiengliedern, deren Untugenden störend auf das Hauswesen wirken, z. B. bei Säufern, Zänkern u. d. g. wird selten die Heilkunst in Anspruch genommen.

Endlich suchen manche, wenn sie gleich Arzt und Arzenei umsonst haben können, bloss deshalb in ihrer letzten Krankheit keine Hülfe, weil sie eine Vorahnung ihres Todes haben. Diese Behauptung kann ich zwar nicht beweisen, halte sie aber für wahr, weil ich häufig erlebt, dass Leute, denen ich oft in Krankheiten geholfen, mich in ihrer letzten nicht um Hülfe ansprachen. Werden diese durch ihre Freunde oder Hausgenossen zum Arzeneien überredet, so finde ich sie gewöhnlich in einer Geistesstimmung, die wir durch das deutsche Wort, Ergebung, und durch das ausländische, Resignation, bezeichnen.

*) Im dritten Abschnitte des dritten Kapitels, an der Stelle, wo ich von dem Gehörorgan handle, habe ich versprochen, in dem letzten Kapitel dieses Buches auf einen Irrthum aufmerksam zu machen, in welchen die Dichter unseres Volkes, einzig durch vernachlässigte Beobachtung des Gehörorgans, gefallen. Indem ich jetzt mein Versprechen erfülle, bitte ich diejenigen Leser, denen der Tonsinn oder das Gefühl für die Harmonie fehlt, alles, was ich über diesen Gegenstand sagen werde, ganz zu überschlagen.

Gegenstand nachgedacht haben; ich bekenne jedoch, dass das Ergebniss ihres Nachdenkens noch nicht zu meiner Kunde gekommen ist, denn es fehlt mir die Zeit, alles, was über die Hülfswissenschaften der Heilkunst geschrieben wird, zu lesen. Da aber der Gegenstand ein solcher ist, der nicht durch künstliche Versuche, nicht durch Vergrösserungsgläser, nicht durch Thierquälerei, sondern bloss durch Beobachtung kann berichtiget werden, so habe ich das Zutrauen zu der Verständigkeit der gelehrten Physiologen, sie werden meine kleine Einmischung in ihr Geschäft nicht übel vermerken. Bei meinen echtpraktischen Amtsgenossen mich deshalb zu entschuldigen, würde ich für unanständig, ja selbst für beleidigend halten; denn wir, vorzugsweise auf die Beobachtung des belebten Menschenleibes angewiesen, müssten ja eine wahrhaft viehische Natur haben, wenn wir das Räthselhafte in dem belebten Leibe, was auch gerade nicht zum Rezeptschreiben und Geldverdienen führt, als der Beobachtung unwerth übersehen wollten. — Nun zur Sache.

Es gibt eine zweifache Sprachmusik, nämlich die Poesie- und die Prosamusik, von jener wollen wir zuerst handeln. Wäre das Gefühl für dieselbe in dem allgemeinmenschlichen Ohre begründet, so müssten wir Deutsche für die Poesiemusik erlernter, unverwandter Sprachen, z. B. der lateinischen, oder der französischen, ein eben so richtiges Gefühl haben, als für die unserer Muttersprache; das haben wir aber bestimmt nicht.

Hinsichtlich der lateinischen Sprache forschte ich bei vielen Männern, die derselben sehr gut kundig, ob ihr Ohr ein richtiges Gefühl für die römisehe Metrik habe: es ging ihnen aber gerade wie mir, ihr Ohr hatte dafür kein Gefühl. Was sie von der Metrik wussten, waren erlernte Regeln, an welchen ihr Ohr keinen Theil nahm. Früher müssen andere Völker eben so ungefühlig für die römische Metrik gewesen sein, sonst hätten sie sicher nicht die Leonischen Verse gemacht. Für die Musik dieser Lieder hat unser Ohr das richtigste Gefühl, denn da sie nicht bloss den Reim haben, sondern auch die nach unserer Aussprache betonten Silben die langen sind, so hört jeder, ohne die Versglieder an den Fingern abzuzählen, alsobald, ob ein Glied zu viel oder zu wenig in einem Verse,

oder ob eine andere Unrichtigkeit darin ist. Die echtrömischen Verse hingegen passen so wenig für unser Ohr, dass mancher Hexameter, nach unserem deutschen Gehör scandirt, nicht mehr Sechsfüssler bleibt *), ja mancher gar nicht zu scandiren ist **). Wahrscheinlich haben die Leonischen Verse ein weit höheres Alter, als man ihnen gewöhnlich zuschreibt, denn fremde, unter römischer Botmässigkeit lebende, Völker werden, wenn sie lateinische Verse gemacht, diese wol so gemacht haben, dass sie ihren ausländischen Ohren als Musik geklungen.

Solche Geisteserzeugnisse sind aber wahrscheinlich, wie viel andere gute Dinge, durch die Zerstörungssucht der Barbarenschwärme vernichtet, und sollte auch jetzt noch etwas davon in den Staubwinkeln alter Italischer Büchereien stecken, so ist es doch nicht in dem Bereiche geeigneter Forschlust.

Die französische Sprache ist auch eine der deutschen unverwandte. Bekanntlich nehmen die Franzosen beim Versmachen keine Rücksicht auf die Geltung der Silben, sondern zählen sie bloss ab. Ihren Ohren wird das ohne Zweifel lieblich klingen; unseren deutschen Ohren klingt es aber, trotz dem Reime, nicht so gar lieblich. Freilich ist es unverkennbar, dass die besseren Dichter dieses Volkes bei dem Silbenzählen ihr Ohr ein wenig zu Rathe gezogen; aber auch in ihren besten Erzeugnissen glaube ich deutscher Mensch bald jambische, bald trochäische, bald daktylische Musik zu hören, bald lauft auf einmahl ein Hops dazwischen, dass es mir ist, als bekäme ich einen Klapp auf die Ohren.

Aus dem Gesagten werden die Leser schon abnehmen, dass ich des Glaubens bin, das Gefühl für die Poesiemusik sei keinesweges dem Menschen angeboren, sondern ihm von Kindheit an durch Uebung und Gewohnheit eingeleibt, mithin etwas bloss Volksthümliches.

---

*) Z. B. der bekannte Hexameter in Virgils Aeneis, der, römisch scandirt, weil er, mit Ausschluss des letzten Fusses, aus blossen Daktylen bestehet, den Ton des Pferdegalops nachbildet, ist, wenn man ihn nach unserem deutschen Ohre scandirt, ein siebenfüssiger Vers, *Quadrupe* | *dante* | *putrem* | *sonitu* | *quatit* | *ungula* | *campum* |. Hier verschwindet die berühmte Onomatopöie gänzlich, denn dieses Getön ähnelt nicht einmahl dem Laufe eines Schweines, geschweige dem eines Pferdes.

**) Z. B. der erste Vers von Virgils erster Ecloge.

Dieses nun als wahr vorausgesetzt, stelle ich die Frage auf: wie vielerlei Poesiemusik gibt es für das deutsche Ohr? — Ich denke es gibt nur eine dreifache, nämlich, die trochäische, jambische und daktylische, und alle drei müssen den Reim haben, denn ohne Reim gibt es keine Poesiemusik für das deutsche Ohr. — Nun könnten mich meine Leser fragen, ob ich denn in dem deutschen Hexameter und anderen verwandten Versarten, denen doch sämmtlich der Reim fehle, keine Musik hören könne? — Die höre ich allerdings recht gut darin, behaupte aber dennoch, dass es ohne Reim keine deutsche Poesiemusik gibt. Um diese paradox scheinende Behauptung zu rechtfertigen, muss ich von der Prosamusik reden.

Niemand wird in Abrede stellen, dass man in einigen deutschen Schriften eine harmonische Prosa findet, das heisst, eine solche Prosa, die als liebliche Musik das Ohr berührt; in anderen hingegen eine sehr unharmonische, die als holperiges und rappeliges Getön dem Ohre weh thut. Wenn ich aber hier von harmonischer Prosa spreche, nicht vom freien Rhythmus oder von der rhythmischen Prosa, so thue ich das absichtlich, weil man unter den beiden letzten Benennungen (die ich übrigens nicht verwerfen mag) gewöhnlich eine Prosa verstehet, in der die Harmonie durch ungelenke Wortfügungen, deren sich mitunter die Dichter bedienen, durch müssige Flickwörter, oder durch andere Künsteleien erzielt ist; ich hingegen unter dem Ausdrucke, harmonische Prosa, eine solche Prosa verstehe, die, dergleichen Dichterfreiheiten verschmähend, bloss durch die einfachsten Wortfügungen und durch die Wahl der Wörter unser deutsches Ohr als wunderliebliche Musik anspricht, bloss gedehnte Redesätze, Einschaltungen und anderes der Harmonie ungünstiges Schleppwerk vermeidet.

Man zählte mich schon zu den Alten, da ich auf den Einfall kam, das mir Unbekannte, was Harmonie in die Prosa bringt, aufzusuchen. Zu dem Ende zergliederte ich die schönsten Schriftstellen der Art, welche ich den Werken verschiedener Verfasser entnommen; das Ergebniss meiner Zergliederung war folgendes.

Die Basis, worauf alle Harmonie deutscher Prosa beruhet,

ist ein Gemisch von Trochäen und Daktylen. Freilich laufen auch hin und wieder andere Versglieder mit unter, diese bezwecken aber nur, wie es mir scheint, Abwechselung in die Harmonie zu bringen, die Hauptsache bleibt immer jenes trochäisch-daktylische Gemisch. Die Art der Mischung scheint aber nicht gleichgültig zu sein, denn obgleich meine Zergliederung mich nicht befähiget hat, bestimmte Regeln der Harmonie festzustellen, so sind mir doch ohne besonderes Aufmerken etliche Vortheile und Nachtheile der Harmonie in die Augen gefallen; z. B. eine Reihenfolge von fünf oder sechs Trochäen, von fünf oder sechs Daktylen geben beide eine schlechte Musik, erste eine schleppende, letzte eine hüpfende oder schnappende. Fängt ein Redesatz mit einem Amphibrachys, oder mit dem aus einem Jambus und Pyrrhichius gebildeten Päon an, so lautet das recht gut. Endiget ein Satz mit dem hexametrischen Schlussfall, so gefällt das dem deutschen Ohre, auch der pentametrische Schlussfall ist nicht zu verwerfen. Den grössten Theil meiner damahligen Bemerkungen habe ich aber vergessen, und das Papier, worauf ich sie niedergeschrieben, längst zerrissen, denn ich machte die Untersuchung nicht, um selbst harmonisch schreiben zu lernen (das würde mir eben so nutzlos sein als das Seiltanzen), sondern bloss um meine Neugierde zu befriedigen, um die Räthsel des Gehörorgans, auf deren Lösung ich freilich verzichtete, etwas genauer zu beobachten, als ich es bis dahin gethan. Wie unvollkommen das mir Erinnerliche und eben Gesagte aber auch sein mag, so ist es doch hinreichend, das verständlich zu machen, was ich nun sagen werde.

Die gute Aufnahme, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Hexameter, Pentameter und verwandte Versarten gefunden, hat wahrscheinlich die Dichter überredet, als haben sie unseren deutschen Köpfen griechische oder römische Ohren angebildet. Geben sie sich wirklich dieser Einbildung gutgläubig hin, was ich fast denken muss, so kann ich nur ihren Irrthum beklagen.

Die besagten Versarten (die doch nur immer unvollkommne Nachbildungen der griechischen und römischen bleiben werden, denn in unserer an echten Spondeen armen Sprache müssen

wir ja die Trochäen für Spondeen gelten lassen) wirken keinesweges als Poesiemusik auf das deutsche Gehörorgan, das heisst, sie wirken auf dasselbe, nicht in so fern sie aus einer bestimmten Reihenfolge von Versgliedern bestehen, sondern sie wirken auf dasselbe, in so fern sie die Basis der deutschen harmonischen Prosa, ein Gemisch von Trochäen und Daktylen enthalten, als blosse Prosamusik.

Wer an der Wahrheit meiner Ansicht zweifelt, der kann sich durch folgenden Versuch Ueberzeugung verschaffen. Er lese gebildeten Deutschen, die von der alten Metrik nichts kennen, denen aber der Tonsinn nicht fehlen darf, unrichtige Hexameter vor, solche z. B. wo in dem einen oder dem anderen Verse ein Glied zu viel oder zu wenig, das erste Glied nicht ein Spondeus oder Daktylus, sondern ein Amphibrachys oder Päon, der Schlussfall nicht der hexametrische, sondern der pentametrische ist, so werden die guten Leute, wenn anders die Basis deutscher Prosamusik, das Gemisch von Trochäen und Daktylen in den Versen vorwaltet, keinen Unrath merken: nun lese er aber einmahl den nämlichen Leuten gereimte jambische, oder trochäische, oder daktylische Verse vor, in denen hin und wieder ein Fuss zu viel oder zu wenig, eine betonte Silbe zur kurzen, eine unbetonte zur langen gemacht ist, so werden sie augenblicklich die Unrichtigkeit hören und sie anzeigen. Doch, was brauche ich jemand auf diesen Versuch hinzuweisen? Es haben ja im vorigen Jahrhundert Dichter gelebt und zwar gute, die, wahrscheinlich der alten Metrik unkundig, falsche Hexameter gemacht. Diese Verse gefielen den deutschen Ohren recht gut, eben so gut als die richtig abgemessenen; das ist doch wol der bündigste Beweis, dass die Musik in denselben nicht von dem Versbau abgehangen. Kleists Frühling hat vielleicht keinen einzigen richtigen Hexameter, z. B. der erste Fuss des ersten Hexameters ist ein Amphibrachys, der erste des zweiten ein aus einem Jambus und Pyrrhichius gebildeter Päon, der erste des dritten eben ein solcher u. s. w.; wer aber dieser Unrichtigkeit wegen behaupten wollte, das Gedicht wirke nicht als Musik auf das deutsche Ohr, der müsste wirklich sehr schwerhörig sein.

Es wäre zu wünschen, jeder deutsche Dichter oder Schön-

schreiber, der doch auf die Phantasie, auf das geistige Gefühl und zugleich auf das Ohr seiner Landsleute wirken will, beobachtete mit grösserem Fleiss, als bisher, das volksthümlich gebildete deutsche Gehörorgan; diese Beobachtung würde ihm die Ueberzeugung aufdringen, er bedürfe, um das deutsche Ohr feindlich zu berühren, keinesweges der Versmasse fremder Völker, sondern in Fällen, wo er nicht in gereimten Versen schreiben wolle, könne er in die einfache Prosa einen dem deutschen Ohre sehr anmuthigen Wohllaut, selbst einen den hexametrischen weit übertreffenden bringen.

Ferner würde ihn die Beobachtung lehren, dass das deutschthümlich gebildete Gehörorgan ein sehr zartes Organ ist, dessen Gefühl für die Sprachmusik gar leicht geirret wird. Schwerfällige, ungelenke Wortfügungen, sie mögen in gereimten Versen oder in der harmonischen Prosa vorkommen, zwingen den Verstand des Lesers oder Hörers, auf den Sinn der Rede zu achten; durch dieses Stäten der Aufmerksamkeit auf den Sinn der Rede wird der Eindruck der Sprachmusik auf das Ohr mächtig geschwächt, just wie der Eindruck, den eine Vokal- oder Instrumentalmusik auf uns machen müsste, nur unvollkommen unser Ohr berühren würde, wenn wir beim Zuhören zugleich die Zeitung lesen wollten. Gerade die einfachsten Wortfügungen, die den kaum ausgesprochenen Gedanken schon ganz erfassen lassen, befähigen am besten das Ohr, die Harmonie der Rede ganz ungetrübt zu vernehmen.

Vor Kurzem wurde ich mit einem Doktor der Philosophie bekannt, der nicht bloss Doktor, sondern auch ein verständiger Mann war; dieser erzählte Folgendes. Beim evangelischen Gottesdienste zu Y * habe ein junger fremder Prediger zwar viele gute und erbauliche Gedanken, diese aber in einer so seltsamen Sprache vorgetragen, dass die Gebildeten unter den Hörern sich einander befremdet und verwundert angeschaut. Er, der Erzähler, widrig von dieser Sprache berührt, sei anfangs auch stutzig geworden, später aber durch genaueres Aufmerken zu der Ueberzeugung gelangt, dass der Mann in ungereimten Jamben predige. In den nächsten Tagen habe er sich mit mehren gebildeten Hörern über diese ungewöhnliche Erscheinung besprochen, und nun bei dieser Besprechung

gefunden, dass die Jambenpredigt auf das Ohr derselben nicht als liebliche Musik, sondern vielmehr als ein fremdartiges, widriges Getön gewirkt.

Diese Erzählung, die bloss als lustige Tagesneuigkeit in einer Gesellschaft zum Besten gegeben wurde, war die Veranlassung, dass ich mich mit dem Doktor der Philosophie über die in der deutschen Sprache liegenden Schwierigkeiten, unsere Gedanken in harmonischer, unverkünstelter Prosa auszudrücken, ein wenig besprach. Wir waren bald darüber einverstanden, dass man weit gemächlicher zwei Bogen voll ungereimter Jamben schreiben könne, als einen Viertelbogen harmonischer unverkünstelter Prosa. Ferner waren wir einverstanden, dass da, wo gereimte Versarten nicht sonderlich passen möchten, z. B. beim Wechselgespräch in dramatischen Dichtungen, die harmonische Prosa dem deutschen Ohre weit lieblicher klingen würde, als die ungereimten Jamben, in denen doch der Deutsche keine Musik hören könne, die man also in doppelter Hinsicht für ungereimte müsse gelten lassen.

Der Vermuthung des Doktors aber, als haben unsere dramatischen Dichter ihre Meisterwerke bloss aus Gemächlichkeit in ungereimte Jamben gefasst, kann ich unmöglich beistimmen; glaube vielmehr, dass einzig die uns Deutschen zwar nicht angeborene, aber doch von Jugend auf eingeleibte Nachahmungssucht und Missschätzung der Deutschheit sie zu der Wahl des jambischen Gewandes bestimmt haben.

Seit ich grossjährig geworden, kann ich mich nimmer des Gedankens erwehren, unsere ausgezeichneten Dichter würden durch genaue Beobachtung des deutschen Gehörorgans, durch sorgsames Pflegen und Veredlen seiner Volksthümlichkeit uns in ästhetischer Hinsicht einen weit besseren Dienst geleistet haben, als durch das Aufdringen fremdländischer, alterthümlicher Versmasse.

---

*Warum gefallen den der Mahlerkunst Unkundigen die sogenannten Nachtstücke vorzugsweise? Ist dieses in dem menschlichen Sehorgan begründet?*

An der Wahrheit der Thatsache kann keiner zweifeln, denn die Meisterwerke dieser Art erhalten unter den Nicht-

kennern einen wahrhaften Landruf. So waren früher, da die Bildergallerie sich noch in Düsseldorf befand, die klugen und thörichten Jungfrauen mit ihren Lampen, und das Mädchen, das mit vorgehaltener Hand die brennende Kerze schützt, damit der neckische Junge sie nicht ausblase, im ganzen Lande bekannt. In meinem funfzehnten Jahre machten diese Stücke, und einige ähnliche, auch auf meine Einfalt einen so überraschend angenehmen Eindruck, dass mir dagegen das jüngste Gericht und andere gepriesene Herrlichkeiten kaum der Beachtung werth schienen.

Ich glaube, dass das Anziehende solcher Mahlereien einzig in unserem natürlichen, das heisst, unverkünstelten Sehorgane begründet ist. Das Auge siehet ein Ganzes; nicht bloss die theilichte Beleuchtung der Gestalten und die von dieser theilichten Beleuchtung abhangenden Schatten, sondern es siehet gleichzeitig das Licht selbst, von dem Beleuchtung und Schatten herkommen. Also ist das Auge, und allein das Auge, Richter über das Naturgemässe der Mahlerei; der Verstand und die Einbildung haben keine Stimme dabei. Das Nämliche gilt von solchen Stücken, wo ein Strom Tageslicht, durch eine enge Oeffnung in einen dunklen Ort fallend, eine Gestaltengruppe theilicht beleuchtet.

Alles von der Tageshelle Beleuchtete macht für das Auge kein Ganzes. Das natürliche, unkünstlerische Auge siehet Schatten, es siehet Beleuchtung, aber nicht das Licht, von dem beide abhangen. Die Schatten können ihm nur als schwarze Flecke erscheinen. Der Verstand urtheilt aus den Schatten, von welchem Orte her das Licht auf den Gegenstand gefallen, und wie stark es auf denselben gewirkt; die Phantasie versetzt dann den Gegenstand in das von dem Verstande angegebene Verhältniss zum Lichte. Das blosse Auge kann also über das Naturgemässe solcher Mahlereien nicht Richter sein, sondern Verstand und Einbildung haben mitzusprechen, ja ihre Stimme ist in manchen Fällen wichtiger als die des Auges.

Einst gehe ich in das Haus eines Bekannten, um das Bildniss seiner Gattinn zu sehen, welches ein kleinlich fleissiger Mahler vor kurzem gemacht, finde aber weder den Hausherrn,

noch die Frau, sondern bloss eine ältliche, bei ihnen einwohnende Freundinn. Diese führt mich in das Zimmer, wo das Bild an der Wand hängt.

Nachdem ich es aufmerksam betrachtet, schauet das Fräulein mich mit einer etwas spottenden Miene an, und fragt, wie es mir gefalle. — Ich sage: die Aehnlichkeit, die ich darin gewahre, sei eben nicht gross, auch sei Frau *B.* nicht geschmeichelt, übrigens das Bild sehr sorgfältig ausgemahlet. — Wie? versetzte sie, das Bild sollte sorgfältig gemahlt sein? Sehen Sie denn nicht den garstigen schwarzen Flecken auf der linken Wange? Hat denn Frau *B.* einen solchen Flecken? — Ich merkte aus dieser Rede, dass das Fräulein noch etwas weniger Verstand von der Mahlerkunst habe als ich, nahm also gleich eine belehrende Miene an, und bemerkte ihr, der schwarze Flecken sei ein Schlagschatten. — Kaum war dieses Wort aus meinem Munde gegangen, so fuhr sie auf, und sagte: der Mahler ist ein Narr; das wissen Sie so gut als ich, Sie wollen aber dem Narren die Hand halten: wer hat Frau *B.* je geschlagen? — Mein Fräulein, erwiederte ich beschwichtigend, wir haben ja beide Frau *B.* noch als Kind gekannt, nicht einmahl als Kind hat sie je einen Schlag auf den Hintern bekommen; wer sollte sich denn jetzt erkühnen, sie ins Angesicht zu schlagen? — Sie haben Recht, der Mahler ist ein Narr.

Später dachte ich unserm, eben nicht kunstgerechten Gespräche nach, und je länger ich darüber nachdachte, je weniger unbillig schien mir der Tadel des Fräuleins. Dass der Flecken auf der linken Wange der Schatten der Nase sei, war offenbar; allein ich musste doch zugeben, dass mein Verstand dieses erkenne, nicht mein Auge. Letztes sah bloss einen schwarzen Flecken, der eben so gut das Mahl eines Schlages oder Stosses, als der Schatten der Nase sein konnte. Hätte der Mahler, da er die Frau mit der rechten Seite gegen das Fenster setzte, unten das Fenster verhängt, so, dass das Licht von oben auf die rechte Seite des Gesichtes gefallen wäre, so würde der Schatten der Nase als ein schmaler Streifen über den linken Mundwinkel gefallen sein. Hätte er die Frau zwischen zwei entgegengesetzte Fenster gestellet,

so würde er den Schatten der Nase gar nicht gesehen und ihn nicht nachgebildet haben.

Solche Schatten sind also etwas Zufälliges, bloss von der Stellung Abhängiges, in der der Mahler den abzubildenden Gegenstand sah. Befindet sich die Nachbildung des Gegenstandes später in einer anderen Stellung zum Lichte, so können doch die gemahlten Schatten dem Auge nur als Flecken erscheinen. Die Einbildungskraft, die uns das Gemählde in eine eigene, den Schatten entsprechende Stellung zum Lichte versetzt, überredet uns bloss, die Flecken seien Schatten und nothwendige Erfodernisse eines guten Bildes. Wir verwechseln also unseren Verstand und unsere Phantasie mit unserem Sehorgan; ja wer das lange und oft thut, der kann sein Auge so verkünsteln, dass dieses Schönheiten in einem Gemählde entdeckt, welche jedem gesunden, unverkünstelten Auge Widernatürlichkeiten, also Hässlichkeiten zu sein scheinen.

---

*Nachträgliche Bemerkungen über Paracelsus und dessen Heillehre.*

Es könnte jemand behaupten, die geheimärztliche Lehre wie ich sie in diesem Werke vorgetragen, sei keinesweges in *Hohenheims* Schriften, oder in den Schriften eines anderen Iatrochemikers nachzuweisen, also weiter nichts, als die Ausgeburt meines eigenen Gehirns. Dieser möglichen Behauptung entgegne ich Folgendes. *Hohenheim* hat mir die reine, direkte Heilwirkung der Arzeneimittel (rein, in so fern die schulrechten, das Wie des Heilens andeutenden Kategorien nicht dabei in Anmerkung kommen) als den Punkt angegeben, von dem sein einfaches Wissen, kranke Menschen gesund zu machen, ausgehe. Die reine direkte Heilwirkung der Arzeneien liegt in der Natur selbst, ist also, wie die ganze grosse Natur, etwas Göttliches und Unwandelbares, nicht wie die heilmittellehrigen Kategorien der Schule, Menschendichtung; sie ist aber auch auf dem Wege der Beobachtung erkennbar, denn wäre sie unerkennbar, so würde die Medizin (wie ich das schon im zweiten Kapitel gesagt) ein wahres Unding sein, ja man würde in Versuchung gerathen, sie, wie *Paracelsus*, bevor er zu einer

besseren Erkenntniss gekommen, für eine Spiegelfechterei des Teufels zu halten. Jeden verständigen Arzt, der mit mir dieses Göttliche, Unwandelbare und Erkennbare als brauchbare Basis einer Heillehre, als das, die Möglichkeit einer heillehrigen Gedankenfolge Bedingende, oder als den Punkt, von dem eine heillehrige Gedankenfolge ausgehen könne ansiehet, den fodere ich kühn auf, an diesen Punkt eine andere heillehrige Gedankenfolge zu reihen, als ich daran gereihet. Ich denke, er wird sich bald von der Unmöglichkeit, dieses auszuführen überzeugen; in dieser Ueberzeugung wird dann auch zugleich die Ueberzeugung liegen, dass die Lehre der Geheimärzte, wie ich sie vorgetragen, nicht eine Ausgeburt meines eigenen Gehirnes sei, sondern aus dem mir von *Hohenheim* gegebenen, und von mir im ersten Kapitel dieses Werkes geschichtlich nachgewiesenen basischen Punkte so logisch nothwendig folge, als aus dem Satze zweimahl Zwei macht Vier das ganze Einmahleins folgt.

---

Ich habe in einigen Stellen dieses Werkes beiläufig auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, dass *Hohenheims* an den Tag gelegtes Erfahrungswissen ein durchgehends selbst erworbenes sei, und auf die Wahrscheinlichkeit, dass die nichtschreibenden Geheimärzte, bei denen er auf seinem ersten Ausfluge Belehrung gesucht, ihm manches Praktischnützliche müssen offenbaret haben, besonders solche Wahrheiten, die nur vieljährige aufmerksame Naturbeobachtung den Arzt lehren kann. Dass er diese Mittheilungen in seinen Schriften nicht anzeigt, keinen seiner Belehrer nennet, warf in meinen Augen anfangs einen Schatten auf seinen Charakter, ich hatte grosse Neigung, ihn für einen Grosssprecher, ja für einen undankbaren Gesellen zu halten. Da es nun manchen Aerzten, die selbst keine freibeuterische Natur haben, sondern vielmehr das, was sie von andern erhalten, freisinnig als ein Gegebenes anerkennen, leicht eben so gehen könnte wie mir; so will ich versuchen, sie durch folgendes Bedenken mit *Hohenheims* Charakter auszusöhnen.

Wenn wir erwägen, dass in und vor dem sechzehnten

Jahrhundert die geheimärztliche Lehre als etwas allgemein Verstandhaftes in den Köpfen mancher guten Aerzte Anklang gefunden haben muss, und wir denken dann an die Unduldsamkeit, an die Verfolgungssucht der Galeniker und an die damahlige Autorität der Universitäten, so wird es, schwiege auch die Geschichte ganz von dahin einschlagenden Unbilden, mehr als wahrscheinlich, dass achtbare Aerzte, die der geheimärztlichen Lehre angehangen, ihr bei Behandlung der Kranken gefolgt sind, bloss um nicht in die ungeschlachten Hände der galenischen Verketzerer zu fallen, die schulrechte Maske werden zur Schau getragen haben. *Hohenheim*, der als unabhängiger Diogen dreist in das galenische Wespennest störte, würde seinen heimlichen Belehrern durch dankbare Nennung ihrer Namen wahrlich einen schlechten Dienst erzeigt haben: die alten Lateinschreiber nannten das zwar eine *Mentio honorabilis;* in *Hohenheims* Schriften würde aber die ehrenhafte Erwähnung zur eigentlichen Aechtung geworden sein; darum hat er als rechtlicher Mann geschwiegen und sich ganz allein den Giftpfeilen der Gegner blossgestellt.

---

Meine jüngeren Leser, die aus dem ersten Kapitel dieses Werkes *Hohenheim* als einen verständigen Mann haben kennen gelernt, könnten dadurch verleitet werden, in seinen Schriften eine treue Angabe des richtigen Gebrauches der Arzeneimittel zu suchen. Ich halte es für meine Pflicht, sie in diesem Punkte zu enttäuschen, indem ich ihnen erkläre, die bestimmte, deutliche, ehrliche Angabe der Gebrauchesart keines einzigen Mittels bei ihm gefunden zu haben. Selbst die drei Universalmittel muss man durch den eigenen Gebrauch erst kennen lernen, wenn man seine geheimnissvollen Andeutungen verstehen will.

---

*Lehrbücher der Pathologie und Therapeutik.*

Wenn die Verfasser bei der Herausgabe dieser Bücher die Absicht haben, ihre Erfahrungen über solche Krankheitsformen, welche sie selbst beobachtet, den Aerzten mitzutheilen, und

sie sprechen diesen Zweck unumwunden aus, so lobe ich sie. Ist aber ihre Absicht (deutlich ausgesprochen, oder durch das Buch selbst erkennbar), theils die Natur als die Erzeugerinn gewisser stereotypischen Krankheitsformen darzustellen, theils die einzig wahre Behandlung dieser Krankheitsformen zu lehren, so bedaure ich sie als Erblindete. Sie kommen mir gerade vor, wie ein Mahler, der mehre hundert, ja tausend Menschengesichter abbildete, hinge diese Abbildungen in eine Bude, und machte dann bekannt, jeder könne in dieser Bude sein Ebenbild kaufen. Möglich wäre es allerdings, dass der Eine oder der Andere ein Bild darin fände, das einige Aehnlichkeit mit seinem Gesichte hätte; im Allgemeinen würde aber der Mahler sehr wenig Absatz haben, und die verständigeren Leute würden ihn weit eher für einen grossen Narren als für einen grossen Künstler halten. Wer im fünften oder sechsten Jahre der Praxis nicht schon anfängt zu begreifen, dass alle pathologische und therapeutische Lehrbücher nur ungeschlachte Schattenrisse der unergründlichen, unbeschreibbaren, proteischen Krankheitsbildnerei der Natur enthalten, der kann ein sehr gelehrter Doktor oder Professor der Medizin werden, aber zum Heilmeister taugt er nicht, denn ihm fehlen gesunde Augen und schlichter Verstand.

Vor vielen Jahren hatte ich einen alten Freund, der ein guter Rechenmeister war. Einst befindet er sich auf einer kleinen Kirchenorgel, und ihm kommt der Gedanke, auszurechnen, wie viel Veränderungen des Tones durch das verschiedenartige Ausziehen der Register zu bewirken seien. Es ergab sich, dass die möglichen Veränderungen sich auf mehre tausend beliefen. Da er mir nun das Ergebniss seiner Rechnung zeigte, und ich, als ein gemeiner Praktiker, alles auf mein Geschäft beziehe, so sagte ich zu ihm: Alter Freund! Ihre Orgel ist nur klein, der Register sind nur wenige, und doch kann man auf diesem hölzernen und bleiernen Instrumente eine so grosse Menge Tonveränderungen machen: wie viel Register sind aber im menschlichen Leibe (wir kennen sie kaum alle) und wieviel tausend Veränderungen kann die Natur auf diesem irdischen und geistigen Instrumente hervorbringen! Wo ist der Rechenmeister, der uns die Zahl der-

selben berechnet? — Noch ist er nicht geboren und wird auch nimmer geboren werden.

---

*Wer ist ein guter Arzt?*

Wir sind sehr freigebig mit dem Beilegeworte gut, ich halte das aber für grossen Leichtsinn. Ein wirklich guter Arzt müsste doch alles Heilbare heilen können, und das könnte er nur, wenn er aller natürlichen Dinge Heilkräfte kennete, wenn ihm jedes Menschen leibliche und geistige Besonderheit, dessen Krankheitsanlage, dessen verborgene Fehler, dessen Leben, und das Verhältniss dieses Lebens zu dem grossen Naturleben im Wissen wäre.

Wer sich aber eines solchen Wissens rühmen wollte, der müsste sich für die Gottheit selbst ansehen. Freilich, *Hippokrates* sagt in dem Buche vom Anstande: ein philosophischer Arzt sei der Gottheit ähnlich, ja es sei zwischen beiden kein grosser Unterschied. Nehmen wir nun an, das Buch sei echt, so ist doch höchst wahrscheinlich, dass er bei dieser kühnmüthigen Rede an den Gott Apoll, den Vorsteher der Aerzte, gedacht. Nun, das lässt sich allenfalls noch hören, dass ein philosophischer Arzt diesem Gotte ähnlich oder gleich sein könne. Ich finde das nicht einmahl sehr ehrenvoll, denn wir wissen allesammt, dass Apoll ein Musikant, ein Neidhart und ein Schinder war (er hat ja dem Marsias das Fell abgezogen); ich begehre ihm nicht einmahl ähnlich, viel weniger gleich zu sein. Wer aber, nach unserer jetzigen Ansicht, sich der Gottheit ähnlich oder gleich zu sein wähnen wollte, der würde wol für das Irrenhaus reif sein. Darum müssen wir mit dem Beilegeworte gut sehr sparsam umgehen. Ich kann wol behaupten, mit grossem Fleiss und grosser Mühe mich unablässig bestrebt zu haben, mir die zu dem Heilgeschäfte nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und habe ich meinen Fleiss und meine Mühe nicht in ideellen Spekulationen vergeudet, die (wie *Sydenham* sagt) mit der Heilkunst so wenig zu thun haben als die Musik mit der Baukunst, so werde ich das Heilgeschäft wahrscheinlich besser üben, als andere, die sich weit mehr bestrebt (wie *Paracelsus* sagt) ihrem Seckel als den

Kranken zu helfen. Aber darum bin ich doch noch lange kein guter Arzt; vielmehr wird all mein Fleiss, alle meine Mühe mir es gerade deutlich gemacht haben, dass mein Wissen nur Stückwerk sei, und dass Desjenigen, was ich nicht weiss und nicht wissen kann, was mir aber, um ein guter Arzt zu sein, noth wäre, weit mehr ist als Dessen, was ich weiss, oder was ich in meiner menschlichen Beschränktheit allenfalls zu wissen befähiget sein könnte.

Allen Aerzten, welche von dem Geiste des Hochmuthes besessen sind, will ich einen trefflich heilenden Bannspruch empfehlen. Kristus, von jemand mit den Worten, Guter Meister angesprochen, fällt ihm gleich in die Rede und sagt: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott.

---

*Das Leben.*

Wir wissen nicht, was das Leben sei, das heisst, unser Verstand kann sich von dessen Wesenheit keinen Begriff machen. Was wir durch Beobachtung von demselben erkunden, ist nur Stückwerk, und dienet mehr dazu, uns zu verwirren als uns zu belehren. Aus manchen Beobachtungen sollte man schliessen, jedem Körper sei ein grösserer oder geringerer Antheil des grossen Naturlebens geworden, und sobald dieser Antheil verzehrt sei, müsse der Mensch sterben, wie eine Lampe verlöscht, sobald ihr Oel verzehrt ist. Für diese Ansicht spricht zum wenigsten eine gewisse Ordnung in dem Sterben des Menschengeschlechtes, auf welche man Wittwenkassen, Lebensversicherungen und dergleichen Unternehmen gründet. Man siehet, dass einige Menschen die schwersten Krankheiten, nicht bloss akute bei unverletzten Organen, sondern auch chronische, bei denen ein grosser Theil der Leber, oder der Milz, oder der Lunge durch Eiterung zerstört wird, glücklich überstehen, indess andere, von scheinbar leichten Krankheiten ergriffen, eines unvermutheten Todes sterben. Dasselbe gewahrt man bei Verwundungen; die grässlichsten Verwundungen tödten zuweilen nicht, indess leichte, gefahrlos scheinende tödten.

Achtet man nun auf den Verfall des Organismus, der sich

ohne sichtbare Krankheit macht, so siehet man hier nicht minder eine grosse Verschiedenheit. Einige Körper zeigen die Spur des Verfalles schon zwischen dem sechzigsten und siebzigsten Jahre. Ihr Gedächtniss wird ihnen untreu, ihr Verstand verliert seine Behendigkeit, ihr Leib schrumpft zusammen. Andere hingegen behalten die Fülle ihres Leibes und die Kraft ihres Geistes, ohne dass jedoch diese scheinbare Unveränderlichkeit ihnen ein längeres Leben verbürgt als jenen. Bei einigen, jedoch wenigen, verschleissen Körper und Geist sichtbar, handgreiflich; und doch will das Leben nicht aus der ganz abgenutzten Maschine weichen.

Aus den angeführten Beobachtungen könnte man nun Folgendes schliessen. Da, bei dem sichtbaren Verfalle des Leibes und Geistes, das Leben noch in dem abgenutzten Körpergetriebe haften, und wieder in anderen Fällen bei einer unwandelbaren Rüstigkeit des Leibes und Geistes entweichen könne, so müsse es etwas von dem sinnlich Erkennbaren des Organismus Verschiedenes sein.

Richten wir nun aber unsere Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Arzenei, so scheint diese Wirkung uns auf ein Ergebniss zu führen, welches dem eben genannten geradezu widerspricht.

Wir sehen, dass, wenn in Krankheiten der Organismus sichtbar zu unterliegen und das Leben fast erlöschen zu wollen scheinet, die Arzenei nicht selten wundervoll und überraschend die Störungen des Körpergetriebes beseitiget und das scheinbar erlöschende Leben wieder zur hellen Flamme anfacht. Da wir nun nicht annehmen können, dass die Arzenei das Leben quantitativ vermehre, so sind wir unwillkürlich geneigt, das Leben nicht bloss als das unbekannte Bedingende des körperlichen Seins, sondern auch zugleich als das Erzeugniss des körperlichen Seins anzusehen. Deutlich denken wir uns dieses freilich nicht und können es uns nicht deutlich denken *),

---

*) Sobald wir es uns nämlich deutlich dächten, würden wir gleich den Irrthum einsehen, der darin steckt, Beobachtungen, die wir bei dem Sicht- und Tastbaren des Organismus gemacht, auf das unsichtbare unerkannte Leben zu beziehen.

aber wir denken es uns dunkel; und auf dieses dunkel Gedachte gründet sich einzig der vermessene Glaube, als seien wir befähiget, durch die Arzenei den Menschen das Leben zu erhalten. Je jünger wir sind, um so stärker ist dieser Glaube; werden wir älter, haben viele und verschiedenartige Fälle mit einander verglichen, so wird er allmählig schwächer; endlich erlöscht er ganz, und unser Hochmuth geht in Demuth über.

Manche Aerzte werden aber Greise, ohne dass dieser kühne Glaube wankt. Woher ihnen die Zähgläubigkeit komme, ist schwer zu erklären; folgende Betrachtung mag aber wol das Dunkle in etwas beleuchten.

Dass die Abnahme des Lebens Störungen in dem Körpergetriebe hervorbringt, zum wenigsten mit solchen Störungen begleitet ist, sehen wir bei Leuten, deren hohes Alter, nach allgemeiner Erfahrung, auf eine Abnahme des Lebens mit der grössten Wahrscheinlichkeit schliessen lässt. Solche Störungen in dem Körpergetriebe stellen eine Zufallsgruppe dar, der die Aerzte einen nosologischen Namen geben. Diese Zufallsgruppe findet sich aber auch bei Leuten, deren Leben nicht im Abnehmen begriffen ist, und weil wir befähiget sind, bei diesen die Störungen der Körpermaschine durch Arzenei zur Norm zurückzuführen, so fallen wir leicht in den Irrthum, die Zufälle des abnehmenden Lebens mit Krankheit zu verwechseln. Der Klügste ist nicht klug genug, diesen Irrthum in dem Einzelfalle zu vermeiden. Da, wo die sehr hohen Jahre des Kranken uns eine Vermuthung über die Natur der scheinbaren Krankheit erlauben, sind wir zuweilen wol befähiget, ein der Wahrheit nahe kommendes Urtheil zu fällen. Betrachten wir aber die Ordnung in der Sterblichkeit des Menschengeschlechtes, so müssen wir doch annehmen, dass viele schon in jüngeren Jahren am Ziele ihres Lebens sich befinden; und wie in den Alten, bringt auch in diesen Jungen das ablaufende Leben Störungen in der Körpermaschine, eine Zufallsgruppe hervor, der man einen nosologischen Namen gibt. Wer vermag nun zu bestimmen, ob in diesen Körpern die Irrungen des Getriebes Offenbarung der Lebensabnahme, oder Offenbarung eines bloss feindlichen, durch Arzenei heil-

baren Ergriffenseins des Lebens ist? — Ja, können nicht äussere, Krankheit bewirkende Schädlichkeiten auf solche, dem unsichtbaren Ziele des Lebens nahe Menschen eben sowol einwirken und sie krank machen, als auf andere, die noch weit von diesem Ziele entfernt sind? — Da heisst es dann: sie sind an dieser, oder jener Krankheit gestorben. Dass Gott erbarm! Sie sind gestorben, weil sie ihr Lebensziel erreicht hatten; die Krankheit hat sie nur ein klein wenig rascher zu demselben gefördert.

Echt gläubige Aerzte, wenn sie sehen, dass bei einer herrschenden Krankheit, auf welche sie ein gutes Heilmittel kennen, die Mehrzahl der Kranken bald und sicher geheilt wird, einige wenige aber sterben, und sie dann nicht einmahl gewahren, dass diese Wenigen heftiger von der Krankheit anfänglich ergriffen gewesen als die grosse Zahl der Geheilten; so sind sie weit entfernt, die Lösung dieses Räthsels in einem ewigen, unwandelbaren Naturgesetze, dem alles Leben unterthan, zu suchen, sondern sie machen sich selbst einen blauen Dunst vor, suchen Schädlichkeiten auf, denen sich die der Krankheit Unterliegenden sollen ausgesetzt haben, und überreden sich, hätten sich dieselben diesen Schädlichkeiten nicht ausgesetzt, würden sie auch nicht gestorben, sondern durch die Macht der Arzenei genesen sein. So können sie freilich bis ins hohe Alter den Glauben behalten, sie seien die wahrhaften Lebenserhalter.

Es fragt sich: gibt es gewisse Zufälle, aus welchen man den bevorstehenden Abzug des Lebens mit hoher Wahrscheinlichkeit erkennen kann? Auf diese Frage lässt sich im Allgemeinen gar nicht antworten; man muss von den alten abgängigen, und von den jüngeren, scheinbar rüstigen Körpern besonders handeln. Zuerst also von den alten.

Die Zahl der durchlebten Jahre gibt wol eine allgemeine Vermuthung über den baldigen Abzug des Lebens, aber in dem Einzelfalle kaum eine wahrscheinliche; denn wer ist befähiget zu behaupten, dass ein siebzigjähriger Mensch sein Leben nicht bis auf hundert bringen könne? Es werden also vorzüglich die Störungen in dem Körpergetriebe uns wahrscheinliche Gründe über den baldigen Abzug des Lebens an

die Hand geben. Ich rathe aber jedem jungen Amtsbruder, vorsichtig in seinem Urtheile zu sein; denn die Irrung in den Verrichtungen einzelner Organe ist zwar ein Zeichen des verflauenden, aber nicht des bald erlöschenden Lebens.

Schwerhörigkeit ist ein gemeines Gebrechen des Alters; sie kann schon früh nach den Siebzigen eintreten, und spricht höchstens für den beginnenden Verfall des Organismus.

Abnahme des Sehvermögens, welche nicht von Fehlern der Hornhaut, der Linse oder des Glaskörpers abhängt, ist schon verdächtiger.

Gestörte Verrichtung des Herzens kann mehre Jahre vor dem Erlöschen des Lebens sich zeigen, und wenn wir die direkte, gewöhnliche Folge dieser Störung, die Brustwassersucht, durch unfeindliche Mittel beseitigen, können die Alten noch mehre Jahre erträglich gut dabei leben.

Abnahme des Gedächtnisses spüren manche schon vor den Siebzigen und können doch über 80 Jahre alt werden. Auch die Schwachsinnigkeit spricht nicht für ein sehr nahes Absterben.

Störungen der Harnorgane (hangen sie nicht von Nieren-, oder Blasensteinen, oder von Hämorrhoiden ab) sind sehr verdächtig. Bei der nächtlichen Unaufhaltbarkeit des Harns sah ich vor Kurzem einen neunzigjährigen Mann noch drei Jahre leben. Wenn aber den Alten über Tag der Harn unwillkürlich wegläuft, so ist es bald mit ihnen gethan *).

Störung der Verrichtung des Schlundes ist bei alten Leuten ein sehr böser Zufall, sie machen es dabei nicht lange.

Wenn ein Speichelfluss alte Leute ergreift, ist er immer bedenklich, denn er wird gewöhnlich von eingewurzelten Bauchleiden geursacht, die an sich, auch ohne jenen consensuellen Zufall, tödten würden. Begreiflich ist es aber, dass eine solche Ausleerung den Verfall des Organismus beschleunigen muss. In neuer Zeit sah ich, bei einem an einer verhärteten und

*) Diese Unaufhaltbarkeit ist, als blosse Folge einer hartnäckigen Harnverhaltung, minder bedenklich; in solchen Fällen kann die Verrichtung des Blasenschliessmuskels nach kürzerer oder längerer Zeit wieder zum Normalstande zurückkehren.

verengten *Cardia* leidenden Siebzigjährigen, starken und anhaltenden Speichelfluss eintreten.

Schleimfluss der Lunge als Begleiter des Alters bedeutet nicht ein nahes Ende. Wenn aber Alte, die nicht an chronischem Husten und Schleimsucht der Lunge leiden, ohne vorwaltende schmerzhafte Brustleiden anfangen, froschleichartigen, hellroth gefärbten Schleim in grosser Menge auszuwerfen, so bedeutet das etwas sehr Böses. Ich habe mehrmahls den Tod bald folgen sehen, obgleich in diesen Fällen andere Zeichen nicht eben deutlich für einen schon weit gediehenen Verfall des Organismus zu sprechen schienen.

Uebrigens kann die Störung der Verrichtung auch aller anderer Organe Offenbarung des im Verfalle begriffenen Organismus sein; ich habe nur die gemeinsten berührt. Das Ergebniss aller meiner Beobachtungen spricht dafür, dass wir wol mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber nur in den wenigsten Fällen mit Sicherheit das Lebensende der Alten bestimmen können. Selbst der von selbst entstandene kalte Brand, der bei Siebzigjährigen, und Aelteren, gewiss im Allgemeinen ein böser, das im Verlöschen begriffene Leben bezeichnender Zufall ist, kann nicht unbedingt als ein den nahen Tod verkündendes Zeichen gelten. Ich habe Einen, aber auch nur Einen Fall beobachtet, dass ein den Achtzigen naher Mann, durch einen solchen Brand eine bedeutende Zerstörung der Weichtheile des Unterschenkels erlitt, davon glücklich genas, und noch etliche Jahre auf seine Weise recht vergnügt lebte.

Bei Menschen, die dem Ziele des Lebens wirklich sehr nahe sind, habe ich beobachtet, dass, wenn man auf die vermeintliche Krankheit Heilmittel gibt, diese Mittel eben so wohlthätige Wirkung äussern können als bei einer wirklichen, heilbaren Krankheit; die wohlthätige Wirkung hat bei jener nur keinen Bestand. Zuweilen glückt es selbst, die nosologische Form ganz zu beseitigen; allein wir können aus diesem erwünschten Erfolge unserer Bemühungen noch nicht einmahl schliessen, dass wir es mit einer wirklichen heilbaren Krankheit zu thun haben. Die nämliche nosologische Form kehrt entweder bald wieder, oder eine andere nimmt ihren Platz ein, und das Ende der scheinbar glücklichen Kur ist der Tod.

Jedenfalls ist es unsere Pflicht, bei Behandlung der Alten immer daran zu denken, dass wir nicht wissen, was das Leben sei, und dass unsere Vermuthung, als sei es im Erlöschen begriffen, keinen andern Einfluss auf unsere Behandlung haben dürfe, als einzig den, dass wir uns bei derselben aller feindlichen Mittel enthalten. Dieser Gedanke wird uns bestimmen, die Alten eben so sorgfältig zu behandeln, als seien sie noch nicht dem Tode verfallen; und wir werden mitunter auch auf erfreuliche Fälle stossen, in denen unsere Bemühung nicht bloss scheinbare, sondern wirkliche Heilung bewirkt.

Vor drei Jahren beobachtete ich einen solchen Fall, von dem freilich nichts Merkwürdiges zu berichten ist, als nur, dass die kranke Frau fünf und neunzig Jahre alt war. Von einer epidemischen Lebererkrankung ergriffen, befand sie sich, ohne gerade bettlägerig zu sein, schon eine unbestimmte Zeit in einem schleppenden Zustande; Esslust und Schlaf fehlten, die Kräfte verliessen sie sichtbar, und ihr beschleunigter Puls deutete auf schleichendes Fieber. Tochter und Enkel glaubten bestimmt, sie sei am Abgehen, und gestanden mir, dass mehr ein Gefühl der Pflicht, als die Hoffnung, oder Erwartung, ich werde der abgängigen Frau helfen, sie bestimmt habe, meine Kunst in Anspruch zu nehmen. Ich sagte diesen guten Leuten, was ich auch dem Leser gesagt, dass ich eben so wenig wisse als sie, ob der alten Grossmutter Lebensuhr abgelaufen sei. Sie haben es als Kinder für ihre Pflicht gehalten, mich zum Heilversuch aufzufodern, und ich halte es für meine Pflicht, die alte Frau so aufmerksam zu behandeln, als wisse ich gewiss, dass sie noch eines zwanzig- oder dreissigjährigen Lebens fähig sei. Da ich nun aus dem braungefärbten Harn der Alten vermuthete, ihre Leber sei, wie damahls bei vielen Menschen, erkrankt, so gab ich ihr, wie damahls andern, die Schellkrauttinktur, und zwar in mässigen Gaben, 5 mahl tags 4 Tropfen. Schon am zweiten Tage sah ich in der verminderten Bräune des Harns die erste Spur der Besserung, und diese schritt, ohne die mindeste Unterbrechung, so regelmässig voran, dass man sie in einem jungen Körper nicht deutlicher und regelmässiger verlangen konnte. Nach zehn Tagen war das Uebel, welches man für *Marasmus senilis* gehalten, gehoben; und da

die Frau nach diesem Strausse nun schon drei Jahre unverändert in ihrem Wesen geblieben, so kann doch die erzählte Irrung in dem Regelgange ihres Körpergetriebes unmöglich Offenbarung des abgehenden Lebens, sondern muss wirkliche, heilbare Krankheit gewesen sein. Nach menschlicher Voraussicht wird die Frau über hundert Jahre alt werden.

Da es sich nun bei alten Leuten in den wenigsten Fällen richtig beurtheilen lässt, ob ihr Leben dem Ende nahe sei, so muss es um die Beantwortung der Frage, ob man dieses bei jungen richtiger beurtheilen könne, sehr misslich aussehen; zum wenigsten wird der schlichte Verstand dieselbe unbedingt verneinend beantworten.

Des Lebens Rüstigkeit äussert sich nicht sowol durch Bewahren des sichtbaren Leiblichen und des erkennbaren Geistigen in seinem gewohnten Wesen, sondern weit besser durch das Bestehen in dem Kampfe mit feindlichen Einwirkungen. Der gemeine Mann hat den Glauben, wer im vierzigsten, funfzigsten, sechzigsten Jahre erkranke, ohne je früher eine ernsthafte Krankheit überstanden zu haben, der laufe weit grössere Gefahr zu sterben, als jeder andere, der früher schon einmahl krank gewesen. Dass aber Kränklichkeit keinesweges eine Flauheit des Lebens bezeichne und auf ein frühzeitiges Absterben schliessen lasse, drückt er durch das Sprichwort: knarrende Wagen laufen am längsten, sehr treffend aus. Dieser Glaube ist unter dem Volke nicht durch eine Theorie gebildet, sondern aus der Beobachtung hervorgegangen und von Alter zu Alter vererbt. Er gründet sich auf die unläugbare Wahrheit, dass die Rüstigkeit oder Flauheit des Lebens sich am besten aus dem Kampfe mit der Krankheit erkennen lasse. — Bei jungen, oder in den besten Jahren sich befindenden Körpern, welche nie im Kampfe mit Krankheiten erprobt sind, können wir im Anfange einer Krankheit gar nicht über den glücklichen, oder unglücklichen Ausgang der Krankheit urtheilen, wenn wir gleich die Krankheit genau kennen, ein gutes Heilmittel darauf wissen, und dieselbe sich uns schon in vielen andern Körpern als gefahrlos gezeigt hat. Ist das Leben eines scheinbar noch rüstigen Menschen fast abgelaufen, so bedarf es, um ihn zu tödten, weder der Pest, der Cholera,

noch des gelben Fiebers; eine geringe Krankheit kann zu der allerernsthaftesten werden, nämlich, zu einer solchen, die dem Leben ein Ende macht.

Merkwürdig ist es, dass Aerzte, die sich vermessen, den Kranken das Leben erhalten zu können, in Fällen, wo ihre Kunst scheitert, es den Leuten übel nehmen, dass sie das Sterben der Kranken der ärztlich unmeisterlichen Behandlung zuschreiben. Vorausgesetzt die Befähigung des Arztes das Leben zu erhalten, finde ich jenes Urtheil gar nicht unbillig, sondern halte es vielmehr für ein streng folgerechtes. Wenn Du, mein guter, kühnmüthiger Amtsbruder! vorgibst, den Kranken das Leben erhalten zu können, und es sterben dennoch einzelne bei deiner Behandlung, denen man nicht nachsagen kann, deinen gelehrten Vorschriften unfolgsam gewesen zu sein; so musst Du diese entweder aus Leichtsinn, oder absichtlich unrecht behandelt haben, oder dein Vorgeben muss ein unwahres, prahlerhaftes sein, welches von deinem Unverstande und von deiner grossen Unkunde der Natur zeugt.

Merkwürdig ist es, dass Landleute und schlicht verständige Bürger, die gar keinen Anspruch auf besondere Geistesbildung machen, in diesem Punkte ein weit richtigeres Urtheil haben, als die Vornehmen, und überhaupt, als Herren- und Damenartige Leute. Jene verlangen bloss von dem Arzte, er solle ein guter Krankheitsheiler, aber nicht, er solle ein Lebenserhalter, ein wahrhafter Todesbanner sein: letztes verlangen nur die Vornehmen und Reichen; worauf *von Switens*, früher schon von mir angeführte Worte zielen: ***Magnates nunquam creduntur perire morbis*, *sed tantum medicorum erroribus*.** — Sollte wol in der tollsten Fieberphantasie jemand ein Geschäft aussinnen können, an dessen Betreiber man solch unweise, den ewigen Naturgesetzen widerstreitende Foderungen zu machen wagte? —

Wenn man von einem guten Mahler verlangen wollte, er solle Menschenbilder mahlen, welche plauderten, husteten, nies'ten, und von dem Bildhauer, er solle Menschenbilder anfertigen, welche von ihren Fussgestellen herabstiegen, und sich von Zeit zu Zeit ein wenig ergingen, so würde wol kein verständiger Mensch mehr Mahler oder Bildhauer sein wollen.

An die Aerzte werden aber von einer gewissen Menschenklasse Foderungen gemacht, welche jene unsinnigen noch weit hinter sich zurücklassen; und doch drängen sich alljährlich immer mehr junge Männer zu dem Heilgeschäft, als sei es eine unerschöpfliche Fundgrube der edelsten Lebensgenüsse.

Der Arzt kann wol Krankheiten heilen und sie gut heilen, aber er kann nicht den Tod abwenden; dass das mein Glaube sei, des habe ich kein Hehl. Erwäge ich aber die bestimmte Ordnung, nach der die Natur das Sterben des Menschengeschlechtes regelt, und vergleiche damit die wundervolle Heilwirkung der Arzenei, die ich doch mit Augen sehe, und glauben muss; so habe ich eben so wenig Hehl, dass ich hier in ein grosses Geheimniss, wie in ein tiefes Dunkel schaue.

Dass man ein flaues Leben durch feindliches arzeneiisches Angreifen etwas vorzeitig auslöschen könne, muss ich eben so gut annehmen als dass man das rüstigste Leben durch einen tüchtigen Keulenschlag plötzlich auslöschen kann. Ob aber ein flaues, dem Tode verfälliges Leben, in Alten oder in Jungen, durch eine milde, unfeindliche Heilart könne erhalten und verlängert werden, wage ich nicht zu entscheiden: meine Beobachtung dringt mir fast den Glauben auf, dass eine solche Lebensverlängerung in den meisten Fällen wol nur eine kurzzeitige sein möchte.

---

### *Prognose.*

Die Prognose drehet sich sowol um gewisse Veränderungen, die in dem Verlaufe der Krankheit eintreten werden, als auch um das Ende der Krankheit, um Tod und Leben. Was den ersten Punkt betrifft, so dienet das Vorhersagen in vielen Fällen zur Beruhigung des Kranken und seiner Freunde; ich übe es fleissig, und bin wol gezwungen es zu üben, weil der grösste Theil meiner Kranken entfernt von mir wohnt, mich also nicht bei eintretenden Veränderungen, wie die Städter, zu jeder Stunde bereichen und befragen kann.

Es hilft wenig zur Prognose, dass wir ein Lehrbuch der Zeichenlehre uns zu eigen machen; höchstens könnte uns dieses hinsichtlich chronischer Krankheiten einige Unterrichtung geben.

Ich sage, einige; denn wer im zehnten Jahre der Praxis nicht begreift, dass diese Unterrichtung höchst mangelhaft sei und auch nicht vollkommner sein könne, der muss mit Blindheit geschlagen sein. Hinsichtlich herrschender Krankheiten (seien es akute oder schleppende) ist aber dieser ganze Schulkram gar nichts werth. Nur dadurch, dass wir jede herrschende Krankheit, ihre Zufälle und ihren Verlauf, genau beobachten, können wir zum richtigen Vorhersagen befähiget werden. Aber leider hat unsere mühsam erworbene Gabe der Vorhersagung keinen beständigen, sondern nur einen zeitlichen Werth. In der wandelnden Zeit verändern die Krankheiten, und die Prognose, welche in diesem Jahre sich als richtig bewährt, kann sich in dem folgenden, oder nächstfolgenden, als falsch ausweisen: darum findet der unglückliche Kopf des Arztes nimmer Ruhe, als nur im Grabe, oder in einer beneidenswerthen Schwachsinnigkeit.

Uebrigens sehe ich diese Art der Prognose keinesweges als eine marktschreierische Gaukelei an. Wir können den doppelten Zweck derselben, unser eigenes Gemach und die Beruhigung des Kranken, recht gut erreichen, ohne im mindesten die Rolle des prophetischen Gauklers zu spielen; denn wir sagen ja nur vorher, was möglich, höchstens was wahrscheinlich eintreten könne, nicht das, was gewiss und nothwendig eintreten müsse. Letztes sind wir nur in den wenigsten Fällen vorherzusagen befähiget; denn alles, was uns auch die reichste Erfahrung gelehrt, hat immer seine Ausnahmen.

Was aber die Vorherbestimmung des Todes betrifft, so ist diese noch misslicher, insbesondere die Bestimmung der Todeszeit. Ueber den unglücklichen Ausgang chronischer Krankheiten zu urtheilen, sind wir bei solchen Krankheiten noch am besten befähiget, die von der erkennbaren Zerstörung eines Organs abhangen; aber auch hier müssen wir mit grosser Umsicht zu Werke gehen, und mehr den ganzen Verlauf der Krankheit als einzelne Zeichen beachten; letzte sind unsicher und unter denselben der Puls am unsichersten.

Wir stossen zuweilen auf Fälle, dass der Familie des Kranken viel, sehr viel daran gelegen ist, unsere wahre Meinung über den Ausgang der Krankheit zu hören, weil sie

nämlich Anordnungen zu machen hat, von deren Beschickung ihr künftiges bürgerliches Sein abhängt. Es ist unsittlich, solche Leute zu täuschen; ohne gerade die undankbare Rolle des Todesverkündigers zu spielen, können wir ihnen ja ehrlich unsere Ansicht der Sache mittheilen, ja ich meine, dieses sei unsere Pflicht. Während meines praktischen Wirkens habe ich Aerzte getroffen, und zwar nicht unverständige und unerfahrene, die in Fällen, wo ein Kind gewahren konnte, dass das Leben des Kranken auf die Neige gehe, sich frech vermassen, ihn erhalten zu wollen. — Warum thaten sie das? — Wer es nicht weiss, der schäme sich nur nicht seiner Dummheit; in manchen Dingen ist das Nichtwissen weit rühmlicher als das Wissen.

---

*Befördert vieles Lesen die praktische Ausbildung des Arztes?*

*Baglivi* ist der Meinung, die wahre praktische Bildung des Arztes werde weit besser durch das Lesen der Werke weniger bewährten praktischen Schriftsteller als durch das heisshungerige Verschlingen alles erreichbaren Gedruckten erzielt. Wer das, was er darüber im siebenten Kapitel seiner *Praxis medica* sagt, nicht gelesen hat, der lese es nur; es ist nett und mit Laune geschrieben, besonders da, wo er Beispiele von gelehrten, das heisst, von ausbündig belesenen Aerzten anführt, die, wenn sie Kranke heilen wollten, diese so unweise behandelten, dass sie entweder starben, oder in chronisches Siechthum verfielen. Er glaubt, vieles Lesen befördere durch das beständige Aufnehmen fremder Ideen eine solche Geistesträgheit, dass der Belesene zuletzt die Befähigung verliere, eigene Gedanken zu erzeugen; ja sie verblende seine Augen so, dass er selbst zum Beobachten untauglich werde. — Es ist wirklich wahr, was der verständige Mann sagt, man braucht bestätigende Beispiele in unserer Literatur wahrlich nicht weit zu suchen.

Der Arzt muss Beobachter der Natur sein; die Natur ist aber unerschöpflich in ihren Krankheitserzeugnissen. Was die Schriftsteller beobachtet haben, können wir bei weitem nicht immer nachbeobachten, weil uns die Natur unablässig neue

Erzeugnisse vorlegt, die wir enträthseln müssen, wenn wir anders wahrhafte Heilmeister sein wollen: darum sind uns ungetrübte Sinne und ein gesunder Verstand hochnöthig, und wir dürfen beide nicht durch eine ungehörige Leserei verderben.

Wer da glaubt, er sei ein ganzer Meister, wenn er, unfähig, die Natur der vorkommenden Krankheiten selbst zu untersuchen und zu ergründen, sich einzig darauf beschränkt, die Beobachtungen der Schriftsteller und die Heilarten derselben den Krankheiten anzuzwängen, der ist ein Schwachkopf, wiewol ich zugebe, dass er ein grosser Gelehrter sein könne. *Paracelsus* sagt: „In der Arzenei ein jeglicher thut, soviel er „erkennet in der Natur. Der nichts erkennet, thut auch nichts. „Was er thut, das mahlet er ab, wie ein Mahler ein Bild ab-„konterfeiet; in dem ist nun kein Leben, also in demselben „Arzte auch nicht" *).

Niemand kann Krankheiten beobachten, oder er denket über das Beobachtete nach, er versucht die beobachteten Erscheinungen und ihre Verhältnisse gegen einander zu erklären, er vergleicht seine Beobachtungen mit denen bewährter praktischer Schriftsteller, kurz, in seinem Kopfe gehen mancherlei Verstandesverrichtungen vor, nicht noth, alle hier auszulegen. Die Beobachtung an sich, ist das Geschäft des Sinnenmenschen, sie betrifft verinselte Einzelheiten, die als solche keinen erfahrenen Arzt machen; nur der über die beobachteten Einzelheiten waltende Verstand macht ihn.

Es ist aber zur Bildung eines wahren Praktikers hochnöthig, dass er die Verstandesverrichtungen, nach denen er am Krankenbette handelt, in seinem Kopfe zur Klarheit bringe. Ich läugne zwar nicht, dass viele Aerzte von gutem Rufe nach dunkeln Verstandesverrichtungen handeln; die meisten meiner Leser werden aber wol mit mir einverstanden sein, dass der Arzt, der, nach dunkeln Verstandesverrichtungen handelnd, ein gewöhnlicher guter Praktiker ist, nach klaren handelnd, ein noch weit besserer sein würde.

Da nun unwidersprechlich der Verstand der Hauptbildner des praktischen Arztes ist, so ist dringend nöthig, dass dieser

*) *Labyrinthus medicorum. Cap.* 9.

Verstand zuerst selbst gebildet werde, damit er seine eigenthümlichen Verrichtungen von denen seiner etwas luftigen Schwester, Phantasie, unterscheiden lerne. Wie gelangen wir zu dieser doppelten Bildung? Lassen sich beide gleichzeitig bewirken?

Meinen jüngeren Lesern wüsste ich für dieses doppelte gleichzeitige Bilden keinen geschickteren Lehrmeister zu empfehlen, als das schriftliche Selbsterzeugen. Wenn Ihr, werthe Freunde! über das, was Ihr am Krankenbette beobachtet, nachdenkt, und glaubt, recht verständige und kluge Gedanken erzeugt zu haben, so lasst Euch die Mühe nicht verdriessen, bringt Eure Verständigkeit zu Papier. Schon während des Schreibens könnt Ihr gewahr werden, ob Eure Verstandesverrichtungen klar, oder dunkel sind: die klaren werdet Ihr ohne Mühe und in der Kürze schriftlich ausdrücken, die dunkeln wollen gar übel aus dem Kopfe auf das Papier kommen; es gehet ihnen wie den zweiköpfigen Missgeburten, die nur mit grosser Mühe der geburtshülflichen Kunst zu Tage gefördert werden.

Habt Ihr nun endlich dunkle Verstandesoperationen schriftlich ausgedrückt, so sind sie doch dadurch um kein Haar deutlicher geworden; also ist es nöthig, dass Ihr sie jetzt einer scharfen Kritik unterwerft.

Gewöhnlich ist eine solche schriftliche Darlegung des dunkel Gedachten weitläuftig, denn wir haben allesammt eine Neigung, durch grossen Aufwand von Worten die fehlende Klarheit der Begriffe zu ersetzen oder zu verstecken; auch ist die Ordnung in der Schreiberei gewöhnlich nicht die beste. Sucht also zuerst eine verstandesrechte Ordnung hineinzubringen, das heisst, eine solche, bei der sich immer das Folgende auf das Vorhergehende beziehet *), und streicht allen überflüssigen

*) Es könnte mir jemand vorwerfen, ich selbst sei der Schreibordnung, die ich andern anpreise, in meinem eigenen Buche nicht treu geblieben; denn wäre ich das, so hätte ich ja das erste Kapitel in das zweite einschachteln müssen. Darauf antworte ich Folgendes: Wäre *Hohenheims* Heillehre, in so fern sie sich aus unzweideutigen Stellen seiner Schriften auslegen lässt, geschichtlich bekannt, so hätte ich sie dem zweiten Kapitel einverleiben müssen: sie ist aber nicht geschichtlich bekannt, also war ich

Wortaufwand weg. Nun zergliedert jeden Hauptgedanken, und fragt bei jedem, den Gedanken bildenden Worte, welchen klaren Begriff Ihr damit verbindet; besonders gilt dieses von den sogenannten Kunstwörtern, die mir zuweilen wie Schaumünzen vorkommen, um deren wahren Werth sich niemand recht bekümmert. Wenn Ihr so verfahrt, werdet Ihr bald gewahr werden, ob Eure Verstandesverrichtungen von bloss ideellen phantastischen Annahmen, oder von unverwerflichen Erfahrungssätzen ausgegangen sind. Sind sie von ideellen Annahmen ausgegangen, so ist Eure vermeintlich sehr verständige Gedankenfolge für die Praxis keinen Heller werth. Ihr werdet das auch selbst gar bald einsehen, Euch nach und nach alles ärztlichen Mystizismus entäussern, und begreifen, dass nur der, welcher das Heilgeschäft zu einem echten, auf Beobachtung gegründeten Verstandesgeschäft macht, befähiget sei, Erfahrung zu erwerben und fortzuschreiten in der Erfahrenheit.

Nun könnten aber etliche alte durchtriebene Füchse unter meinen achtbaren Lesern über den Rath, den ich meinen jüngeren Amtsbrüdern hinsichtlich ihrer praktischen Ausbildung gegeben, lächeln, und in ihrem Herzen denken, ich habe durch diese Rathspendung mir selbst die Marke der vollkommensten Unmündigkeit auf die Stirn gedrückt. — Es ist also noth, dass ich, nachdem ich bis jetzt als Verstandesmensch über meinen Gegenstand gesprochen, nun auch als Weltmensch

---

genöthiget, das vermeintlich Geschichtliche einer Kritik zu unterwerfen, ja den verrufenen Mann von solchen Beschuldigungen zu reinigen, welche verständigen Aerzten bis jetzt alle Lust benommen haben müssen, seine eigentliche Heillehre zu ergründen. Das Geschichtlichkritische und das Heillehrigverstandhafte sind zwei Dinge, deren jedes eine besondere Aufmerksamkeit erfodert, darum habe ich auch jedes in einem besonderen Kapitel abgehandelt. Sollten auch *Hohenheims* Aeusserungen, aus denen ich im ersten Kapitel dessen Heillehre dargestellt, manchen Lesern anfangs etwas dunkel geblieben sein, so sind sie ihnen doch ohne Zweifel, nachdem sie das zweite Kapitel gelesen, vollkommen deutlich geworden. Das Vermischen des Geschichtlichkritischen des ersten Kapitels mit dem Heillehrigverstandhaften des zweiten würde nicht bloss den Geschmacksinn gar vieler Leser sehr unangenehm berührt, sondern auch die Aufmerksamkeit derselben zerstreut, also den Hauptzweck aller schriftstellerischen Ordnung, die Deutlichkeit, keineswegs gefördert haben.

ein Wort darüber sage. Am schicklichsten fange ich meine Rede wol mit einer kleinen Erzählung an.

Vor mehren Jahren unterhielt ich mich eines Tages über Gegenstände der Erfahrungsseelenkunde mit einem sehr verständigen, vielseitig gebildeten Rechtsgelehrten. Dieser erzählte mir: er habe bei Gelegenheit eines Rechtshandels das Gutachten eines alten Arztes gelesen. Dieses Gutachten habe einen ziemlich starken Anstrich von Albernheit gehabt und sei dem ekelhaften Geplauder einer alten Matrone sehr ähnlich gewesen. Er verlangte nun von mir zu hören, wie es möglich sei, dass ein Mann, dem man doch den Verstand nicht absprechen könne, der einen sehr guten praktischen Ruf habe, und unwidersprechlich mit dem Munde fix genug sei, schriftlich seinen Verstand so wenig bekunde, dass man, allein auf sein Gutachten gehend, ihn weit eher für einen albernen als für einen verständigen Mann halten müsste? — meine Antwort auf diese Frage war folgende:

Die Rechtsgelehrten sind genöthiget, ihre Gedanken aufs Papier zu bringen; dadurch leben sie, vom Anfange ihres praktischen Wirkens an, beständig unter dem Zwange, sich das Für und Wider in den Rechtshändeln deutlich zu denken. Die Theologen, wenn sie nicht, vom Heiligen Geiste getrieben, ihre Vorträge aus dem Stegereife halten, sind ebenfalls genöthiget, ihre Gedanken zu Papier zu bringen; leben also auch unter dem Zwange, sich alles deutlich zu denken, in so fern nämlich die Gegenstände, worüber sie sprechen, deutlich denkbar sind. — Nur einzig wir Aerzte geniessen einer vollkommnen Geistesfreiheit. Wir examiniren die Kranken, schreiben Rezepte, laufen von einem Hause in das andere; bekutschen oder bereiten die Landstrasse bei Regen und Sonnenschein, bei Frost und Hitze. Das Publikum fragt wenig danach, ob es Mitternacht, oder Mittag in unsern Köpfen ist; wenn wir nur fix zu Beinen und nicht aufs Maul gefallen sind, erwerben wir uns schon den Namen guter Heilmeister. Ja da es, hinsichtlich der Heilkunst, begreiflich in den Köpfen der Nichtärzte sehr dunkel ist, das alte Sprichwort, dass Gleiches sich am liebsten zu Gleichem geselle, aber ewig wahr bleiben wird, so ist leicht einzusehen, dass ärztliche Nachtköpfe weit besser

zu dem Publiko passen als Lichtköpfe. Wenn wir nun bedenken, dass das bürgerliche Geschäft des praktischen Arztes ihn nicht allein nicht zwinget, sondern ihn nicht einmahl mahnet, an seiner Verstandesbildung zu arbeiten, so können wir uns auch nicht wundern, dass es Aerzte genug gibt, die sich in geistiger Hinsicht ganz vernachlässigen. Zum Plaudern ist gar nicht nöthig, dass der Verstand das, was der Mund spricht, zur Klarheit gebracht habe; im Gegentheil, wer über das, was dunkel, unentwirrbar in seinem Kopfe liegt, mit selbstgenügsamer Miene faselt, dessen unverständliche Rede wird von einem grossen Theile Menschen gutgläubig für tiefe Weisheit hingenommen.

Mein rechtsgelehrter Freund war mit meiner Beantwortung seiner Frage zufrieden, machte mir aber noch folgende nachträgliche Bemerkung. Wenn der Arzt durch sein Geschäft auch gerade nicht gezwungen sei, seine Verstandesverrichtungen zur Klarheit zu erheben, und durch Schreibübungen seinen Verstand nach und nach an das klare Denken zu gewöhnen, so sollte man doch vermuthen, er werde das schon seiner selbst wegen thun; denn der Gedanke, ein so ernstes Geschäft, als die Heilkunst, nach dunkeln Verstandesverrichtungen zu üben, müsse doch für jeden, auch nur halb Gebildeten, etwas Unheimliches und Niederschlagendes haben.

Ich kann aber wirklich in diesem Punkte meines Freundes Meinung nicht theilen. Freilich, wenn der Ruf, einen gebildeten Verstand zu haben, dem Rufe, ein guter praktischer Arzt zu sein, keinen Abbruch thäte, dann könnte ich gegen dieselbe nichts Gegründetes einwenden: aber es ist unläugbar, dass beide Rufe sich nicht zusammen vertragen. Die Mehrzahl der Menschen ist offenbar der Meinung, die Bildung des Verstandes habe mit dem Heilgeschäfte nichts zu thun, sie schade ihm vielmehr. Wenn also ein Arzt, auch aus besonderer Liebhaberei, an der Ausbildung seines Verstandes fleissig gearbeitet und es dahin gebracht hätte, dass er sich alle, ihn am Krankenbette leitende Verstandesoperationen klar dächte, so würde er doch, wollte er nicht seinen praktischen Ruf auf die Schanze setzen, genöthiget sein, seine Geistesbildung sorgfältig zu verbergen. Er dürfte nicht, wie das Evangelium räth,

sein Licht leuchten lassen vor den Leuten, sondern er müsste aus seinem Kopfe eine Diebeslaterne machen, und die Rolle spielen, als scheine nur etwas faules Holz in seinem Schädel.

Nun ist es aber eine eigene Sache um das Rollenspielen; wäre es nicht schwer, und gehörte nicht dazu eine besondere Naturgabe, so würden gewiss die Schauspieler nicht so reichlich für ihre Verstellung bezahlt werden. Es ist also offenbar weit einfacher, dass der Arzt, statt zuerst seinen Geist mühsam zu bilden und hernach die schwere Rolle des Faselhanses zu spielen, lieber ganz seine Geistesbildung vernachlässiget und ein wahrer Faselhans wird; dann braucht er sich nicht zu verstellen, sondern kann als ehrlicher Mann sich den Leuten geben wie er ist.

Meine Leser könnten aber denken, ich gefalle mir in Uebertreibungen. Die Behauptung, als sei der grösste Theil des Publikums der Meinung, der Verstand habe mit dem Heilgeschäft nichts zu thun, schade demselben vielmehr, sei unwahr. Es wird also nöthig sein, meine Behauptung zu beweisen. Wollte ich nun, als beweisende Thatsache, solche Aerzte aufstellen, von denen es schwer zu sagen sein möchte, ob der Staat ihre Verständigkeit oder ihre Unverständigkeit approbirt, und die dennoch sich einen sehr guten praktischen Ruf erworben; so könnte man mir mancherlei Einwendungen dagegen machen, von denen die obenan stehen würde: ich werfe mich zum Richter über meine Amtsgenossen auf und halte mich für klüger als die Medizinalbehörde. Wahrlich! so unvorsichtig bin ich nicht, mich solchen gemeinen Ausstellungen blosszugeben. Der Beweis meiner Behauptung ist so zu führen, dass selbst der unerträglichste Zänker nichts dagegen einwenden kann.

Ich erinnere nur einfach meine Leser an die unläugbare Thatsache, dass von Zeit zu Zeit Menschen aufstehen, welche nicht bloss nicht vom Staate als Aerzte bestätiget sind, sondern in deren Köpfen auch nicht einmahl der Leichtgläubigste einen Schatten medizinischer Kenntnisse vermuthen kann, und die dennoch einen solchen ausgebreiteten heilmeisterischen Ruf erlangen, dass der Ruf des berühmtesten Arztes dagegen zur Null wird. Es ist zwar wahr, solche Begebenheiten tragen

sich nicht täglich zu; die Seltenheit derselben kann aber doch keinesweges ihre Beweiskraft schwächen.

Ich selbst erlebte, während ich Arzt war, zwei ausgezeichnet merkwürdige Erscheinungen der Art; die eine, die sich ganz beim Anfange meines praktischen Wirkens im Gelderischen zutrug, habe ich vor 32 Jahren in einem Büchelchen über die Aftermedizin der Wahrheit gemäss erzählt; die zweite, noch weit merkwürdigere, hat sich, während ich gegenwärtiges Werk geschrieben, auf Niederländischem Gebiete, nahe unserer Grenze, ereignet.

Ich hörte damals wol, dass ein Schäfer, den seiner Faulheit wegen niemand in Dienst haben wollte, sich mit dem magischen Heilen beschäftige, achtete aber auf dieses Gerücht nicht und vergass es bald ganz. Einige Zeit darauf wurde mir das wahrhaft merkwürdige dieser Erscheinung auf eine überraschende Weise unter die Augen gerückt. Ich wohne an einer der Strassen, die das Preussische Gebiet mit den Niederlanden verbinden. Anderthalb Meilen von hier ist der, durch sein wunderthätiges Muttergottesbild berühmte Wallfahrtsort *Kevelaer*. Der grösste Theil der niederländischen Prozessionen kommt also meinem Hause vorüber; acht Tage nach jedem Marientage wird der Weg, auch ausser den förmlichen Prozessionen, von hin- und wiedergehenden kleinen oder grösseren Gesellschaften Wallfahrer belebt, von welcher Belebtheit sich der, welcher nie etwas Aehnliches gesehen, kaum eine Vorstellung machen kann. Nun ward ich einst zu einer ungewöhnlichen Zeit durch ein solches Hin- und Wiedergehen fremder Menschen, wie in den sogenannten Oktaven Statt hat, aufmerksam gemacht, dachte aber nichts anderes dabei, als, es müsse wol zu *Kevelaer* ein ausserordentliches Muttergottesfest gefeiert werden. Ein paar Tage darauf sah ich meinen kristkatholischen Nachbar vor seiner Thür stehen und fragte ihn, welch ungewöhnliches Fest denn doch zu *Kevelaer* gefeiert werde? Er antwortete: ihm sei nichts von einem solchen Feste bewusst. — Warum, erwiederte ich, lauft denn so viel fremdes Volk nach *Kevelaer* hin und zurück? Wie in den Oktaven stehet ja der Weg nicht stille. — Mein Nachbar versetzte

lächelnd: die Leute gehen nicht zur Mutter Gottes, um zu beten, sondern zum Schäfer, um sich heilen zu lassen. — Jetzt erinnerte ich mich des früher vernommenen, aber fast vergessenen Gerüchtes, und da ich ihm mein Erstaunen bezeigte, sagte er mir: Sie werden noch weit mehr erstaunen, wenn ich Ihnen die Art, wie der Schäfer heilt, beschreibe. Er bekümmert sich gar nicht um die Krankheit, er frägt den Kranken nicht aus, beschauet ihm nicht das Wasser, verordnet ihm keine Arzenei (bei dem grossen Zulaufe würde das auch unmöglich sein). Der Kranke selbst, oder ein Bothe desselben, bringt nur einen Lappen Leinwand, der Schäfer bückt sich über den Lappen, bewegt gleichsam betend die Lippen, gibt den Lappen zurück, empfängt sein Geld, und der Kranke legt die besprochene Leinwand dahin, wo er glaubt, dass die Krankheit sitze. Wenn Sie nun, fuhr mein Nachbar fort, bedenken, dass bei dieser gemächlichen Heilart der Kranke nicht selbst bei dem Schäfer zu erscheinen, sondern ihm nur einen Lappen Leinwand zu schicken braucht, viele dieser Wanderer, deren Zahl schon Ihr Erstaunen erregt, von mehren Kranken Lappen bei sich führen, einer vielleicht von fünf, von zehn, von zwanzig, der Schäfer auch nicht jeden einzelnen Lappen besonders, sondern viele zugleich bespricht, und wenn Sie endlich bedenken, dass das Volk, welches schon durch seine Menge Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nur einen Theil der Hülfesuchenden ausmacht; denn weder die, die aus dem Belgischen, noch die, die aus den Niederlanden zu ihm strömen, sehen wir hier, und eben so wenig alle die, die von dem jenseitigen Rheinufer kommen: so werden Sie bekennen müssen, dass seit Menschengedenken kein Arzt einen solch ausgebreiteten Ruf gehabt.

Später habe ich nun einige gesprochen, welche selbst hingewesen; der Bericht derselben stimmte vollkommen mit der Erzählung meines Nachbars überein.

Mir machte diese Erscheinung in zweierlei Hinsicht grosses Vergnügen. Einmahl bestätigte sie schlagend meine Meinung, dass ein grosser Theil Menschen den Glauben habe, Verstandesbildung und Schulkenntnisse seien bei dem Heilgeschäfte ganz

überflüssige, ja unnütze Dinge*). Zum andern bewunderte ich die List des Schäfers; sie war wirklich ergetzend. Wer konnte ihm etwas anhaben? — Niemand; weder Polizei noch Medizinalbehörde. Man konnte ihn nicht beschuldigen, dass er den Beschwörer spiele, dass er abergläubische, gotteslästerische Possen treibe, denn niemand wusste, ob er die Lappen segnete, oder verfluchte; er bewegte bloss, über dieselben gebückt, die Lippen, und das verbietet keines Landes Gesetz den Bürgern. Man konnte ihm nicht nachsagen, dass er den Kranken Arzenei verabreiche, ja nicht einmahl, dass er sich um die Art ihrer Krankheit bekümmere, noch viel weniger, dass er gedruckte pomphafte Bekanntmachungen verbreite: also war es auch unmöglich, ihm, als einem Afterarzte, die Uebung seines einträglichen Geschäftes zu untersagen.

Wahrhaftig! eine solche Erscheinung ist ein treffliches niederschlagendes Mittel für den praktischen Stolz mancher Aerzte. Sie dringt uns die Ueberzeugung auf, dass die grosse Zahl der bei uns Hülfe Suchenden unmöglich ein Beweis unserer hohen Verstandesbildung und unserer ausgezeichneten heilmeisterischen Künstigkeit sein könne, sondern nur zu oft von äusserlichen, erkennbaren und unerkennbaren, nicht in unserer Gewalt stehenden Verhältnissen abhange.

Nachdem ich nun als Verstandes- und als Weltmensch von der Bildung des praktischen Arztes gesprochen, komme ich noch einmahl wieder auf *Baglivi* zurück. Er sagt, wie ich schon oben angeführt, der Arzt müsse wenige, aber bewährte Schriftsteller lesen. Das ist nun wol recht gut gesagt, allein man findet doch auch bei minder bewährten oder berühmten, ja wol bei ganz unberühmten, manches Wahre und für die Praxis Brauchbare, welches man vergebens bei berühmten sucht, und das verhält sich nicht bloss jetzt so, sondern muss schon so im 17ten Jahrhundert gewesen sein, denn *F. Sylvius*, der selbst ein berühmter Mann war, spricht diese Ueberzeu-

*) Die Leser können leicht denken, dass die Menge der Hülfe Suchenden nicht bloss gemeines Volk gewesen. Wer sich einbildet, Dummheit und Leichtgläubigkeit sei bloss der unteren Stände Eigenthum, dessen Bekanntschaft mit der Menschenwelt muss wahrlich eine sehr oberflächliche sein.

gung aus. Ich meine also, es lasse sich den praktischen Aerzten keine allgemeine Vorschrift hinsichtlich des Lesens geben; jeder muss thun, was ihm der Geist eingibt. Einige treibt die Wissbegierde, sich mit den Hauptmeistern aller Zeitalter bekannt zu machen. Thun sie das nicht, nach Art der Gelehrten, bloss in der Absicht, mit ihrer Belesenheit gelegentlich zu prunken, sondern sich als Praktiker zu belehren, so kann ich diese Wissbegierde nicht tadeln. Sie gibt unwidersprechlich eine vielseitige praktische Bildung, allein sie führt auch zur Zweifelung; und da wenige die Kraft und Ausdauer haben, durch die Nacht der Zweifel zum Lichte zu dringen, so ist leicht zu begreifen, dass die meisten Aerzte dieser Bildung unstät in der Uebung ihrer Kunst sein müssen. Andere suchen einzig die Belehrung bei den berühmten Meistern ihrer Zeit. Weil nun jedes Zeitalter gewisse eigenthümliche Ansichten und Meinungen hat, so gibt diese Leserei eine einseitige Bildung. Solche Aerzte kommen mir vor, wie hofmeisterlich gebildete junge Herren, sie wissen viel, aber ihr Wissen ist ein ungelenkes, eigensinniges Wissen. Sie haben jedoch den Vorzug vor jenen Universalisten, dass sie nicht unstät in der Behandlung der Kranken sind. Sie lassen brechen, laxiren, zapfen das Blut ab, reichen Wein, Branntwein, Aether, oder erquicken den Kranken mit Quecksilber, Digitalis und anderen herzstärkenden Dingen, alles, wie es der Gebrauch der Zeit mit sich bringt; ja sie sind so unerschütterlich fest in ihrer Kunst, dass selbst die ungünstigste Wirkung der Arzenei nicht einmahl den leisesten Zweifel über die Zweckmässigkeit derselben in ihren Köpfen auftauchen lässt.

*Baglivis* Worte, dass der praktische Arzt zu seiner Ausbildung sich mit wenigen, aber den bewährtesten Schriftstellern vertraut machen müsse, bringt mich auf den Einfall, von der Berühmtheit der Schriftsteller, zum Schlusse dieses Artikels, noch ein Wort zu sagen. Ich glaube wahrhaftig, dass diese von Zufälligkeiten abhängt, welche nie ein sterblicher Mensch gründlich nachweisen wird.

Das wirklich Verstandesrechte muss doch immer verstandesrecht bleiben, das Erfahrungskundige muss doch auch seinen Werth behalten; wie kommt es denn, dass Schriften, die in

meiner Jngend für ausbündig lehrreich gehalten wurden, jetzt ganz vergessen sind, so dass das heutige jüngere Geschlecht kaum den Namen ihrer berühmten Verfasser kennet? — Will man das auf die Menge der seitdem berühmt gewordenen Schriftsteller schreiben, vorgebend, diese haben ihre Vorgänger verdunkelt; so mache ich folgende Einwendung. Wir haben seit dem letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts bis jetzt ausgezeichnet gute Dichter berühmt werden sehen; man findet aber doch in jetziger Zeit sehr wenig gebildete Menschen, die nicht auch die Dichtungen *Gellerts*, *Gleims*, *Utz*, *Gessners*, *Kleists* und anderer Meister mit Vergnügen gelesen hätten. Ja selbst weit ältere sind nicht vergessen; so äusserte mir einst ein hochgebildeter Mann die Meinung: keiner unserer heutigen hochgefeierten lyrischen Dichter habe je den innigen frommen Glauben an die väterliche Vorsehung Gottes so herzlich, so tröstlich, so erhebend ausgesprochen, als der ehrliche *Paul Gerhard* in seinem Liede: Befiehl du deine Wege: und, aufrichtig sei es gestanden, ich musste dem Manne Beifall geben. *Paul Gerhard* hat aber in dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts gelebt. Doch nicht bloss dichterische Erzeugnisse, sondern auch andere geistreiche Schriften bleiben im Andenken der Menschen. Wer ist, der nicht *Machiavels* Fürsten, *Voltaires* Candide, seine Prinzess von Babylon, sein philosophisches Wörterbuch und andere seiner Schriften gelesen? Ja es gibt geistreiche Bücher, deren Verfasser sich nicht einmahl genannt, und die doch so in Andenken geblieben sind, dass jeder, der nur etwas neugierig ist, die Geistesgeburten früherer Zeit kennen zu lernen, sie gelesen hat. Von diesen Büchern nenne ich nur die *Epistolas obscurorum virorum* *) und den *Compère Matthieu*.

Wenn ich nun sehe, dass dichterische und andere geistreiche Erzeugnisse lange im Andenken der Menschen bleiben

*) Manchem, der dieses Buch gelesen, wird es wol gegangen sein, wie mir in meinem 18ten Jahre. Damahls kam es mir vor, als habe der Verfasser die Farben viel zu grell aufgetragen; seit ich aber lange in anderen Umgebungen gewohnt, ist mir die Ueberzeugung geworden, dass er keinesweges übertrieben, sondern uns das treuste Gemählde der Geistesbildung seiner Zeit hinterlassen.

und mit Vergnügen gelesen werden; alle zu ihrer Zeit be
rühmte medizinische Werke aber in dem Zeitraume Ein
Menschenlebens so in Vergessenheit gerathen, dass sie n
höchstens von einem Professor der Medizin, oder von eine
Geschichtschreiber flüchtig durchstöbert werden: so muss d
doch entweder an den praktischen Aerzten liegen, zu der
Belehrung jene Bücher geschrieben sind, oder an den Büche
selbst.

Dass es an den praktischen Aerzten liegen sollte, ist r
nicht glaublich; denn die meisten suchen gern Belehrung,
manche sind im zehnten Jahre der Praxis, durch Vergleichu
ihrer eigenen Beobachtungen mit ihrer Leserei, so wirre
Kopfe geworden, dass sie einen Schriftsteller, der ihnen rei
Wein einschenken und verstandesrecht in ihren Köpfen a
räumen könnte, sehr hochhalten und sich gewiss auf das
nigste mit ihm vertraut machen würden, er möchte nun h
dert, oder zweihundert Jahre vor ihnen geschrieben haben.

Ich glaube also, dass das Vergessenwerden der me
nischen Schriften in diesen Schriften selbst zu suchen ist.
das wahr, so muss man den Grund davon entweder in
Verstandhaften, oder in dem Erfahrungskundigen derse
nachweisen können.

Das Verstandhafte kann allgemein verstandesrecht,
zeitig verstandesrecht sein. Das allgemein Verstandesre
das heut geschrieben wird, muss nach tausend Jahren
eben so verstandesrecht sein, als zwei mahl Zwei nach ta
Jahren noch Vier sein müssen. Das zeitig Verstandesr
ist aber kein wirklich Verstandesrechtes, sondern wird
in einem gewissen Zeitraume, von einer grösseren oder
neren Zahl Menschen für verstandesrecht gehalten. Ent
ist es etwas Trugschlüssiges, oder ein Mischmasch von
standhaftem und Eingebildetem.

In unserer Medizin ist seit der ältesten Zeit das
standhafte mit dem Eingebildeten wunderbar vermengt
Man will den inneren Vorgang in dem belebten Leibe er
da dieser aber zum grössten Theil unerkennbar ist, s
das Verstandhafte doch nur ein Mischmasch von Einge
und Verstandhaftem sein. Das Trugschlüssige steck

dass man eine angemasste Kenntniss des belebten Leibes nicht bestimmt als den Punkt angibt, von welchem die den medizinischen Büchern zu Grunde liegende heillehrige Gedankenfolge ausgehet.

Die verschiedenartigen sogenannten Theorien sind also bloss Variationen auf ein und dasselbe unlogische Thema. Jede dieser Variationen hat ihre Zeit, in der man sich einbildet, sie zu verstehen, in der sie also ihre Geltung hat. Ist diese Zeit verlaufen, und jemand spielet dann auf das alte unlogische Thema ein neues Stückchen, das seines neuen Klanges wegen Beifall findet, so wird das vorige gar bald vergessen; in Kurzem hält man es für eine abgeschmackte Dudelei, und kaum ist ein Menschenleben vergangen, so verstehet es niemand mehr. Es ist also gar nicht zu wundern, dass Bücher, die fast als unerreichbare Musterwerke zu ihrer Zeit erhoben wurden, jetzt so in Vergessenheit gesunken sind, dass, hätte die papierne Geschichte der Medizin nicht die Namen der Verfasser aufgezeichnet, kein Praktiker mehr wissen würde, dass dieselben je in der Medizin gelebt und ihre glänzende Ruhmzeit gehabt.

Es könnten mir aber die Leser einwenden: ich spreche bloss von der Theorie, diese sei allerdings sehr wandelbar; man finde aber in praktischen Büchern mehr als Theorie, man finde auch Erfahrungen darin verzeichnet, und diese seien doch nicht so wandelbar als die Theorie. Recht! Aber habt Ihr, meine Freunde! wol je darauf geachtet, welchen Einfluss die Theorie auf die Praxis hat? Dieser ist weit bedeutender, als mancher unter Euch denken möchte. Der Verstand hilft uns doch zur Erfahrung, er ist es, der über unsere Beobachtungen waltet, sie ordnet, sie vergleicht, und aus ihnen Regeln für das Heilgeschäft abziehet, welche uns befähigen, den Kranken gut in ihren Nöthen zu helfen. Ist nun der Verstand theilicht verkrüppelt, vermischt er das Verstandhafte mit dem Eingebildeten und siehet diese seltsame Vermischung als etwas echt Verstandesrechtes an, wie kann er uns da zur wahren Erfahrung führen? Mir ist das unbegreiflich. Nicht einmahl zum richtigen Beobachten sind wir bei einem theilicht verkrüppelten Verstande befähiget; denn wir beobachten nicht selten bloss

diejenigen Erscheinungen, die nach unserer unlogischen Lehre wichtig sein müssten, und übersehen diejenigen, welche wirklich wichtig sind. Wäre das nicht so, dann würde ja das Obsoletwerden der wichtigsten Heilmittel ganz unerklärlich sein. Von diesen erwartete man, nach einer unweisen Theorie, gewisse Wirkungen, und da sie dieselben ihrer Natur nach nicht äussern konnten, war man so erblindet, ihre wahre, unersetzbare Heilwirkung zu übersehen.

Zu unserer Zeit sind schon manche solcher fast vergessenen Mittel aus der alten Rüstkammer wieder hervorgezogen. Gelangen die Aerzte aber nicht zu der Einsicht, auf welche Weise dieselben in Verdacht gekommen, so werden sie durch die Bekanntmachung ihrer Beobachtungen die Fortschritte der Kunst auch nicht sonderlich fördern. Andere werden aufstehen und setzen den bestätigenden Beobachtungen verneinende entgegen. Ist nun die bürgerliche Stellung und besonders der Schriftstellerruf der verneinenden Beobachter grösser als der der bejahenden, so sinken die guten Mittel gar bald wieder in das Dunkel der Vergessenheit zurück.

Alles wohl erwogen, ist es also ganz unmöglich, dass die medizinischen Werke ihren mit Recht oder Unrecht erworbenen Ruf lange behaupten können; nur dann würden sie es können, wenn in ihnen (wie *Paracelsus* sagt) Theoretika aus der Praktika hervorginge. Wenn man also, wie *Baglivi*, einen jungen Arzt ermahnen wollte, er solle sich nur mit den bewährtesten Schriftstellern vertraut machen, und dieser fragte dann, welche die bewährtesten seien, so würde man durch diese Frage übel in die Klemme kommen. Sie sind alle zu ihrer Zeit berühmt und bewähret gewesen; ihre Schriften sind häufig und gierig gelesen worden; später hat man sie vergessen und ihre Bücher nicht mehr beachtet. Welches Geschlecht ist nun spruchfähiger Richter in dieser Sache, das, welches die Schriften hochgehalten und sie fleissig gelesen, oder das, welches sie gering geschätzt und sie nicht gelesen? — Man mag das Eine oder das Andere annehmen, so lassen sich aus beiden Annahmen gehässige Folgerungen ziehen, welche ich, mit Worten auszudrücken, mich gerade nicht berufen fühle.

***Ist meine Behauptung, dass durch die Schullehre (welcherlei Farbe sie habe) der Verstand der Aerzte theilicht verkrüppelt sei, eine Beleidigung für die Aerzte?***

Diese Frage werde ich bloss für die Schwachen beantworten, denn die Starken bedürfen der Beantwortung nicht. — Dass keine bösliche, hämische Absicht meiner Behauptung zum Grunde liege, gehet daraus hervor, dass ich gestehe, zwanzig Jahre an der nämlichen Verstandesverkrüppelung, worauf ich die Leser aufmerksam mache, gelitten zu haben. Wahrscheinlich würde ich bis zum Ende meines Lebens nicht zur Heilung gelangt sein, wenn mich nicht ein Zusammenstoss von Umständen bestimmt hätte, die Werke des *Paracelsus* mit Aufmerksamkeit zu lesen, und wenn dieser mir nicht ein Licht angesteckt, welches ich vergebens bei anderen Aerzten gesucht. Dass ich dem Lichte gefolgt bin, ist eben kein grosses Verdienst. Viele meiner Amtsgenossen, in deren Köpfen, so gut als in dem meinen, eine dunkle Verstandesmahnung gedämmert, dass zwischen der rohempirischen und der rationell-empirischen noch eine dritte verstandhafte Erfahrungsheillehre liegen müsse, würden, hätte sie, wie mich, ein Zusammenstoss von äusseren Umständen zum ernsten Studium der *Paracelsischen* Schriften getrieben, den nämlichen Weg betreten haben, dem nämlichen Lichte gefolgt sein. Ich denke also, dass meine Behauptung von einem ehrlichen Gemüthe, und weit eher von einem demüthigen als von einem hochmüthigen Sinne zeugt. Wäre ich ein Schelm und ein hochmüthiger Narr, der Euch, meine Freunde! plagen wollte, so würde ich ja ganz von *Paracelsus* geschwiegen und mich gestellet haben, als sei alles, was ich Euch gesagt, mein Eigenthum.

Ich begreife übrigens so gut als einer von Euch, dass nichts misslicher ist, als über theilichte Verstandesverkrüppelung zu sprechen. Wie ich zu Euch sage: Euer Verstand ist durch die Schule theilicht verkrüppelt; eben so gut könnt Ihr mir sagen, ich sei in den ersten zwanzig Jahren, der Schullehre folgend, ein verständiger Mann gewesen, in den letzten zwanzig Jahren meiner Praxis aber, durch *Paracelsus* toll gemacht, ein Narr geworden. — Wer soll nun entschei-

den? — Bekanntlich halten die Berauschten sich häufig für sehr nüchtern, die Verrückten für sehr verständig. Möglich bin ich verrückt oder berauscht, ohne es selbst zu wissen; aber eben so möglich könnt Ihr, meine Freunde! es sein. Da wir nun über diesen kitzlichen Gegenstand bis in alle Ewigkeit zanken könnten, ohne aufs Reine zu kommen, so halte ich es für das Beste, Euch daran zu erinnern, dass die anderen drei Fakultäten, die Philosophische, Theologische und Juristische, Zeiten gehabt haben, in denen sie an theilichter Verstandesverkrüppelung gelitten.

Von den Philosophen lasst Euch das selbst auslegen; sie werden keinen Anstand nehmen, Euch zu willfahren. Ich kann und mag nicht darüber reden, denn ich habe nicht einmahl einen klaren Begriff von dem, was man heut zu Tage Philosophie nennet.

Die Verstandesverkrüppelung der Theologen ist weit ernsthafter für das Wohl der Menschheit gewesen. Sie haben geglaubt, der kristlichen Lehre zu folgen, das Reich Gottes zu fördern, wenn sie Leute, die in einigen Dogmen von ihnen abwichen, verfolgten, marterten, tödteten. Da nun dieser Glaube nicht aus der Lehre Kristi hervorgehet, so konnte er doch nur die Frucht einer Verstandesverkrüppelung sein. Und wie lange hat diese Verstandesverkrüppelung mit Ketten der Finsterniss die Theologen gebunden! Ist nicht erst in unserer Zeit das Glaubensgericht in Spanien aufgehoben? Ja wir haben nicht einmahl ein sicheres Wahrzeichen, ob in jetziger Zeit die Köpfe der Theologen gründlich von dieser Verkrüppelung geheilt sind; wir wissen bloss, dass die weltliche Macht die handgreifliche Offenbarung jener Verstandesverkrüppelung nicht mehr duldet.

Der schlagendste Beweis der Kopfkrankheit der Theologen ist jedoch ihre Behauptung: der Stifter unserer Religion sei Gott; seine Lehre aber (die er doch in Palästina dem einfältigen Judenvolke vorgetragen) sei so unbegreiflich, dass man zu verschiedenen Zeiten alle Theologen aus der ganzen kristlichen Welt habe zusammenrufen müssen, um sie zu erklären. Sie sehen uns also, die wir doch auch einige Ansprüche auf geistige Bildung machen, für viehisch dumme,

tief unter dem alten Judenvolke stehende Menschen an; ja sie begreifen nicht einmahl, dass ihre Behauptung: ein Gott habe den Willen gehabt, das Volk zu belehren, die Gabe der deutlichen Mittheilung aber in so geringem Grade besessen, dass man seit achtzehn hundert Jahren aus seiner Lehre nicht klug werden könne, eine ungeheure, ganz offenkundige *Contradictio in adjecto* enthält.

Nun wollen wir uns zu den Rechtsgelehrten wenden. Hier erinnere ich zuerst an die Folter. Bekanntlich wurden nicht bloss die gemartert, die eines Verbrechens beschuldigt waren, sondern in manchen Fällen selbst die Zeugen, wenn sie den unteren Volksklassen angehörten. Der Verstand der Rechtsgelehrten musste doch nothwendig durch die Schullehre theilicht verkrüppelt sein, dass sie solchen Unsinn für etwas sehr Verständiges, bei ihrem Geschäft Unentbehrliches ansehen konnten. Bekanntlich hat Friedrich der zweite, König von Preussen, zuerst diese empörende juristische Grausamkeit abgeschafft: aber wie lange ist sie noch in andern Ländern geübt worden!

Ferner erinnere ich an die Hexenprozesse. Freilich haben die Theologen auch ihre Hand mit darin gehabt, und dem armen Volke, das sie belehren sollten, ihre eigene Verstandesverkrüppelung gewissenhaft mitgetheit. Aber die Rechtsgelehrten hätten sich doch als studirte Leute von dieser Geisteskrankheit heilen müssen. Sie haben es nicht gethan, sondern sich vielmehr gegen die Heilung gesträubt. Seit unser achtbarer Amtsgenosse *Wierus* sich als Schriftsteller der armen Hexen angenommen, sind noch Bücher über die Hexenprozesse geschrieben, aus denen in unseren Tagen verständige Männer der lesenden Welt merkwürdige Fälle zur Unterhaltung mitgetheilt haben. Die Verstandesverkrüppelung der Rechtsgelehrten ging selbst so weit, dass sie, wenn die armen gemarterten Menschen durch die unerträglichsten Qualen ohnmächtig und ganz besinnungslos wurden, der festen Meinung waren, der Teufel mache dieselben durch seine höllischen Künste unempfindlich für den Schmerz.

Nun, Ihr Herren Amtsbrüder! die Ihr Lust haben möchtet, mich, weil ich Euch einer theilichten Verstandesverkrüppelung bezichtige, für einen ungeschliffenen Gesellen zu halten, sagt

mir einmahl: woher habt Ihr doch das Privilegium, von solcher Verkrüppelung frei zu bleiben? Warum sollte das Menschliche, was den Philosophen, Theologen und Juristen widerfahren, nicht auch den Aerzten widerfahren sein? Wäre es diesen nicht widerfahren, so müssten sie nicht Menschen, sondern wahrhafte Engel sein. Betrachte ich aber die Geschichte der Medizin, so kann ich nichts Engelhaftes an ihnen entdecken, aber wol viel grob Menschliches. Sie haben ja nicht bloss die ihnen von der Urzeit eingeleibte ärztliche Verstandesverkrüppelung treu bewahrt und gepflegt, sondern sich auch die der Theologen und Philosophen sorgfältig angeeignet, selbst mit letzter so geprunkt, dass man manches, was in gewissen Zeiträumen von ihnen geschrieben ist, kaum ohne Mitleiden und Ekel lesen kann.

Von Zeit zu Zeit haben kluge schulrechte Aerzte über die langsamen Fortschritte der Heilkunst geklagt, und sich bemühet, den Grund dieser Zögerung auszulegen. Unter diesen Aerzten ist, meines Erachtens, *Richard Mead* der aufrichtigste, oder der dreisteste, oder der gröbste; denn er äussert die Vermuthung, es sei physisch-unmöglich, dass die Aerzte auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege je das Ziel möglicher Kunstvollendung erreichen können. Seine Worte, welche in der Vorrede zu der Schrift *De imperio solis et lunae in corpora humana etc.* stehen, lauten also: *Conjecturis adhuc scatet medicina, et vix dum scientiae nomen meretur. Id num artis ipsius indoli debeatur, quae certa principia respuat; an potius medicis vitio vertendum sit, qui obliquum tramitem insistentes, laboris taedio in rectam viam redire noluerint; alias fortassis dabitur disputandi occasio.* *) Manche mögen wol diese Stelle gelesen haben, ohne auf den gewichtigen Sinn derselben zu achten. Er vermuthet, die Aerzte haben einen schrägen Pfad zu dem Ziele der möglichen Kunstvollendung einge-

*) Ob er in einer anderen Schrift ausführlicher über diesen Gegenstand gesprochen, weiss ich nicht; ich habe ausser dem besagten Büchelchen nichts von ihm gelesen, als seine *Monita et praecepta medica* und seine *Mechanica expositio venenorum etc.*; in beiden Schriften erwähnt er der Sache nicht.

schlagen, und aus Faulheit wollen sie nicht in den geraden Weg kehren. Der Begriff des Schrägen ist aber ein relativer, er wird uns nur durch Vergleichung mit dem Geraden. Wenn wir zwei Punkte uns denken, einen der medizinischen Rohheit, den wir A, und einen zweiten, der möglichsten Vollendung, den wir X nennen wollen, und ziehen eine gerade Linie von A nach X, so kann ja eine andere aus A laufende schräge Linie, und machte sie mit der geraden Linie auch den spitzesten Winkel, nie zu X gelangen; im Gegentheil, je mehr wir sie verlängern, um so mehr muss sie sich von dem Punkte X entfernen. *Meads* Vermuthung läuft also darauf hinaus: der Gedanke der Aerzte, als schritten sie auf dem Wege, den sie wandeln, rüstig zum Ziele möglicher Kunstvollendung zu, enthalte in sich selbst einen Widerspruch, mithin eine Unmöglichkeit.

Da nun, so viel ich die Literatur kenne, den Aerzten *Meads* Vermuthung nie anstössig gewesen, so können auch die minder Freisinnigen unter meinen Lesern an meinen einfachen und verständlichen Beweisen, dass des Engländers Vermuthung wirkliche Wahrheit enthalte, unmöglich einen Anstoss nehmen; sie werden vielmehr als billige Männer sich des alten deutschen Sprichwortes erinnern: Was dem Einen Recht ist, kann dem Andern nicht Unrecht sein. Eine, durch deutliche, allgemein verständliche Beweise gestützte Behauptung, kann nie den wahren Verstandesmenschen beleidigen; denn er begreift ja, dass der Schriftsteller seine Behauptung den Lesern nur unter der Bedingung als Wahrheit bietet, dass ihr Verstand die Vollgültigkeit seiner Beweise anerkenne. Aber in verstandhaften Dingen, wie *Mead*, den Lesern blosse Vermuthungen in den Bart werfen, das halte ich nicht bloss für unschicklich, sondern auch für beleidigend.

---

### *Hippokrates.*

Die Kritik hat in neuer Zeit die Schriften des Mannes sehr beschnitten. Während ich gegenwärtiges Werk geschrieben, habe ich noch die Ankündigung einer neuen Kritik eines

Hippokratischen Buches (ich weiss nicht mehr, welches) gelesen. Wenn es so fortgehet, wird man vielleicht nach hundert Jahren keine echte Hippokratische Schriften mehr haben. Dieser Schriftsteller hat wirklich merkwürdige Schicksale gehabt; bald hat man ihn hinter die Bank geworfen, bald ihn zu einem fast göttlichen Weisen erhoben, in dessen Schriften man alles, was einem noth sei, finden könne. Von der Scheidekunst z. B. hat er gewiss nichts mehr verstanden, als heut zu Tage ein Stösser in einer Apotheke, und doch machte 1668 *Otto Tachenius*, in seinem *Hippocrate chymico*, ihn zum trefflichen Chemiker. Selbst das Wort *Alchymie* leitet er aus dem Griechischen her, nämlich von *ἅλς* und *χέω*, dass es also eine Salzschmelzerei bedeuten müsste. *) Solche alte Schriften, die durch die Hände vieler Abschreiber gegangen und so manchen vermeintlichen Verbesserer und Ergänzer gefunden, können, nach meiner Ansicht, unmöglich einen grossen praktischen Werth haben. Die Merkmahle, vermittelst welcher man die echten Hippokratischen Schriften von den unechten unterscheiden soll, sind bekanntlich ziemlich unsicher. Eins der Hauptkennzeichen der Echtheit soll die gedrängte, oft an Dunkelheit grenzende Kürze des Ausdruckes sein; mir will das aber auch nicht recht einleuchten. Man stösst ja auf Stellen, die nicht bloss an Dunkelheit grenzen, sondern ganz unverständlich sind; so schreibt aber kein kluger Mann.

Die Aphorismen werden von den Kritikern für echt gehalten; zum wenigsten hat *Galen*, der dem *Hippokrates* um 17 Jahrhunderte näher stand als wir, an der Echtheit derselben nicht gezweifelt, denn er hat ja eine Auslegung derselben geschrieben. Abgesehen von dem Gezwungenen, worauf man hin und wieder in seinen Commentarien stösst, bleiben, trotz seiner Auslegung, manche Aphorismen noch unverständlich, oder der angeblichen Erfahrenheit des grossen Meisters widersprechend. In des gelehrten *Guiliel. Plantii* Uebersetzung der Galenischen Commentare findet sich ein Anhang unter der Aufschrift: *Guilielmi Plantii annotationes in obscuriores ali-*

*) Bekanntlich war *Otto Tachenius* einer von denen, welche die Cartesisch-Sylvische Chemiatrie mit dem Hippokratismus zu einen versuchten.

*quot Hippokratis aphorismos.* Darin sucht der Verfasser, als ein echter Anhänger des *Hippokrates*, 19 dunkle, und trotz *Galens* Auslegung dunkel gebliebene Aphorismen, mit der Verständigkeit und Erfahrenheit des angeblichen Verfassers in Einklang zu bringen. Er ist aber offenbar ein sehr linkischer Anwalt, denn durch seine Vertheidigung stellet er das Erfahrungswidrige der besprochenen Sätze erst recht in ein grelles Licht. *)

Kürze und Gedrängtheit des Ausdruckes stehet doch mit unnützen Wiederholungen in geradem Widerspruche; wer hat aber ein so schwaches Gedächtniss, dass er nicht beim Durchlesen der Aphorismen auf Wiederholungen stossen sollte? Vergleicht man die Aphorismen mit dem *Prognost.*, den *Coacis praenot.* und den *Prorrheticis*, so braucht man eben keine mückenseigerische Natur zu haben, um Wiederholungen zu gewahren. **) Die angeblich gedrängte Kürze scheint mir also ein sehr zweifelhaftes Merkmahl der Echtheit der Hippokratischen Schriften.

Ich hatte einst lange nichts über *Hippokrates* gelesen, da kam mir in neuer Zeit ein Journalaufsatz unter die Augen, dessen Verfasser behauptet, er lese täglich in *Hippokrates* Schriften, und könne sich nicht satt darin lesen, und finde je länger er lese je mehr Weisheit darin. Man kann freilich nicht über das eigenthümliche Bedürfniss eines Geistes urtheilen; mir scheint aber, wer so viel praktische Weisheit bei *Hippokrates* fände, der müsste aus kristlicher Liebe sie uns mittheilen, dann könnten wir über dieselbe und zugleich über die Weisheit des Mittheilers urtheilen. Wäre wirklich so viel praktisch Nützliches in *Hippokrates* Schriften, so würden die

---

*) *Claudii Galeni in Aphorismos Hippocratis commentaria ex interpretatione Anutii Foësii et Guilielmi Plantii cum annotationibus ejusdem. Edit. ab Adriano Toll Lugduni* 1633.

**) Es gibt auch Ausgaben, in denen unter jedem Aphorismus die Parallelstellen aus allen Werken des *Hippokrates* bemerkt sind. Ich habe zwei solcher Ausgaben: die eine ist von *Theod. Janson Lugduni Bat.* 1685; in dieser findet man nicht bloss Parallelstellen aus den Hippokratischen, sondern auch aus den Schriften anderer alten Aerzte. Die andere Ausgabe ist von *Lucas Verkoost Lugd. Batav.* 1675.

aufrichtigen Verehrer des Mannes, deren doch viele gewesen, sich dieses Nützliche angeeignet und die Medizin unglaublich vervollkommnet haben. Ich kann aber diese Vervollkommnung nicht in ihren Schriften entdecken; im Gegentheil, manche derselben scheinen mir ziemlich beschränkte Köpfe zu sein, deren praktisches Wissen ich, wäre es käuflich, nicht um zehn Groschen erstehen möchte. Unsere besseren praktischen Schriftsteller sind keinesweges Hippokratiker; sie haben dem *Hippokrates*, dem ältesten Schriftsteller, dem für seine Zeit verständigen Manne bloss dadurch ihre Achtung bezeigt, dass sie gelegentlich einige Stellen aus seinen Schriften angeführt. Nun, mit solchen Stellen könnte ich auch mein Buch, obgleich es fast vollendet, noch sehr gemächlich verbrämen; da ich aber dem todten *Hippokrates* keinen Gefallen damit thun würde, und eben so wenig meinen lebendigen Lesern, so werde ich es bleiben lassen.

Der Hippokratische Eid muss wol ein falscher Eid sein, denn bei *K. Sprengel* finde ich ihn nicht in dem Canon der Hippokratischen Schriften. Meine Meister in Jena, die doch grundgelehrte Leute waren, hielten ihn ohne Zweifel für echt, denn in dem Doktoreide, den ich schwören musste, und in dem von vielen guten Dingen die Rede war, kam auch am Ende die Formel vor, dass ich allem nachkommen wolle, was in dem Hippokratischen Eide stehe. Leider hatte ich aber damahls diesen Eid noch nicht gelesen, kannte also nicht den ganzen Umfang meines Gelöbnisses. Später, wie ich mich nach und nach mit den älteren Schriftstellern, je nachdem ich ihre Bücher kaufen oder leihen konnte, bekannt machte, kam nun auch *Hippokrates* an die Reihe. Da ich einst den Eid las, überlief mich ein Schauder, denn ich fand, dass darin der Arzt verspricht, seinen Meister zu ernähren, und ihm alles zu reichen, dessen er bedürftig sein könne, auch die Kinder des Meisters wie seine eigenen zu halten und sie unentgeltlich die Kunst zu lehren.

O Himmel! ich hatte nicht Einen, ich hatte mehre Meister gehabt. Wären sie nicht zu meinem grossen Glücke wohlhabende Leute gewesen, ich hätte verdammt in die Dinte kommen können.

---

*Franz Sylvius.*

Dieser berühmte Arzt ist nächst *Paracelsus* der, mit dem die Geschichtschreiber am übelsten umspringen. Es ist freilich eine schwierige Aufgabe für den Geschichtschreiber, die Lehre berühmter Aerzte deutlich und wahr in der Kürze darzustellen, denn er ist genöthiget, diese Lehre aus den Aeusserungen, die in ihren, nicht selten zu ganz verschiedenen Zeiten verfassten Schriften vorkommen, zusammenzuflicken; ja manche haben ihre eigene Lehre sich selbst nicht einmahl klar gedacht. In Erwägung dieser Schwierigkeiten, muss man also dem mit so vielen Gegenständen beschäftigten Geschichtschreiber einen kleinen Missgriff in der Darstellung zu gute halten. Wenn aber ein so berühmter Mann, wie *Sylvius*, als ein halber Narr dargestellt wird (das würde er sein, wenn er seine Heillehre auf bloss chemische Grundsätze basirt hätte), so muss es doch dem sinnigen Leser sehr unglaublich vorkommen, dass die grosse Menge Aerzte, die dem berühmten Manne angehangen, auch allesammt halbe Narren gewesen sein sollten, und die Vermuthung muss sich ihm aufdringen, der Geist der Lehre des Meisters sei von den Geschichtschreibern unrichtig aufgefasst.

So verhält es sich denn auch wirklich mit *Sylvius* Heillehre. Es ist wahr, sie gründet sich scheinbar auf chemische Sätze, und es ist eben so wahr, dass die Kategorie des Sauren die wichtigste Rolle darin spielt. Allein, ist diese verspottete Kategorie eine wirklich rein chemische? — Wer das behauptet, der muss *Sylvius* Schriften nur sehr flüchtig durchlaufen haben. Diese Kategorie ist offenbar eine Mischkategorie, zum Theil eine wirklich chemische, zum Theil bloss eine gedankenbildlich chemische.

Dass er durch das Ammonium und andere säurewidrige Mittel Krankheiten geheilt habe, daran wird wol keiner zweifeln, der auf die chemische Veränderung der Säfte in Krankheiten geachtet hat. Da aber *Sylvius* Erkrankungen, die er von Säure herleitet, nicht selten mit solchen Mitteln behandelt, welche keine Säure neutralisiren und eben so wenig sie ausleeren können, so ist ja seine Kategorie des Sauren unwider-

sprechlich auch eine bloss gedankenbildlich chemische, mithin eine Mischkategorie. Er selbst hat sich nie die Scheidelinie zwischen dem wirklich Chemischen und dem gedankenbildlich Chemischen in seiner Lehre deutlich gedacht: also kann auch jetzt kein anderer sich dieselbe klar denken und verständlich auslegen; man kann bloss deutlich denken, dass er sie sich nicht deutlich gedacht.

Ich sehe darin aber gar nichts Ausserordentliches, oder Närrisches, dass ein Arzt Krankheiten unter gedankenbildliche Kategorien reihet; das ist ja etwas ganz Alltägliches in der schulrechten Medizin. Jedem, der dieses thut, bleibt ja die Freiheit, auch die Arzenei unter jede beliebige heilmittellehrige Kategorie zu bringen: mithin kann, so seltsam seine Lehre auf den ersten Blick scheinen mag, zwischen seinen pathologischen und therapeutischen Gedanken eine überraschende Folgerichtigkeit Statt haben. Man muss es also nicht als Prahlerei ansehen, wenn *Sylvius* dreist behauptet, die Praxis bestätige seine Theorie. Jeder, der eine neue auf eine angemasste Kenntniss des belebten Menschenleibes basirte Theorie aufbringt, und wäre sie auch die unsinnigste, kann, ohne im mindesten ruhmredig zu sein, das Nämliche behaupten. Meinen jüngeren Lesern will ich dieses durch ein kleines handgreifliches Beispiel deutlich machen.

Gesetzt, ich wollte eine Theorie der Gelbsucht aufstellen, und sagte: Eine abnorm saure Galle reize die Gallengänge zum Zusammenkrämpfen, dadurch werde der Erguss der Galle in das Duodenum behindert, die Galle eingesogen, und weiter auf die Haut und andere Organe abgelagert: so stände es mir ja frei, dem Schellkraute, mit welchem man bekanntlich manche Gelbsucht heilen kann, eine säurewidrige Kraft beizulegen, und hätte ich einen Kranken dadurch geheilt, so könnte ich auf die Richtigkeit meiner Theorie pochen und jeden auffodern, sich von der Bestätigung derselben sinnlich zu überzeugen.

Abermahls könnte es mir einfallen, eine andere Pathologie der Gelbsucht zu schmieden. Ich könnte sagen, wie ehemahls *Degner* in seinem Buche von der Ruhr, die Galle habe eine arsenikalische Schärfe angenommen und diese Schärfe die Zusammenkrämpfung der Gallengänge bewirkt u. s. w.

Legte ich nun dem Schellkraute antiarsenikalische Kräfte bei und heilte mit demselben die Gelbsucht, so würde meine Ratzenkrauttheorie auch handgreiflich durch die Praxis bestätiget sein.

Abermahls könnte ich auf den Gedanken gerathen, der älteren Verstopfungslehre folgend, zu sagen: die Gallengänge seien verstopft, darum könne die Galle sich nicht in den Darmkanal ergiessen u. s. w. Heilte ich nun die Gelbsucht durch Schellkraut, so brauchte ich diesem nur eine auflösende Kraft beizulegen, und meine Theorie würde in der Heilung augenfällige Bestätigung finden.

In diesem kleinen, einfältigen Beispiele, meine Leser! steckt die stereotypische Formel aller schulrechten Theorien. Darum ist es höchst unweise von den Geschichtschreibern, dass sie uns *Sylvius*, seiner vermeintlich chemischen Theorie wegen, als einen halben Narren darstellen. Auf solche Kritiker passt gar trefflich das alte französische Sprichwort: *La pelle se moque du fourgon.*

---

***Ist die Heillehre der alten scheidekünstigen Sekte, deren einziger Vergegenwärtiger Paracelsus ist, unserm Zeitalter verstandesneu?***

Das Ganze dieser Lehre ist, meines Erachtens, unserm Zeitalter verstandesneu; das heisst, bis jetzt ist diese Lehre als folgerechtes Ganze noch nicht vorgetragen. Wäre das je geschehen, so müsste es ja die Geschichte der Medizin ausweisen; diese verwirret uns aber in dem Punkte mehr, als dass sie uns belehren sollte. Uebrigens bin ich überzeugt, dass die Lehre von jeher dunkel in dem Verstande aller guten Praktiker gelegen hat, dass diese mehr oder minder nach derselben am Krankenbette gehandelt. Weil ihr Verstand diese Lehre aber mit der Schullehre nicht einen konnte, die Schullehre als ein Heiligthum betrachtet wurde, welches kein auf den Namen eines gelehrten oder nur verständigen Arztes Anspruch Machender dürfe fahren lassen, so war es auch unmöglich, dass sie das dunkel in ihnen Liegende, sie am Krankenbette Leitende, mit der Schullehre Unvereinbare, zur mit-

theilbaren Klarheit bringen konnten; sie nannten es also das praktische Gefühl. Nach meiner Ansicht ist mithin die Lehre der alten Geheimärzte nichts anders, als das zur verstandhaften Deutlichkeit gebrachte ärztlichpraktische Gefühl.

Was aber die einzelnen Punkte der Lehre betrifft, so kann man gewiss nicht behaupten, dass sie im strengen Sinne des Wortes neu seien. Jedem ist bekannt, dass die Aerzte seit der ältesten Zeit auf den erkrankten Gesammtorganismus heilend einzuwirken versucht haben; während meiner Lebzeit hat ja noch die Erregungstheorie einzig darin das Heil und die Arztweisheit gesucht.

Dass man aber seit der ältesten Zeit Organerkrankungen anerkannt und Organheilmittel gehabt, daran ist auch nicht zu zweifeln; man braucht nur *Galen* darüber nachzusehen, oder den *Dioskorides*, oder, wer es sich ganz gemächlich machen will, nur den *Justus Mollerus* *).

Wollte man mir einwenden, der Begriff der Organerkrankung sei bei den meisten Aerzten noch bis diesen Augenblick roh, fast ungeschlacht Galenisch geblieben, so müsste ich das im Allgemeinen zwar zugeben: allein, nach dem Gesammteindruck, der mir von meiner geringen Leserei geblieben, zu sprechen, kommt es mir doch vor, dass auch manche gute schulrechte Aerzte eine Ahnung von der Wichtigkeit der Urorganerkrankungen gehabt, und begriffen haben, dass Organe urerkranken können, ohne dass diese Erkrankung gerade mit Händen zu greifen sei, und dass von diesen geheimen, bloss durch consensuelle Leiden sich offenbarenden Erkrankungen die seltsamsten Krankheitsformen, ja die gefährlichsten akuten Fieber nicht selten abhangen. Ich gestehe aber, dass ich mir dergleichen einzelne beiläufige Aeusserungen, die wie Lichtfunken dem praktischen Geiste mancher Schriftsteller entsprühen, nie schriftlich bemerkt habe, und sie jetzt wieder aufzusuchen würde nicht bloss ein beschwerliches, sondern auch ein langweiliges Geschäft sein. Eine Ermahnung jedoch des Lazarus *Riverius* ist mir im Gedächtniss geblieben, und zwar deshalb

*) *Fasciculus remediorum ex Dioscoride et Mathiolo omnibus humani corporis affectibus methodice accommodatorum. Per Justum Mollerum. Basileae 15[illegible]*

weil ich sie, seltsam genug, am Ende des zweiten Kapitels *De febribus putridis continuis* unter der Aufschrift *Appendix* gefunden. Sie lautet also: *In febrium acutissimarum et perniciosarum curatione, hoc diligenter advertendum, rarissime eas fieri sine interna et peculiari visceris cujusdam affectione, et plerumque inflammatione. Quare numquam omittenda cura hypochondriorum, capitis, thoracis, uteri, renum et vesicae: ut omni ratione investigemus, quae harum partium insigniter laboret, et ei, quoad fieri potest, subveniatur* *). Diese Ermahnung des *la Riviere* ist offenbar ein blosses Wetterleuchten seines praktischen Gefühls, das sein schulrecht verstutzter Verstand nicht mit der Schullehre zu einen wusste, darum macht er einen Appendix daraus.

Ueberhaupt glaube ich, wären die einzelnen Punkte der geheimärztlichen Lehre vollkommen neu, so würde die ganze Lehre wol aus lauter Unwahrheiten zusammengeflickt sein; denn wie lässt es sich denken, dass das durch Beobachtung Erkennbare, nicht von dem einen oder dem andern schulrechten Arzte sollte erkannt sein, und wie lässt es sich denken, dass das, was in dem Verstande aller Menschen liegt, nicht von Zeit zu Zeit in dem einen oder dem anderen schulrechten Arztkopfe sollte aufgetaucht sein? Warum sie aber dem Lichte, das ihr praktischer Sinn ihnen angezündet, nicht gefolgt sind, warum es bei ihnen, wie bei *la Riviere*, bloss ein Appendix geblieben, das mag ich nicht untersuchen.

---

### *Letztes Wort an den Leser.*

Mein alter Meister *Hufeland* sagte mir, da ich noch fast jung und er noch nicht alt war: ich solle alles prüfen und das Beste wählen. Das ist wol eine sehr verständige Rede; allein, man kann doch unmöglich alles prüfen, wenn man sich nicht vorher deutlich denkt, worin das zu prüfende All bestehe. Da nun mein Verstand nur drei Grundfesten einer Heillehre denken kann, und ich in diesem Werke die Aerzte

*) *Praxis medica Tm. II. pag.* 399.

auf die verkannte oder übersehene dritte Grundfeste aufmerksam gemacht, so glaube ich, dadurch das zu prüfende All vervollständiget, und wo nicht etwas Dankenswerthes, doch etwas Nützliches gethan zu haben.

Welche Wahl Ihr, meine Amtsgenossen, nun nach reiflicher Prüfung des vervollständigten Alles treffen werdet, ist Eure, nicht meine Sache. Eins weiss ich wohl: meine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht der Art, dass sie bei dieser Prüfung Euren Verstand bestechen oder verdutzen könnte. Freilich bin ich ein so freier Mann, als irgend einer in ganz Deutschland sein mag, denn nur der Sittlichkeit und den Landesgesetzen unterthan, nöthigen mich keine bürgerliche Verhältnisse, den Gaukler als Arzt oder als Schriftsteller zu spielen; aber übrigens bin ich doch weder Gelehrter noch Philosoph, weder Leibarzt noch Hochschullehrer, weder Fürstlicher Rath noch Ordensritter, sondern bloss schlichter kleinstädtischer Heilmeister, der Bürgern und Bauern in ihren Nöthen hilft; da mir nun überdies alle Anlage zum Sophisten fehlt, und ich mich Euch in diesem Buche ganz ungeschminkt gegeben habe, wie mich die Natur gemacht: so behält Euer Verstand (vorausgesetzt, dass ihn nicht die Fesseln der Zeit zu sehr drücken) die vollkommenste Freiheit, alles zu prüfen und das Beste zu wählen.

---

## Beobachtungen welche ich seit 1840 über die Cholera und eine der Cholera verwandte Krankheit gemacht.

Frau *J.*, 60 Jahre alt, die schon seit mehren Jahren an Herzklopfen gelitten, wurde anfangs September 1840 von der Cholera ergriffen, erst gelind, am folgenden Tage aber so ernsthaft, dass sie meine Hülfe ansprach; nicht gegen die Cholera (denn die gute Frau, die keine Zeitungen und Journale lieset, hatte nie von der Cholera etwas gehört), sondern gegen Erbrechen und Durchlauf, heftige schmerzhafte Krämpfe der Extremitäten, vorzüglich der Füsse, ein Gefühl von Hinfälligkeit und Taumel. Da nun die Besichtigung der durch Mund und After entleerten Stoffe ergab, dass erste keine Spur von Galle und letzte keine Spur von Darmkoth enthielten, sondern so waren, wie sie bei der Cholera zu sein pflegen, so war an dem Vorhandensein der Cholera nicht zu zweifeln. Ich verschrieb also den bewussten Trank, von sieben Unzen Wasser, anderthalb Drachmen essigsaurem Natron, einer Unze Tabakswasser und einer halben Unze arabischen Gummi. — Die Wirkung dieses Trankes war so wie ich sie früher beschrieben, nur mit dem grossen Unterschiede, dass bei dem baldigen Verschwinden aller Cholerazufälle die Gesundheit nicht wiederkehrte, sondern ich mich leider überzeugen musste, dass die Cholera in ein Gehirnfieber übergegangen sei. Da mir nun aus der neusten Choleraliteratur erinnerlich war, dass man den Uebergang der Cholera

in Typhus als ein fast unbedingt tödtliches Ereigniss ansehe, so wurde durch diesen, von mir noch nie erlebten Fall, meine praktische Wissbegierde besonders angeregt. Ich griff nun die angeblich verzweifelte Sache auf meine Weise folgender Massen an. Ich verschrieb einen Trank. Der bestand aus einer Unze essigsaurer Eisentinktur, einer Unze Tabakswasser, sechs Unzen gemeinem Wasser und einer halben Unze arabischen Gummi. Davon musste die Kranke stündlich, Tag und Nacht durch, einen Löffel voll nehmen. Die Heilung erfolgte dadurch ohne Anstoss, aber nicht in drei oder vier Tagen, sondern es gingen reichlich acht Tage hin, bevor ich diesen verrufenen Typhus bändigen konnte. Ja, da sich die Kranke wieder wohl fühlte, traute ich dem Handel noch nicht, sondern liess die nämliche Arzenei aus Vorsicht noch fortgebrauchen, aber freilich nicht mehr so regelmässig als in der dringenden Gefahr. Es kann möglich sein, dass ich die Vorsicht bei dieser Frau zu weit getrieben. Da dieser Fall aber der erste in seiner Art war, den ich erlebte und ich unmöglich wissen konnte, ob in diesem schwächlichen alten Kopfe nicht eine Geneigtheit zum Rückfalle stecke, so kam es mir klüger vor, etwas zu viel Vorsicht als etwas zu wenig anzuwenden, denn bei einem Rückfalle würde ich doch wol den Kürzern gezogen haben.

In der Mitte des Oktobers kam eines Abends spät die Tochter der geheilten Frau zu mir, Hülfe für ihren Bruder zu suchen. Dieser dreissigjährige Mann, der zwar nicht bei der Mutter wohnte, aber doch die Mutter täglich in ihrer Krankheit besucht hatte, sei (so lautete der Bericht) an demselben Nachmittage von Fusskrämpfen befallen worden, welche sich von Stunde zu Stunde dermassen in Heftigkeit und Schmerzhaftigkeit gesteigert, dass man sich genöthiget gesehen, mich noch so spät zu behelligen. Er klage auch über eine beständige Uebelkeit, zum Erbrechen sei es aber noch nicht gekommen. Ich verschrieb ihm den Trank aus Natrum aceticum und Tabakswasser, welchen er die Nacht durch stündlich nehmen musste. Am andern Morgen besuchte ich ihn, und fand, dass der Arzeneitrank seine Zauberwirkung verrichtet; es war nämlich auf dessen Gebrauch bald eine Linderung der Krämpfe erfolgt, und die Besserung war so fortgeschritten, dass der

Kranke jetzt nur noch eine leise Mahnung davon fühlte. Zum Erbrechen war es nicht gekommen, aber ein leichter schmerzloser Durchlauf hatte sich gezeigt. Durch den fortgesetzten Gebrauch des Arzeneitrankes ist der Mann in drei Tagen ganz genesen. Die Beschreibung jedoch, die ich bei meinem ersten Besuche, in Betreff der Fusskrämpfe, von dem Kranken selbst, von dessen Ehefrau und von dreien Nachbarn erhielt, lautete fast fabelhaft. Die ungeheuer schmerzhaften Krämpfe hatten sich hauptsächlich in den Waden und Plattfüssen gezeigt, letzte so nach auswärts gezogen, dass der Kranke, eine Luxation des Knöchelgelenkes befürchtend, die Nachbarn um Beistand habe ansprechen lassen. Bei jedem Anfall mussten ihm diese nun den Plattfuss festhalten, hatten aber Mühe genug mit dieser nachbarlichen Dienstleistung. Von den Waden sagten sie, diese seien bei jedem Krampfanfalle dermassen aufwärts gezogen worden, dass man am unteren Theile der Wade den baren Knochen habe fühlen können.

Anfangs Novembers wurde ich zu der Schwester jenes Mannes, einer grossjährigen Jungfrau gerufen. Sie hatte die erste Mahnung der Krankheit, die sie schon an der Mutter kennen gelernt, in der Nacht gefühlt, nämlich: schmerzhafte aber erträgliche Fusskrämpfe, ein seltsames Gefühl im Epigastrio und ein taumeliges Wesen im Kopfe. Durch der Mutter und des Bruders Schicksal gewitziget, hatte sie nicht abwarten wollen, ob aus diesem leichten Uebel ein ernsthaftes werden würde, sondern gleich zu mir geschickt. Da ich hinkam war schon ein paarmahl Erbrechen wässeriger, ungalliger Stoffe erfolgt. Ich gab ihr den Trank aus essigsaurem Natron und Tabakswasser und der hemmte gleich die Fortschritte des Uebels und es erfolgte die Genesung ohne Anstoss. Bei den erzählten drei Fällen, die sich in Einer Familie zutrugen, habe ich wol an Ansteckung gedacht; es ist immer möglich, dass der Sohn von der Mutter, und das Mädchen von dem Bruder die Krankheit bekommen: wer kann es aber beweisen, ja wer kann es nur wahrscheinlich machen?

Im Jahre 1842 hatte ich abermahls drei Cholerafälle zu behandeln; zwei derselben waren sehr ernsthaft, der dritte ein leichter, aber gerade der leichte war ein solcher, der, wenn

ich nicht schon längst des Glaubens gewesen, dass die Cholera keineswegs Urleiden eines der Bauchorgane, sondern vielmehr ein Urleiden des Gehirns sei, mir diesen Glauben im eigentlichen Sinne würde aufgedrungen haben. Der Fall betraf einen Mann, der zu der Klasse der geistig Gebildeten gehört, auf dessen Aussage ich also bauen konnte. Diese Aussage lautete also: In der Nacht hatte die Krankheit im Kopfe durch ein Gefühl von Taumel und in den Füssen durch erträglich schmerzhafte Krämpfe begonnen. Es war aber während der Nacht weder Erbrechen, noch Uebelkeit, noch Durchlauf, noch irgend ein Bauchleiden bemerkbar gewesen. Nur da er am Morgen aufgestanden, habe er sich ein paarmahl ohne grosse Anstrengung erbrechen müssen, auch habe sich ein mässiger schmerzloser Durchfall eingestellt, er sich aber von dem scheinbar kleinen Unwohlsein so seltsam ergriffen gefühlt, dass er sich gleich wieder ins Bett gelegt und meine Hülfe angesprochen. Ich gab ihm den Trank von essigsaurem Natron und Tabakswasser und er genas in ein paar Tagen. — Was die zwei andere, recht ernsthafte Fälle betrifft, so ist nichts davon zu berichten, als dass sie auch dem besagten Arzeneitranke gehorchten.

---

Nun will ich noch von einer anderen Krankheit reden, die mir mit der Cholera nahe verwandt zu sein scheint, der ich aber keinen Namen zu geben weiss. Ich habe drei Fälle der Art im Jahre 1842 erlebt. Ich selbst war der erste, der im Herbste davon ergriffen wurde. Ein paar Tage vorher hatte ich wol eine geringe Trübung meines Befindens gemerkt, aber nicht besonders darauf geachtet. Den Tag vor Ausbruch der Krankheit setzte ich mich einst auf einen etwas niedrigen Stuhl, und in dem Augenblick da ich mich setzte, bekam ich einen schmerzhaften Krampf in den linksseitigen Lendenmuskeln, der aber höchstens nur eine Sekunde anhielt. In der folgenden Nacht richte ich mich, nach einem ruhigen Schlafe, im Bette auf und in dem Augenblicke, wo ich mich in sitzender Stellung befinde, werden mir beidseitige Lendenmuskeln dermassen von dem schmerzhaften Krampfe ergriffen, dass ich

unwillkürlich Schmerzenslaute von mir geben muss. Das währte aber auch nur kurze Zeit, vielleicht nur ein paar Sekunden. Am folgenden Nachmittage besuchte mich ein Freund und theilte mir einige der neusten Ereignisse unserer deutschen Poesie mit; ich besprach mich recht genüglich mit ihm darüber, nicht ahnend, welch verzweifelt unpoetisches Abenteuer diesem poetischen Gespräche folgen würde. Da der Freund mich verlassen, werde ich gewahr, dass ein Brief, den ich eben vor Eintreffen des Mannes erhalten und noch nicht gelesen, vom Tische auf die Erde gefallen war. Indem ich mich bücke, um den Brief aufzuheben, werden meine beidseitigen Lendenmuskeln so unbeschreiblich schmerzhaft vom Krampf ergriffen, dass ich den Brief und eine Tabakspfeife, welche ich in der Hand hielt, wegwerfe und mich auf den nächststehenden Lehnstuhl stürze. Meine Hausleute waren eben im Garten, ich konnte sie nicht berufen, musste also meine Seele in Geduld fassen. Jede, auch die leiseste Bewegung vermehrte den Schmerz unglaublich. Da endlich meine Hausleute zu mir kamen, liess ich ein gemächliches Schlafsofa ins Zimmer bringen; aber um von dem Stuhle auf das Sofa zu kommen, das war eine Qual. Glücklicherweise hatte ich schon früher, bevor das Leid anfing, der Gemächlichkeit wegen den Schlafrock angezogen, wäre das nicht gewesen, so hätte ich mich ganz angekleidet auf das Sofa legen müssen. So habe ich nun eine ganze Nacht auf dem Rücken gelegen, die Hände konnte ich frei bewegen, die Arme aber nur mit grosser Vorsicht gebrauchen, denn jede, auch die leiseste Bewegung des Rumpfes oder der Füsse bewirkte einen Anfall des Krampfes. Da wir Aerzte von Jugend an zum Beobachten eingeübt sind, so machte ich in der Nacht den Versuch, ob auch der blosse Gedanke mich zu bewegen, den Schmerzensanfall hervorrufen würde. Ich überzeugte mich bald, dass wirklich der blosse Gedanke, ohne die mindeste leibliche Bewegung, dazu hinreiche. Einmahl merkte ich auch während der Nacht, dass mir bei einem Krampfanfalle die grosse Zehe in die Höhe gezogen wurde, kann aber nicht behaupten, dass mich dieses sonderlich geschmerzt hätte, vielleicht wurde der mindere Schmerz in der Zehe durch den gleichzeitigen in den Lenden-

muskeln verdunkelt. Uebrigens war der Krampf in den Lendenmuskeln so schmerzhaft, dass ich wider Willen bei jedem Anfalle laut aufschreien musste, so dass mein nächster Nachbar sich am anderen Morgen bei meiner Haushälterinn erkundigte, ob sich in unserem Hause ein Unglück zugetragen, er habe in der Nacht laute Weherufe zu hören geglaubt.

So war nun die Form der Krankheit, der ich weder einen lateinischen noch griechischen Namen zu geben weiss. Die Leser werden wol so gut begreifen als ich es begriff, dass der Krampf in den Lendenmuskeln nicht ein gemeiner schmerzhafter Muskelkrampf (ein Urleiden der Muskeln), sondern vielmehr ein symptomatischer, von einem Urleiden des Rückenmarkes consensuell abhangender gewesen, und sie werden auch wol vermuthen, dass ich den Trank aus essigsaurem Natron und Tabakwasser, durch den ich bei andern die Cholerakrämpfe fast zauberisch vertrieben, jetzt auch bei mir selbst in Anwendung gebracht. — Nun, das habe ich wirklich gethan, und zwar augenblicklich damit begonnen, da ich mich eben unter grosser Marter auf das Sofa gebettet: aber weit entfernt die zauberische Heilwirkung desselben zu fühlen, spürte ich nicht einmahl die mindeste Linderung meiner Qual. Nun könnten etliche Leser (die gerade wie ich in meiner Jugend) dem Mohnsafte eine gar zu unbedingte schmerzstillende Kraft beilegen, denken, es sei thöricht von mir gewesen, dass ich nicht eine gute Gabe dieses Allheils genommen, wäre es auch nicht wirkliches Heilmittel gewesen, so würde es mir doch ohne Zweifel die höllischen Krämpfe gelindert haben. Ich gestehe euch, meine Freunde! die ihr also denken möchtet, dass ich zwar nicht aus ärztlich praktischer Ueberzeugung, sondern im eigentlichen Sinne aus Verzweifelung um Mitternacht dreissig Tropfen Mohnsafttinktur verschluckt habe; ich spürte aber eben so wenig eine lindernde oder beruhigende Wirkung davon, als ich von dreissig Tropfen Brunnenwasser würde gefühlt haben. Dass ich in dieser langen Nacht allerlei Gedanken über meine seltsame Krankheit gehabt, werden die Leser wol glauben. Für eine nahe Verwandte der Cholera hielt ich sie; ob ich sie aber durch Ansteckung von einem der wirklich sehr ernsthaft ergriffenen Cholerakranken überkommen, liess ich

unentschieden. Weit wichtiger war mir die Ueberzeugung, welche ich durch das Nichtheilwirken des Arzeneitrankes erlangt, dass nämlich meine Krankheit unmöglich eine reine Uraffektion des Rückenmarkes sein könne, und eben so wenig eine mit Salpeteraffektion des Gesammtorganismus gemischte; ob sie nun einer Verbindung des Eisens, oder des Kupfers mit dem Tabakwasser weichen würde, das musste ich versuchen und wählte zuerst das Eisen. Sobald es Tag wurde schrieb ich ein Rezept, welches aus einer Unze essigsaurer Eisentinktur, einer Unze Tabakwasser, sechs Unzen gemeinem Wasser, und etwas Gummi bestand. Am vorigen Nachmittage hatte ein Freund das erste Rezept nach meiner Angabe geschrieben; jetzt hatte ich niemand zu Dienst, als meinen Knecht, der weder lesen noch schreiben konnte, also musste ich selbst der Schreiber sein. Da die Leser schon wissen, dass ich, unbeweglich auf dem Rücken liegend, meine Hände zwar frei, meine Arme aber nur mit grosser Vorsicht gebrauchen konnte: so wird es wol ganz überflüssig sein, ihnen das Peinliche dieser Rezeptschreiberei begreiflich zu machen. Ich eile also zum Ende der Krankengeschichte und bemerke ihnen nur kürzlich, dass der nikotianirte Eisentrank ausnehmend wohlthätig auf mich gewirkt und dass ich noch vor Abend von meiner Qual befreit wurde. Uebrigens gestehe ich dem Leser, dass gewiss in der alten, tirannischen Welt kein Höfling mit seinem Fürsten (der ihm ohne viel Umstände den Kopf konnte abschneiden lassen) vorsichtiger umgegangen ist, als ich mit meinen sich bessernden Lendenmuskeln. Jedoch da ich Abends das Martersofa verliess und mich ins Bett legte, machte sich das Ding schon schmerzlos. Nachdem ich die Nacht ruhig geschlafen, meldete sich am Morgen ein mässiger kurzer Husten. Ich erschrak anfangs darüber, fürchtend, der Husten werde den Krampf der Lendenmuskeln wieder wecken. Diese Furcht war aber ungegründet, er verschwand bei einem viertägigen Gebrauch des nikotianirten Eisentrankes und ich war wieder gesund. Da ich nun meinen Geschäften wieder nachging, so machte ich mir, wenn ich an das überstandene Abenteuer zurückdachte, Vorwürfe, dass ich, statt als Mann den Schmerz zu verbeissen, laut geschrien und getobt hatte. Gar bald be-

kam ich aber einen Fall zu behandeln, der meine Selbstvorwürfe sehr schwächte, ja mich wol ganz entschuldigte. Der erwachsene Sohn mir besonders befreundeter Menschen war in der ganzen Familie als ein schmerztrotzender Mann bekannt. Er hatte sich einst früher, einer kleinen Krümmung des Rückgrathes wegen, mit glühendem Eisen brennen lassen und ruhig eine Pfeife Tabak dabei geraucht, er hatte sich einst an der unteren Kinnlade eine verhärtete Hautstelle ausschneiden lassen und dabei gescherzt, er hatte sich, eines Nagelgeschwüres wegen, mit einer Zange den Nagel von dem Finger reissen lassen und dabei gelacht. Nun, dieser Mann bekam eines Abends die nämliche Krankheit, welche mich so sehr kasteiet hatte, bloss in der Form war sie etwas verschieden; bei ihm waren nicht die Lendenmuskeln, sondern die Nackenmuskeln und oberen Rückenmuskeln von dem Krampfe ergriffen. Wie betrug sich nun unser schmerztrotzender Mann? hat er bei den Krampfanfällen eine Pfeife Tabak geraucht? hat er gescherzt und gelacht, oder stoisch den Schmerz verbissen? — Ach! werthe Leser, er hat in der Nacht durch seine Schmerzenslaute die ganze Familie aus dem Schlafe gebrüllt.

Ich besuchte ihn am folgenden Morgen, und da ich unmöglich wissen konnte, ob bei ihm das Eisen eben so wohlthätig wirken würde als bei mir: so gab ich, aus Vorsicht, zuerst den Trank aus essigsaurem Natron und Tabakwasser. Der half ihm aber eben so wenig als er mir geholfen. Nun gab ich den nikotianirten Eisentrank und darauf folgte bald Besserung und dann Genesung.

Kurze Zeit darauf wurde ich zu einem robusten Handwerker, einem Zimmermann gerufen, der an der nämlichen Krankheit litt, jedoch in etwas anderer Form, denn bei ihm wurden bloss die linksseitigen Lendenmuskeln von dem Krampfe ergriffen, der aber auch so heftig war, dass er ihn zum Schreien nöthigte und durch jede, auch die geringste Bewegung des Rumpfes aufgeregt wurde, weshalb der Mann genöthigt war, unbeweglich im Bette liegen zu bleiben. Diesem Kranken gab ich gleich den nikotianirten Eisentrank und der schaffte, wie in den zwei vorigen Fällen, gleich Linderung und hob das Uebel bald.

Es könnten aber etliche Leser fragen, wozu es diene, solche Fälle von Cholera und von problematischen Choleraverwandten zu erzählen. Es sei genug über die Cholera geschrieben, und meine, dem grossen Heere der Cholerabeobachtungen so spät folgenden Nachzügler könnten jetzt unmöglich mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte fesseln. Ihr meine Freunde! die ihr also denken möchtet, hört einmal geduldig meine Entschuldigung oder vielmehr meine Rechtfertigung.

Das alte Sprichwort sagt, man müsse sich im Frieden zum Kriege rüsten. Im ärztlichen Sinne ist es dann Krieg, wenn von unbekannten, möglich von atmosphärischen, tellurischen, siderischen Einflüssen Seuchen erzeugt werden, bei denen sich in den einzelnen erkrankten Körpern ein ansteckendes Gift entwickelt. Solche Seuchen können sich sehr in einer Stadt oder in einer Gegend verbreiten und uns Aerzten viel Mühe und viel Kopfbrechen machen. Aber zu einer solchen mühevollen Zeit sind unsere Köpfe nicht immer am besten zum richtigen Denken aufgelegt; ja eine solche Epidemie kann uns, wenn wir durch unser Nachdenken oder durch Zufall ein gutes Heilmittel darauf gefunden, zu argen Missgriffen verleiten. Ein Beispiel wird dieses meinen jüngeren Lesern deutlich machen. Ihr wisst, meine Freunde! aus dem Vorigen schon, dass ich keine Choleraepidemie erlebt, sondern nur einzelne Cholerafälle zu behandeln gehabt. Nehmt aber an, ich wäre ein junger Praktiker, hätte, statt etlicher sporadischer Fälle, eine ernsthafte Choleraepidemie erlebt und in dieser den Trank aus *Natron aceticum* und Tabakwasser so heilsam befunden, als in den erzählten sporadischen Fällen: wäre ich da nicht sehr zu entschuldigen, wenn ich jenen Trank als ein unfehlbares Heilmittel der Cholera ansähe, ja ihn anderen anpriese? Glaubt es mir, wir sind allesammt zu solchem voreiligen Glauben und voreiligen Anpreisen geneigt, und nur die durch vergleichende Beobachtung erworbene Erfahrung, welche das ärztliche Alter uns verleihet, schützt uns vor solchen Missgriffen. Ich selbst bin, zwar nicht hinsichtlich der Cholera, aber wol hinsichtlich anderer Krankheiten an die Klippe gerannt, vor welcher ich meine jungen Kollegen warne, und da sie aus diesem meinem Geständnisse, ja aus meinem gan-

zen Buche wol abnehmen werden, dass ich nicht zu der Zunft derjenigen Schriftsteller gehöre, welche, zwar nicht mit dürren Worten, aber doch durch ziemlich verständliche Andeutungen, uns glauben machen wollen, sie seien als ausbündig kluge Kinder aus Mutterleibe gesprungen: so werden sie meine Ermahnung, sich im Frieden zum Kriege zu rüsten, hoffentlich nicht in den Wind schlagen.

Friede ist es im ärztlichen Sinne, wenn wir nicht mit Kranken überhäuft sind, ja wenn es bei den Nichtärzten heisst, es sei sehr gesunde Zeit. Zu einer solchen gesunden Zeit können sich aber einzelne seltsame Krankheiten zeigen, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Zuweilen sind diese Fälle Vorläufer einer Epidemie, und die Wichtigkeit, die Natur einer solchen Seuche gleich anfangs an den scheinbar sporadischen Fällen mit Musse zu ergründen, fällt von selbst in die Augen. Zuweilen sind aber solche sporadische Fälle nicht Vorläufer einer Epidemie, sondern es bleibt bei den wenigen. Habt Ihr euch nun Mühe gegeben, die Natur jener sporadischen Fälle zu ergründen und ein gutes Heilmittel darauf gefunden, so denket nicht, wenn aus diesen sporadischen Fällen sich keine Stadt- oder Landseuche entspinnet, Ihr hättet euch vergebene Mühe gegeben. Haltet nur jene erworbene Erfahrung im Gedächtniss, sie wird Euch früher oder später wol wieder zu Statten kommen, ja sehr erfreulich zu Statten kommen. Von der Ruhr habe ich schon früher in diesem Buche gesagt, dass in Herbsten, wo sie sich nicht verbreitet, einzelne vorkommende Fälle mich zuweilen besser über die verschiedenartige Natur dieser Krankheit belehrt, als die eigentlichen Epidemien. Das nämliche wird auch wol von der Cholera gelten; darum halte ich es für Pflicht jedes Arztes, den sporadischen Cholerafällen, die ihm vorkommen möchten, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken, auch die Verwandten der Cholera, die Gehirn- und Rückenmarkserkrankungen mit consensuellen sehr schmerzhaften oder convulsivischen Muskelaffektionen nicht dabei aus der Acht zu lassen. Die geachteten medizinischen Journalisten bitte ich aber freundlich, die von den praktischen Aerzten ihnen über diesen Gegenstand zugeschickten Nachrichten recht bald der Oeffentlichkeit zu

übergeben, nicht durch jahrelanges Zögern den Einsendern das Mittheilen zu verleiden.

Ich spiele hier nicht den Unglückspropheten, ich behaupte nicht, dass künftig wieder Choleraepidemien erscheinen werden; da ich aber den ersten Cholerafall, der mir je in meinem Leben vorgekommen, zu einer Zeit beobachtet habe, wo die Cholera kaum die europäische Grenze überschritten, also unmöglich an den vermeintlichen Asiatismus derselben glauben kann, ja da mir seitdem mehre sporadische Cholerafälle vorgekommen sind: so ist die Möglichkeit, dass künftig einmahl wieder Choleraepidemien erscheinen können, wol eben so gross, als die Möglichkeit, dass sie nicht erscheinen werden.*)

## Aeusserlicher Gebrauch des Natri nitrici.

Ich habe den äusserlichen Gebrauch dieses Mittels früher sehr vernachlässigt, was ich jetzt darüber erfahren, werde ich dem Leser zwar nicht weitläuftig erzählen, aber doch hinreichend andeuten. Ich bediene mich einer Auflösung des Salpeters in zwei Theilen Wasser. Beim örtlichen Rheumatismus, wenn dieser nicht consensueller Art ist, bewirkt die Einreibung in vielen Fällen eine überraschend schnelle Heilung. Bei chronisch entzündeten Drüsen hat sie ebenfalls treffliche Dienste geleistet. Was ich früher von dem salzsauren Kalke, von der Galmeisalbe und von der Digitalissalbe gesagt, gilt auch von dem *Liq. natri nitrici:* er zertheilt die aufgeschwollenen Drüsen, wenn sie zertheilbar sind, sind sie das nicht, so bewirkt er eine gute und vollständige Eiterung. Manche Menschen, nicht bloss die dummen, sondern auch die vermeintlich klugen, gehen aber sehr ungeschickt mit dem Einreiben zu Werke, sie giessen etwas von dem Liquor in die hohle Hand, begreiflich verschütten sie dann mehr als sie auf den kranken Theil bringen: darum muss man es ihnen sagen, wie sie sich bei dem Einreiben zu benehmen haben. Sie müssen nämlich von dem Liquor etwas in eine Tasse

*) Seit dem Jahre 1842 habe ich von der Cholera und ihren Verwandten keine Spur mehr gesehen.

giessen, dann ein kleines Läppchen Leinen- oder Baumwollen-Zeug hineintunken und mit diesem Läppchen die kranke Stelle tüchtig befeuchten, ich sage tüchtig, denn zwischen Befeuchten und Befeuchten ist ein grosser Unterschied. Nun muss die befeuchtete Stelle mit der Hand bis zur Trockenheit sanft gerieben werden. Manche Leute stellen sich dabei an den warmen Ofen, das ist aber falsch, denn das Trocknen der benässten Stelle am Feuer kann doch unmöglich so wirksam sein, als das Einreiben bis zur Trockne.

---

## Linaria.

Was ich von diesem Kraute zu sagen habe, würde ich nicht sagen, wenn ich ein vierzigjähriger Mann wäre, da ich aber ein 75jähriger bin, so werden die billigen Leser mich wol entschuldigen, dass ich, denkend an das Volkssprichwort: die **Jungen** können sterben, die **Alten** müssen sterben, meine noch nicht gereiften Erfahrungen, unvollkommen wie sie sind, der Forschlust meiner jüngeren Kollegen dringend empfehle. Dass ich mit dem *Unguento de Linaria* schmerzhafte Entzündung der Hämorrhoidalknoten beschwichtiget, wissen sie. Nun kam ich auf den Gedanken, dieses Mittel auch bei andern Entzündungen, namentlich bei Augenentzündungen zu versuchen. Ich liess einen Absod von dem Kraute machen, und überzeugte mich zuerst an meinen eigenen gesunden Augen, dass dieser Absod ein gesundes Auge nicht im mindesten reize. Ich trug also kein Bedenken, es bei entzündeten Augen, auf denen ein oder zwei in Eiterung übergehende Pöckchen sassen, zu gebrauchen, ich liess viermahl tags etwas von dem Dekokt ins Auge tröpfeln und eine mit demselben getränkte Kompresse auf das Auge legen. Ich bemerkte jetzt etwas, welches mich angenehm überraschte, ich sah nämlich, dass die Linaria mächtig der Entzündung wehret, ohne den Eiterungsprozess in den Pocken zu stören. Alle andere, auch nur schwach adstringirende Augenwässer, machen in solchen Augen die Sache weit eher schlimmer als besser, weshalb ich schon längst in diesen Fällen bloss lauwarme Milch in das

kranke Auge habe tröpfeln lassen. Wie wichtig der Absod der Linaria bei entzündeten Augen eigenwilliger Kinder ist, bei denen wir zuweilen nicht einmahl befähiget sind, die Art der Entzündung zu untersuchen, brauche ich den erfahrenen Lesern wol nicht auszulegen. In solchen Fällen muss man sich darauf beschränken, eine mit dem Absod getränkte Kompresse auf das Auge oder die Augen zu legen und diese Kompresse beständig feucht halten.

---

## Täschelkraut. Hirtentasche. *Herba Bursae pastoris.*

Dieses Kraut galt in der alten Welt für eine blutstillende Arzenei. Die spätere ärztliche Afterweisheit hat ihm die blutstillende Kraft abgesprochen, weil es keinen zusammenziehenden Grundstoff habe. (!!) (*Carheusers* Materia med.) Die zweite Heilwirkung, die man ihm zuschrieb, war das Stillen des Durchfalles. Die dritte das Vertreiben des Wechselfiebers. Gegen chronischen Durchfall habe ich es in der neusten Zeit mehrmahls gebraucht, und zwar, wenn dieser Durchfall ein reines Urleiden der Därme war, mit überraschendem Nutzen, ganz ohne Nutzen aber in dem consensuellen. Gegen das Wechselfieber habe ich es bis jetzt noch gar nicht gebraucht, jedoch kann ich anderen Aerzten nicht abrathen, es zu versuchen. Die wichtigste Heilwirkung dieses gemeinen, ganz unfeindlichen, Krautes habe ich aber von keinem Schriftsteller gelernt, sondern die Erkenntniss derselben ist mir durch folgenden Fall im eigentlichen Sinne aufgedrungen.

Ich wurde zu einer geringen Frau gerufen, der ich acht oder zehn Jahre früher durch Magnesia und Cochenille viel Nierensand weggetrieben und sie dadurch gesund gemacht. Jetzt hatte sich der sandige Wust wieder in den Nieren angehäuft, und die Leiderinn befand sich wirklich in sehr misslichen Umständen. Die Bauchhöhle war voll Wasser, die unteren Extremitäten ödematös aufgeschwollen und der Harn hellröthlich gefärbt, welche röthliche Färbung sich beim Stehen des Harns unverkennbar als Blutsediment offenbarte. Ich gab nun dieser Frau die Tinktur der *Herbae Bursae pastoris* zu

30 Tropfen fünfmahl Tags, bloss in der Absicht, vorläufig einer lästigen Nierenblutung vorzubeugen. Aber, nun denkt euch mein Erstaunen, werthe Leser! da ich bei dem Gebrauche dieser Tinktur einen so reichlichen Abgang des Nierensandes bemerkte, wie ich ihn noch nie gesehen. Es fiel mir *Hohenheims* Spruch ein: „Ein Arzt soll nicht übersichtig sein, sondern er soll vor sich niederschauen wie eine Jungfrau, so wird er vor den Füssen einen mehreren Schatz für alle Krankheiten finden, denn India, Aegyptia, Graecia und Barbaria vermag."

Ich hätte wahrlich ein übersichtiger Narr sein müssen, wenn ich bei dieser in die Augen fallenden Wirkung eine andere Arzenei hätte geben wollen. Ich liess den Gebrauch der Tinktur fortsetzen, sah bei dem reichlichen Abgange des Sandes die Harnabsonderung sich mehren, das Wasser aus dem Bauche und den unteren Extremitäten schwinden und die Gesundheit wiederkehren. Dass ich aber auch da noch die Tinktur so lange fortgebrauchen liess, bis sich kein Sand mehr im Harn zeigte, ich also auf eine gänzliche Erschöpfung des Sandlagers, zwar nicht mit voller Gewissheit, aber doch mit der grössten Wahrscheinlichkeit schliessen konnte, werden meine Amtsgenossen auch ohne Versicherung wol glauben. Seit der Zeit habe ich nun das Mittel in so vielen Fällen mit gutem Erfolg angewendet, dass ich es meinen Amtsgenossen mit gutem Gewissen als ein vorzügliches empfehlen kann. Unter diesen Fällen war einer, der allerlei Gedanken in mir weckte. Er betraf eine dreissigjährige Frau, die begreiflich an allerlei Zufällen litt, sonst würde sie nicht Hülfe bei mir gesucht haben. Ich untersuchte ihren Harn auf Sand, fand aber keinen, nun gab ich als Reagens medicum die Tinktur des Täschelkrautes, und es ging ihr darauf so feiner Sand ab, dass ich ihn mit meinen alten Augen nicht sehen konnte, ihn aber unter dem Metalllöffel deutlich genug knirschen hörte. Bei dem anhaltenden Gebrauche der besagten Arzenei ist der Frau viel solch feiner Sand abgegangen, begreiflich mit Verschwinden der durch denselben geursachten consensuellen Zufälle. — Nun meine Gedanken über diesen Fall. — Unwillkürlich erzeugt sich bei uns Aerzten die Meinung, das Nierenbecken könne nur der Aufenthaltort des Sandes sein. Hinsichtlich des groben

sichtbaren Sandes und der Steine, wird sich das auch wol so verhalten; ob aber der feine Sand sich auch in diesem sichtbaren Behälter ansammelt, das ist höchlich zu bezweifeln. Wäre die innere Haut des *Pelvis renalis* so reizbar, dass der feine, fast unsichtbare Sand durch seinen Reiz auf dieselbe solch seltsame consensuelle Leiden entfernter Organe hervorbringen könnte, wie er es wirklich thut, so würde ja die Ansammlung einer grossen Menge des groben, scharfen Sandes und der Steine in dem *Pelvi renali* unmöglich sein. Es ist also höchst wahrscheinlich, dass der feine, fast unsichtbare Sand sich in viel feineren Gefässen erzeugt, vielleicht in den *Tubulis Bellini*, oder in noch feineren Harngefässen, welche die Anatomen bis jetzt noch nicht gesehen haben.

Nun schloss ich weiter also: Ich erkenne doch sinnlich, dass bei dem Gebrauche des Täschelkrautes der feine Sand reichlich von der Kranken geht. Da nun dieses Kraut nicht chemisch auf den Sand wirkt und eben so wenig dynamisch auf diese todten Körperchen wirken kann, so folgt daraus, dass es auf die feinen Gefässe wirken muss; ob reizend, oder beruhigend, das weiss ich nicht. Da ich aber sinnlich erkenne, dass die Kranken bei dem fortgesetzten Gebrauche des Mittels gesund werden, so weiss ich gewiss, dass es heilend auf die feinen Gefässe wirkt und dass das allmählige Abgehen des Sandes direkte Folge des allmähligen Gesundens jener feinen Gefässe ist.

Nachdem ich nun so weit in meiner Betrachtung gekommen, drängte sich mir unwiderstehlich der Gedanke auf, dieses Kraut könne vielleicht eben so heilend auf die feinen nicht Blut führenden Gefässe anderer Organe wirken, als auf die feinen Harnorgangefässe. Die Wichtigkeit, auf die feinen, nicht rothes Blut führenden Gefässe des grossen Blutkreislaufnetzes heilend einwirken zu können, fällt jedem in die Augen, und wem allenfalls diese Wichtigkeit nicht flugs einleuchten sollte, dem stelle ich nur die Frage: worin erzeugt sich das, was wir Anschoppung, oder Verstopfung, oder Verhärtung der Organe nennen?

---

## Salzsaurer Kalk.

Dass dieses Mittel nicht bloss die in der ersten Ausgabe dieses Buches angemerkte Heilwirkung habe, sondern, dass noch eine andere Kraft in ihm stecke, nämlich, heilend auf die Haut zu wirken, davon hatte ich früher bloss eine Ahnung, durfte also nicht davon reden. Seitdem ist mir aber durch einen seltenen Krankheitsfall die Hautheilwirkung dieses Mittels so grell unter die Augen gerückt, dass es Unrecht sein würde, diese Beobachtung meinen Lesern vorzuenthalten. Hier also das Faktische. Eine Frau in dem besten Lebensalter hatte in einer von hier entfernten Stadt lange, ungewöhnlich lange angeblich an einem Nervenfieber oder Typhus krank gelegen und war *per varios casus per tot discrimina rerum* endlich zu einer sehr problematischen Gesundheit gelangt. Da die Esslust sich einstellt, hat sie einst zu reichlich gegessen, fühlt davon Beschwerden im Magen, klagt dieses ihrem Arzte und der gibt ihr, um die *causam materialem* zu entfernen, ein Brechmittel. Aber unmittelbar nach dem Erbrechen zeigt sich eine Auftreibung des vorderen Leberlappens. — Nun wurde ihr Ehemann (ein Beamter) nach einer anderen Stadt vortheilhaft versetzt, und da das Haus, welches er bewohnen sollte, einer starken Reparatur bedurfte, so war es unthunlich, die siechende Frau dorthin zu bringen. Eine hier wohnende nahe Verwandte schlug sich jetzt ins Mittel, holte die Leiderinn in einem gemächlichen Wagen hierhin und mir ward der Antrag sie gesund zu machen. Das ist nun das Geschichtliche, wie es mir erzählt ist. Jetzt werde ich kürzlich anführen, was ich selbst gesehen und gefühlt. — Der vordere Leberlappen war unverkennbar aufgetrieben und in der Mitte eine fingerlange Verhärtung darin, deren Grenzen (wie das aber gewöhnlich der Fall ist) durch das Gefühl nicht zu bestimmen waren. Drückte ich nur ein wenig auf diese harte Stelle, so schmerzte es die Leiderinn. Uebrigens deutete der Puls auf Schleichfieber, die Esslust war mässig, der nächtliche Schlaf unterbrochen, wie meine Leser wol denken werden, wenn ich ihnen sage, die Frau schwitzte so heftig, dass sie jede Nacht zweimahl das Hemd wechseln musste,

nicht aus Zärtlichkeit, sondern weil das Hemd jedesmal so nass vom Schweisse war, als sei es aus einem Eimer Wasser gezogen. Der Harn war natürlich strohgelb, woraus ich schloss, das Galleabsondernde Organ nehme keinen Theil an dieser Lebererkrankung. Uebrigens sagte mir die Frau, dass sie seit ihrer Krankheit eine bedeutende Abnahme des Gedächtnisses gewahre. Ich verordnete ihr nun die einfache Jodsalbe dreimahl Tags zum Einreiben und zum Einnehmen die *Tinct. Chelidonii composita* fünf mahl Tags zu 15 Tropfen in einer halben Tasse Wasser.

Meine früher auf unvollkommne Beobachtungen basirte Vermuthung, dass der salzsaure Kalk vielleicht heilend auf die Haut einwirke, wurde jetzt zur Gewissheit, ja so zur Gewissheit, dass ich fast verblüfft wurde, und noch jetzt fast zweifele, ob mir die Leser glauben werden, wenn ich ihnen sage, dass der abscheuliche und schon lange vor der Ueberkunft der Kranken bestandene Nachtschweiss in einem Zeitraume von vier Tagen verschwand und einer reichlichen, ja wol ein wenig überreichlichen Harnaussonderung Platz machte, welche jedoch in ein paar Tagen auch zum Normalstande zurückkehrte.

Da ich diesen Fall bloss wegen der Wirkung des salzsauren Kalkes erzähle, so bemerke ich kürzlich, dass ich die Schellkrautsafttinktur zu oft und zu lange gebraucht, um zu wissen, dass nicht dieser, sondern dem salzsauren Kalke die überraschende Wirkung auf die Haut zuzuschreiben ist.

Uebrigens ist die Frau, da das mächtigste Hinderniss ihrer Erstarkung, die abscheulichen Nachtschweisse gehoben waren, bald wieder zu Kräften gelangt.

Ich hätte jetzt gern die Wirkung des salzsauren Kalkes weiter erforscht, allein die dazu geeigneten Fälle kommen nicht täglich vor. Ich werde den Lesern aber einen erzählen, den der grösste Zweifler und grösste Widersprecher nicht verwerfen kann.

Ein Forstgehülfe (er schien mir ein vierzigjähriger zu sein), der sich nicht krank fühlte, auch nicht krank war, kam einst zu mir, bloss um Hülfe gegen einen Schweiss zu finden, der nicht bloss Nachts im Bett, sondern auch über Tag bei jeder

Bewegung ausbrach. Wer nun das Geschäft eines Forstgehülfen kennt und weiss, wie ein solcher Mann in beständiger Bewegung bleibt und sich allem Ungemach der Witterung blossstellen muss, der wird auch begreifen, dass Forstgehülfe sein und beständig schwitzen zwei unverträgliche Dinge sind. Ich gab nun diesem Manne zwei Unzen *Liq. calc. muriat.*, von welchem er fünf mahl Tags 15 Tropfen in einer halben Tasse Wasser nehmen musste. Diese Portion machte dem Schwitzen ein Ende. Ich liess aber der Vorsicht wegen noch eine zweite nachgebrauchen. —

Hat man den salzsauren Kalk auch schon gegen Wechselfieber versucht? —

---

## Krähenaugenwasser.

Ich habe gemerkt, dass manche Kollegen dieses Mittel geringschätzen, andere hingegen es hochhalten, meine also, es sei als praktischer Schriftsteller meine Pflicht, die Ungläubigen durch kurze Erzählung eines Falles, der wirklich in meiner Praxis einzig dastehet, die Wichtigkeit dieses geringen Mittels anschaulich zu machen.

Der Fall betrifft eine Frau in dem besten Lebensalter, nicht eine schmerzscheue Dame, eine Baroninn oder Gräfinn, sondern die Ehefrau eines ehrlichen Handwerkers, die schon mehre Kinder geboren, schon mehrmals krank gewesen und von der ich sicher wusste, dass sie nicht zu den Weibern gehöre, die jeder Kleinigkeit wegen einen grossen Lärm machen. Diese liess mich einst am zweiten Tage ihres Krankseins zu sich rufen und ich fand sie in einem bedenklichen Zustande. Ihr Puls war schnell und ziemlich voll, sie hatte viel Durst, musste aber alles Getränk, sobald es in den Magen kam, ausbrechen, und da sie sich in meiner Gegenwart erbrach, mahnte mich die ausgebrochene Flüssigkeit an die *Bilis vitellina* der alten Galeniker, denn sie sah wirklich aus wie Eigelb. Der Bauch war gespannt, aber nicht bedeutend aufgetrieben, die Empfindlichkeit desselben aber dermassen gesteigert, dass es

mir, ohne grausam zu sein, unmöglich war, ihn mit der Hand zu untersuchen, denn bei der leisesten Berührung schrie die Kranke laut auf, so dass meine handliche Untersuchung sich einzig darauf beschränkte, mich zu überzeugen, die Kranke habe keine *Hernia cruralis*. Wie peinlich bei diesem Zustande des Bauches das Erbrechen gewesen, brauche ich den Lesern wol nicht auszulegen, denn sie werden begreifen, dass es ohne lautes Hülferufen nicht geschehen konnte. — Was den Harn betrifft, so konnte ich ihn nicht sehen, denn angeblich hatte die Kranke nicht geharnt. — Nicht wahr? meine Leser! das war ein böser Handel; und doch erkannte ich die Bösheit desselben nur halb. Da ich alt bin und man mit dem Alter etwas frech wird, so dachte ich kühnmüthig, ich wolle vorläufig das Erbrechen beseitigen, dann werde sich mir das urerkrankte Organ wol deutlicher herausstellen. — Aber, alle Mittel, von denen mich die Erfahrung gelehrt, dass sie das Erbrechen stillen, waren fruchtlos. So verzog sich die Sache unter manchen Versuchen bis zum folgenden Morgen. Der römische Priester erklärte, die Frau werde sterben und er müsse ihr die letzte Oelung geben.

Da man mir aber bei meinem zeitigen Morgenbesuche ein wenig Harn zeigte, den die Kranke entleert, so erkannte ich aus der galligen Farbe desselben, dass die Leber in ihrem Gallenorgane erkrankt sein müsse. Nun bestimmte mich, zwar nicht die volle Gewissheit, aber doch die hohe Wahrscheinlichkeit, dass die ganze Symptomengruppe consensuell von einem Urleiden der Leber abhange, die Kranke stündlich sechs Tropfen Krähenaugenwasser in einem Löffel Brunnenwasser nehmen zu lassen, mit der Warnung, dass sie kein Wasser nachtrinken dürfe, mindestens bei dringendem Durste eine halbe Stunde nach dem Einnehmen mit dem Trinken warten müsse.

Ueber den Erfolg dieser Anordnung kann ich mich kurz fassen. Das Erbrechen kam jetzt seltener und hörte noch an demselben Tage ganz auf, zugleich wurde auch die Empfindlichkeit des Bauches viel minder, so dass ich bei meinem abendlichen Besuche keinen Zweifel an dem Aufkommen der Frau mehr haben konnte. Die Nacht durch wurde pünktlich eingegeben. Am folgenden Morgen war die Empfindlichkeit des

Bauches gehohen, so dass ich mich durch das Betasten des Bauches überzeugen konnte, hier sei heine *Hernia ventralis* im Spiele gewesen, sondern die ganze Symptomengruppe habe consensuell von der urerkrankten Leber einzig abgehangen. Der Harn war jetzt, zwar nicht ganz, aber doch grösstentheils entfärbt und ich weiss nichts mehr zu erzählen, als dass die Frau bei dem fortgesetzten Gebrauche des Krähenaugenwassers in etlichen Tagen ganz gesund geworden.

---

## Monomanie.

Ich habe in diesem Buche von der Monomanie im weitern Sinne des Wortes gehandelt, und den Begriff derselben so bestimmt, wie er meinem Verstande durch meine Leserei und durch die damahlige allgemeine gesellschaftliche Besprechung aufgedrungen war. (*NB*. Jetzt höre ich Niemand mehr von diesem Gegenstande sprechen, obgleich ich einem Landgerichte nah genug wohne.)

Diejenige Monomanie, welche im gemeinen Leben schon lange den Namen fixe Idee gehabt, von der ich aber keinen bestimmten Begriff aufstellen kann, weil sie zu sehr verschiedenartig erscheint, soll jetzt einmahl der Gegenstand einer kurzen Besprechung sein, das heisst, ich will den Lesern ein paar kleine Geschichten erzählen, eine komische und eine tragische.

Ein wohlhabender Niederländer, den ich gut gekannt, hatte sich in dem Hause des Herrn *Johann S.* zu C. ein paar Zimmer gemiethet, und es bildete sich zwischen dem Hausherrn und dem Miether, obgleich dieser ziemlich bejahrt und jener noch jung war, gar bald ein freundschaftliches Verhältniss. Damahls waren die Franzosen über den Rhein gedrungen und es machte sich die bekannte Umwandelung der Dinge. Der gute Niederländer brütete nun beständig darüber, wie die Kurfürsten wieder zum Besitze ihrer Länder gelangen könnten, oder wie sie zu entschädigen sein möchten, und dieses war zum fixen, unverscheuchbaren Gedanken bei ihm geworden. Einst erkrankt er bedenklich; *Johann S.*, den er auf gut Nieder-

ländisch *Jann* zu nennen pflegte, sitzt einst Nachts an seinem Bette. Der Kranke, der zu schlummern scheint, öffnet auf einmal die Augen und sagt: *Jann!* der Kopf wird mir schwach, ich kann mich um die Herren Kurfürsten nicht mehr bekümmern, lass die Herren selbst sehen wie sie zurecht kommen. Das waren seine letzten Worte, er fiel in Agonie und starb bald. *S.* sagte mir, dieses erzählend: obgleich das Sterben eines Menschen immer etwas sehr ernstes sei, so habe ihm doch der in dem Kopfe des alten Mannes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens hartnäckig haftende Kurfürstengedanke ein Lächeln entlockt.

Ueber die Stehlmonomanie habe ich Erzählungen gehört, die, obschon sie aus vollkommen glaubwürdigem Munde kamen, mir etwas Zweifel erregten. Nun bin ich aber später auf einen Fall gestossen, der meinen Lesern besonders merkwürdig sein wird, weil ich befähigt bin, ihnen das schriftliche Bekenntniss des Betheiligten mitzutheilen. Zuerst also das Geschichtliche, in sofern ich es, ohne gegen die Pflichten der Menschenliebe zu verstossen, erzählen darf.

In der Stadt Y** trat ein sechszehnjähriger Jüngling von gefälligem Aeusseren bei einem Kaufmann (Kleinhändler) in die Lehre. Die Familie des neuen Lehrlings war dem Kaufmanne als eine wohlhabende und rechtliche bekannt, mithin hatte er nicht den mindesten Verdacht, dass ihn der Jüngling bestehlen würde. Nach und nach erwachte aber dieser Verdacht, und da nun der Verdächtigte absichtlich von dem Lehrherren auf eine entscheidende Probe gestellt wurde, so ergab sich leider die unwidersprechliche Wahrheit, dass der Jüngling mit dem gutmüthigen, gefälligen Gesichte ein dreister, durchtriebener Mauser war.

Der Lehrherr, nicht so unzart, Lärm von der Sache zu machen, legt ihm unter vier Augen die schlagendsten Beweise seiner Unredlichkeit vor, und erklärt, dass er einen Platz auf dem Postwagen für ihn bestellt, er müsse am folgenden Tage nach Hause reisen. Seinen Koffer werde er ihm mit Fuhrmannsgelegenheit nachschicken, da aber die Stadt Y** innerhalb der Grenzzolllinie liege, so müsse der Abgehende ihm den

Schlüssel zum Koffer einhändigen, damit er die Zollbehörde überzeugen könne, es sei keine verzollbare Waare darin. Da nun der Jüngling abgereiset, war der Kaufmann doch neugierig, ob sich auch noch *Corpora delicti* im Koffer befänden. Er stiess aber auf nichts, weil der Junge klug genug gewesen, bloss Geld zu stehlen. Zwei Aktenstücke waren merkwürdig.

1) Der Brief eines Geistlichen (wahrscheinlich seines Beichtvaters) worin ihn dieser dringend und herzlich ermahnt, gegen ein grosses Laster (welches er aber nicht namhaft macht) unablässig anzukämpfen.

2) Ein an den Lehrherren gerichteter, an der inneren Seite des Kofferdeckels gehäfteter Zettel, dessen Inhalt ich den Lesern hiemit treuwörtlich mittheile.

„Ich bin ein Spitzbube und ein Lügner, darum schickt „mich nach Haus. Hier habe ich keine Ruhe mehr, hier „quält mich mein Gewissen. Bessern kann ich mich jetzt „nicht mehr, denn die Sünde ist mir zum Vergnügen ge„worden. — Damit ich Ihnen und Ihrer Frau und Ihrem „Hause keine Schande mehr mache, so jagt mich zum „Teufel in alle Welt; an meinem Leben ist mir nichts „mehr gelegen, denn das Stehlen kann ich nicht lassen, „was ich sehe, das nehme ich, Grosses oder Kleines, darum „jagt mich morgen auf der Stelle weg. Die Lust, Kauf„mann zu werden, ist bei mir gänzlich verschwunden; das „böse Gewissen quält mich bei Tage und bei Nacht."

Ich gestehe Euch meine Amtsgenossen! dass beim Lesen dieses Bekenntnisses mich ein wahrhaftes Grauen anwandelte, es kam mir vor, als sei ich durch einen bösen Zauber in die alte, übergläubige Zeit versetzt, wo man nicht bloss alle neugeborene Kinder, sondern selbst leblose Dinge in der Gewalt der Dämonen wähnte. Hätte der arme Jüngling im sechszehnten oder in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gelebt, so würde niemand daran gezweifelt haben, dass er vom Teufel besessen sei.

Fragt Ihr mich, was ich über das Euch mitgetheilte Bekenntniss gedacht, wie ich den Widerspruch darin zu erklären versucht, so gestehe ich Euch, dass ich nichts darüber ge-

dacht, nichts zu erklären versucht habe und wenn Ihr mich nicht auslachen wollt, meine Freunde! so hört das aufrichtige Geständniss, dass die Worte unseres frommen *Gellert*, die ich als Kind auswendig gelernt: Dort werd ich das im Licht erkennen, was hier auf Erden dunkel war; gleich den geisterhaften Tönen einer fernen Aeolsharfe mein Grauen durchdrungen und es in ein wehmüthiges Gefühl umgewandelt.

# Zubereitungsweise

## verschiedener, nicht officineller Arznei-Mittel.*)

---

### Aqua Castorei (*Bibergeil-Wasser*).

Man nimmt: klein zerschnittenes engl. Bibergeil vier Unzen
höchst rectificirten Weingeist vier Unzen,
Wasser so viel erforderlich ist.

Nach vorheriger 12stündiger Digestion werden, aus einer Retorte, zwei Pfund abdestillirt.

---

### Aqua Glandium (*Eicheln-Wasser*).

Man nimmt: gröblich zerstossene, auserlesene und saftige Eicheln, fünf Pfund Med. Gew.
höchst rectificirten Weingeist funfzehn Unzen
Wasser so viel als erforderlich ist, um bei mässigem Feuer sieben und ein halb Pfund abzudestilliren.

Die zerstossenen Eicheln brennen im Destillir-Apparate gar leicht an und liefern alsdann ein brenzliches, ausserordentlich stinkendes Destillat von höchst unangenehmem Geschmack. Wer im Besitze eines *Beindorf*schen Apparats ist kann sich mit Vortheil und Bequemlichkeit der dazu gehörigen Destillir-Blase bedienen.

---

*) Diesen pharmazeutischen Anhang hat der Herr Apotheker *Pape* auf mein Ersuchen verfasst.

Bei achtsamer Regulirung des Feuers kann jedoch auch eine gewöhnliche Destillir-Blase — in welcher man einige Zoll oberhalb des Bodens ein genau schliessendes Blechsieb, welches, des bequemern Gebrauchs halber, zusammengeklappt werden kann, anbringt, und dieses dann mit grober Leinwand bedeckt, bevor der mit Spiritus vermischte Eichelnbrei hineingeschüttet wird — benutzt werden, wobei aber vor Allem ein Aufsteigen des Inhalts, beim Beginn der Destillation, zu vermeiden ist. —

## Aqua Nicotianae (*Tabaks-Wasser*)*).

Man nimmt: auserlesene frische Blätter von Nicotiana-Tabacum (oder in Ermangelung derselben, von Nicotiana rustica) acht Pfund M. G.

Den Zerschnittenen füge hinzu:
höchst rectificirten Weingeist ein und ein halb Pfund,
Wasser so viel erforderlich ist, um acht Pfund über zu destilliren.

Die auserlesenen und frischgepflückten Tabaksblätter müssen möglichst rasch verarbeitet werden, damit eine Erhitzung derselben, wodurch das Destillat einen höchst unangenehmen Tabaksgeruch, welcher ihm bei sorgfältiger Bereitung durchaus fremd ist, erhält, vermieden wird.

## Aqua Nucum Vomicarum (*Brechnuss-Wasser*).

Man nimmt: auserlesene und gut zerschnittene Brechnüsse zwei Pfund,
höchst rectificirten Weingeist drei Unzen,
Wasser so viel als erforderlich.
Macerire in einem verschlossenen Gefässe, wäh-

*) Es mag im Jahre 1830 oder 31 gewesen sein, dass ich meine Erfahrungen über die Heilwirkung der Nicotiana rustica niedergeschrieben. Jetzt habe ich aber schon längst die Ueberzeugung gewonnen, dass die Nicotiana Tabacum die nämliche Heilwirkung hat, als die Nicotiana rustica.

rend 24 Stunden, und ziehe alsdann durch Destillation drei Pfund über.

Behufs des Zerkleinerns der sehr harten und kleinen Brechnüsse thut man wohl, nachdem man die häufig mit unterlaufenden faulen und verdorbenen Samen (welche dem Destillat einen unangenehmen Geruch und Geschmack mittheilen würden) sorglich entfernt und demnächst die vorgeschriebene Gewichtsmenge genommen hat, diese, mit etwas Wasser angefeuchtet, über Nacht auf den Boden des Kellers zu legen, wo sie sich dann mit leichter Mühe zerschneiden lassen.

---

## Aqua Quassiae (*Quassia-Wasser*).

Man nimmt: Quassia-Holz in Knütteln drei Pfund,
Quassia-Rinde neun Unzen,
höchst rectificirten Weingeist ein Pfund,
Wasser, so viel als erforderlich ist.

Macerire, nachdem Holz und Rinde gut zerkleinert ist, in einem verschlossenen Gefässe während 48 Stunden, und destillire alsdann acht Pfund ab.

Man gebe, besonders im Anfange, mässiges Feuer, damit das Uebersteigen und Verstopfen der Kühlröhre vermieden werde. Die Anwendung des, im Handel hin und wieder vorkommenden, falschen Bitterholzes (von Rhus Metopium) ist sorglichst zu vermeiden.

---

## Argentum chloratum (*Chlorsilber*).

Man löse eine beliebige Menge Silber, in einer hinreichenden Menge reiner Salpetersäure, nach den Regeln der Kunst auf, und setze so lange eine mässig verdünnte warme Kochsalzlösung hinzu, als dadurch noch ein Praecipitat entsteht; filtrire und spüle alsdann den Niederschlag mit destillirtem Wasser sorgfältig ab und überschütte ihn in einem passenden Gefässe mit rectificirtem Weingeist. Man digerire an einem schattigen Orte, unter häufigem Umschütteln, so lange, bis das Chlorsilber eine, dem

Mercur. ciner. ähnliche Farbe angenommen hat, worauf dasselbe filtrirt und zwischen Fliesspapier getrocknet wird.

---

## Cuprum oxydatum nigr. (*Kupfer - Oxyd, schwarzes*).

Man nimmt: reine Kupferspäne in beliebiger Menge, löset selbe in verdünnter, reiner Salpetersäure, unter gelindem Erwärmen auf, lässt sie in einer Porzellanschale (indem man gegen das Ende die Hitze allmälig verstärkt) bis zur Trockne verdunsten und bringt die Masse dann in einem Tiegel zum Rothglühen.

Nach dem Erkalten bleibt reines Kupferoxyd in Form eines feinen schwarzen Pulvers zurück.

---

## Emplastrum miraculosum (*Wunder-Pflaster*).

Man nimmt: feingepulvertes Minium acht Unzen,
Olivenoel sechszehn Unzen.

Die Gemischten werden nach den Regeln der Kunst zu einem schwärzlichen gebrannten Pflaster gebracht, und der fast erkalteten Masse noch hinzugemischt:

feinstes Bernsteinpulver drei Drachmen,
geriebenen Campher zwei Drachmen,
gepulverten gebrannten Alaun eine Drachme

und sodann in papierne Kapseln ausgegossen.

---

## Liquor Natri nitrici (*Salpetersaure Natronlösung*).*)

Man löset: salpetersaures Natron einen Theil in
destillirtem Wasser zwei Theile auf und filtrirt.

Es ist darauf zu achten, dass nur ein reines salpetersaures Natron, und nicht etwa der im Handel vorkommende,

---

*) Der Liquor heisst in diesem Städtchen und in dessen Umkreise Salpetertropfen. Einfältige, ehrliche Leute nennen ihn auch wol Sanct Peters Tropfen.

billige, sogenannte Chili-Salpeter, zu obiger Lösung verwandt werde —

---

Liquor Calcariae muriati (*Salzsaure Kalklösung*).

Man löse: reinen salzsauren Kalk in der doppelten Menge destillirten Wassers auf und filtrire.

Es ist darauf zu achten, dass zur Darstellung obigen Liquors nicht etwa der Rückstand von der Bereitung des Salmiakgeistes verwandt werde.

---

Magnesia tartarica (*Weinsteinsaure Magnesia*).

Man löset: eine beliebige Menge Weinsteinsäure in der doppelten Menge heissen destillirten Wassers auf, filtrirt und setzt so viel kohlensaure Magnesia in kleinen Stückchen hinzu, als zur Sättigung erfordert wird, worauf das Ganze im Wasserbade zur Trockne gebracht wird.

---

Liquor anodynus terebinth. (*Terpenthinhaltiger, schmerzstillender Liquor*).

Man nehme: Hoffmanns Liquor eine Unze,
rectificirtes Terpenthinöl zwei Scrupel. Mische es.

---

Tinctura Artemisiae (*Beifusstinktur*).

Man digerire: zerschnittene Beifusswurzel fünf Unzen mit (aus gleichen Theilen höchst rectificirtem Weingeist und dest. Wasser gemischten) verdünntem Weingeist zwei Pfund, während dreier Tage, presse alsdann aus und filtrire.

---

Auf ganz gleiche Weise wird bereitet: die
Tinctura Nucum Vomicarum (*Brechnuss-Tinktur*).

---

## Tinctura Cupri acetici (*Essigsaure Kupfertinktur*).

Man nimmt: reines schwefelsaures Kupferoxyd drei Unzen, reines essigsaures Bleioxyd drei Unzen und sechs Drachmen.

Beide Salze werden gemischt und zerrieben, bis sie einen flüssigen Brei darstellen, und sodann unter Zusatz von siebenzehn Unzen destillirten Wassers in einem kupfernen Gefässe bis zum Aufwallen erhitzt.

Der erkalteten Mischung wird noch hinzugesetzt:

höchst rectificirter Weingeist dreizehn Unzen,

darauf das Ganze während 4 Wochen, unter öfterm Umschütteln, bei Seite gestellt und demnächst filtrirt.

---

## Tinctura Ferri acetici (*Essigsaure Eisentinktur*).

Man nimmt: reines schwefelsaures Eisenoxyd zwei Unzen und sieben Drachmen, essigsaures Bleioxyd drei Unzen,

zerreibt beide Salze zusammen in einem eisernen Mörser, bis sie eine gleichförmige breiichte Masse darstellen. Alsdann bringt man, nach Hinzufügung von sechs Unzen destillirten Wassers und zwölf Unzen besten Weinessigs, das Ganze in einem eisernen Kessel zum Sieden und setzt nach dem Erkalten noch hinzu:

höchst rectificirten Weingeist zehn Unzen.

Die Mischung wird sodann in einem gut verschlossenen Gefässe während mehrerer Monate, unter zeitweisem Umschütteln bei Seite gesetzt und erst, wenn sie eine genügende hochrothe Farbe angenommen hat, vom Bodensatz abfiltrirt.

Man erhält auf angegebene Weise eine Tinktur von angenehm mildem Geschmack und Geruch. Beide sind dem Malagawein auffallend ähnlich und zwar besonders bemerkbar, durch Zusatz von arabischem Gummi und Wasser in Mixturform, dahingegen durch zugesetztes Traganthgummi*) sowohl

---

*) Das Traganthgummi eignet sich übrigens, sowohl seiner einhüllenden Eigenschaft, als auch des billigen Preises halber, vorzugsweise in Verbindung mit Stoffen von scharfem, salzigem oder laugenartigem Geschmack, und

die Farbe als auch Geruch und Geschmack beeinträchtigt wird. Je älter diese, so wie auch die essigsaure Kupfertinktur, wird, um so angenehmer von Farbe, Geruch und Geschmack werden beide, so dass ihre Darstellungsweise in (im Verhältniss zum Gebrauch) grosser Menge räthlich ist.

Es ist übrigens bei der Bereitung beider Tinkturen, geflissentlich, (in stoechiometrischer Beziehung) ein geringer Ueberschuss von Eisen-, respective von Kupfer-Vitriol vorgeschrieben, um so zu verhindern, dass auch nur ein Minimum unzersetzten Bleizuckers in den Tinkturen enthalten sein könne. Die kleine Quantität überschüssigen Vitriols krystallisirt dann auch bei einiger Ruhe sehr leicht aus der geistigen Flüssigkeit heraus, und eine, auf angegebene Weise bereitete Tinktur, ist als durchaus frei von Bleigehalt zu betrachten. —

---

## Tinctura Chelidonii (*Schellkrauttinktur*).

**Man nimmt:** frisches, blühendes Schellkraut in beliebiger Menge, zerstösst selbiges in einem steinernen Mörser, presst es stark aus, und vermengt den erhaltenen Saft mit gleichen Theilen höchst rectificirten Weingeistes.

Unter öfterm Umschütteln digerirt man einige Tage hindurch und filtrirt dann.

---

dürfte in den meisten Fällen den theurern, leicht dem Verderben unterworfenen Syrupen vorzuziehen sein. Das passendste Verhältniss ist, ein Scrupel auf acht Unzen Flüssigkeit, und es sei erlaubt, hier eines, an sich geringfügigen Handgriffes zu erwähnen, der die praktische Anwendung des Traganths bedeutend erleichtert. Man thut nämlich wohl, sich zu diesem Behufe keines Mörsers zu bedienen, sondern das gepulverte Gummi rasch in das, zur Aufnahme der Mischung bestimmte und vorläufig circa ein bis zwei Unzen kalter Flüssigkeit enthaltende Glas zu schütten, die Oeffnung mit dem Finger zu verschliessen, während einiger Minuten rasch zu schütteln und alsdann die übrige Flüssigkeit vor und nach zuzusetzen. Man erhält so eine ganz gleichförmige schleimige Mischung ohne alle Klümpcher. — Ein Traganth-Mucilago vorräthig zu halten, geht jedoch nicht an, indem dasselbe in gar kurzer Zeit in Fäulniss übergehen würde.

Auf ganz gleiche Weise wird bereitet die:

Tinctura Bursae pastoris (*Täschelkrauttinktur*).

---

## Tinctura Seminum Card. Mariae (*Frauendistelsamentinktur*).

Man nimmt: Samen der Frauendistel, fünf Pfund, übergiesst selben, ohne ihn vorher zu zerkleinern, in einem passenden Gefässe mit
höchst rectificirtem Weingeist und
destillirtem Wasser, von jedem fünf Pfund und digerirt, unter öfterm Umschütteln, acht Tage hindurch, presst dann aus und filtrirt.

Es ist deshalb zweckmässig, den Samen in ganzer Form anzuwenden, weil einestheils nur die Samenhäute das Wirksame enthalten, und anderntheils der innere Kern, vermöge seines Oel- und Mehlgehalts, der Extrahirung nur hinderlich ist.

---

## Unguentum Bursae pastoris (*Täschelkrautsalbe*).

Man nimmt: gut zerstossenes frisches Täschelkraut ein Pfund,
Schweinefett zwei Pfund.

Sie werden bei gelindem Feuer bis zur Verdunstung des Wässerigen gekocht und dann ausgepresst.

---

## Unguentum Calaminaris (*Galmeisalbe*).

Man nimmt: Schweinefett zwölf Unzen,
gelbes Wachs drei Unzen.

Der, über gelindem Feuer, geschmolzenen Masse mische hinzu:

aufs Feinste zerriebenen Galmei,
„ „ „ armenischen Bolus,
„ „ „ Bleiglätte und
„ „ „ kohlensaures Bleioxyd,
von jedem zwei Unzen.

Vor dem völligen Erkalten werden noch:

zerriebener Kampher, zwei Drachmen

hinzugemischt und das Ganze kühl aufbewahrt.

---

## Unguentum Jodi (*Jodsalbe*).

Man nimmt: reines Jod fünfundzwanzig Gran, zerreibt es unter Zusatz von einigen Tropfen
höchst rectificirten Weingeistes aufs Genaueste und mischt es alsdann mit einer Unze Schweinefett.

---

## Zincum aceticum (*Essigsaures Zinkoxyd*).

Man nimmt: reines krystallisirtes schwefelsaures Zinkoxyd,
do. do. essigsaures Bleioxyd,
von jedem gleiche Theile, löset jedes Salz besonders, in der zehnfachen Menge heissen, destillirten Wassers auf, und vermischt unter fortwährendem Umrühren beide Flüssigkeiten mit einander.

Durch die, vom Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit, lässt man so lange Schwefelwasserstoffgas streichen, als sich noch eine Spur von Bleigehalt (— kenntlich durch den schwarzen Niederschlag —) zeigt.

Die essigsaure Zinklösung wird sodann durch Abdampfen, nach den Regeln der Kunst zum Krystallisiren gebracht.

# Register.

## B.

## C.

## D.

## E.

# F.

## H.

# I.

## L.

## M.

## O.

## Q.



## R.

## S.

## T.

## W.

## Z.